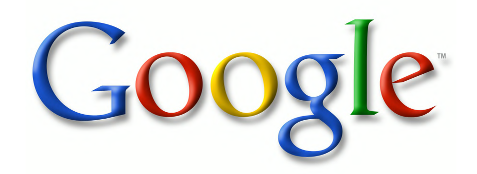
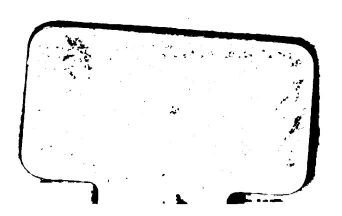
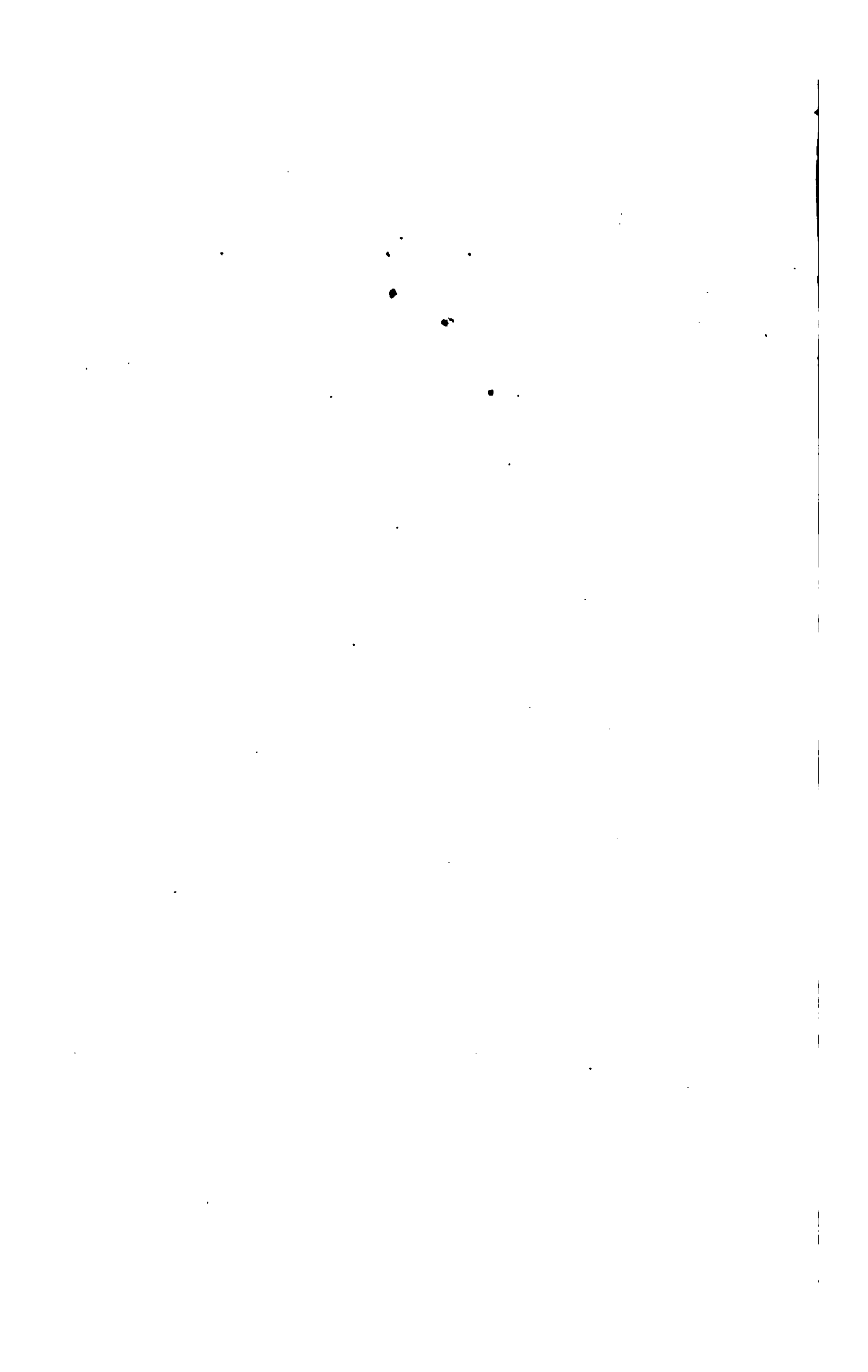





TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



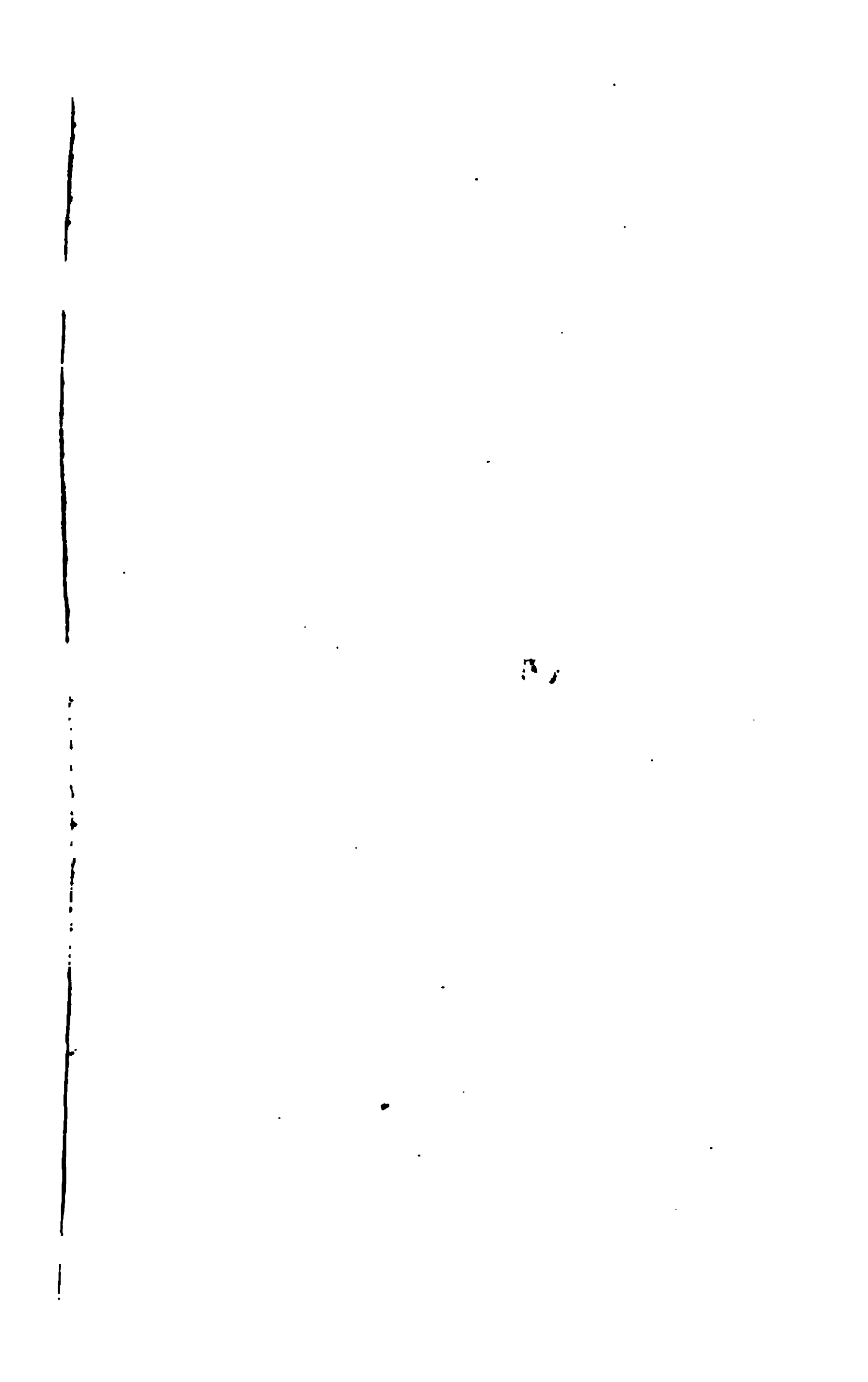


Sammlung historischer Bildnisse.

Dritte Serie.

VI-VII

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1876.





Joseph von Görres.

Joseph von Görres.

Aus Anlaß

seiner hundertjährigen Geburtsfeier

in seinem

Leben und Wirken dem deutschen Volk geschildert

von

Joseph Galland.

Mit Görres' Bildniß.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1876.
Zweigniederlassungen in Strassburg, München und St. Louis, Mo.

„Ich stimme überall für die frische, grüne Wahrheit ohne alle Furcht.“

Görres.



Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Die bevorstehende Feier des hundertjährigen Geburtstages Josephs von Görres bestimmte den Verfasser vor nun etwa Jahresfrist, die Resultate seiner mehrjährigen ihm so lieb gewordenen Studien über das Leben und die Schriften des einzigen Mannes in einer Reihe von Artikeln niederzulegen, wie sie seit August verflossenen Jahres in den Sonntagsbeilagen der Berliner „Germania“ erschienen. Mehrfachen freundlichen Aufforderungen von competenter Seite, dieselben auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat er um so lieber Folge geleistet, da zu der herannahenden Säcularfeier eine größere Arbeit über Görres von anderer mehr befähigter Seite nicht zu erwarten stand. So sind denn jene Artikel, jedoch vielfach umgegossen und ergänzt, in der vorliegenden Schrift vereinigt worden, deren erste größere Hälfte sie etwa bilden mögen.

Der Verfasser ist nun durchaus frei von jener anmaßenden Meinung, damit ein würdiges Denkmal gestiftet und eine monumentale Biographie geliefert zu haben, wie sie das schuldige Angedenken an den gewaltigen Görres freilich schon längst gefordert hätte, und vor Jahren auch einmal von Phillips, Windischman und Guido

Görres mit vereinter Kraft geschaffen werden sollte; seine Schrift soll nur ein Baustein zu der weithin ragenden Ehrensäule sein, welche das deutsche Volk und vor Allem Deutschlands Katholiken dem großen Manne zu errichten schuldig sind.

Dankbarliche Liebe und bewundernde Verehrung haben dem Verfasser die Feder geführt; mit derselben Liebe und Verehrung möchte er auch seine Leser gegenüber jenem Manne erfüllen, der als warmer Patriot, als großer Gelehrter und treuer Sohn der heiligen Kirche seines Gleichen suchend in der Geschichte Platz genommen.

Aus einer traurigen, wildstürmenden Vergangenheit ragt sein Name und sein Wirken in unsere wirre Zeit hinüber. Und wenn ehedem der Name Görres allen Gutgesinnten Trost und Losungswort gewesen, so mag er in den hochgehenden Wogen der Gegenwart nicht minder tröstend, stärkend und ermunternd uns entgegenleuchten, da er, wenn gleich gestorben, doch in dem, was sein Geist geschaffen, unvergänglich fortlebt.

Kaum mag das Leben und Wirken eines andern großen Mannes in so innigem Zusammenhang mit seinen Schriften stehen, wie bei unserm Görres. Darum haben denn auch diese vorzugsweise Berücksichtigung gefunden, und, wo es anging, wurden auch seine eignen Worte in die Schilderung hineinverwoben, da nur kleinlicher Unverstand statt der klaren, hellen Farben, wie der Held sie selber zu seinem Bilde hergegeben, unklare und matte nehmen würde.

Das am Ende mitgetheilte Verzeichniß der Görresliteratur, sowie der einzelnen von ihm verfaßten Schriften

und Aufsätze, wie sie im Verlaufe von beinahe einem halben Säculum für die verschiedensten Zeitschriften niedergeschrieben wurden, dürfte manchem seiner Freunde und Verehrer nicht unwillkommen sein.

Zum Schlusse muß sich der Verfasser noch gestatten, allen Denen, die durch freundliche Winke und werthvolle Mittheilungen ihm bei der schwierigen Arbeit an die Hand gegangen und namentlich zur Beschaffung des sehr zerstreut liegenden Materials behülflich waren, hiermit seinen herzlichsten Dank auszusprechen, vornehmlich den Herren Dr. Hülskamp in Münster, Dr. Binder, Dr. Jochner, Dr. Strobl und Exprovinzial P. Aventin in München.

Münster, im Januar 1876.

J. G.

Joseph von Görres.

Einleitung.

> O deutsches Volk, der größten Söhne einen
> Hast du verloren, den dein Boden trug,
> Sein war dein Jauchzen und dein Weinen,
> Sein jede Wunde, die der Feind dir schlug.
> Für dich hat er gerungen und gestritten,
> Du hast allein sein großes Herz besessen,
> Und dir zu Liebe hat er viel gelitten —
> Doch Alles hast du heute schier vergessen.
>
> Schrott.

Leider ist es wahr, was der Dichter hier vom frischen Grabe des großen Görres aus mit schmerzbewegter Brust dem deutschen Volke zugerufen. Während seine Dankbarkeit in Wort, in Schrift und Stein ein Denkmal denen setzt, die in guter oder schlimmer Zeit sich seiner vorzugsweise angenommen, die in Reim und Prosa sein Lob und seinen Ruhm gesungen, oder auch noch weniger gethan, ja selbst deren Namen preist und im Buche andachtsvoller Erinnerung aufbewahrt, die nichts weniger als Verdienste um des Volkes religiöse oder politische Interessen sich erworben und höchstens durch den Reichthum materieller Güter und des Talents oder gar durch eine Art genialen Uebermuthes vor der großen Masse sich hervorgethan, — läßt seine Undankbarkeit das Andenken jenes großen Mannes im dunklen Grabe der Vergessenheit vermodern, dem es vor vielen Andern hohe Verehrung und tiefen Dank verschuldete.

Am Vorabende großer Katastrophen, im drohenden Anzuge drangsalvoller Zeiten trugen seine Freunde ihn zu Grabe, und Deutschland hatte seinen treuesten, besten Sohn verloren. Oder wer hat wie er von den ersten Regungen muthgeschwellter Jugendbrust bis zum letzten Athemzuge eines langen Lebens so rein für sein Vaterland gefühlt und auch gekämpft? Wer hat wie er mit so viel Muth und Kraft und auch mit solchen Opfern für Deutschland und sein Volk überall und zu jeder Zeit gerungen und gestritten? In den schönen Tagen der Freude und des Glückes hat sein Herz mit ihm gejubelt und gejauchzt, und in den schlimmen Tagen des Unglücks und der Schande hat er nicht minder anhänglich und treu sich ihm erwiesen, er hat auch Leid und Schmerz mit ihm getheilt. Aber immer, in Ehren und in Schanden, ist er für die wahren Interessen seines Volkes eingestanden, und wohl Wenige mögen so rastlos und so frei von allem Eigennutz für dessen Wohl und Glück gearbeitet und gelitten haben, als wieder unser Görres.

Als an der Neige des vorigen Jahrhunderts am politischen Himmel die Sonne der vermeintlichen Völkerfreiheit aufgegangen, da hat er dem neuen blendenden Gestirn mit trunkener Jugendlust frohlockend zugejauchzt, der langersehnten sein ganzes gluthvolles Herz dahingegeben, für sie gestritten in Wort und Schrift mit ganzer Seele, bis sie seinem scharfen Auge als falschen Bastard sich entpuppte und dem corsischen Despoten als feile Buhlerin sich hingab. Und wie vorhin Verehrung und Begeisterung, so füllte jetzt seine Seele der größte Abscheu und gerechter Haß gegen die Betrügerin und ihren stolzen Gesellen. Mit seinem Herzblut wie in Flammenzügen stritt er im „Rheinischen Merkur" für die Rettung seines Landes gegen dessen hartherzigen Bedrücker. Der aber fühlte wohl den Einfluß einer solchen „Großmacht", und damals wußten auch die alliirten Fürsten die einflußreiche Kraft des Koblenzer Streiters gar sehr zu

achten, dessen Feder ja ein ganzes Heer aufwog. Und als der fremde Dränger vom heimathlichen Boden weggedrängt, Deutschland aber wieder frei geworden war, da stimmte er aus voller Seele mit ein in das Frohlocken der Begeisterung, die Land und Volk durchzog; zugleich aber mahnte er mit eindringlichster Stimme die sieggekrönten Fürsten, nun auch die wahre Freiheit aufzubauen und abzulassen von den alten Weisen erniedrigender Bedrückung des nun freien Volkes. Jene aber hörten nicht die mahnende Stimme des mächtigen Rufers und, berauscht vom Siegesjubel, geängstigt auch und mißtrauisch gemacht durch das Echo der Freiheitsgesänge, das über den Rhein hinüber auch in deutschen Gauen Wiederhall gefunden, glaubten sie die alten Formen der Bedrückung wiederum aufnehmen und so die Freiheitsstrebungen im Herzen des Volkes selber langsam ersticken zu dürfen. Görres aber hörte nicht auf, den Mächtigen der Erde mahnend zuzurufen, sie bittend und beschwörend, doch abzulassen von ihrem verwerflichen, verderbenbringenden Vorgehen. Wie mit Prophetenblick entrollte er ihnen das dunkle Bild der Zukunft, er zeigte ihnen den Abgrund, aus welchem die grausige Revolution ihnen drohend schon entgegenschaute, jeden Augenblick bereit, einer entfesselten Furie gleich, wie ehedem in Frankreich, so nun auch in Deutschland wilden Umzug zu halten. Die Gemahnten aber jagten den unbequemen Seher zum Lande hinaus, und als ein „Volksaufwiegler" und „Revolutionär" mußte nun der ein volles Jahrzehnt hindurch das bittere Brod der Verbannung essen, welcher wie kein Anderer die Revolution gehaßt, wie kein Anderer gegen sie gekämpft und gearbeitet hatte.

Da kam der große Wendepunkt in Görres' Leben. Hatte er vorher vom Staate und von den Fürsten der Völker Heil und Freiheit erwartet, so war ihm nun dieses Hoffen und Vertrauen gründlich verleidet worden, und den bewundernden Blick auf die Kirche wendend, die nach Außen zwar

arm und ganz verlassen schien, dem tiefer Schauenden aber die unversiegbare göttliche Kraft in ihr entgegenhielt, hoffte er nun von dieser allein noch alles Heil und Glück für die Menschheit und sein armes Vaterland. Ihre Interessen galten ihm von nun an gleich mit denen Deutschlands, und an ihr Heil und Wohl glaubte er auch seines Volkes Heil und Wohl unzertrennlich fest geknüpft. Daher sein unablässiges Streiten und Kämpfen für die Rechte der Kirche, daher sie allein fortan der Angelpunkt all' seines Denkens, Fühlens und Handelns. Mit beispiellosem Muthe und niegesehener Kraft ist er als Jüngling und als Mann für die politischen Rechte seines Volkes eingestanden, mit größerem Muthe noch und stärkerer Kraft hat er in Zukunft dann die Vertheidigung der Kirche durchgeführt, der Ersten einer in der Reihe der edlen Vorkämpfer für religiöse und kirchliche Freiheit. Gebildet in der Schule des Lebens, geübt und ergraut in stetem Kampfe, bewandert wie kaum ein Zweiter auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und auch in der kirchlichen Wissenschaft mit bewunderungswerthen Kenntnissen ausgestattet, ein scharfer, heller Geist, der weit ausschaut und zugleich auch in die Tiefen dringt, dabei von Natur uneigennützig, wahrhaft und charakterfest, — so trefflichst ausgerüstet hat Görres, unterstützt durch die Kraft von Oben, zum größten Segen jene Sendung ausgeführt, die ihm Gott verliehen hatte, „ein Zeuge, ein Kämpfer für die ewige Wahrheit zu sein vor einem verderbten Geschlechte". So war sein ganzes Leben ein langes fortgesetztes Arbeiten und Kämpfen für die wahren Interessen seines Volkes.

Und welcher Lohn ist ihm dafür geworden? Von der Welt kein Dank, nur Undank hat er eingeerntet; die höchsten Güter, Vaterland und Heimath, wurden ihm genommen, das Andenken an ihn ausgelöscht, seine Ehre gar und sein guter Name von frivolem Spotte und frecher Verläumdung schmutzbedeckt jenem wechselvollen und charakter=

losen Wesen überliefert, das sich die vielgepriesene öffentliche Meinung nennt.

Kaum jemals ist das Leben und das Wirken eines großen Mannes verschiedener und ungerechter beurtheilt worden, als das des großen Görres. Seine Zeitgenossen wußten ihn vornehmlich in seiner letzten, specifisch katholischen Lebensperiode größtentheils nicht mehr zu verstehen und zu würdigen, da er, durch reifliche Erfahrung sturmbewegter Tage und seinen prophetischen Zukunftsblick gedrängt, seiner Zeit und ihren engbeschränkten Ansichten weithin vorausgeeilt war. Die literarischen Stimmführer aber und ihr ganzer Anhang konnten es ja nimmer über's Herz gewinnen, dem Manne die wohlverdiente Anerkennung und Bewunderung zu zollen, der mit so viel Geist und Kraft, mit so viel Liebe und Begeisterung der verhaßten Kirche sich angenommen, nicht aber ihrer schiefen, seichten Ansicht über Glauben und Moral, Bildung und Aufklärung, wie der erste beste aus dem großen Haufen beizustimmen sich gefallen ließ. So haben sie in ihrer Alles ausschließenden Intoleranz für ihn, für einen der größten Söhne seiner Zeit, kein Wort der Anerkennung und des Dankes finden können und sein Andenken einfach mit Vergessenheit bedeckt, oder aber einen Schwärmer und Phantasten, unklaren Kopf und rabiaten Jesuiten ihn gescholten, der für den Aberglauben und des Volkes Verdummung eine schartige Lanze eingelegt. Die Zwerge aber aus der Epigonenzeit möchten gern an ihm zum Riesen werden, dessen Leben und vielgestaltiges, umfassendes Wirken sie entweder gar nicht kennen, oder doch von ihrem kleinlichen, intoleranten Standpunkte aus nicht zu begreifen und zu würdigen verstehen. Ja selbst die Katholiken, seine Glaubensgenossen, haben dem Andenken des großen Säcularmenschen, um Göthe's treffenden Ausdruck zu gebrauchen, nicht genug gethan. Freilich, der Name Görres, der seiner Zeit mit hellem Klang die ganze Welt

erfüllte, ist bei ihnen noch nicht völlig ausgeklungen, und Mancher weiß auch noch, daß er ein großer, um den Glauben und die Kirche hochverdienter Mann gewesen, daß er das „Rothe Blatt“ und „Rübezahl“, den „Rheinischen Merkur“ und „Athanasius“ geschrieben, daß Napoleon das Organ des allgewaltigen Publicisten die „fünfte Großmacht“ nannte, daß von ihm der Impuls zur Herausgabe der um die katholische Sache hochverdienten „Historisch-politischen Blätter“ ausgegangen, und noch mehr.

Aber, so fragen wir, wie viele unter ihnen mag es geben, die dem Manne selbst, wie er sich in seinen Schriften besser und klarer vielleicht als irgend ein Anderer ein Portrait und Spiegelbild seiner selbst und seiner großen Ideen aufgestellt hat, näher getreten sind? Wie viele, die hier an seinem edlen, reinen Streben sich erbaut und aufgerichtet und aus dem unversiegbaren Borne lebendiger, urkräftiger Gedanken wahre Begeisterung für die Wahrheit und das Gute getrunken haben? Und doch gehören jene Schriften mit ihrem edlen, markigen Stil und den gewaltigen, wundersamen Bildern zu den so seltenen Geistesprodukten, die vermöge ihres großartigen Standpunktes, vermöge ihrer allgemein wahren, weil aus dem innersten Kern der Sache entwickelten Principien, die so alt wie die Welt, doch ewig neu des Menschen Brust erfüllen und bewegen werden, nicht nur für die Spanne Mitwelt, sondern für alle Zeit geschrieben und in den Conceptionen der Vergangenheit zugleich hellbeleuchtete Portraits der Gegenwart, ja selbst Prophetenstimmen für die Zukunft sind.

Joseph von Görres ist freilich schon über ein Vierteljahrhundert todt, leiblich todt; aber sein Geist, der in Allem, was er uns zum Erbe gewirkt und geschrieben, ganz und hell erleuchtet vor uns steht, ist nicht gestorben, sondern muß und soll zum Siege dessen mitverhelfen, wofür er seine ganze Titanenkraft und sein langes Leben bis zu

dessen letztem Hauche eingesetzt. Männern wie Görres gegenüber darf die Mit- und Nachwelt nicht mit des alten Claudius bekanntem Worte: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben!“ sich begnügen lassen; nein, sie müssen auch fernerhin wandeln und leuchten als hellstrahlende und warnende Sterne am Menschenhimmel, sie müssen weiterreden als gottbegnadete Seher zu Nutz und heiligem Frommen der gegenwärtigen und kommenden Geschlechter, fortleben und fortwirken als stärkere Geister in den dankerfüllten Herzen ihrer schwächeren Brüder.

Man wolle nicht den oft gehörten Einwand erheben, Görres, der gelehrte Kathedermann, könne nun einmal kein Volksmann, und darum auch sein Andenken niemals populär werden. Nein, Görres, der Kathedergelehrte, soll auch nicht Volksmann werden; er mag immerhin denen allein verbleiben, die Lust und Beruf in sich verspüren, dem Geistesriesen auch in die hohen Regionen abstrakter Wissenschaft zu folgen. Aber der Görres, der aus dem Volke und zum Volke redend für dieses Volkes heiligste Interessen sein ganzes Leben aufgeopfert hat, soll und muß ein Volksmann werden! Der Görres, der in schlimmer Zeit mit so viel Liebe und Muth, Kraft und Erfolg gegen zahllose mächtige Feinde der bedrängten Kirche sich angenommen, ihrer Vertheidigung Geist und Herz und all' seine Tage geschenkt, den das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche den großen Mann genannt, soll und muß fortleben und fortwirken im katholischen Volke, muß von ihm gekannt und dankbarlich verehrt werden.

„Das Vaterland bedauert jetzt in seiner Zerrüttung, daß es keinen zweiten Görres hat.“ So schrieb der Schüler des großen Mannes, Professor Sepp, als er noch in den Bahnen seines großen Meisters wandelte. Das war ein schönes, wahres Wort, und wenn die edlen Männer Deutschlands für jene politisch-traurige Zeit nach 1848 den hinge-

gangenen Geist des alten Görres, des mächtigen Rufers, der da redete wie Einer, „der Gewalt hat“, aus frischer Grabesruhe hinaufcitiren mochten, auf daß er Volk und Fürsten, wie einst in vergangenen Tagen, zum Frieden mahne und zur Einigkeit, dann möchten wir in den sturmbewegten Tagen unserer Zeit, im heißen Kampfgewühl der Gegenwart um so mehr bedauern, daß uns der muthige, unerschrockene Kämpe, der große, sieggewohnte Feldherr fehlt, der seine Freunde um Kopfeslänge überragte, seinen Feinden aber allzu hoch dastand, als daß ihre giftigen Pfeile ihn erreichen konnten.

Und auch jene Zeit wird einst noch kommen, welche, besser als die ihr voraufgegangene, unserm Görres den wohlverdienten Tribut dankbarlicher Verehrung nicht versagen wird. „Der jetzigen Zeit ist ihr Vater fremder geworden,“ schrieb einst der edle Böhmer an Maria Görres, „aber sein Name, sein Wesen, seine Wirksamkeit wird doch einst wieder geschichtlich auftauchen, wenn noch größere Entfernung von seiner Zeit wieder den jetzt verdunkelten Ueberblick erhellt.“

Die vorliegende Schrift aber möchte, wenn auch nur zu einem bescheidenen Theile, dazu beitragen, den Vorhang der Vergessenheit, der das herrliche Bild des großen Görres verhüllt, zu lüften, die widrigen Nebel und Wolken, mit denen die Ungunst der Zeiten und feindliche Tücke den strahlenden Glanz dieses Ehrenmannes umdüstert haben, zu verscheuchen, damit er wieder seinen katholischen Brüdern und allen Besseren unserer Zeit in ehrenvolle und dankbarliche Erinnerung komme. Dann ist der Zweck der Arbeit erreicht, und alle Mühe reichlich belohnt.

I.

Görres' Geburt und erste Jugendzeit.

Im Jahre 1776, am Tage Pauli Bekehrung (25. Januar), als eben um Mittag die Glocken zum Angelus läuteten, erblickte Johann Joseph Görres in der damals kurfürstlich trierischen Stadt Koblenz das Licht der Welt und ward nach Ausweis des Kirchenbuches der alten Pfarrkirche zum hl. Kastor noch am nämlichen Tage getauft. Der Vater, Moritz Görres, war ein schlichter Mann von einfach biederem Wesen, ein von dem damaligen verrotteten Franzosenthum auf bürgerlichem und geistigem Gebiete noch unangekränkelter und tief gläubiger Mann, der einen ihn und seine Familie redlich ernährenden Handel mit Bauhölzern trieb; die Mutter eine geborene Mazza, wie schon der Name besagt, aus italienischem Blute, aber frei von dem oft extravaganten, quecksilbernen Wesen so mancher Südländer, vielmehr eine stille, fleißige Hausfrau. Die Familie war eine angesehene und in der ganzen Stadt verzweigte. Die Mutter, deren Ahnen vor Zeiten gleich den Brentanos über die Alpen gestiegen und auf der Weltstraße des levantinischen Handels von Venedig über Augsburg, Nürnberg nach den rheinischen und niederländischen Städten bis zum hanseatischen Norden hinüber als Kaufleute weiter wandernd in Koblenz sich dauernd niedergelassen, hatte drei Brüder, von denen der eine viele Jahre hindurch Bürgermeister der Stadt war, ein anderer sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, und der dritte als Advokat in Koblenz lebte. Ihre zahlreichen Schwestern hatten sich mit den angesehensten bürgerlichen Familien ehelich verbunden. Alle diese Verhältnisse in der alten fränkischen Rhein- und Moselstadt waren sehr einfacher und beschränkter Natur, alle diese Oheime und Tanten, Vettern und Basen nüchternen Gemüthes und etwas hausbackenen Verstandes;

Eltern brav und schlicht, ganz nach dem Schnitt und Muster der guten alten Zeit; aber es war ihnen nicht gegeben, geistig mittheilsam und fruchtbringend auf Verstand und Gemüth ihres Erstgeborenen einzuwirken. Im väterlichen Hause selbst sah und hörte dieser nichts, was sonst so Vielen zur Weckung und Verfeinerung der Gefühle dient, wohl aber sah er die robusten, wetterfesten Gestalten der Rhein- und Moselschiffer und Flötzer mit ihren sonnenverbrannten Gesichtern; er hörte ihre schweren Tritte, ihre rauhen Stimmen und derben Ausdrücke. Diese gingen an der Wiege des Kindes vorüber und begegneten dem Knaben auf seinen Schritten durch das erste Jugendalter. Auch die nachgeborenen zwei Söhne und vier Töchter des alten Görres waren treue Abbilder der einfachen genügsamen Zeit und konnten gleichfalls auf die geistige Entwickelung ihres ältesten Bruders von keinem günstigen Einflusse sein. Unser Görres dagegen schien „aus der Art geschlagen", und das bisher nicht zum Durchbruch gekommene südländische Blut auf einmal in ihm wieder lebendig geworden und warm in seiner Brust zu pulsiren. Ihm, dem „excentrischen Kopf", konnte der nüchterne, selbstgenügsame, an Philisterhaftigkeit streifende Geist der Familie und der Zeit nicht genügen, und beide stießen sich gleich feindlichen Polen gegenseitig ab. Um so weniger also mochte der mit den glänzendsten Anlagen des Geistes, einem hellen, durchdringenden Verstande, einem überaus phantasiereichen und tiefen Gemüthe ausgestattete Knabe in einer solchen „geistigen Dürre und Mittellosigkeit" kräftige Anregung und fördernde Unterstützung finden, sondern, eher zurückgestoßen als gefördert, einsam und auf sich allein angewiesen, mußte er am Vorabende einer der gewaltigsten Umwälzungen, die je die Welt gesehen, unter tausend Mühen und Gefahren die geistigen Waffen sich selbst suchend zum großen Geisterkampf sich rüsten und über unzählige Klippen und Sandbänke eigener schmerzlicher

Erfahrung, in wilden, sturmbewegten Tagen seine Jugendzeit in ein ruhigeres gefestigtes Mannesalter hinüberlanden.

Dazu kam die armselige, noch mitten im Rococco befangene Zeit ohne Männer und ohne Charaktere, überall und nirgends im Vaterlande, alle zehn Meilen weit ein anderes Kleindeutschland, gemüthliche, mattherzige Regierungen, die mit dem deutschen Zopf den französischen Frack vereinten. Görres selbst schildert die Constellation der politischen Gestirne, die seiner Geburt leuchteten, später in seiner Schrift: „Teutschland und die Revolution“ [1] im Tone prophetischer Warnung an seine Zeitgenossen folgendermaßen: „Wohl thut Ruhe und stilles Gemach vor allem Anderen Noth dieser Zeit, die sich in rastlosem Treiben beinahe aufgerieben; aber es darf nicht die Ruhe der Trägheit, sondern allein jene gehaltene, feste Gelassenheit sein, die nicht in leerer Hast sich abmüdet, sondern gemessen und ihrer selbst gewiß mit dem geringsten Kraftaufwand ihre Zwecke zu erreichen weiß. Die Nation erkannte, daß Teutschland nicht damit gedient sein könne, jenes träge, lahme und taube Wesen zurückzuführen, wie es vor den Bewegungen der letzten Zeit bestanden, wo das öffentliche Leben ohne Berg und Thal flach und öde wie eine Haide hingezogen, auf der die verschiedenen bürgerlichen Gesellschaften ihre Pferchen aufgeschlagen. Nicht darum sind so furchtbare Stürme über Europa hergezogen, daß schon, während sie noch nachdonnernd am fernen Gesichtskreis stehen, jenes Reich der Mittelmäßigkeit, das sie zersprengt, sich wieder zusammenfinde, in dem jede Kraft ein Mißklang ist, jedes Talent eine gefährliche Gewalt, jede Idee als eine Plage gilt, und jede Erhebung und Begeisterung als eine gefährliche Narrheit behandelt wird. Jene Verknöcherung, die alle edeln Lebenstheile in Erstarrung hielt, soll uns nicht noch einmal als

[1] Görres' Polit. Schriften. IV. 101 ff.

Gesundheit gelten; noch jene Gemeinheit, in der Staat, Stände und Ordnungen ihrer eigenen Idee bis auf die letzte Erinnerung vergessen hatten, als Bildung zur Humanität und kosmopolitische Gesinnung. Nicht kann ferner diese Philisterei uns frommen, die ohne Weltansicht im Erkennen alles Höhere mißversteht; im Handeln aber ohne Würde dem Engsten, Kleinlichsten sich ergibt, und nirgendwo das Verhältniß von Ursache und Wirkung durchschauend, durch das Gewöhnlichste sich verwirren und zu übereilten Handlungen hinreißen läßt. Nicht mag fördern das Werk der Zeit jene steife, ungelenke Pedanterie, die in Allem nur nach strenger Methode verfahren will; . . . . nicht flache, abgegriffene und verschliffene Höflinge, die die Unbedeutenheit treiben wie ein Studium, und das Nichtige wie ein Geschäft, kann fortan die Geschichte brauchen; . . . . nicht jene laue Gleichgültigkeit, jene theilnahmlose Unbekümmerniß, jene flache Trivialität der Gesinnungen, jene klägliche Nüchternheit, ... jene Flickschusterei der verletzten Zeit ohne Idee und Adel der Gesinnungen, ohne Kraft, Würde, bloß durch einen verdumpften Rechtsbegriff im besten Falle geleitet."

Der weltliche und geistliche Regent von Görres' engerem Vaterlande war der Erzbischof und Kurfürst von Trier, Clemens Wenceslaus, aus dem mächtigen Kurhause der Sachsen, der letzte in der Reihe der trierischen Krummstabregenten, der von Herzen gut und fromm, aber ohne Kraft und Talent in politischen Dingen wie eine Wetterfahne bald zur Linken, bald zur Rechten und bald auch wieder zum Centrum sich hinüberneigte, wie eben der Wind aus den Kammern seiner Räthe zu ihm herüberblies.

So mußte Görres selber sich Lehrer und Führer werden; und wenn man jemals von einem Manne hat sagen können, daß er Autodidact gewesen, so gilt das von ihm im höchsten und doppelten Maße, Autodidact im Gebiete des Wissens, Autodidact auch in der Wissenschaft des Lebens.

Aber was ihm Eltern und Verwandte, was ihm die nächste Umgebung und die ganze Zeit nicht zu geben vermochte, das sollte ihm Gottes Finger in der Lenkung der Völker und die herrliche Natur in reiner, unverfälschter Weise übermitteln.

In der Rheinstraße zu Koblenz, wo jetzt der große Gasthof „Zum Riesen" steht, lag dazumal sein väterliches Haus, gleichfalls „Zum Riesen" benannt, weil ein Schild mit einem gewaltigen Riesen die Front oberhalb der Thür verzierte. Diese, nach Sitte jener Zeit in die Quere gespalten, gleichsam aus Ober- und Unterthür bestehend, an welcher unser Görres nach Kinderart seine ersten Reit- und Kletterkünste geübt, führte in den dunklen Hausflur und von da in das geräumige Wohnhaus ebener Erde. „Altväterliche Stühle mit krummen Füßen und geschweiften Rücklehnen; ein gleich unscheinbares Kanapee, ein Festtisch zum Auseinanderschlagen, eine große Wanduhr mit ihren schweren Gewichten, endlich als Hauptschmuck eine Kommode mit einem Glasschrank darüber; dort hinter dem Glas standen die Leuchter und die roth geblümten porcellanenen Kaffeekannen und die niedrigen Kaffeeschalen von den einfachsten Formen, nebst einigen Gypsfiguren. Das war der ganze Hausrath des rheinischen Bürgers. Von all' unserm modernen Luxus keine Spur; auch kein Conversationslexikon und kein Schiller und kein Göthe auf dem Mahagonibücherbrett, sondern der heurige, mit Papier durchschossene Wandkalender neben der Uhr, und die Gebets- und Andachtsbücher der Familie an bekannter, leicht greifbarer Stelle.... Auch die Kleidung, der Tisch und die ganze Lebensordnung zeugten von der gleichen Einfachheit und Genügsamkeit. Man aß schwarzes Brod und einfache und kräftige Hausmannskost; die Speisen waren nach Werkeltagen und Sonntagen und Feiertagen und den Jahreszeiten genau geordnet. Ein Zuckerbäcker hatte sich erst neuerlich in der Stadt aufgethan.

Der eigene Herd hatte auch das Backwerk geliefert. Extrakuchen waren in der Apotheke gewürzt und gebacken worden. Guter, alter, aromatisch duftender Rheinwein, flüssiges Sonnengold, machte bei festlichen Familientafeln die Hausehre. Und so lief das ganze Leben in dieser voreltelichen Zeit, geregelt gleich dem Wechsel der Jahreszeiten und geräuschlos gleich den Wellen des Rheines, friedlich und harmlos in seinem gewiesenen Bette dahin."

Also hier noch Alles nach dem alten Schnitt rheinischen Stilllebens und ruhig dahinfließender Alltäglichkeit, aber ohne aufregende wilde oder sanfte Romantik, für ein reich besaitetes Gemüth, wie der wildstürmende Knabe in seiner jungen Brust es trug, nun einmal unentbehrlich. Ein flüchtiger Blick jedoch aus dem Fenster der niedrigen Wohnstube, ein paar Schritte aus dem kleinen, zwei Stock hohen Hause führte zum majestätischen Rheinstrome hin, dem Doppelspiegel rheinischer Geschichte und rheinischer Natur, in den der wilde und doch poetisch sinnige Knabe so frühzeitig und tief hineingeschaut.

Und vor ihm, auf Inseln mitten im Rheine, erhoben sich, rings von seinen Wassern umspült, zwei altehrwürdige Gotteshäuser, die Klöster Ober- und Niederwörth, das letztere mit seiner Erinnerung in die Zeit des hl. Bernhard hinaufreichend; diesseits links am „Deutschen Ecke", wo Rhein und Mosel, „der Alpensohn und die lotharingische Jungfrau sich vermählen", das deutsche Ordenshaus und die uralte St. Kastorskirche, weiterhin, an diese sich anschließend, die Wohnungen der Capitelherren dieses Stiftes, ein Seminarium und reich dotirtes Waisenhaus, Alles ehrwürdige Zeugen heiliger Begeisterung und tief religiöser Kunst einer herrlichen, längstvergangenen, frommen Vorzeit. Und im innigsten Verbande mit diesen geistigen Reliquien der Ahnenzeit erheben sich weiterhin jenseits über dem Strome die Denkmäler der weltlichen Seite des Mittelalters, und staunend senkt sich das schau-

trunkene Auge vom azurblauen Himmel herab auf die von grünen Rebhügeln bekränzte alte Bergfeste Ehrenbreitstein mit ihren malerischen Zinnen und Thürmen, ihrem mörderischen Geschütz, ihren kriegerischen Festen — Alles ein treues und vollständiges Abbild des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation, das im Grunde freilich längst gestorben und begraben, in der treuen Erinnerung des ächt conservativen und kernhaften Volkes aber fortlebend in harmonischer Mischung des kirchlichen und bürgerlichen Elementes seine glänzenden Bilder damals weiterspann, indem bald lange Züge von Pilgern singend und betend mit Kreuz und Fahnen zum Grab der hl. Hildegard, oder zum Gnadenbilde von Bornhofen, zu den hl. drei Königen nach Köln oder zu den Heiligthümern des großen Karl nach Aachen zogen, bald aber reiche und stattliche Handelsschiffe stromaufwärts von Holland hergezogen kamen, kaiserliche Soldaten mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, den Reichsadler in der Mitte, zu den österreichischen Niederlanden hinmarschirten, oder endlich die Kurfürsten mit prächtigem Gefolge, den neuen Kaiser zu krönen, zur alten Frankfurt sich begaben. Aehnlich wie der jugendliche Göthe in seiner Vaterstadt Frankfurt, so sah auch der junge Görres noch einmal im hellen Aufflackern den alten Glanz einer wundervollen Vorzeit, beide auch sahen den traurigen, schmählichen Sturz, dieser mitten im Kampfe mit unsäglichem Weh und schmerzdurchwühlter Brust, jener ruhig und gefühllos im Kreise seiner Freunde und Anbeter die „Wahlverwandtschaften" schreibend und in „Wahrheit und Dichtung" sich selbst beräuchernd. — Görres mußte eben wie ein Höhenmesser wenigstens in seiner Erinnerung am Uebergange der alten in eine neue Zeit stehen.

Er sah noch den Trauergottesdienst der edlen Kaiserin Maria Theresia bei der Kunde ihres Todes in Koblenz

feiern, er sah die Türkenkriege der Jahre 1788—90, in denen der alte Radetzky als zwanzigjähriger Oberlieutenant seine ersten Lorbeeren pflückte, er sah die französische Revolution, den Sturz des Reiches und die Gefangenschaft des Papstes, er sah und kämpfte im Geiste, nicht einer der Letzten in der großen Reihe der tapferen Streiter, die Befreiungskriege mit, er sah und fühlte in eigener Person den Fürstendespotismus, er sah mit prophetischem Blick das Jahr 1848 mit seinen gewaltigen Stürmen.

Es ist höchst interessant, in den Spiegel der Kindheit und Jugendzeit großer Männer zu schauen. Ihre Züge freilich zeigen auch da schon mehr oder weniger den zum großen Mann Prädestinirten, im Uebrigen aber bringt das Bild dieser werdenden Heroen mit ihrem jugendlich unverstandenen Drängen, Streben und all' den — Streichen den im Kreise der Menschheit Erhöhten uns weit näher und macht uns ihn sympathischer. Historiker und Biographen suchen und haschen deßhalb mit Fleiß nach solchen Zügen, weil sie zudem zur Vollendung des Gemäldes ihres Helden manch' schöne Farben leihen.

Aus diesen Gründen wollen auch wir unsern Lesern dergleichen interessante Züge aus Görres' Kindheit und Knabenzeit nicht vorenthalten und sie in Kürze nacherzählen, wie dieselben Guido Görres, aus dem Munde seines Vaters selbst sie hörend, aufgezeichnet hat.

Eines Tages, als man den unruhigen Geist des Kleinen anderswo nicht länger zu beschäftigen wußte, nahm ihn seine Mutter bei der Hand und führte ihn, der wegen seiner großen Jugend noch in Mädchenkleidern steckte, mit zur Mädchenschule. „Die Thüre öffnete sich, die jungen Schülerinnen saßen auf ihren Bänken; der ungewohnte Anblick der Menge fremder Gesichter und Gestalten überraschte ihn; wie ein scheues Reh schoß er blitzschnell unter einen Tisch. Man setzte ihm mit guten und bösen Worten zu,

er verließ aber sein Versteck nicht, bis man ihm zuletzt Biscuiten vorhielt, denen er nicht widerstehen konnte. Mit der Mädchenschule aber war es nichts. In der Knabenschule war ihm mehr Gelegenheit geboten, seinen muthigen, feurigen, jungen Lebensmuth auszulassen.“ Bald wie ein König an der Spitze seiner Kameraden stehend, übte er mit diesen dann hier, dann dort die tollsten Streiche aus. Die namentlich davon betroffenen gutmüthigen Spießbürger der Rheinstadt nahmen sie eine Zeit lang mit Lachen oder stiller Geduld auf; als er aber wie ein neckischer Kobold schon früh am Morgen an den Häusern vorbeieilend und lustig an den Läden klappernd die Bewohner im gemüthlichen Schlafe störte, und eine schlaftrunkene Alte mit geröthetem Antlitz allerlei würzige Schimpfreden dem längst Entschwundenen nachsandte, kam es zu des gestrengen Herrn Vaters Ohren, der mit der Autorität des geschwungenen Stockes diesen Koboldstreichen seines Erstgeborenen ein schnelles Ende machte.

Erst neun Jahre alt, trat unser Held aus der Elementarschule in die lateinische über. Seit mehr als zwei Jahrhunderten war diese mit dem Jesuitencollegium in Koblenz verbunden gewesen; als aber der Aufkläricht der Zeit und die Hasser der Religion zuerst in den romanischen Ländern und dann auch in Deutschland gegen die Jesuiten in's Feld zogen, doch nicht in offener Feldschlacht, sondern im nächtigen Dunkel mit den Waffen böswilliger Verleumdung und tückischer Hinterlist, als dann Clemens XIV., schwach und von den Höfen bedrängt, die Aufhebungsbulle erließ, da mußte auch das Jesuitencollegium in Koblenz, der zeitweiligen Residenzstadt des geistlichen Kurfürsten Clemens Wenceslaus, fallen, indem der bekannte Febronius-Hontheim und der seichte Kanzler de la Roche (Clemens Brentanos Großvater) trotz zweimaliger Verwendung der Bürgerschaft um Erhaltung desselben über den Beichtvater und das katholische Gewissen den Sieg davon trugen. Zwar blieb es

den Patres gestattet, in ihrer Wohnung zu bleiben und wie bisher Unterricht zu ertheilen, aber die „liberalen“ kurfürstlichen Räthe besetzten bald die meisten Stellen mit Weltgeistlichen, fast alles Leute beschränkten Kopfes und möglichst nach dem Schnitte der in den höheren Regionen herrschend gewordenen Zeitideen gebildet und gemodelt.

So stand es, als der blutjunge Görres jenes alte Jesuitencollegium besuchte, um zunächst mit dem Lateinischen zu beginnen. Wie es üblich war, mußte er nun auch den Patres bei der Messe dienen. Seine Mutter nahm sich die Mühe, ihren hoffnungsvollen Sohn beim Memoriren der Meßgebete abzuhören. Aber es war keine kleine Mühe; die todten, unbeweglichen Buchstaben wollten in dem feurigen, beweglichen Sinne des Knaben, obschon er ein außerordentlich gutes Gedächtniß hatte, gar nicht stecken bleiben, namentlich konnte das Confiteor trotz aller Bemühungen, Versprechungen und Drohungen seiner mütterlichen Lehrerin ihm gar nicht in den Kopf kommen. Da mußte er denn, so gut es ging, trotz alledem den Ministranten spielen. Was er einmal seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, das sprach der schlaue Knabe ganz laut mit ostensibelem Pathos; wenn er aber zum gefürchteten Confiteor kam, so ging er in tief gebückter Stellung, nur leise vor sich hinmurmelnd, gar schnell über die gefährlichen Klippen hinweg, nur die ominösen Worte mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa wieder sehr vernehmlich betonend. Wie fröhlich war er dann, wenn der alte Pater hin und wieder es unterließ, wie gewöhnlich ihm scheltend zuzuraunen: „Kannst Du schon wieder das Confiteor nicht?“

Einst war er dazu ausersehen, mit einer Anzahl von Mitschülern bei der jährlichen Carmeliterprocession zur Verherrlichung der Feier einen Chor von Engeln zu bilden. Nach dem damaligen Rococcogeschmack wurden sie auf's Wunderlichste ausstaffirt: rothe Chorröcke, vergoldete Flügel

und ein langer Degen an der Seite. Die jungen Engel fühlten sich ganz heimisch in ihrer neuen ätherischen Würde, und Alles ging in bester Ordnung. Nach beendeter Feierlichkeit wurden sie dann noch in vollem Ornate von den guten Patres mit Wein und Backwerk regalirt. Aber der Wein erhitzte die Köpfe, das junge rebellische Menschenblut machte sich bald wieder geltend, und im Nu stand unser feuriger Görres, ein anderer Michael, gegen seinen Widerpart, den bösen Lucifer, im Kampfe, die Degen flogen blitzschnell aus der Scheide und klirrten zum großen Schrecken der Patres mächtig gegen einander. Mit Gewalt mußte man die Streitenden auseinander reißen. Die Processionsengel aber durften von nun an keine Degen mehr tragen; Görres war einer der letzten, dem diese Ehre zu Theil geworden.

Der Ruf eines jungen Wildfangs brachte ihm aber auch zuweilen ganz unverdiente Züchtigungen ein. Einst hatten die zwei Mägde in seinem väterlichen Hause, um neue zu bekommen, ihre sämmtliche Wäsche sammt der der Herrschaft in Stücke zerschnitten. Sie richteten Alles so ein, daß es den Anschein gewinnen mußte, als hätte das wilde Söhnlein des Hauses, der, eben erst wegen einer Unart abgestraft, weinend auf der Speichertreppe saß, im Unmuthe über seine Strafe dieß Bubenstück verrichtet. Der Knabe leugnete natürlich auf die inquirirenden Fragen seines gestrengen Vaters und betheuerte hoch und theuer seine Unschuld; aber die Anschuldigungen der Mägde und der Schein sprachen gegen ihn. Der Vater hoffte durch Schläge den vermeintlichen Lügner zum Geständniß der Wahrheit zu bringen, der dann auch endlich, von Schmerz überwältigt, sich für schuldig bekannte und für den boshaften Streich eine exemplarische Strafe erhielt: acht Tage hindurch jeden Tag zur bestimmten Zeit eine derbe Züchtigung. Wenn dann die gefürchtete Stnnde kam, machte er sich voll Schrecken aus dem Staube.

Die Mägde wurden ausgeschickt, ihn zu suchen, und wenn sie das weinende Kind aus dem Verstecke hervorzogen, hatten sie noch die Frechheit, den umstehenden Nachbarn das lose Bubenstück des kleinen Schlingels voller Entrüstung mitzutheilen. Erst später, nach langen Jahren, kam seine Unschuld an den Tag, als eine der Mägde der herbeigerufenen Mutter auf dem Todesbette ihre Schuld gestand, um ruhig vor ihrem Richter erscheinen zu können.

„So empfing er als Kind schon einen Vorgeschmack von dem, was seiner im Leben wartete, und frühe wurde er an geistige Abhärtung und Selbstüberwindung gewöhnt. Weitaus die meisten Erinnerungen aus seiner Kindheit tragen indessen nicht diesen trüben Charakter; sie waren vielmehr heiterer Art, und es sprach sich darin ein kerngesunder, geistessprühender, fröhlicher, muthwilliger Kindersinn aus, voll Feuer und Lebensfrische."

In der Dachkammer seines väterlichen Hauses hatte er ohne Vorwissen der Eltern, aber mit Hülfe seiner Kameraden eine mächtige Schaukel angebracht. Auf dieser flogen denn die tollkühnen Reiter, er allen voran, in schwindelnder Höhe von einem Ende der Dachkammer zum andern, durch die große Oeffnung bis über die Straße hinaus. Die erschrockenen Nachbarn aber machten über dieß halsbrecherische Wagstück dem Vater Anzeige, und sofort unterblieb die Sache.

„Noch größeres Entsetzen aber," so erzählt Guido Görres, „erregte ein anderes Abenteuer, dessen Schauplatz dieselbe Dachkammer war. Sie hatten in der Schule eben in der Physik die Lehre von der Electricität abgehandelt. Also wurde ein Electrisirapparat auf der Dachkammer aufgestellt und Drähte hinaus auf das Dach geleitet. An einem gewitterschwülen Tage wurde nun unter Blitzen lustig darauf los experimentirt. Die Drähte sprühten die schönsten Funken. Die Leute unten trauten erschrocken ihren Augen nicht; sie fürchteten, die verwünschten Buben möchten ihnen die ganze

Stadt in Brand stecken. Also liefen sie wieder zu seinem Vater, er möge nur selbst zusehen, wie sein Sohn die Blitze mit Gewalt auf sein Dach herablocke. Die Philister aber schüttelten über alle diese wunderlichen Einfälle und Streiche, die ihnen nie in den Sinn gekommen, nachdenklich den Kopf und dachten bei sich: ‚Gott weiß, was dieser unruhige Geist noch Alles anfangen wird!'"

Zu sehr den Zorn und Stock des Vaters „im Schlafrocke und die Zipfelmütze auf dem Kopfe" fürchtend und schon zu alt, um noch zu Hause vor seinen jüngern Geschwistern seinem Jugendübermuthe wie früher die Zügel schießen zu lassen, aber noch zu jung, um überhaupt den tollen Streichen zu entsagen, verlegte er nun mehr und mehr den Schauplatz derselben nach außen und namentlich in das Schullokal. Er war in jeder Beziehung der Erste unter seinen Schulgenossen, natürlich auch in halsbrecherischer Tollkühnheit, bei allen Abenteuern, bei allen Raufereien. Eine solche entstand einst gleich nach beendeter Schulstunde. Er, einer der Ersten, stand mitten im Getümmel des Kampfes und schwang mit starkem Arme das Scepter seiner Superiorität. Da drang man mit Ungestüm auf ihn ein; er faßte den frechsten Andringling und warf ihn mit aller Kraft so gegen die nebenanstehende hölzerne Rechentafel, daß diese umstürzte und in Stücke zerbrach. Sofort hatte der Streit ein Ende. Alle berathschlagten in diesem Augenblicke höchster Noth, was denn nun mit der verunglückten Tafel zu thun sei. Herzhaft faßte der junge Görres die umherliegenden Stücke zusammen, brachte sie zum Speicher des Collegiums und setzte eine hier entdeckte alte Tafel nach mannigfach vorgenommenen Reparaturen und Verputzungen an Stelle der zerbrochenen. Aber o weh! Des folgenden Tages wollte die neue Tafel gar keine Kreide annehmen. Der Pater drückt und drückt, untersucht die Kreide und findet endlich, daß es die frühere Tafel nicht

mehr ist; die Schüler kichern, der junge Görres dräut während der angestellten hochnothpeinlichen Untersuchung mit geballter Faust unter der Bank her demjenigen, den er gestern an die Tafel geworfen, und der nun Miene macht, den Denuncianten zu spielen. Erst nach einigen Tagen wurde der Verbrecher entlarvt und auf Herbeischaffung einer brauchbaren Tafel gegen ihn erkannt. In seiner großen Noth fand der Arme endlich einen mildherzigen Tischler, der gegen mäßigen Lohn das zerbrochene Möbel wieder zusammenflickte.

II.

Bildungsgang des jungen Görres.

Görres hatte schon als Kind einen äußerst beweglichen, stürmischen Geist, der auch selbst im Schlafe nicht ruhen mochte. So sprang er plötzlich eines Nachts im Schlafe von seinem Bette auf und schritt, den Kopf in das Kissen gehüllt, wie ein Nachtwandler an seines Vaters Seite vorbei, der ihn aber unsanft weckte und gar bald zur Ruhe brachte.

Das eigentliche Feld, auf dem dieser unruhige Feuergeist nach Lust und Liebe sich kühn herumtummeln konnte und zum ersten Male sich recht heimisch fühlen mochte, war der Unterricht in der Schule. Seine Lehrer, theils alte, theils sehr mittelmäßig beschlagene Leute, konnten ihren wunderlichen Schüler nicht begreifen und noch weniger den feurigen, wißbegierigen Knaben mit ihrem Unterrichte befriedigen. Sehr oft setzte er sie durch geistreiche Antworten oder vorwitzige Fragen in große Verlegenheit. Als er schon mehr herangewachsen war, ließ er sich mit ihnen in Disputationen ein über theologische und philosophische Materien. Einem Professor antwortete er einst bei einer solchen Gelegenheit ganz keck und kühn: „Das ist nichts als

doctrineller Kram, es ist nur eine Schanze, hinter der Sie sich verstecken wollen.“ Von besonderer Vorliebe seiner Lehrer für ihn konnte unter solchen Umständen natürlich keine Rede sein. Seinem ausgezeichneten Talente spendeten sie zwar alles Lob, aber sein Fleiß und sein Betragen, das waren die verwundbaren Stellen, wo sie den kleinen „Naseweis“ zu fassen wußten. Mit Interesse liest man in dieser Beziehung das von Al. Dominicus in seiner vor einigen Jahren erschienenen Schrift[1] über Koblenz mitgetheilte Prädicat, welches Joseph Görres im August 1789 als Schüler der vierten Klasse des früheren Jesuitencollegiums erhielt: „Felicissimum ingenium, diligentia ingenio non satis congrua, progressus satis magnus, mores pueriles.“ In der That, er besaß die glücklichsten Anlagen, einen mathematisch scharfen, leicht auffassenden Verstand, ein ungewöhnliches Gedächtniß, ein tiefes und weiches Gemüth mit einer mächtigen, farbenreichen Phantasie.

In dieser Beziehung schreibt er selber d. d. Paris, 30. Januar 1800 an seine Braut die charakteristischen Worte:

„Als ich erwachte aus dem ersten leichten, traumvollen Schlummer, in dem ein wohlthätiger Geist uns die Jahre unserer Kindheit eingewiegt hält, da war es die schöne Natur, die zuerst mein erwachendes aufblühendes Gefühl beschäftigte. O, es waren schöne Tage, die ich auf eurem Hügel am Ufer der Mosel verlebte, diese Tage der höchsten Reizbarkeit, der lebendigen Empfindung, des unschuldigsten Genusses. Ach, sie kehren nie wieder! Mit Schmerz, mit tiefem Schmerz erinnere ich mich noch zurück an den heitern Morgenhimmel meines Lebens, an die glänzenden, seelenvollen Bilder, die mich umgaukelten, an jenes ahnende Seh-

---

[1] „Koblenz unter dem letzten Churfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, 1768—1794.“ Kobl. 1869.

nen, an jenes pressende und doch so unbeschreiblich wohlthuende Vorgefühl unseres künftigen Seins und Wirkens. Und wenn ich mich zur höchsten Wehmuth stimmen will, dann rufe ich meinem Herzen das Andenken dieser Tage zurück und schwelge in meinem Schmerze."

Und daß jener äußerlich so wilde Knabe in einsamen Stunden in seinem innersten Herzen über seine Jahre hinaus ernst und schwermüthig gestimmt sein konnte, beweist ein anderer Brief an seine Braut vom 4. Mai desselben Jahres:

„In meiner Kindheit oft, wenn ich in einsamen Stunden dalag, wenn eine ferne Musik mein Gefühl erregt hatte und schwermüthige Bilder vor meiner Seele schwebten, dann trat nicht selten mitten unter sie feierlich und ernst in Schmerz und Trauer gehüllt der Gedanke: wie, wenn du einst allein zurückbleibst, von allen deinen Lieben verlassen allein dastündest? Vor dem Gedanken traten alle übrigen Bilder zurück, mit der schmerzlichsten Spannung füllte er allein mein ganzes Gefühl, der Knabe bebte und weinte. Die Gedanken wälzten sich vorüber, in ihrem Gefolge gingen frohe Ahnungen von Wiedersehen, Wiederfinden, feeenmäßige Bilder des künftigen Zustandes, und besänftigten die Spannung und trockneten die Thränen, an die ich noch zurückdenke."

Diese Selbstcharakteristik wird weiter geführt und noch ergänzt in einem Briefe an dieselbe vom 6. April:

„In meinem ganzen Leben hatte ich immer so Etwas, an dem meine Neigung ausschließlich hing, und wenn Alles auf mich einstürmte, wenn ich gar nicht wußte, was das Alles noch werden würde, dann rettete ich mich zu meinem lieben Etwas und kam wieder munter und getröstet zurück. In meiner ersten Jugend war's eine Blume, die zwei Jahre bei mir aushielt, dann ein Fisch, einmal sogar eine Eidechse, in der Folge meine Pläne. Mein ganzes Leben sei ein

Gedicht, sagte einmal Jemand, dem ich Fragmente daraus erzählte, und er hatte Recht. Daher auch meine gegenwärtige Stimmung, meine Neigung, den Gegenständen immer eine ästhetische Seite abzugewinnen, und ich befinde mich wohl dabei. Und ich weiß auch gar nicht, wie's zuging, bei keinem Einzigen unter Denen, die mit mir aufwuchsen, nahm die Entwicklung mit der meinigen den nämlichen Gang. Dem Einen begegnete ich wohl dort, dem Andern hier, aber Keiner ging beständig mit mir, das hatte mir manche unangenehme Stunde gemacht, ich begriff nicht, wie es zuging, aber wenn ich jetzt das Resultat ansehe, dann finde ich keine Ursache, weiter unzufrieden zu sein. Und das Geschick, das mir immer wohl wollte, wird mich auch wohl nicht verlassen, wenn ich seiner am meisten bedarf, es wird mein Leben nicht in zwei Hälften theilen und auf die eine Hälfte alle seine Geschenke, und auf die andere alles Widrige häufen."

Zu jenen Vorzügen des Geistes kam noch eine außerordentliche Anlage zum Witz und zur Satire, welche, ausgebildet und gemäßigt, ihm später in seiner publicistischen Laufbahn so sehr zu Statten kam. Ein Schulkamerad von Görres, der in den „Zeitgenossen" 1820 einige Züge aus seinem Jugendleben mitgetheilt, erzählt in dieser Beziehung Folgendes:

„Auch sein satirischer Geist entwickelte sich sehr früh bei ihm und er ließ ihn seine Lehrer und seine Mitschüler bei mancher Gelegenheit fühlen. Einen auffallenden Beweis davon gab er schon in seinem zwölften Jahre, als er in einer poetischen Aufgabe, den Gegenstand derselben verlassend, seinen beißenden Witz über den päpstlichen Stuhl und den geistlichen Hof von Chur-Trier, dessen Residenz seine Vaterstadt war, ergoß, so daß der Lehrer seiner Klasse zwar seine Arbeit laut vorlas, dann aber auf der Stelle zerriß, damit sie nicht weiter bekannt werde. Dieß veränderte in-

deß seinen Gleichmuth nicht.“ Nicht der Geist des Knaben, sondern der der herrschenden Zeit sprach aus diesem Spottgedichte.

Daß unter solchen Umständen sein Betragen in officieller Note ein knabenhaftes genannt wurde, läßt sich sehr begreiflich finden. Nicht weniger auch der andere Theil des Prädicats, daß sein Fleiß seinen Anlagen nicht genug entsprechend sei. Eine noch bessere Erklärung dieser Note finden wir in dem Umstande, daß schon dem Knaben nichts mehr zuwider war, als eine trockene, geistestodte und lediglich schematische Behandlung irgend eines wissenschaftlichen Punktes, sei es nun im mündlichen Unterrichte oder auch in Büchern. So hatte er einen bleibenden Widerwillen und ingrimmigen Haß gegen zwei damals im Gebrauche befindliche Bücher, ein Lehrbuch der deutschen Sprache nach „Gottsched'schem Perrückenzuschnitt“ und ein überaus dürres Lehrbuch der Mathematik von einem Göttinger Professor, obgleich er für Mathematik stets eine große Vorliebe hatte. „Ich habe noch jetzt,“ schrieb Görres 1819 an Jakob Grimm, „mein Wohlgefallen daran, daß ich in der Schule nie mit einem Auge in den Gottsched, und später in den Adelung gesehen; es kam mir gar zu abgeschmackt vor, nochmal aus dem Buche zu lernen, was ich schon könne, und ich band einmal im Zorne meinen Gottsched, der vielen Pönitenzen wegen, die er mir zugezogen, an einer Schnur an's Bein und schleppte ihn so hinter mir über die Straße zur Schule, wo er denn mit jämmerlich zerfetztem Lederkleidchen ankam.“

Dazu kam seine große Liebe zur Lektüre aller Bücher, deren er nur immer habhaft werden konnte. Schon damals, als die Buchstaben des Alphabets eben aufgehört hatten, spanische Dörfer für ihn zu sein, buchstabirte und las er mit erstaunlicher Geduld in den Volksbüchern, Legenden und heiligen Büchern herum. Diesen folgten Reiseberichte

und Berichte über fremde Völker, die nun seine liebste Lektüre wurden. Unser eben angeführter Gewährsmann in den „Zeitgenossen“ sagt in dieser Beziehung von ihm:

„Görres zeichnete sich auf dem akademischen Gymnasium zu Koblenz durch seinen Fleiß und durch seinen Hang zur Lektüre sehr vortheilhaft aus. Außer den Unterrichtsstunden faßte er jedes Buch auf, und vorzüglich waren Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft seine Lieblingsunterhaltung.“

Wenn er so eine recht grell gemalte, farbenreiche Reisebeschreibung gelesen und wieder gelesen hatte, dann brannte sein Herz, und gern wäre er selber auf dem ungeberdigen Rößlein seiner feurigen Phantasie hinübergeflogen zu den Ländern der tropischen Welt mit ihren poetischen Urwäldern, den Silberquellen und goldgefiederten Vögelein. Aber er war an die Scholle gebannt und suchte nun auf andere Weise den glühenden Wunsch seines Herzens zu kühlen. Aus allen geographischen Büchern, die ihm zur Hand waren, schrieb er sich ein neues Geographiebuch zurecht, ging mit diesem Manuscripte, dessen parademäßig aufmarschirten Schriftzügen noch ganz deutlich die Spuren eines Schreibeschülers anhafteten, zur Druckerei, um, kaum aus den Mädchenkleidern heraus, schon als Schriftsteller zu debutiren. Der Druckereibesitzer maß den jungen, kecken Buben mit seinem Manuscripte von oben bis unten und sagte ihm dann, was ein einziger Bogen zu setzen und zu drucken koste. Da erzitterte dem jungen Autor die kleine Sparbüchse in der Tasche und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, eilte er, sein Manuscript unter dem Arme, erschreckt und flüchtigen Fußes nach Hause. So verlief sein erster schriftstellerischer Versuch. Auch die Astronomie zog er in den Bereich seiner Studien, und Dank seinem ausgezeichneten Gedächtnisse, konnte er nach kurzer Zeit fast alle Sterne nennen und entwarf mit der wichtigen Miene eines ge-

lehrten Autors eine große Mondkarte, ohne sie jedoch wiederum, wie dermalen seine Geographie, in die Druckerei zu befördern.

Auch schon für Kunst fühlte der lebhafte, ästhetisch beanlagte Knabe eine große Vorliebe. Er selbst sagt darüber in einem Briefe an seine Braut: „Warum ich noch immer in der Vergangenheit wühle? Da erinnere ich mich, als ich noch Kind war und Geschichte zu lesen anfing, wünschte ich mir immer, in Italien geboren zu sein, um dort den Boden recht nach Herzenslust durchsuchen zu können; wie wollte ich mich freuen, dacht' ich, wenn ich irgend ein antikes Geräth, eine Bildsäule oder so etwas fände! Da ich kein Herculanum, kein Pompeji hier hatte, so begnügte ich mich, irgend eine alte Ritterburg aufzusuchen und dort mein Nachgraben anzustellen. Es ist ein verwandtes Gefühl, was ich damals hatte mit dem, was ich jetzt habe."

Um diese Zeit war die von den Encyklopädisten, Jansenisten und Illuminaten zusammen gebraute seichte Aufklärung mit ihrem das religiöse Leben versengenden Dunst noch nicht in alle Verhältnisse gedrungen. In der Familie galten noch die uralten frommen Ueberlieferungen, in der Schule noch so ziemlich der alte Katechismus, obgleich auch hier schon die neuen Zeitideen allmählich Eingang fanden und in dem leeren Kopfe mancher Phrasenhelden kreisten. So ein blutjunger, großmäuliger Schwätzer, der daheim die schon allmählich in Curs kommenden Phrasen von „Freiheit" und „Pfaffendruck" angehört, begann auch bereits in der Schule derlei strohige Schlagwörter mit großem Pathos wiederzukäuen. Der aber kam noch zu früh, und der junge schlagfertige Görres wußte ihn unter Applaus der Uebrigen für immer zum Stillschweigen zu bringen. Freilich später, als die Zeitideen immer mächtiger sich herandrängten, als Uebersetzungen „aus dem Franz." das Land

überschwemmten und für die keimende Revolution massenhafte Propaganda machten, als Görres selber diese Bücher von dem produktionsreichen unbekannten „Franz" mit Heißhunger verschlang, und mit unwiderstehlicher Gewalt selbst erfahrungsgraue Männer, geschweige denn die jugendlichen Hitz- und Brauseköpfe, mit in den rauschenden Strudel der bezaubernden Zeitideen hineingerissen wurden, da wurde es auch mit unserem Görres anders, wie wir im Folgenden sehen werden.

Die Kindheit und Jugendzeit des großen Mannes, die Gefühle seiner ersten jugendlichen Träume und den Bildungsgang seines Geistes haben wir mit Absicht etwas erbreitert und auch die mores pueriles des Knaben unseren Lesern vorgeführt; denn in der Seele des Kindes schlummert der Geist des Mannes, und das, was wir in Folge entschwundenen Verständnisses der Kinderzeit mit abfälligem Urtheil leichthin Jugendstreiche zu nennen belieben, sind häufig nur Produkte des noch nicht abgeklärten unklaren Strebens und Drängens in der jugendlichen Brust und oft die ersten Stufen in der Leiter zur vollendeten Höhe des Heroen. „The child is the father of the man", „das Kind ist des Mannes Vater", sagt sehr richtig ein englisches Sprichwort.

Das Leben unseres Freundes läßt sich füglich in drei große Perioden, in drei Hauptstadien eintheilen, die merkwürdiger Weise zum guten Theile parallel laufen mit der Geschichte seiner Zeit.

Die Zeit seiner ersten Jugend und seines Bildungsganges, wo sein Selbstbewußtsein erwachte, wo aus dem ersten Drängen und Streben des Geistes und dem Widerstreit der in tiefster Brust keimenden und bald erwachenden Ideen und Gefühle endlich ein gutgemeintes, aber unklares, luftiges Gebilde, das Ideal allgemeiner Weltbeglückung, hervorging, fällt zusammen mit jener Epoche, als die Weltgeschichte aus einer im Denken und Handeln altersschwacher

geistig abgestorbenen Matrone allmählich wieder zum Kinde ward, erst nach und nach ihr Selbstbewußtsein wiederfand, dann, von freilich nicht ganz reinem Jugendfeuer durchglüht, die wunderlichsten Jugendträume träumte, endlich als wilde ungezügelte Bacchantin sich geberdete und in fürchterlichen Zuckungen die unheilschwangere Revolution zur Welt gebar.

Es kam die zweite Periode in scharfer, dreifacher Scheidung. Görres, kaum Jüngling geworden, warf sich in ungestümem Feuerdrang mit jauchzender Brust der neuerstandenen „Freiheit" in die Arme, und mit ihm zog seine Zeit der bezaubernden reizvollen Göttin mit endlosem Jubel entgegen.

Aber sie war nicht die wahre, edel geborene Tochter des Himmels, sondern ein Bastard. Einem frechen, gewaltigen Despoten gab sie sich zur Buhle hin, der, sie und ihre Freunde mißbrauchend, länderverwüstend die Welt durchzog. Da wandte Görres, bitter enttäuscht und Zornesflammen im Herzen, sich von ihr fort, um für sein glühendes Herz im stillen einsamen Studium besänftigende Kühlung zu suchen. Und mit ihm trugen die Besseren der Zeit wehklagend und trauernd ihre schönsten Hoffnungen zu Grabe.

Aber das Gestirn des Despoten hatte seinen Lauf vollendet. Die schmählich betrogene Welt erhob sich gegen ihn mit wunderbarer Kraft. Das laute, siegesfrohe Kampfgeschrei drang allüberall hin erschallend auch bis zur stillen Klause unseres Freundes, und auch er zog frohgemuth und wohlgerüstet in den heiligen Kampf, bis auf St. Helena der Kampf begraben ward.

Die zweite Periode war damit abgeschlossen. Der Despotismus war gefallen, die wahre Freiheit aber leider nicht errungen. Die Völker schmachteten nach Freiheit auf politischem wie kirchlichem Gebiete nun um so mehr,

da sie schon deren Vorgeschmack genossen. Die Zeit kämpfte nun um deren Besitz in rast= und ruhelosem Ringen, und Allen voran, kühn und heldenmüthig, der edle Görres. Es war die letzte und größte Periode seines Lebens.

Wir stehen am Uebergange zur zweiten Periode im Leben unseres Helden. Unsere nächste Aufgabe ist demnach eine dreifache: nämlich die Darstellung seines Verhältnisses zur französischen Revolution, seines dreizehnjährigen wissenschaftlichen Lebens zu Koblenz und Heidelberg, seines hochpatriotischen Bestrebens im „Rheinischen Merkur". Die erste zergliedert sich wiederum in drei Unterabtheilungen: Görres im Anfange der revolutionären Sturmperiode, — Görres als Publicist im „Rothen Blatt" und im „Rübezahl", — Görres' Sendung nach Paris.

III.

Revolution und Revolutionsfieber.

Im Herbst 1793 hatte Görres, 17 Jahre alt, seine Gymnasialstudien vollendet und sich eine Menge sehr gediegener Vorkenntnisse erworben, um mit Erfolg eine Hochschule besuchen und einem höheren Fache sich widmen zu können. Seine Vorliebe für Natur und, im Einklange mit der damaligen Zeitströmung, für exacte Wissenschaften überhaupt bestimmte ihn, im Verein mit einem gleichgesinnten Jugendfreunde auf der kurfürstlichen Universität zu Bonn Medicin zu studiren. Aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung, die kriegerischen Ereignisse der Zeit zerstörten ihn für immer.

Eben erst hatten die von Ludwig XVI. im Jahre 1789 behufs Abhülfe der großen finanziellen Noth des Landes nach Paris berufenen Generalstaaten seines Reiches mit Hülfe der revolutionären Clubs sich zu einer gesetzgebendenden Ver=

sammlung gestaltet und endlich als Nationalconvent die Abschaffung des Königthums, sowie der Rechte des Adels und des Clerus decretirt, die Klöster aufgehoben, die Communication der französischen Katholiken mit dem Papste aufgelöst und die französische Republik proklamirt. Geistliche und Adelige flüchteten erschreckt in großer Zahl aus ihrem Vaterlande und suchten in Deutschland eine Zufluchtsstätte. Namentlich auch in Görres' Vaterstadt fanden Viele gastliches Obdach, unter Anderen die Grafen von Provence und Artois (die späteren Könige Ludwig XVIII. und Karl X.), deren Oheim der Kurfürst Clemens Wenceslaus von Trier war. Hier im Sammelpunkte der adeligen Emigranten wurde leider die alte schamlose Versailler Lebensweise, die frühere indifferente, ja verächtliche Haltung gegenüber der Religion und ihrer Moral öffentlich und ohne Scheu weiter fortgesetzt — zum großen Abscheu der guten Deutschen. Der junge Görres sah und beobachtete Tag für Tag das widerliche intriguante Treiben, und in Folge dieses Aergernisses bemächtigte sich seiner allmählich ein innerer Abscheu gegen Königthum und Adel überhaupt, der bald in lauter Huldigung des gegensätzlichen Republikanismus sich kundgab. Er sah auch die Heere der Verbündeten, der Oesterreicher und der Preußen, letzteres „brav zwar und muthig, aber auch steif und ungelenk, in knechtischer Zucht gehalten, ruhmredig mehr als stolz, hoffärtig auf alte Thaten und darum wenig geschickt, neue selbst zu vollbringen. Die Feldherrn noch aus der alten Schule, kundig ihrer Wissenschaft, aber mit beschränktem Blicke die geänderten Verhältnisse erfassend, auch allzu schnell verschüchtert durch die revolutionäre Heftigkeit der neuen Kriegskunst, die damals schon sich zu bilden begonnen. Kreischend und Beute suchend aber umflog dieß Heer ein Raubgevögel, die Commissäre, das die Schlechtigkeit im Großen zuerst in diese Gegenden hinbrachte, die zuvor in einer gewissen Treuherzigkeit hingelebt.

In kurzer Frist war ihres Königs reicher Schatz ausgestohlen und verschleppt, und verpraßt alles Gut, das ihr Friedrich in seinen Vorrathskammern aufgehäuft. Ein Staat, der in so ruhiger Zeit solche Giftschwämme getrieben, mußte an tiefer innerer Fäulniß kranken.“ [1]

Erst waren die Verbündeten glücklich im Kampfe; aber seit Mitte des Jahres 1794 wandte sich die Kriegsgöttin von den Verbündeten den republikanischen Heeren zu. Die Preußen mußten sich über den Rhein zurückziehen, und die Oesterreicher unter dem Herzog von Koburg und dem General Clairfait wurden geschlagen und für immer aus den Niederlanden hinausgedrängt. Und mit ihnen flohen die Kurfürsten von Köln und von Trier. Das milde Regiment des Krummstabes hatte von nun an aufgehört.

Die Franzosen nahmen Aachen, Köln und Mainz, und bald waren die Rheinlande ganz in ihrer Gewalt. Die revolutionären Ideen aber gingen den republikanischen Heeren, ihnen die Wege bereitend, überall voraus und fanden um so mehr Anklang und Begeisterung, als der Zustand Frankreichs vor der Revolution hinsichtlich der allgemeinen Moralität allbekannt und gleich verhaßt war. „Sein Hof war eine organisirte Propaganda der Corruption; in den Stufen des Thrones waren Ringe befestigt, von denen unsichtbare Fäden in alle Klassen der Staatsbürger ausgingen und sie zu einem Gewebe des Raubes und der Sittenlosigkeit verschlangen. Da wurde das Unrecht mit dem Herkommen legirt, mit der Präge des Despoten versehen und nun gewaltsam in erzwungenen Curs statt des Rechtes versetzt. Das Pestmiasma des Sittenverderbs ward in der schwülen sengenden Mittagshitze der Majestät erzeugt, wie der Giftbaum in Java nur unter dem Bebrüten einer glühenden scheitelrechten Sonne gedeiht; aber es theilte sich

[1] Görres in Nro. 8 des „Rheinischen Merkur“ vom 5. Febr. 1814.

doch nur mit durch unmittelbare Berührung, und der Glanz der nämlichen Majestät, die es erzeugt hatte, versteckte die Verheerungen, die es durch seine Fortpflanzungen anrichtete. Hinter der Nebelbank, die sich um das Allerunheiligste gelegt hatte, trieben die Höflinge ihr Spiel, der Allgemeinheit nur dann sichtbar, wenn irgend ein Zufall die Decke auf Augenblicke zerriß, die um ihr Treiben und Wirken sich herum gehängt hatte. Die große Mehrheit des Volkes war nur verwahrlost, nicht eigentlich verdorben; Lebensgenuß nach ihrer Art war das Ziel ihres Strebens; Kampf mit störendem Mißgeschicke ihre Bestimmung; etwas geschliffener moralischer Instinkt und Klugheit die Richtschnur der Vorurtheilslosern, und einige jener cursirenden allgemeinen Maximen und religiöse Kappzäume die der Mindererhellten. Zu gutmüthig, um durchaus böse zu sein, zu leichtsinnig, um je durchaus gut zu werden, konnte man diesem Volke nur Unarten und keine durchhin herrschenden Laster vorwerfen. Die Revolution änderte das Alles. Die Nebeldecke hatte sich zu einem Wolkengebirge geballt, aus dem Blitze auf den Thron fielen und seine Umgebungen und Alles verzehrten, was zum Verstecke gebaut war. Da stand nun die Vorzeit in ihrer ganzen Abscheulichkeit vor den Augen des Volkes."

Nun aber sollte es besser werden. „Ein Feenland hatte sich die Nation zu schaffen gewähnt, indem sie sich in die Revolution hineinwarf; die Einfalt, die sich ihren Himmel mit goldenen, elfenbeinernen Stühlen, Harfen, Engelsköpfen, Milch- und Honigbächen meublirt, glaubte dieses goldbeflitterte Palmenparadies innerhalb der Grenzen Frankreichs verpflanzt und jauchzte, daß sie nun fortan so schön und bequem wohnen sollte."

Das Volk, durch Proklamationen und goldene Berge versprechende Emissäre bearbeitet und getäuscht, hörte die bezaubernden Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlich-

keit! es sah die sieggekrönten Heere der Republik, es fühlte den frischen Pulsschlag neu erstandener Freiheit, der plötzlich in fieberhaften Zuckungen den großen Staatenorganismus durchzitterte, es schaute hoffnungsvoll nach jener langersehnten und erträumten wundervollen Zukunft, deren goldene Thore sich nun bald öffnen sollten. Die ganze übrige Welt galt als das Land der Knechtschaft und der Philister, bedeckt mit ägyptischer Finsterniß, aber der Rhein ward zum neuen Jordan, Frankreich zum gelobten Lande mit dem neuen Jerusalem — Paris. Ein trunkener, wilder Enthusiasmus ergriff das ganze Volk, und der Taumel der Begeisterung riß auch den jungen Görres mit seiner freiheitsdürstenden Seele und der von Idealen schwangeren Brust unaufhaltsam mit sich fort. „Freiheit, Völkerwohl, Heil der Menschheit," so schrieb er zu Anfang des neuen Jahrhunderts an seine Braut, „welche Funken für ein nur einigermaßen warmes Gefühl! Wie sehr mußten sie einen Sinn exaltiren, der so empfänglich für alle Eindrücke der Art war! O mit Entzücken denke ich noch an diese zweite schöne Epoche meines Lebens zurück, wo ich vor sechs Jahren zuerst die Bilder auffaßte, die seitdem eine so lange Zeit hindurch mein Herz ganz ausfüllten. Zum zweiten Male erschien nun die ganze Welt in dem lichten Morgensonnenglanze, alle Gefühle und Kräfte brausten durcheinander, mir war so wohl, eine lachende Zukunft erfüllte meine Seele, ich jubelte laut auf vor innigem Vergnügen."

Und wer wollte ihm das zum Vorwurfe machen? Auf der einen Seite jene erschlaffte, entartete Zeit voll „steifer ungelenker Pedanterie", voll „lauer Gleichgültigkeit und flacher Trivialität" mit dem starren, unbeweglichen Erhaltungseifer in abschreckendster Gestalt; auf der anderen Seite die lockende Sirene mit dem süßen berauschenden Gesange von Freiheit und Völkerglück, von Wahrheit und Licht,

von Menschenwürde und Brüderlichkeit — eine Scylla und Charybdis. Wer aus den Rittern von früher und heute, welche unserm Helden diese Periode seines Lebens zum gewaltigen Vorwurfe machen und vielleicht selbst im neuen Revolutionsjahre 1848 die Tricolore trugen und mit Macht in die revolutionäre Fanfare stießen, würde es wohl versucht, geschweige denn zu Stande gebracht haben, unangekränkelt und unverletzt mitten durch diese brausenden Fluthen zu steuern? Aber so geht es nun einmal in der Welt. Männer, die gestern noch „Tod dem Könige!" geschrieen, spielen heute die treuen Monarchisten und nennen ihre Gegner Revolutionäre.

Görres selber schrieb schon einige Jahre nachher zu seiner Vertheidigung also: „Die Gegenpartei mag sich erinnern, daß es eine, wenngleich nur kurze Zeit gab, wo man jenen Schwärmern Gerechtigkeit widerfahren ließ und einen Theil desjenigen, was man jetzt Träumereien nennt, realisirt zu sehen glaubte, und daß es nicht die Schuld dieser Träumer war, wenn jene Periode keine längere Dauer hatte; sie mag bedenken, daß kalte, untheilnehmende Herzlosigkeit keine Philosophie ist, daß träges Kleben am Alten von jeher die Freiheit des menschlichen Geistes gehemmt hat; daß es ihrem Widerstande, ihrer Indolenz größtentheils zuzuschreiben ist, wenn das kostbare Experiment gänzlich mißlang; daß ich endlich in allen Zonen den Mann suche, der, ausgerüstet mit praktischem Sinn und Kraft zum thätigen Handeln, mit gebildetem vorurtheilsfreien Geiste, reichen Gefühl und warmen Herzen, blos deßwegen nicht handelte, weil er diesen Ausgang vorhersah."[1]

---

[1] Görres in der Schrift: „Resultate meiner Sendung nach Paris". Polit. Schriften I. 30 f., 73 f.

Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung auch folgende, Anfangs 1818 niedergeschriebenen Worte: „Man kann diese (der französischen Revolution freundlichen) Bewegungen in der Art, wie sie hervorgerufen und geleitet wurden, für völlig undeutsch und verkehrt erklären; man kann Alles als das unreife Erzeugniß einer schlaffen, weichlichen vorhergegangenen Zeit bezeichnen, die eine Anwandlung hoffärtiger Freiheitsliebe für eine großartige Begeisterung nahm und erst ganz andere Demüthigungen erfahren mußte, bis sie, die rechte Demuth vor Gott gewinnend, solcher Gedanken einigermaßen würdig wurde; aber man darf dem reinen Willen, der Kraft, dem Geist und der Einsicht der Besseren, die an diesem Unternehmen Theil genommen, die gebührende Ehre nicht versagen, wenn auch das Unlautere, was die Schlimmern, wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, beigetragen, sich nicht abweisen ließ.“ [1]

Und Jene, die an Görres tadeln wollen, daß er in seiner Jugendzeit der französischen Revolution zujauchzte, wissen oder bedenken sie denn nicht, daß eben die besten Männer jener Zeit wie er „Jakobiner“ gewesen, daß sie, die kleinen Epigonen, durch eben diesen Tadel auch jene Heroen treffen, die in ihrer Ruhmeshalle die ersten Plätze einnehmen?

So pries der alte Klopstock in jugendlicher Bardenbegeisterung die Revolution in folgendem Hymnus:

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,
Die Morgenschauer bringen dem Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm', du neue,
Lebende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach Sechzigen
Fortdauert; denn sie war's, so weithin
Brachte sie mich, daß ich dieß erlebte.

[1] Polit. Schriften III. 464.

Und Schiller dichtete die Räuber und ließ den Marquis Posa um Freiheit petitioniren. Er sang mit eminenter Deutlichkeit:

Ein freies Leben führen wir,
Ein Leben voller Wonne;
Der Wald ist unser Nachtquartier,
Der Mond ist unsere Sonne.

Der edle Graf Friedrich Leopold von Stolberg, „dürstend nach Tyrannenblut", dem Frau Aja, Göthe's Mutter, vergebens einst mit rothem Rebensafte diesen Durst zu stillen suchte, rief schon früh begeistert aus: „Großes Jahrhundert, bald tönen um deine Wiege herum Waffengetös und der Sieger Gesang! Es stürzen dahin die Throne, in die goldenen Trümmer Tyrannen dahin. Du zeigtest uns mit blutiger Hand der Freiheit Strom. Er ergießt sich über Deutschland, Segen blüht an seinen Ufern, wie Blumen an der Wiese."

Der berühmte Historiker Johannes v. Müller schrieb im Jahre 1789: „Welch' eine Scene in Frankreich! Gesegnet sei ihr Eindruck auf Nationen und Regenten! — Wo noch ein Funken Energie ist, hilft's nichts mehr, Bücher etwa zu verbieten; die Zeitung ist das Lehrreichste. Ich hoffe, mancher Sultan im Reiche werde heilsam erzittern, und manche Oligarchie lernen, daß man's nicht zu weit treiben darf. Ich weiß die Excesse. Hierfür ist aber eine freie Verfassung keineswegs zu theuer erkauft. Kann's eine Frage sein, ob ein luftreinigendes Donnerwetter, wenn es auch hie und da Einen erschlägt, nicht besser sei, als die Luftvergiftung, als Pest? Diesen Samen hat vor vierzig Jahren Montesquieu gestreut. Also ist nichts verloren, warten muß man nur."

Und das Prototyp des „Liberalismus", der bekannte Weltumsegler J. G. Förster, weiß in seiner „Darstellung der Revolution in Mainz" dieselbe mit den glänzendsten

Farben zu schildern. „Laßt euch aber nicht irreführen, Mitbürger, durch die Begebenheit der Vorzeit," so redet er zu den Mainzern, „erst vier Jahre alt ist die Freiheit der Franken, und fast schon sind sie ein neues umgeschaffenes Volk; sie, die Ueberwinder unserer Tyrannen, fallen als Brüder in unsere Arme, sie schützen uns, sie geben uns den rührendsten Beweis von Brudertreue, indem sie ihre so theuer erkaufte Freiheit mit uns theilen wollen — und dieß ist das erste Jahr der Republik! So kann die Freiheit im Herzen der Menschen wirken, so heiligt sie sich selbst den Tempel, den sie bewohnt! Was waren wir noch vor drei Wochen? Wie hat die wunderbare Verwandlung nur so schnell geschehen können, aus bedrückten, gemißhandelten, stillschweigenden Knechten eines Priesters in aufgerichtete, lautredende, freie Bürger, in kühne Freunde der Freiheit und Gleichheit, bereit, frei zu leben oder zu sterben! Mitbürger! Brüder! Die Kraft, die uns so verwandeln konnte, kann auch Franken und Mainzer verschmelzen zu einem Volk."

Es war eine merkwürdige Zeit. Alt und Jung, Gelehrt und Ungelehrt, wußten gar eifrig in Politik zu machen, und in steter Spannung, was für Neuigkeiten denn die nächste Stunde von Paris aus ihnen bringen würde, Manche in Schrecken und Furcht, die Meisten von überschwenglichen Hoffnungen getragen, konnte Niemand mehr zu Ruhe kommen; der Gelehrte hatte seine Bücher, der Arbeiter seine Handwerksstätte verlassen, und Kirche und Schule standen meistens leer. Aber auf dem Markte und den öffentlichen Plätzen war um so regeres Leben. Da wogte es auf und nieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Ein mächtiger Freiheitsbaum wurde errichtet und mit der dreifarbigen Fahne geziert, und die neuen Republikaner, trunken vor Freude und Begeisterung, tanzten mit der rothen Jakobinermütze auf dem Kopfe um den goldenen Lebensbaum herum, Freiheitshymnen singend und unauf-

hörlich rufend: „Es lebe die Freiheit! Es lebe das Volk! Es lebe die Republik!“ Und wenn das Volk sich bei den Freiheitstänzen müde gesprungen, gesungen und gejubelt hatte, traten kühne und stolze Redner auf, die in pomphaften, freiheitgespickten Reden neues Feuer in die Brust der Hörer gossen. Namentlich in Mainz ward dieses „Fest der Guten“ mit Macht gefeiert, und alle Helden der neuen „Freiheit“ kamen hier zusammen.

Auch unsern Görres wollte es in den engen Mauern seiner Vaterstadt nicht länger dulden. Ein wilder, unklarer Drang trieb ihn hinaus in die weite Welt — nach Mainz. Hier nun trat der kaum zwanzigjährige Jüngling in den Clubs und Volksversammlungen zum ersten Male als Redner auf. Er sprach mit ungewohntem Muthe und größter Ueberzeugungkraft, er sprach mit allem Enthusiasmus und Begeisterung, deren sein reiches Herz nur immer fähig war, für Freiheit, Gleichheit, Republik, er sprach mit solcher Gediegenheit, Kraft und Geistesüberlegenheit, daß öffentliche Blätter ihn mit Lobeserhebungen überschütteten, sein Ruhm schnell nach allen Seiten sich verbreitete, und die Koblenzer schaarenweise nach Mainz gewandert kamen, um ihren berühmten jungen Mitbürger auch einmal zu hören.

Doch auch in der eigenen Vaterstadt bestieg der überkühne Jüngling nun die Rednerbühne, um mit flammender Beredsamkeit vor aller Welt für die neuen Freiheits- und Gleichheitsideen als deren kühnster Anwalt in die Schranken zu treten. In einer „Rede, gehalten in der Sitzung der patriotischen Gesellschaft in Koblenz am 12. Nivose VI. Jahres, zwey Tage nach der Uebergabe von Maynz von Bgr. J. Görres“,[1] ließ ihn seine Begeisterung zu folgenden Dithyramben versteigen: „Maynz ist unser! — —

[1] Mitgetheilt im „Rothen Blatte“, erstes Trimester, 2. Heft, S. 40 ff.

Auf den Wällen dieser stolzen unbezwingbaren Veste weht die dreyfarbige Fahne; ihre schrecklichen Feuerschlünde sprühen nicht mehr Tod über die Heerschaaren der Freyheit; drohend und fürchterlich strecken sie jetzt den Königen und ihren Helfershelfern den Alles verschlingenden Rachen entgegen. Sie ist verlohren, diese Sternschanze des Despotism, zerschnitten der Saum der berüchtigten Reichsintegrität. Die Freiheit hat ihr Eigenthum, das schändlicher Verrath ihr einst entriß, wieder in Besitz genommen, und der Verrath ist auf die Köpfe seiner Urheber zurückgefallen. Zernichtet ist also die Hoffnung unserer Despoten, abgeworfen die große Brücke, die sie noch mit dem linken Rheinufer verband. Sie stehen auf den Gebirgen im jenseitigen Deutschland und blicken mit verbissener Wuth in's gelobte Land der Freyheit, das ihnen jetzt auf ewig den Zugang versagt. Sie ist gefallen, die letzte Hoffnung der Aristokraten, gefallen die stolze Veste des Drusus. — — Trauert daher, Despoten! Die Uebergabe von Maynz hat euch den Todesstoß versetzt; freuet euch Nationen! Euere Sache hat gesiegt."

Das alte heilige römische Reich deutscher Nation, einst in schönen Tagen in Glanz und Herrlichkeit erstrahlend, die Beherrscherin der Welt, jetzt aber macht- und kraftlos, ein Gespött der Völker, forderte nun den beißenden Spott des feurigen Jünglings heraus. So erzählt er in derselben Rede seinen lauschenden Zuhörern einen Traum, den er unlängst in der Fieberhitze geträumt. Er befand sich in einer ungeheuren Ebene, in deren Mitte ein hoher Berg sich erhob, aus Aktenstößen, Reichstagsconclusen, hundertjährigen Prozessen und Protokollen zusammengethürmt. Bis an den Gürtel in dem Papierfelsen - begraben, ragte über den Gipfel desselben ein colossales Ungeheuer hervor. Zwei Köpfe hatte die Mißgeburt, beide mit einer ungeheuren Knotenperrücke bedeckt, über welcher lange Eselsohren hervorragten; gelbe, vielfältig - geschliffene Brillen deckten die

siebenhügeligen Nasen. Auf der Stirn des einen der beiden Zwillingsköpfe waren in gothischer Mönchsschrift die Worte: „Reichstagsschlußmäßige politische Integrität", auf der andern jene: „Reichstagsschlußmäßige geographische Integrität" eingebrannt. Die Figur hatte dreihundert Paar Hände, aber nicht einen Arm, der vermocht hätte, das Schwert zu führen; eine aus Urkunden und Adelsdiplomen zusammengeflickte pergamentne Toga umkleidete das Gespenst. Es war die „Allerhöchste Reichsoberhauptliche Direktorialschutzgöttin". — „Auf der Böschung des Felsens," so fährt er fort, „lag Germania gefesselt und weinte; aber das Ungeheuer spottete ihrer Thränen ... Hoch auf der Spitze des Felsens sah ich den Genius von Frankreich, von ätherischem Lichte umflossen, im ernsten Kampfe mit dem Unthiere.. Nur wenige Augenblicke dauerte das Treffen, das Unthier bebte, wand sich in konvulsivischen Zuckungen und unterlag. Mit einem Stabe berührte der Sieger die Ketten der gefesselten Germania, sie richtete sich auf, umarmte ihren Befreier, und beide schwangen sich nun in höhere Sphären. Ein Blitzstrahl und hoch loderten die Flammen aus dem Papierberg zum Himmel hinein, das Ungethüm wälzte sich zuckend in der Gluth und ward von den gefräßigen Flammen verzehrt. Ueber die Asche erhob sich hehr und groß der Tempel der Freiheit."

Ein paar Tage später kündigte er den Untergang des alten Reiches also an: „Am 30. December 1797, am Tage der Uebergabe von Maynz, Nachmittags um 3 Uhr, starb zu Regensburg in dem blühenden Alter von 955 Jahren, 5 Monaten, 28 Tagen, sanft und selig an einer gänzlichen Entkräftung und hinzugekommenem Schlagflusse bei völligem Bewußtsein und mit allen heiligen Sakramenten versehen, das heilige römische Reich schwerfälligen Andenkens." Die dann folgende, „mit einigen wenigen Pinselstrichen gemalte Lebensgeschichte des Verblichenen",

sowie sein „Testament" zeugen von der großen Begabung und der reichen Satire des jungen Görres; die, wie er ironisch sagt, mit dichterischem Feuer verfaßte, in ächt lapidarischem Stil gehaltene Grabschrift lautet also:

„Von der Sense des Todes gemäht, athemlos und bleich
Liegt hier das heilige römische Reich.
Wandrer! schleiche dich leise vorbei, du möchtest es wecken,
Und der Erstandene uns dann von Neuem mit Conclusen bedecken.
Ach, wären die Franzosen nicht gewesen,
Es würde nicht unter diesem Steine verwesen.

† † †
Requiescat in Pace!"

Der Name des jungen Mannes, der mit so dreister Kühnheit über die abgelebten Institutionen und verhaßten Formen einer trägen Zeit die Geißel seines Witzes schwang, der mit so feuriger Begeisterung und frischer Originalität die Herrlichkeit der neuen Ideen darzulegen wußte, ward bald weit und breit bekannt und schnell sein Ruhm begründet. So wie er hatte ja noch Keiner zu reden verstanden, und in kurzer Zeit erwarb er sich bei seinen Zeitgenossen einen großen Fond jener Sympathie, Autorität und Verehrung, auf welche er in seiner nun folgenden größeren Wirksamkeit sich stützen und rüstig weiter bauen konnte.

IV.

Der erste publicistische Versuch. — „Rothes Blatt" und „Rübezahl". — Verflogener Enthusiasmus.

Was Görres immerhin sein mochte, er war es stets mit ganzer, vollster Seele. Alles Halbe, Unentschiedene aus tiefstem Grunde hassend, gab er sich dem, was er einmal als gut und wahr erkannt, ungetheilt mit allen Kräften hin. In den von Frankreich hergekommenen neuen Ideen glaubte sein freier, feuriger Sinn das Frühroth der goldenen Völkerfreiheit zu schauen, und mit edler, rasch entschlossener

Entschiedenheit weihte er ihnen all' sein Denken, Fühlen und Handeln. Nicht mit der Waffe des Wortes allein, auch mit der Feder wollte er für sie kämpfen und streiten, um immer mehr und immer weiter den Boden ihr zu ebnen.

Es begann die Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit, durch welche er für Kirche und Staat so viel zu wirken von der Vorsehung berufen war. Die erste Jugendschrift des zwanzigjährigen Jünglings, die schon zwei Jahre früher in ihren Grundzügen vollendet war, führte den Titel: „Der allgemeine Friede, ein Ideal von J. Görres."

Der tiefere Grund, der ihn zur Abfassung seiner späteren politischen und religiösen Schriften bewog, nämlich ein innerer Beruf und unwiderstehlicher Drang der Seele, machte sich auch schon bei diesem seinem ersten publicistischen Versuche geltend. So sagt er hier: „Ohne die lächerliche Arroganz zu besitzen, die mich glauben machen könnte, daß ich der Sterbliche sei, der da kommen mußte, um die Nationen über ihr Interesse beim allgemeinen Frieden zu belehren, aber ohne auch durch eine mißverstandene Bescheidenheit den Beruf von mir abzulehnen, den ich in meinem Innern fühle, der Menschheit nützlich zu werden, glaube ich, daß es überhaupt die Pflicht jedes Weltbürgers sei, eine Regierung, die nach Aufklärung strebt, mit allen seinen Einsichten (sei ihr Grad auch noch so unbedeutend) zu unterstützen, doppelte unnachläßliche Pflicht, wenn er sich durch Umstände der Zeit und des Orts mit einiger Wahrscheinlichkeit als integrirenden Theil eines Staates ansehen kann, dem er durch dieselben Nutzen verschaffen soll." Als Ideal, dem die Menschheit unaufhörlich nachstreben soll, gilt ihm „der ewige Friede, wie ihn St. Pierre und Rousseau aufstellten und Kant gegen die engbrüstigen Einwürfe kleinmüthiger Empiriker in Schutz nahm, weil in seiner Erreichung absolutes Glück für sie liegen würde, so wie Vernichtungskrieg das Urbild eines solchen, von dem

sie sich immer weiter entfernen muß, weil seine völlige oder auch nur partielle Realisirung ihr unabsehliches Unglück nach sich ziehen würde."

Die Schrift ist charakteristisch für seine damaligen Ideen und Anschauungen. In derselben spiegeln sich auf der einen Seite noch die jugendlichen Züge des Autors wieder: treuherziges, felsenfestes Vertrauen auf die glänzenden Erfolge der neuen Freiheit, hochfliegender, bis zum Himmel reichender Idealismus, glühende Liebe für die republikanische Freiheit und hastiges, ungestümes Urtheil; auf der andern Seite aber zeigt sich schon die über seine Jahre hinausgehende Festigkeit eines streng sittlichen Gefühls, ein praktischer, erfahrungsreicher Sinn und ein auf dem Wege strengen Philosophirens gewonnener politischer Standpunkt, nach welchem ihm die Demokratie als vorzüglichste Regierungsform für ausgebildete Männer, jede reine Monarchie aber als Despotie erschien.

Im nämlichen Geiste und von demselben Standpunkte geschichtlicher und politischer Auffassung aus gab er im Sinne einer Fortsetzung jener Schrift im sechsten Jahre der Republik (1797) in Koblenz das „Rothe Blatt"[1] heraus. Dasselbe erfreute sich eines damals ungewöhnlich großen Lesepublikums, fand den größten Beifall und erntete einen kaum vorstellbaren Erfolg.

Bezeichnend ist die Widmung, die er dem Ganzen voranstellt: „Den Vätern und Pflegevätern der Eudämonia (einer die republikanischen Ideen bekämpfenden Zeitschrift), der ganzen Aristokraten=, Zeloten= und Obskuranten=Bande widmen diese Zeitschrift die Herausgeber."

---

[1] „Rothes Blatt", Koblenz bei Franz Lassaulx, Jahr VI. Es erschien in den ersten fünf Heften des ersten Trimesters zu 2—3 Bogen am 1., 10. und 20. jeden Monats, mit dem sechsten bis neunten Hefte aber als „Monathsschrift".

Mit beispielloser Freimüthigkeit und offener Gradheit tritt der junge Publicist für seine Ideen ein, denen er überall freie Wege zu bereiten sucht, ohne durch das Lob der Seinen sich verblenden oder durch den Tadel und das Geschimpfe seiner Gegner sich beirren oder gar entmuthigen zu lassen. „Die unbedingteste Freimüthigkeit,“ sagt er in der Einleitung, „wird unser Gesetz sein, und wie sollte es auch nicht, da ja die Presse bei uns keinen andern Zwang kennt, als den ihr der Wohlanstand und die Moral vorschreibt. Mit dem einen Arme werden wir den Aristokratism bekämpfen, mit dem andern dem Ungeheuer der Clischy in's Gesicht greifen und noch Stärke genug behalten, auch der Anarchie, wenn sie bei uns Anhänger finden sollte, Trotz zu bieten. Der Pfaffheit werden wir die Larve abziehen, Heuchler und Hypokriten verfolgen, gesunde Ideen überall in Umlauf zu setzen suchen und, so viel an uns ist, dem Republikanismus einen vollständigen Sieg über seine lichtscheuen Gegner erkämpfen helfen. Unterstütze uns in unserer Bemühung, erhabener Schutzgeist der Freiheit! und unsere Anstrengungen werden zum Wohle der Menschheit nicht umsonst verschwendet sein.“

Um seine Mitbürger zu überzeugen, daß er sich nicht mit der ganzen Welt, am wenigsten mit seinen eigenen Grundsätzen überwerfe, daß er nicht auf's Gerathewohl sich dem Spiele des Zufalls überlasse, sondern einen bestimmten Gesichtspunkt fest im Auge behalte, veröffentlichte er in seinem Blatte das Bekenntniß seiner politischen Ueberzeugungen und Glaubenspunkte. „Ohne Furcht und Hehl,“ sagt er zu Anfang desselben, „habe ich bloß der Stimme meines Herzens gefolgt und eine getreue Darstellung meiner innigsten Ueberzeugungen zu geben gesucht. Möchten alle meine Mitbürger parteilos und unbefangen sie prüfen, und wenn sie dieselbe bewährt finden, sie zur Richtschnur ihres Betragens machen!“

Nach diesem politischen Glaubensbekenntnisse ist das Ideal der veredelten Menschheit ihm der Leit- und Fixstern, der jenen Männern voranschweben muß, die durch stürmische Zeiten die öffentlichen Angelegenheiten zu führen gedenken. Nur der Glaube an die allmähliche Annäherung zu diesem Ideale vermag den Beobachter zu einer Zeit aufrecht zu erhalten, in der alle Leidenschaften, von ihren Ketten entbunden, umhertoben; wo von allen Seiten absprechende Willkür herrscht und in der allgemeinen Verderbniß ihre Entschuldigung findet; wo alle Menschen die rauhere Seite nach Außen kehren und der Egoismus die stärksten Reibungen erzeugt.

Nur die Hoffnung — es wird besser in der Zukunft — hilft ihm die Leiden mittragen, unter denen die damalige Generation beinahe erlag, nur sie gibt ihm Muth, auszudauern, sich nicht, wie Alles um ihn herum, in sich selbst verschlossen, vom allgemeinen Strome hinreißen zu lassen, sondern alle seine Kräfte aufzubieten, um wenigstens die folgende Generation der Menschheit zu erhalten. — „Nie werde ich mir eine Hoffnung rauben lassen, ohne die wir besser Thiere und Barbaren geblieben wären. Ich glaube an ein immerwährendes Fortschreiten der Menschheit zum Ideale der Cultur und Humanität. Ich glaube, daß nur eine gute Staatsverfassung die Bedingung der Möglichkeit jenes Fortschreitens zum Besseren ist. Ich glaube, daß das Jahrhundert für die Einführung der demokratischen Form noch nicht erschienen ist und auch noch sobald nicht erscheinen wird. Ich glaube, daß die Periode der Anarchie in ihrem ganzen Umfange, d. h. die Zeit, wo die Menschen keine Regierungsform haben, weil sie keine bedürfen, in der Zeit nicht eintreten wird.

„Was Wunder, daß das Jahrhundert dieser Eruptionen auch das Jahrhundert der Corruption ist, und daß nun auch alle jene Uebel, die zu allen Zeiten Immoralität begleiten, nicht säumen, einzutreten. Aber laßt sie einmal

vorüber sein die Momente dieses brausenden Wirrwars, laßt sie besänftigt zur Ruhe zurückkehren die aufschäumende Materie; benutzet dann alle die Hülfsmittel, die unsere neue Lage, unsere verjüngte Thatkraft und unsere innere Stärke uns anbieten; bearbeitet die Generation, die wie eine junge Halmensaat den Boden der Republik bedeckt und eure pflegende Hand erwartet; dann werden mit der Ursache auch die Folgen wegfallen und die Zukunft mit sanfter Hand die Narben aufebnen, die die Gegenwart uns eingefressen hat.“ Schon diese Zeilen sind uns ein Beweis für die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters, für seinen über das gewöhnliche Niveau erhabenen, weithin ausschauenden, prüfenden Blick.

Rücksichtlich des Zweckes und der Gesinnungen, in denen er sein Journal zu führen gedenkt, belehrt er seine Leser, daß keine persönliche Leidenschaft, kein unreines Gefühl von Rache sein Herz, kein Privatgroll seinen Patriotismus besudeln solle. „Möchtet ihr einsehen, daß wir durch alle unsere Handlungen nur das allgemeine Beste bezwecken; möchtet ihr, sowie alle unsere Mitbürger jenes Zutrauen, das wir durch die Größe unserer Aufopferungen verdient zu haben glauben, in die Reinigkeit unserer Absichten setzen. Dann wären alle unsere Wünsche erfüllt, und im großen Bruderverein würden wir gemeinschaftlich dem Glück und dem Wohlstand unseres Vaterlandes entgegengehen.... Die gegenwärtige Decadenschrift setzt mich in Stand, thun zu können, was die gute Sache von jedem ihrer Bekenner fordert; sie erinnert mich daher lebhaft an die Pflicht, die ich auf mir habe, mich dieses Hebels, so viel an mir liegt, zu bedienen, um ihr Interesse zu befördern und eine Lücke auszufüllen, die uns bisher nur zu fühlbar war.“

Was Görres wünschte und wollte, das forderte er mit klaren, freimüthigen Worten, ohne alle Umschweife; denn nur feige Sklavenseelen, so meint er, beugen sich im Staub

vor den geputzten und vergoldeten Götzen, die sie ihre Herren nennen; der freie Mann spricht die Sprache der Wahrheit und der Truglosigkeit zu denen, in deren Hände er seinen Antheil an der großen Masse der Volkssouveränetät deponirte. „Wir sind keine Sklavenseelen," ruft er im Namen der verbündeten Patrioten des Moseldepartements den alten Beamten zu, „wir sind Republikaner, freimüthig sagen wir euch daher die Gesinnungen unseres Herzens in Rücksicht auf die Forderungen, die wir an euch zu machen berechtigt zu sein glauben. Wir wollen, daß der öffentliche Geist in unserm Departement belebt werde; wir wollen, daß die hundert, oder mehr tausend Bürger, die der Umfang desselben enthält, oder wenigstens die Kinder derselben, ebenso viele aufgeklärte und rechtschaffene Republikaner werden; wir wollen den militärischen Despotism geendigt, allen Aussaugungen, Erpressungen und Räubereien abgeholfen sehen; wir wollen, daß unserm Volke nicht bloß die äußere Form der fränkischen Constitution angepaßt werde, sondern daß es auch wirklich ihre Wohlthaten genieße; wir wollen, daß man Alles aufbiete, um es aus seinem bisherigen Stande der Unmündigkeit herauszureißen, und es reif zu machen zur höheren Cultur, daß man die Herankunft der Periode seiner Wahlfähigkeit so sehr als möglich beschleunige; wir wollen, daß alle eure Anstrengungen dahin gehen, daß beim Eintreten dieser Wahl keine Aristokraten an die Spitze der Geschäfte kommen, keine Royalisten oder elende Schwächlinge in die beiden Räthe geschickt werden, und Pinsel oder Bösewichter dort über das Schicksal des Vaterlandes entscheiden; kurz, wir wollen, daß der Republikanism triumphire, und unwillig sich der Aristokratism jenseits des Rheines hinflüchte. — — Wir fordern Festigkeit und Muth von euch in Vertheidigung der Rechte des Bürgers gegen gewaltsame Eingriffe; wir fordern Unbestechlichkeit und Gerechtigkeitsliebe von euch,

damit ihr nicht selbst sündigt, indem ihr Anderer Sünden bestrafet. — Seht hier die Forderungen und Wünsche, die wir euch darlegen. Erfüllt jene, realisirt diese! Und — hier unsern Arm! Er wird euch treulich unterstützen bei der Vollendung des großen Unternehmens . . . Zeigt ihr euch aber als Aristokraten und Agenten der verjagten Despoten; . . . untergrabt ihr den Patriotism, seid ihr Aussauger und Egoisten; dann — den Fehdehandschuh euch! Wir werden kämpfen und mit Muth kämpfen; denn das Bewußtsein, für die gute Sache zu arbeiten, wird unsere Kraft verdoppeln."

Das „Rothe Blatt" führte die Rubriken: „Fortschritte des Republikanismus", „Gang der neuen Organisation" und später einen eigenen „Anzeiger, in welchem alle patriotischen Handlungen einzelner Bürger oder ganzer Gesellschaften, öffentlicher Beamten und Verwaltungskörper ihrem Verdienste gemäß gewürdigt werden sollen". Kurz vor Herausgabe des Blattes hatten die Franzosen die kaum bestehende cisrhenanische Republik schnell zu einem ihrer unmittelbaren Gewalt unterstehenden Lande gemacht, dasselbe in vier Departements getheilt und zu deren Verwaltung nicht bloß einen französischen Generalcommissär und vier französische Untercommissäre bestellt, sondern auch die meisten übrigen Beamten aus Frankreich genommen, die als Günstlinge des Pariser Directoriums ungestraft als kleine Despoten sich gerirten und sich eine Anzahl von gewaltsamen Erpressungen und Unterdrückungen zu Schulden kommen ließen. Auch gegen diese sollte sich das „Rothe Blatt", speciell der „Anzeiger" wenden.

„Auch alle Attentate dieser Individuen oder Verbindungen gegen die Freiheit und den Republikanism (sollen) ihren Mitbürgern dargelegt und der öffentlichen Mißbilligung preisgegeben werden. Alle militärischen Erpressungen . . . ., ebenso alle Räubereien und Diebstähle der alten Beamten sollen an's Tageslicht gebracht und ihre Urheber

geprangert werden, aber nicht minder auch alle Beispiele von Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit auf diesem Felde gerühmt und zur Nachahmung aufgestellt werden. Alle Anmaßungen der neuen constituirten Gewalten, jedes unbefugte Heraustreten aus den Grenzen ihrer Jurisdiction, alle freiheitsmörderischen Schritte derselben sollen hier ihre Stelle finden; aber auch ihre braven, das öffentliche Wohl befördernden Thaten nicht vergessen werden. Wir werden alle ihre Maßregeln, die der Prüfung fähig sind, zergliedern, sie einer vernünftigen Kritik unterwerfen, das Heilsame, Zweckmäßige davon in's gehörige Licht stellen, und das Schädliche, Unnütze, Antirepublikanische darin nach Verdienst rügen. Wir werden den Gang des öffentlichen Geistes belauschen, alle Hindernisse, die ihn hemmen, auszuforschen und wo möglich wegzuräumen suchen, alle Schufte, die sich ihm in den Weg stellen, um den Strom mit ohnmächtigem Arme zu dämmen, der öffentlichen Verachtung hingeben; aber auch die Edeln, die alle Kräfte verwenden, um ihn gehörig zu leiten und fruchtbar und segenbringend für die Menschheit zu machen, nicht übersehen. Fern von uns sei dabei jeder Parteigeist; nie soll uns Leidenschaftlichkeit gegen Verdienste gefühllos, gegen Verbrechen blind machen. Es gibt nur eine Partei, — die der Tugend und der Wahrheit; Alle, die ihr huldigen, sind uns willkommen."

Und an einer andern Stelle heißt es: „Unparteilichkeit im strengsten Sinne ist mein erstes Gesetz, und Wahrheitsliebe mein zweites; Furchtlosigkeit im Bewußtsein, ohne Nebenabsichten rechtschaffen zu handeln, meine unzertrennliche Gesellschafterin auf meiner Laufbahn . . . Wohl weiß ich, daß nur, indem ich auf diese Art allen großen und kleinen, mächtigen und ohnmächtigen Despoten, Aussaugern, Blutegeln, Egoisten, Bösewichtern, Usurpatoren, Schwachköpfen und Dunsen den Krieg ankündige, ein schwerer Kampf bevorsteht; aber es sei darum! Für die gute Sache

bin ich zu jeder Aufopferung bereit, sollte sie mir auch noch so nahe gehen.“

Er hatte richtig vorausgesehen; es folgte ein schwerer Kampf. Seine freimüthige Sprache, seine offenen und scharfen, kein Ansehen der Person kennenden Angriffe zogen ihm viele Feinde zu, die in groben Schimpfworten und platten Spottgedichten ihn verlästerten. Aber sie fanden an Görres einen Gegner, der gar wenig Federlesens mit ihnen machte. Hören wir, wie er einst so ein paar Rohrspatzen heimleuchtete:

„Ich habe gesagt, der Bürger Verdun habe 10 Louisd'or, der Bürger Rogier 180 Livres, der Bürger Quatresols 6 Louisd'or Installationsgelder erhalten. Nun gehen diese Herren hin und nehmen beide Backen voll und schimpfen wie ein Rohrsperling und nennen mich einen elenden, hungrigen Scribenten, einen Schwachkopf, Schurken, Langohr, Dümmling, Betrüger, Scribler, Schulknaben, dummdreisten Schreibsüchtling, rothe Seele, Schmierer, Cisrhenaner, wüthenden Hund, tollkühnen Buben, Schlingel, dummen Schwachkopf, dessen Hirn verbrannt und dessen Herz von Galle versteinert ist! Sie werfen mir Unverschämtheit, Lügenhaftigkeit, Impertinenzen, Ausschweifungen, Calumnien, dummen Stolz, Plattheiten, rothe Haare, Niederträchtigkeit, Ungezogenheit vor, nennen endlich mein armes Blatt ein lächerlich dummes Geschreibsel, einen groben Unglimpf in so pöbelhaften als lächerlichen Ausdrücken, eine zehntägige Plattheit; und nun glauben die wüthigen Menschen, nachdem sie weidlich beinahe das ganze Fischweiberlexikon geplündert haben, wunder wie gut sie ihre Sache gemacht hätten. Gegen so mächtige Gründe läßt sich nichts aufbringen; ich gebe mich gefangen und lege meine Waffen zu den Füßen der mächtigen Kämpfer. Freilich, wenn Gassenbuben in der Wuth ihres Herzens Koth aufraffen und damit die Leute bewerfen, dann geht der rechtliche Mann ruhig

seiner Wege, schließt sich in sein Haus, verriegelt die Thüre und läßt die Buben austoben. Mit einem Meisterstück des Witzes und des Geschmackes treten die Gladiatoren in die Schranken; aus meinem Namen und meinen Haaren beweisen sie in einem Akrostichon, daß ich ein Blutmensch, ein Anarchist sei; ich glaube hinwiederum den Herren einen Gefallen zu thun, wenn ich ihnen dafür das Gemälde, welches das Directorium von den Anarchisten entwirft, vorhalte: ‚Anarchisten sind jene Menschen, die, mit Lastern bedeckt, mit Blut befleckt und mit Raub gemästet, Feinde aller Gesetze sind, die sie nicht selbst gemacht haben, und jede Regierung hassen, wo sie nicht selbst regieren; die von Brüderschaft reden, indem sie ihre Brüder erwürgen; die sich der Uneigennützigkeit rühmen, während sie ihre Beute theilen, mit einem Worte, die aller Niederträchtigkeit und aller Laster fähig sind.‘ Sie werfen mir dann vor, ich habe nur der Großmuth der Vaterlandsvertheidiger meine Freiheit zu verdanken. Wohl bewundere ich die Großmuth dieser Vaterlandsvertheidiger, die, ohngeachtet sie Alles für die gute Sache thaten, so oft das Schlachtopfer von Räubern und Spitzbuben waren. Auf alle Fälle stand ich noch nie wegen Räubereien und Erpressungen vor einem Criminalgerichte und entzog mich durch Bestechung dem rächenden Arme der Gerechtigkeit. Weiter legen mir meine Widersacher sehr witzig sogar eine rothe Seele bei. Ohngeachtet nun so gefärbte Seelen unter dem Monde große Seltenheiten sein mögen, so sind sie doch, wie ich glaube, immer vorzüglicher als schwarze.

‚Paſſ' auf, Görres!‘ rufen die Herren endlich, nachdem sie ihre ganze Galle herausgesprudelt haben, mir zu. Paßt auf, antworte ich allen Schuften und Aussaugern. Ewiger Krieg allen Spitzbuben; die Hand dem tugendhaften Manne!“ [1]

---

[1] „Rothes Blatt“, erstes Trimester S. 21. Zweites Trimester

Aber auch den Machthabern und Gewaltigen der Erde, gekrönten Häuptern, Regierungen und öffentlichen Behörden gegenüber scheute der kühne Jüngling sich nicht, bald in Metaphern, bald unverblümt, aber immer deutlich die bittersten Wahrheiten zu sagen.

So schrieb er einst als ächter Republikaner: „Auch wir arbeiten für die Fürsten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweisen suchen.“ Er nennt das Fürstengeschlecht „jene vorn schön gefleckte, aber freilich auch wilde und blutdürstige, aus Tibet herstammende Thierart“. Und an einer andern Stelle sagt er: „Unter allen Geschöpfen, so belehrt uns die Erfahrung, gibt es keine ungeselligeren Wesen, als jene stolzen Abkömmlinge Nimrods, die man gewöhnlich Fürsten nennt. Das rastlose Streben jedes Individuums unter denselben geht unmittelbar dahin, es durch alle möglichen Mittel und Kunstgriffe auf den Punkt hinzubringen, daß er unter allen seines Gleichen allein existire; er allein mächtig und stark, er allein Herr der Heerschaaren.“

Alles, was dem Republikanismus widerstritt, wußte der geistreiche Publicist in der verschiedenartigsten Weise lächerlich zu machen und über dasselbe den Spott seines originellen Sarkasmus auszugießen. So zieht er eine „medicinisch-politische Parallele“ zwischen den Blattern und dem Revolutionsfieber, zeichnet mit Meisterschaft eine andere „zoologisch-politische“ Parallele, worin er die Fürsten mit den Beutelratten vergleicht, die langsam sich selber aufzehren. Ein langer, bitterer Aufsatz, der durch mehrere Hefte sich hinzieht, trägt die Ueberschrift: „Die Constitution Wampum des Dritten von Ululu.“ (Ein Gegenstück zur platonischen Republik.) Das vierte Heft des I. Jahrganges bringt unter der Ueberschrift:

39—49. Erst. Trim. 26 ff. 170. Anzeiger Nro. 2. S. 5. Vgl. Polit. Schriften I. 10 ff.

„Was zu verkaufen“ folgendes Avis: „Mehrere meiner auswärtigen Handelsverbindungen haben mich bei bevorstehender Ostermesse gebeten, die folgenden merkantilischen Avertissements in's rothe Blatt aufzunehmen. Da die Waare, die sie ausstellen, meines Wissens weder Contrebande, noch auch irgend von schädlichem Einfluß auf Staat oder Kirche ist, so habe ich keinen Anstand gefunden, ihnen ihre Bitte zu bewilligen. Wer nicht kaufen will, der gehe ruhig an der Bude vorüber und damit wird's gut sein. Als solche Waaren werden feil geboten: Eine ganze Schiffsladung der besten und ausgesuchtesten Freiheitsbaumsamen, deren Blüthe, eine brennend rothe kappenförmige Blume, die schönsten Bouquets auf die Geburts- und Namensfeste der allerhöchsten Prinzen und Prinzessinnen gibt, feilgeboten von Barras und Compagnie, etablirt im Luxemburg zu Paris. — Bei Wilhelm IV. (dem berüchtigten Soldatenverkäufer), von Gottes Gnaden Landgraf von und zu Hessen, Ordensmeister der Tapferkeits- und goldenen Löwenorden, Besitzer der Bergfestungen Spangenberg und Babenhausen, Erbauer einer neuen Bastille, Oberaufseher über die Pantalons und Hüte aller Katten, weitberühmter Schweinshändler — 12,000 Stück Menschenvieh, vortrefflich dressirt, können hauen, schießen, stechen, rechts und links um machen und noch mehr dergleichen Künste. Ein zwölfjähriges Abrichten mit Stock und Prügel hat es endlich dahin gebracht, daß sie sich für ihren Herrn todtschießen lassen, ohne nur dabei zu murren oder eine Miene zu verziehen, jedoch nicht en détail, sondern nur tonnenweis, und zwar die Tonne von 100 Stück zu dem Spottpreis von 40 Pfund Sterling abzulassen ... Drei Churkappen von feingegerbtem Büffelsfell. Die dazu gehörigen Krummstäbe sind inwendig mit Blei ausgegossen, mit Dolchen versehen, auswendig mit künstlichen Schlangen umwunden. Das oben befindliche Auge Gottes

ist blind. — Zwei Bischofsmützen, reich mit Rauschgold verbrämt, etwas vom Angstschweiße durchzogen, sonst aber gut konservirt; daher sehr brauchbar als rothe Mütze auf Freiheitsbäumen. — Ein Herzogshut aus Hasenfell, aber ohne Kappe, mit Hahnenfedern verziert; statt des Knopfs mit einem schönen Steine, den ein geschickter Alchymist einst aus den gesammelten Thränen von 10,000 Wittwen und Waisen destillirt, besetzt. — Ein Stück von einem Zepter, oben darauf ein geschnittener Markaurelskopf, der die sonderbare Eigenschaft hat, daß er immer Thränen vergießt, wenn ein Prinz geboren wird. In der Mitte sieht man in halberhabener Arbeit, wie Nabuchodonosor, in einen Ochsen verwandelt, Gras frißt; unten das Portrait Friedrich Wilhelms II. von Preußen, unter dem sich ein Rabe und eine Dohle schnäbeln. — Vier Reichsstädte, mit Planken aus der Arche Noe's zusammengezimmert; mit Bürgermeistern, hübscher geputzt als Kartenkönige, mit Rathsherrn, Gebrechs- und Zunftherrn aus den Holzstichen der Chronik geschnitten, mit hochweisen Vätern des Vaterlandes, die keinen Menschenverstand haben. — Eine ganze große Scheune voll Adelsdiplomen, auf Eselsfell geschrieben, aber hie und da stark von Motten durchfressen und von einem etwas wunderlichen Modergeruche durchzogen. — 40,000 Klafter Stammbaumholz, ein vortreffliches Brennmaterial, um Ketzer und Jakobiner damit zu braten" u. s. w. [1]

Görres selber wußte recht wohl, daß sein „Rothes Blatt" bis an die äußersten Grenzen erlaubter Freimüthigkeit gehe; er selbst nennt es mit einer gewissen sarkastischen Offenheit „ein giftiges Ding, das unmöglich wo anders als vom Bösen herkommen kann. Guckt doch überall der Pferdsfuß heraus! Gekrönte und gesalbte Häupter, Fürsten und

---

[1] „Rothes Blatt". Erst. Trim. 118 ff., 160 ff.

Herren, Barone und Grafen, Reichstagsgesandte, Geistliche und Weltliche, Prälaten, Mönche und Esprit-Köche, nichts läßt das Insekt ungestochen und unbesudelt, nichts ist ihm zu heilig, wie die Mücke, die sogar auf des Kaisers Nase ihre Exkremente kleckst."

So hatte das „giftige Ding" mit der Zeit eine große Zahl grimmiger Feinde sich erworben. Eine Denunciation auf die andere lief bei dem Directorium in Paris ein, und als schließlich auch die französischen Regierungscommissäre unter Verdächtigung der Erregung des Nationalhasses, sowie der Kurfürst von Hessen wegen der in jenem Aufsatze enthaltenen „unzulässigen Dinge" (choses inadmissibles) die Unterdrückung des mißliebigen Blattes beantragten, kam Görres dieser zuvor, indem er den Titel des „Rothen Blattes" aufgab und dasselbe unter dem Namen „Rübezahl im blauen Grunde" wieder erstehen ließ.

„Die Mächtigen der Erde," so führte er es beim Publikum ein, „hören nicht gerne die Wahrheit aus einem sterblichen Munde, vielleicht ist sie ihnen aus einem unsterblichen Organe weniger gehässig. Ich habe das „Rothe Blatt" mit dem zweiten Trimester (nach 6 Monaten) geschlossen; welches Wesen könnte schicklicher als der wiedergeborene Rübezahl seinen Namen zu meinen künftigen Arbeiten leihen? Mein Journal soll Rübezahl heißen. Gehaßt von allen Schurken wie er, willkommen allen Redlichen, werde ich unter seinem Schutze ohne Prätension meinen ferneren Weg dahinwandeln. Wenn mir vielleicht bis jetzt auf meiner bisherigen Laufbahn hie und da Menschlichkeiten entschlüpften, so beginne ich jetzt mit dem festen Vorsatze: sorgfältiger als je über mich und meine Leidenschaften zu wachen. Möge es mir gelingen, so endlich meine Gegner zu überzeugen, daß nur die Beförderung der Sache der Menschheit mein einziger Zweck ist."

Wie bei jeder neuen Schrift unseres Görres, so sieht

man auch bei dieser wiederum einen stetigen Fortschritt: Rückkehr von manchen jugendlichen Täuschungen, größere Klarheit der Principien, objektivere Ruhe und größere Mäßigung. Schon im Verlaufe derselben hat er die erste Phase in seinen politischen Ansichten durchlaufen, und es beginnt die erste Metamorphose derselben.

Sieben Monate, so sagt er selber, sei er auf dem Pfade fortgegangen, den er im Augenblicke des Eintritts eines gesetzmäßigen Zustandes in dortigen Gegenden betreten habe. Sieben Monate in einer thaten- und katastrophenreichen Epoche, in dem Tumulte einer neuen Organisation, nach vorhergegangenen Begebenheiten, die alle Leidenschaften aus ihrem Schlummer gereizt hätten; mitten in dem Wirrwar einander bekämpfender Parteien. Ein solcher Zeitraum hätte den, der halbwegs nach den Begebenheiten sich umgesehen, die rund um ihn her sich gedrängt, und dem die Resultate all' dieses Treibens und Drängens nicht unbemerkt verloren gegangen wären, mit einem Fonds von Erfahrung und Menschenkenntniß bereichern müssen, der sich nur auf diesem Wege so schnell und so vollständig habe erwerben lassen. Am Ende eines solchen, gleich viele Jahre aufwiegenden Zeitraumes werde er die Dinge aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten, als am Anfange desselben; manche Täuschung werde verschwunden, manche Wahrheit, die er kleinlaut bezweifelt, werde unerschüttert, aber fest begründet, manche andere, die er für unwiderlegbar gehalten, in Staub zerfallen vor ihm dastehen. Mit einem mitleidigen Lächeln werde er bei den Phantomen vorübergehen, die ihn einst mit Ehrfurcht erfüllt; manchen Seufzer werde er den schönen Träumen nachschicken, die ein böser Genius zertrümmert habe; mit Schrecken und Unmuth werde er oft um sich blicken und dort, wo er einst schöne, hoffnungsvolle Saaten und blühende Auen zu sehen geglaubt, nun wucherndes Unkraut und Disteln finden. Reducirt auf die ewig unwandel-

baren Grundsätze des Rechts und der Menschheit, werde er diesen Rest seines ehemaligen Wohlstandes mit um so größerer Wärme vertheidigen, je kostbarer er ihm durch den Verlust alles Uebrigen, was ihm einst so werth gewesen, geworden sei. Er wolle es machen wie ein Zeitgeschichtsschreiber, der mitten unter diesen Verwandlungen, Verschiebungen und Veränderungen der Coulissen und Decorationen, mit fortschwimmend im Strome und nicht immer frei von den Schielfarben der Leidenschaft, Abschnitte in seiner Arbeit mache, deren jeden er mit dem festen Vorsatz beginne, die Irrthümer zu vermeiden, in die er in den vorhergehenden gefallen sein könnte. — Unerschütterlich in seinen sittlichen Grundsätzen werde er übrigens dem Verdienste huldigen, wo es sich finde, das Gewerbe des Schmeichlers Anderen überlassend; denn republikanische Schranzen, Schranzen des souveränen Volkes und Schranzen seiner augenblicklichen Machthaber seien die verächtlichsten aller Menschenklassen.

Eine solche und ähnliche Sprache überkühnen Freimuthes konnte natürlich wiederum nicht länger geduldet werden. Und wie nun einmal alle Regierungen, und mögen sie noch so liberal sich nennen, die kalte, bittere Wahrheit, wenn sie aus Gegners Munde kommt, nicht hören und verdauen können, so beauftragte auch der Justizminister des „republikanischen" Frankreichs einen seiner Commissäre, den „Rübezahl", sobald er wieder „choses inadmissibles" bringen sollte, einfach zu unterdrücken. Görres aber veröffentlichte selber diesen Beschluß und gab nebenbei die stolze Versicherung, daß dieser ihn nicht im Geringsten alteriren und er in Zukunft seinen Ton um gar Nichts mindern werde[1]. Sofort setzte er dem folgenden Hefte als Motto die Worte Ciceros[2] an

[1] „Rübezahl", erstes Trimester, 116 f. Zweites Trimester, 6. — Vgl. Polit. Schriften I. 10 ff.

[2] Catil. III. 12. 28.

die Spitze: „Est enim in nobis is animus, ut non modo nullius audaciae cedamus, sed etiam omnes improbos ultro semper lacessamus.“

Und was Cicero pathetisch auf der Rednerbühne ausgesprochen, das hat Görres Wort für Wort im Leben wahr gemacht.

Niemals hatte Frankreich als solches Görres' Liebe und Sympathie genossen; nachdem nun hier im Lande die neue langersehnte Freiheit aufgegangen, da freilich schwärmte er insofern für das Volk der „Franken“, als es gleich dem tapfern Ritter im Märchen die schöne erwünschte Prinzessin aus tausendjährigem Bann befreit und aus dem alten Bergschloß mitten in nächtigem Waldesdunkel sie hervorgeholt und wieder auf den Thron, von dem die Verwünschungen einer bösen Alten sie herabgedrängt, erhoben hatte. Aber als das Volk der Freiheit unwürdig sich erwies, als charakterlose Menschen und Despoten mit ihr buhlten, als diese mit der Jakobinermütze und der Tricolore geschmückt Erpressungen und gewaltthätige Unterdrückungen sich erlaubten, als die schönen Rheinlande, die geblutet hatten unter der Geißel des Krieges, deren Felder verwüstet, deren Wohnungen verbrannt, deren Wohlstand dahingesunken war, überdieß auch noch durch militärischen Despotismus erdrückt und von den französischen Commissären, gleich gierigen Raubthieren, ausgesogen wurden — da war auch alle Sympathie für sie gar bald verraucht, und die Liebe in Haß und Abscheu umgewandelt. Und in der That, der kühnen Frechheit Frankreichs wich er nicht um Haaresbreite, und allen Schurken und Bösewichtern war er sein ganzes Leben lang der größte Widersacher. So hat er Wort für Wort das ciceronianische Motto wahr gemacht.

„Schändlich,“ so ruft er bald darauf im Unmuthe seines Herzens aus, „schändlich hat Frankreich die Genossen seiner Principien und seiner Kämpfe behandelt, zu Heloten

sie entwürdigt und zu Säulenträgern der Bühne, auf die es seine Trophäen aufpflanzte; den Abschaum des Zeitalters hat es über sie hergespieen, Recht und Billigkeit mit eisernem Fuße zertreten. Man hat uns Proconsuln geschickt, herz- und kopflose Menschen, die unserer spotteten, indem sie uns den Klotz hinwarfen und sagten: das sei euer König. Eine Fluth von Menschen sahen wir über uns herstürzen, Schwachköpfe, mit ein paar Sentenzen und hohlen Phrasen erfüllt, sonst rohe, stumpfe, verworfene Sklaven, Gauner, die dem Volke die Taschen leerten, als es kam, um der Freiheit zu opfern, die den Raub von den Dächern predigten und, mit Beute beladen, hohnlächelnd davonliefen, wenn ein Starker bei der Gurgel sie faßte."

Der wilde „schöne Enthusiasmus für das reine Interesse der Menschheit" war verflogen, der noch vor Kurzem dem feurigen Jüngling Adlerflügel verlieh; und es will den Leser selber ein schmerzliches Gefühl anwandeln, wenn er sieht, wie der nun dreiundzwanzigjährige Jüngling, dem glühende Liebe zum armen Vaterland die gefühlvolle Seele verzehrt, statt wie sonst in Jubel und Begeisterung, seine Feder nun in stille Trauer und sanfte Wehmuth taucht, um mit ihr die Leiden seines Landes und die trübe Aussicht in die nächste Zukunft seinen Landsleuten zu schildern.

„Trauriges Loos der Menschheit," ruft er klagend aus, „immer zwischen den gezückten Dolchen der Leidenschaften und den Geißeln des Unglücks ihrer Bestimmung entgegen zu gehen. Niederschlagend für den, der an dem Schicksale der Menschheit Antheil nimmt, ist der Blick in die Gegenwart, wenig erheiternd der in die nahe Zukunft. Wenn er dumpf geworden ist bei dem Eindringen der gehäuften Masse von Elend und Unglück, die auf den Grenzen rast, dann wird er vollends schwindelnd beim Anblicke des Kampfes, den im Innern die schändlichste Corruption, die scheußlichste Verderbniß, Factionswuth und die geringen Reste von Recht-

schaffenheit und Sinn für das Edle kämpfen; sein Geist versinkt in dem bodenlosen Schlunde, der Alles, was irgend noch fest ist, verschlingt, und die Principien wie die Trümmer eines Wracks auswirft; er zittert für die Menschheit, wenn er sie bis in ihre Urstoffe decomponirt sieht. Wo liegen die Elemente zum Besserwerden? fragt er sich selbst und findet keine Antwort."

Schon früher hatte er sich also geäußert: „Wem wird unter diesem allgemeinen Reiben und Stoßen, Stürzen und Wiederaufraffen, in diesem schwindelnden Gewirre der Leidenschaften, wem wird beim Anblicke dieser ekelhaften Scenen nicht die Stelle des Römers doppelt einleuchtend, wo er sagt: ‚Beatus ille, qui procul negotiis' ꝛc.!" [1]

Doch der feste Glaube an das Walten einer höheren Macht, an ein Besserwerden, der Trost aller Hoffenden, hielt ihn aufrecht inmitten aller Trübseligkeit. „Die Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts steigt am fernen Horizont herauf, vielleicht wird seine Abendröthe vollendet sehen, was wir jetzt nur wünschen können. Schöne Wünsche und Hoffnungen sind ja das, was uns für die Nacktheit der Gegenwart entschädigen muß. Nehmt uns die Hoffnung des Besserwerdens, und kein Mensch wird mehr leben wollen." [2]

V.

Sendung nach Paris. — Politische Umkehr.

So war er unerschrocken und allen Angriffen zum Trotz unablässig mit der Feder thätig gewesen, und dadurch sein ehrenhafter, uneigennütziger Charakter in der Liebe und Bewunderung seiner Landsleute immer höher gestiegen. Aber er wußte, wenn es darauf ankam, auch zu handeln. Im

---

[1] Horat. Epod. 2.

[2] „Rübezahl", drittes Trimester, S. 6, 8, 37.

Jahre 1789 hatte der französische commandirende General Leval in völliger Ueberschreitung seiner Machtbefugnisse sich erlaubt, die Mitglieder der neuen Municipalverwaltung abzusetzen. Eine von Görres versuchte Gegenvorstellung blieb unbeachtet. Da sandten seine Mitbürger den dreiundzwanzigjährigen Jüngling mit noch drei gleichgesinnten Freunden nach Mainz, um gegen diese Willkür des Generals und zugleich gegen die noch immer fortdauernden Bedrückungen seitens der französischen Beamten Beschwerde zu führen. Kaum aber hatten die Deputirten Koblenz verlassen, als Leval, der von der Sache Wind bekommen, ihnen auflauern, sie ergreifen ließ und zwanzig Tage in strenger Haft gefangen hielt.

Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse zu immer tieferem Dunkel condensirt. In den Präliminarien von Leoben war den Rheinprovinzen ihre Trennung von Deutschland und ihre Unabhängigkeit unter einer freien Verfassung zugesagt. Die Patrioten griffen nun nach dem Frieden von Campo-Formio (17. October 1797) auf Grund jener Zusicherungen den Plan einer von Frankreich sowohl wie Deutschland unabhängigen Stellung der Rheinlande, etwa in Form einer cisrhenanischen Republik, mit Eifer auf. Auch Görres war begreiflicherweise an diesem Gedanken in hohem Maße mitbetheiligt. Von Interesse ist in dieser Beziehung ein Brief [1] von ihm an den Minister Freiherrn v. Stein, d. d. Koblenz, 4. August 1814, den wir theilweise hier folgen lassen: „Ew. Excellenz haben mir darüber, als ich Hochdieselben zuletzt gesehen, Vorwürfe gemacht, die mich nicht getroffen haben, aber mich betrübten, weil ich

---

[1] Pertz' Leben des Ministers Freiherrn v. Stein. IV. 66. — Görres' Ges. Briefe II. 423 ff. — Vgl. auch den bisher ungedruckten Aufsatz: „Ueber das Verhältniß der Rheinlande zu Preußen", Polit. Schriften III. 456 ff.

einen Mann, den ich achte und ehre, und im Bewußtsein der Motive um so mehr ehrte, je härter er mich angefahren, im Unrecht erblicken mußte. Hier bei uns haben die Bewegungen nicht eine Stunde eher angefangen, als bis durch die Präliminarien (von Leoben) das linke Rheinufer für Teutschland noch nicht dem Worte nach, aber, wie keinem aufmerksamen Beobachter entgehen konnte, in der That wirklich aufgegeben war. Nun stieg, wie ich keineswegs zu läugnen gesonnen bin, zuerst in mir die Idee auf, die Vereinigung mit Frankreich dadurch zu verhindern, daß diese Länder sich unabhängig erklärten. Meine Gedanken waren, in Gemeinschaft mit Belgien womöglich das Elsaß mit in den Bund zu ziehen, dadurch die Schweiz mit Holland zu verknüpfen und so einen Zwischenstaat an der Grenze Frankreichs und Teutschlands zu bilden, der sich, wenn es in letzterem Lande zu etwas gekommen wäre, leicht wieder ausschließen konnte. Daß es in den Formen der Zeit geschah, wäre sehr erklärlich, aber mir fällt nicht ein, als Klugheit zu geben, was leicht verzeihlicher, sehr wohlgemeinter Irrthum der Jugend war. Der General Hoche, der verständigste und billigste aller französischen Generale und der ritterlichste, war für den Plan gewonnen; er war in heftigem Streit mit dem damaligen Directorium befangen, und wollte sich im Falle eines unglücklichen Ausgangs eine Zufluchtsstätte bei uns bereiten; in den Zutritt Belgiens hatte er gewilligt und sogar dem Vorhaben mit Elsaß war er nicht abgeneigt. Die Sache war so weit gediehen, daß binnen vier Wochen eine Repräsentation sich in Aachen versammelt hätte, als Hoche in Wetzlar starb. Das Directorium, das mit großer Unruhe dem ganzen Unternehmen zugesehen hatte, sandte nun den General Augereau auf der Stelle heraus, um ihm Einhalt zu thun. Dieser verweilte auf dem Hunsrücken und ließ uns von dort durch Mehne den Antrag machen, wenn wir ihm zwei Millio-

nen zusammenbrächten, wolle er es beim Directorium dahin bringen, daß es unsere Unabhängigkeit anerkenne. Als wir den Vorschlag gänzlich verworfen hatten, schritt er sogleich zum Werke und erklärte alles früher Geschehene für null und nichtig, und ein französischer Commissär kam in seinem Gefolge, um die Länder auf den Fuß des Innern zu organisiren. Nun begann der innere Krieg gegen die Franzosen, von mir insbesondere in Schriften und auf jede Weise so heftig geführt, daß ich während mehr als einem Jahre nicht anders als bewaffnet ausgehen durfte, häufig mit Säbeln und Bajonneten angegriffen wurde und mehr als einmal im Gefängniß saß. Das ist die Geschichte meines Jacobinismus, ich habe mich in meinem Leben über nichts zu schämen. Nie habe ich meine Gewalt zum allergeringsten Attentat gegen meine Mitbürger mißbraucht. Nie habe ich Etwas angegriffen, was wirklich ehrwürdig gewesen ist. Ich habe zu einer Zeit größtentheils die Stellen im Lande besetzen helfen und keine für mich genommen, auch nichts als Schulden aus der ganzen Bewegung für mich gewonnen.

Ew. Excellenz werden verzeihen, daß ich also umständlich mit meinen Angelegenheiten Sie behellige. Was ich hier, persönlich von Hochdenselben angegangen, zu meiner Vertheidigung gesagt, werde ich, öffentlich angegriffen, auch vor der Welt erklären, und Niemand in meinem Vaterlande wird aufstehen, der mich Lügen straft."

Jener Plan einer cisrhenanischen Republik fand beim Directorium in Paris entschiedene Gegenwirkung, und so kamen die Rheinlande in eine peinlichere, schiefere Lage. Görres selber sagt in seiner folgenden Schrift [1] in dieser Beziehung also: „Traurig war die Lage der Dinge. . . .

---

[1] „Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des achten Jahres". Koblenz 1860.

Das Directorium hatte die vier Departements als ebenso viele Paschaliks behandelt, die es seinen Janitscharen preisgab und in denen es seine Günstlinge ansiedelte. Mit empörender Wegwerfung wurden alle Reclamationen der Einwohner auf die Seite geschoben; Alles, wie es schien, mit Geflissenheit hervorgesucht, was nur irgend das Selbstgefühl derselben auf's Tiefste kränken und verwunden konnte. Nicht mehr auf den Burgen bewaffneter Ritter, wie in der Vorzeit, sondern im Umkreis der Richterstühle, im Schooße der Verwaltungen wurde der Raub zur Religion geheiligt und von seinen Priestern mit aller Unverletzlichkeit eines tolerirten Cultus getrieben. Dummheit, krasse Unwissenheit, Trägheit hatten jede ihren Tempel, ihnen wurde mehr oder weniger das Wohl des Landes zum Opfer geschlachtet; der Grundsätze wurde nur gedacht, wenn sie Gewaltthätigkeiten zu beschönigen dienten; politische Gaukeleien sollten uns für das Alter entschädigen."

Jedoch mit dem „30. Prairial" war Sieyes an die Spitze der Geschäfte getreten, und die Patrioten hegten die besten Hoffnungen für die Zukunft, „ist doch Hoffnung die natürliche Reaction der Seele gegen die Leiden, die sie drücken!" Lacanal war zum Commissär der neuen Regierung in den Provinzen am Ufer des Rheines ernannt, dessen erste Schritte brüsk waren und eingreifend, ohne durchzugreifen. Die Patrioten beschlossen nun, eine Mission an die neue Regierung zu Paris zu schicken mit dem doppelten Auftrage, die innere Lage ihres Vaterlandes zu verbessern und seine äußere Existenz zu fixiren. Für das Rhein- und Moseldepartement ward der erst vierundzwanzigjährige Görres als Deputirter gewählt, und die drei übrigen Departements wurden zum Beitritte der Deputation eingeladen. Die Patrioten in Mainz wählten für das Donnersberg-Departement den General Eickenmeyer, einen durch seine Verdienste für die Re-

publik und die Rechtlichkeit seines persönlichen Charakters gleich sehr empfohlenen Mann. Die Patrioten im Roer-departement waren untereinander uneins, zögerten erst und ließen bald den ganzen Plan wieder fahren. Görres reiste in Begleitung des Bürgers Vitzthumb, den man ihm als Sekretär beigegeben hatte, ab und traf einer Verabredung gemäß in Trier mit dem General Eickenmeyer zusammen. Von hier aus schrieb er am 25. Brumaire (16. November) an seine Braut[1]: „Noch immer bin ich hier, aber morgen früh geht es fort ins Land der Helden und der Schwächlinge, der stolzesten Republikaner und der verworfensten Sklaven, der großen Republik und des kleinen Volkes. Hier an der Pforte habe ich schon so manchen Blick ins Innere gethan, der mich mit Staunen und Unwillen erfüllte: was wird mir erst dann bevorstehen, wenn ich mich nun auf einmal mitten in den großen Menschenknäuel versetzt sehe, wo die Leute, mit Krallen, Nägeln und Zähnen ineinander geklammert und gebissen, sich in einer Rubens'schen Gruppe umhertreiben und das bunteste Schauspiel gewähren müssen, das nur irgend unter dem Monde geboten werden kann."

Die Deputation kam am 30. Brumaire des Jahres VII (20. November 1799) in Paris an, nachdem ganz kurz vorher der 18. desselben Monats das Directorium gestürzt, den Rath der Fünfhundert verjagt und Napoleon Bonaparte die Zügel der Herrschaft in die Hand gegeben hatte. „Ein Mann, den Glück und Geist zum Ersten seiner Generation im öffentlichen Rufe gemacht hatten, war vom Süden heraufgekommen, von fernen Ufern, an die ihn ein höheres Schicksal verschlagen und gefesselt zu haben schien; seine erste Bewegung trümmerte ein Gebäude zusammen, dem alle Könige Europa's in gesammtem Verein

---

[1] Ges. Briefe I. 3 f.

nichts hatten anhaben können. Finster und ernst nahm die Erscheinung Platz in der Mitte des staunenden Volkes. Man kannte die Verschlossenheit, die Kühnheit und die Stärke seines Charakters, das Aufstrebende seines Geistes; auf die Schultern seiner Armeen gestützt, hatte er sich auf jenen Posten geschwungen. Er konnte, was er wollte, und wer vermochte in einem solchen Geiste die Grenzsteine dieses Wollens zu finden! ... Die Schwachen mußten sich an den anschließen, der ihnen auf jeden Fall eine feste Stütze darbot, die weniger Stärkeren standen von ferne; beide, in Intriguen und Reflexionen vertieft, hatten keine Aufmerksamkeit mehr übrig für minder naheliegende Gegenstände [1].

Unter solchen Verhältnissen konnten die Abgeordneten Anfangs nichts Directes behufs Erledigung ihres Auftrages thun. Sie begnügten sich deßhalb die erste Zeit damit, durch Beobachtungen und stilles Zuschauen das Terrain zu studieren, hie und da mit Personen, die ihnen nützlich werden konnten, Verbindungen anzuknüpfen und nur die „lichten, ruhigen Intervalle", die von Zeit zu Zeit eintraten, zu benutzen, um durch irgend einen zeitgemäßen Schritt ihrem Ziele näher zu rücken.

Betrachten wir inzwischen die über Land und Leute Frankreichs gemachten Aeußerungen unseres Görres etwas näher, die interessant zugleich und nicht ohne Werth für die Charakteristik unseres Freundes selber sind. Seine Reise nach Paris und sein Aufenthalt daselbst fiel, wie er selber sagt, in eine der merkwürdigsten Epochen der Revolution. Ein Act des Dramas hatte ausgespielt, ein neuer begonnen. Er sah die Schauspieler entkleidet hinter den Coulissen. Die Menschen hatten so viel zu thun, sich untereinander zu beobachten, sie hörten auf, sich selbst zu bewachen. Die Leidenschaften, losgebunden von der Kette, in die der gesellschaftliche Anstand

[1] Polit. Schriften I. 42 ff.

sie schlug, tummelten sich auf der leeren Bühne umher und achteten wenig der unbefangenen Zuschauer, die verwundert dem Bacchanale zusahen. Er hatte also Gelegenheit, mehr zu bemerken, als man dann sieht, wenn Alles wieder ernsthaft und ruhig auf seinem Platze gravitirt, oder in der schulgerechten Form, wie der Hund im Rade, trottirt; wenn die gemalten Bosquets Lampen und Zugseile verstecken; die Musik das Klappen der Fallthüren, durch die sich die Geister erheben, überlärmt, und die Hektik hinter der Larve des Herkules uns fürchten macht. Von Paris, 6. Brumaire (27. November), schrieb er also an seine Braut[1]: „Erst sechs Tage bin ich hier und schon gesättigt bis zum Ueberdrusse mit all den Herrlichkeiten dieses mit Blumen überwachsenen Sumpfes. Das sind meine Menschen nicht. Und doch kann ich nicht einsam sein: wer kann das in diesem Menschenmeere, das immer wogt und fluthet und tobt! Der entsetzliche Lärm vom Morgen bis zum Abend, das widrigste Gekreische der Savoyarden, der Zeitungsträger, der Fischweiber, der Obsthändler, das Rollen der tausend Fiaker und Cabriolets, die von allen Seiten die Straßen durchkreuzen, das dumpfe Sumsen der gedrängten Volkshaufen, die nie abnehmen und doch immer wechseln, ihre Form ändern und wieder herstellen: das Alles gibt ein wüstes Getön, das mich betäubt und verdummt. Dabei ist's Winter, die Natur tobt, und ein dicker Nebel schwebt die ganze Zeit unseres Hierseins unausgesetzt um uns. Alle die prächtigen Gebäude, alle die hier zusammengehäuften Schätze des Luxus und der Mode, alle Schauspiele, Bälle, Vauxhalls, Concerte, Gespenstererscheinungen und was sonst die raffinirteste Freude aus ihrem Füllhorn darbietet: alles das vermag nicht die große, große Leere in meinem Herzen auszufüllen, die durch meine Entfernung von allem, was ich

[1] Ges. Briefe I. 6 ff.

liebe, entstanden ist.... Ach, wie manchmal habe ich mich an die Ufer unseres lieben Rheines zurückgesehnt, aber ich habe dieses Gefühl unterdrückt, weil ich ihm nicht nachhangen durfte. Nur eine Schadloshaltung habe ich, und das sind die hier angehäuften Kunstschätze; an ihnen erhole ich mich für meine übrigen Entsagungen; aber ich weiß nicht, wie ich bin, von der anderen Seite tragen sie auch wieder dazu bei, mich noch mehr zu verstimmen. Es gab eine Zeit, wo ich die Menschen auch in moralischer Hinsicht für wahre Antiken, für mehr oder weniger vollendete Ideale ansah; diese glücklichen Tage der Täuschung sind längst vorüber. Allein jetzt muß ich auch mit einem äußerst widrigen Gefühle mich überzeugen, wie so gar tief sie auch in physischer Hinsicht unter dem Ideale der höchsten Schönheit, das ich bisher nicht kannte, stehen. Wenn Du bei mir wärest und mit mir genießen könntest, was ich allein nur halb genieße, wir würden dann diese Bilder mit ebenso vollkommenen Geistern beleben und eine neue Welt um uns schaffen, worin Alles gut wäre und nichts bös; worin Jeder das wäre, was er sein müßte, und keiner durch seine Unarten den andern peinigte. Da müßten sich denn die Menschen hier schämen, darunter umher zu gehen, und auch besser werden. Ja, diese Menschen, welch ein Abstich gegen diese reinen Formen! Egoism ist ihr Abgott, Intriguen ihr einziges Dichten und Trachten, Jagd nach Vergnügen ihre einzige Beschäftigung. Republikanern sind sie so unähnlich, wie der schmutzigste Savojarde dem Apoll vom Belvedere. Mir ist gar nicht wohl unter ihnen. — Vorgestern aber hatte ich einen recht heiteren Tag, ich brachte ihn mitten in Teutschland zu. Vier Stunden von Paris, auf der Route von Orleans, wohnt auf einem Landgute des ehemaligen Prinzen von Condé Basse, ein Millionär von Frankreich, der sich dort angesiedelt hat. Diesen Mann, an den wir

empfohlen waren, besuchten wir an jenem Tage.... Es wurde hier mitten in Frankreich nichts als teutsch gesprochen, sogar teutsch gegessen. Ich war wie durch einen plötzlichen Sprung wieder an die Ufer des Rheines versetzt, und unterhielt mit Fleiß eine Illusion so lange als möglich, die mir so wohl that. Ich war so froh, wie ich es seit meiner Reise nicht gewesen bin."

Einen anschaulichen Begriff seines ästhetischen Geschmackes und seiner Kunst in der Porträtirung menschlicher Erscheinungen liefert folgende Schilderung der Pariserinnen: „Ueber die Pariserinnen magst Du wohl wünschen, meine Bemerkungen zu hören. Wenn ich Dir sage, sie sind noch immer so, wie St. Preux sie in der Heloise beschreibt, dann wirst Du einen ganz anschaulichen Begriff von ihnen haben. In den Provinzen hat das weibliche Geschlecht in den unteren Klassen einen Nationalausdruck in der Physiognomie, der wegen seiner schneidenden Härte und Wildheit, möchte ich sagen, äußerst widrig afficirt und zurückstößt. Dieser Zug liegt auch immer noch den hiesigen Mädchen aus den höhern Ständen zum Grunde, allein gemäßigt durch die höhere Bildung. Doch gelingt es bei Weitem den wenigsten, diese Milderung bis zur weiblichen Sanftmuth zu bringen; bei den meisten schwebt der Ausdruck als unbefangenes, losgebundenes, muthwilliges Selbstgefühl um die Grenze der Weiblichkeit und übersteigt sie nicht selten. Ein großes, lebhaftes, geistvolles Auge und einen schönen, schlanken Wuchs haben sie alle miteinander gemein. Ihre Gewandtheit ist ungemein, da schweben sie über das hiesige schlüpfrige Steinpflaster mit einer Schnelligkeit und einer Leichtigkeit, daß sie kaum den Boden zu berühren scheinen und dabei keinen Fuß beschmutzen. Eigentlich schöne Mädchen, oder vielmehr Weiber, denn Mädchen habe ich noch keine gesehen, sind mir noch nicht vorgekommen, jedoch hübsche eine Menge, aber dafür auch eine unverhältnißmäßig größere

Anzahl häßlicher als bei uns. Besonders sagt man den Pariserinnen nach, daß sie die Häßlichsten von ganz Frankreich seien, und daß alles, was sich Schönes hier befinde, aus den Provinzen herzugeströmt sei. Herrschsucht, listige Verschlagenheit, Intriguengeist und Coquetterie sind die Hauptzüge in diesen Neugriechinnen. Ueberall sind sie im Spiele, überall geben sie den Ton an, die wichtigsten Begebenheiten werden noch immer von ihnen gelenkt. Geist, Witz und leichtes Auffassen der richtigen Seite an den Gegenständen blicken dabei von allen Seiten hindurch. An Freundschaft und Herzlichkeit bei ihren Verhältnissen untereinander ist gar nicht zu denken; isolirt für sich, schafft jede unter ihnen sich einen eigenen Wirkungskreis unter den Männern und sucht nun dort so sehr zu glänzen, als sie kann. Nichts widersinniger als ihre Erziehung. Gleich nach ihrer Geburt werden sie aufs Land gegeben, sehen ihre Aeltern erst nach mehreren Jahren wieder, werden dann bis zur Verheirathung, die meistens schon zum Voraus, ohne daß sie gefragt werden, abgemacht ist, aufs engste eingesperrt; sie dürfen an keinen öffentlichen Plätzen: Theatern und Bällen, und selten auf den Straßen, und dann immer nur unter hinreichender Bedeckung erscheinen. Sind sie aber einmal verheirathet, dann erhalten sie plötzlich die ungebundenste Freiheit, die dann auch keine Einzige zu benutzen und sich in vollem Maße für den vormaligen Zwang zu entschädigen verabsäumt. Die Revolution hat daran nichts, gar nichts geändert. — Urtheile nun selbst, Liebe, wie ich hier zu Hause bin, ob mir wohl ist in dieser ganz fremden Welt."

Wohl war ihm nicht, hier am Pulsschlage des französischen Volkes, ihm, dem Urdeutschen, den das kalte egoistische Treiben der Franzosen in der Seele anwiderte, und den sein gesundes deutsches Herz unwiderstehlich wieder hinzog zu den schönen Ufern des Rheins. Und in dieser trüben,

melancholischen Stimmung schrieb er also an seine Braut: „Liebes Kind! Siehe, so will ich Dich einmal nennen, mein Kind sollst Du werden, denn ich bin alt geworden, alt und bis an den Scheitel hin voll Erfahrungen. Ich werde zurückkommen mit einem silbernen Kopfe und einem weißen Barte und werde an einem Stabe dahinschleichen; nicht mehr wie bisher aller Welt ins Gesicht sehen, und Jedem, der mich zu hudeln Lust hat, Trotz bieten, und aller Welt die Wahrheit ins Gesicht sagen; das werde ich Alles nicht mehr .... Aber ich bin ins Ankleidezimmer gerathen und habe mich geärgert, allein jetzt male und putze ich mit und lache dann hintenher der Harlekins. — Das ist wahr, der muß einen guten Fond Lebenskraft mitbringen, der nicht in Fäulniß gerathen will in dem stinkenden Pfuhle."[1]

Inzwischen war der bisherige Regierungscommissär Lacanal abberufen, und Dubois Dubais an seine Stelle ernannt worden. Die Deputirten suchten ihn für das Interesse ihres Landes zu stimmen, und Görres arbeitete zu diesem Behuf mehrere Memoires über die Lage und die Bedürfnisse der Rheinlande aus, welche er diesem, sowie auch dem Justizminister übergab. Kaum jedoch war Dubois Dubais zu seinem neuen Wirkungskreise abgereist, als dieser zum Mitgliede des Senats ernannt, und Bürger Shee an seine Stelle berufen wurde, der bereits früher in den Rheinlanden in der Verwaltung beschäftigt gewesen war. Auch diesen suchten die Deputirten für das Land ihrer Wähler günstig zu stimmen. Und damit hatten sie Alles gethan, was sie behufs Erledigung ihres ersten Auftrages: Verbesserung der inneren Lage ihres Vaterlandes, unter den obwaltenden Umständen nur immerhin thun konnten.

Ihr zweiter Auftrag, die Regierung zu irgend einem

[1] Ges. Briefe I. 9, 11 f.

entscheidenden Schritt zur Fixirung ihrer politischen Verhältnisse zu bestimmen, bezog sich auf eine Regierung, die man kannte in ihrer Tendenz und ihren Maximen, die nach festen, inneren Principien organisirt war, nicht aber auf ein erst im Werden begriffenes Gouvernement, das unter allen denkbaren Combinationen die eine so gut realisiren konnte, wie die andere, das keine bestimmten Symptome für die Zukunft hatte und alle Hoffnungen und Erwartungen an die Autorität und den Charakter eines Individuums, Napoleon, verwies, das also auch nur eine individuelle Gewähr für die Realisirung dieser Aussichten darbieten konnte. Und dieses Individuum konnte unserem Görres, der ja die Seele und das Haupt der Deputation war, schon gleich Anfangs nicht sympathisch werden. Wenige Tage nach dem 18. Brumaire, der Napoleon das Scepter der Gewalt in die Hand drückte, war er in der Hauptstadt angekommen, er sah das neugeborene Kind des Militärdespotismus in seiner Wiege und hatte bei mehrmaliger Audienz Gelegenheit genug, des neuen Consuls Wesen und Thun sehr in der Nähe zu betrachten. Sein kalter Blick, sein rasches, unruhiges Wesen, sein Gang im Zickzack wie bei einem wilden Thiere ließen ihn schnell erkennen, welch' ein Despot in Napoleon der Welt erwachsen würde. An seine Freunde in der Heimath schrieb er deßhalb die bezeichnenden Worte: „Nehmt euch in Bälde den Suetonius zur Hand, denn der neue Augustus ist fertig." So hatte sich, noch ehe das alte Jahrhundert völlig zur Neige gegangen war, die Ueberzeugung unwiderruflich fest bei ihm gegründet, daß hier, nachdem es mit der Freiheit abgelaufen, den Völkern eine Tyrannei erwachse, wie sie seit der Römer Zeiten nicht mehr eingetreten. Und so schrieb er dann auch ohne Verzug an seine Committenten, daß er es mit seinem Gewissen nicht verträglich halte, unter den jetzigen Umständen eine Reunion nachzusuchen, und daß sie

mithin, wenn ihnen diese Ansicht irrig scheine, seine Vollmachten einem Anderen übertragen müßten. Da seine Gründe gebilligt wurden, so übergab die Deputation, die einerseits nicht den Ausschlag des Feldzugs, den man zu eröffnen im Begriffe stand, in Paris abwarten konnte, andererseits aber hoffen durfte, wenigstens für ihre übrigen Klagen und Gesuche nicht ganz mit ihren Sollicitationen abgewiesen zu werden, dem ersten Consul eine von Görres abgefaßte Adresse, worin die Uebel, welche die Vergangenheit über die Rheinlande gebracht hatte, dargelegt, ein Gemälde der mancherlei Mißbräuche, die dort in der Gegenwart herrschten, entworfen, und endlich in allgemeinen Ausdrücken um Entscheidung des schwankenden Zustandes dieser Provinzen in der Folgezeit gebeten wurde. Die Erklärung des ersten Consuls bei der Ueberreichung dieser Adresse lautete ebenso unbestimmt als nichtssagend: „Die Bewohner der vier Departements können unbedingt auf die Gerechtigkeitsliebe des französischen Gouvernements zählen, es wird ihr Wohl nie aus den Augen verlieren.“ Die Adresse ward dem Staatsrath zum Rapport übergeben, der sie nun seinerseits dem Justizminister zuwies. Die Deputation hatte ihre Geschäfte beendet und kehrte nun in die Heimath zurück.

Görres schrieb nun sofort als Rechenschaft über sein Verhalten die schon mehrfach erwähnte Schrift: „Resultate meiner Sendung nach Paris“. Sie ist in außerordentlich schöner und glatter Diction und mit ungewöhnlicher Geistestiefe geschrieben; besonders meisterhaft ist der kurze Abriß des Verlaufs der französischen Revolution. Er zeigt, wie die Revolution immer mehr convergirend auf einen kommenden Despotismus hingedeutet, bis endlich jetzt, mit der Erhebung Bonapartes, durch die Macht der Bayonnette ihr Kreislauf gänzlich sich geschlossen, und Frankreich um den Preis der Freiheit Macht und Größe eingetauscht. Allerdings sei der Rhein wohl eine Naturgrenze

dieses Landes, aber die wahren Grenzen der Staaten seien nicht an Berge und Wässer gebunden, sondern liefen durch die Völker, da, wo die Scheiden der Sprachen, Sitten, Gesinnungen und Gemüthsanlagen seien, und wenn früher noch für die Hingabe der Nationalität gegen eine freie Verfassung eine Art von Compensation stattgefunden, so falle dieß jetzt gänzlich weg, da von einer solchen nicht ferner mehr die Rede sein könne. Höchstens die Furcht vor einer Reaction bei der Wiederkehr der alten Verhältnisse könne darum denen, die sich für einen bessern Zustand entschieden, den Fortbestand der gegenwärtigen wünschenswerth machen[1].

Wir müssen uns auf die Mittheilung nachfolgender Hauptsätze jener Schrift beschränken, die zugleich eine gute Phase in der Geschichte seiner politischen Bekehrung klar bezeichnen.

Schon in der Vorrede zu dieser Schrift drängt es ihn zu dem Geständniß, daß er aufgehört habe, für eine republikanische Verfassung zu schwärmen. In den ersten Tagen seiner Jugend hätten die Ideen für Republikanismus und Verbesserung der politischen Lage der Menschheit und ihrer gesellschaftlichen Verhältnisse mit seinem ganzen Wesen sich verschmolzen, sein ganzes Sinnen und Trachten, seine ganze Lebenskraft für sich in Anspruch genommen. „Der Drang der auf mich einstürzenden Erfahrungen," so fährt er fort, „mußte sehr groß, die Masse der dahin Bezug habenden Erscheinungen sehr gehäuft und ihr Eindruck sehr schneidend sein, wenn ich sie aufgeben sollte für diese gegebene Menschheit, wie sie jetzt lebt; wenn ich anerkennen sollte, daß die gegenwärtige Generation für die Freiheit verloren ist, daß alle die Kraft, das ganze gräßliche Capital von Menschenleben und Menschenglück, das zu ihrer Er-

[1] Vgl. auch: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit." Polit. Schriften IV. 600 f.

hebung verwendet wurde, todt daliegt und für die Gegenwart keine, für die nächste Zukunft nur sparsame Zinsen tragen wird. Ich mußte mich sträuben gegen diese Ueberzeugung, so lange ich konnte; was vermochte die Wunden zu heilen, die sie mir schlug, was die große Lücke, die sie in mein Inneres riß, und die Kluft, die sie zwischen ihm und der äußeren Welt öffnete, wieder auszufüllen? Wenn ich aber doch dem Strome wich und mich von Bildern losriß, die zugleich mit meinem Geiste aufgekeimt waren, dann muß ich das Vorurtheil für mich haben, daß ich die Dinge nicht geflissentlich in trübem Lichte sah.

Wenig tröstliche Resultate gehen aus dieser ersten Periode der Revolution hervor. Der Enthusiasm, der beim Beginne derselben aufgeflammt war, war vorüber gegangen wie ein Meteor; die Nation hatte phosphoriscirt, wie manchmal die Oberfläche des erregten Meeres in einem vorübergehenden Schimmer strahlt, der nur glänzt, nicht wärmt, kaum eben leuchtet. Bloß und rein auf dem Wege des Herzens läßt sich auf ganze auch noch so reizbare Nationen wirken; die Wirkung verglimmt wie der Funken, der sie erzeugte, die Kraft stirbt mit dem Tone, der sie hervorrief, das hatte sich entschieden. Der müßte wohl groß gewachsen sein in dem Feldlager der Geister und Sylphen, der noch dieser Erfahrung bedurft hätte, um sich zu überzeugen, daß in unseren Tagen ein Volk von vierundzwanzig Millionen sich selbst in Masse zu beherrschen nicht vermag. So lange die Leidenschaften noch in dem ungebundenen Naturzustande umherschwärmen, wie sie die ganze bisherige Geschichte durchtobt haben, so lange ist es rasender Unsinn, eine Nation zur Selbstbeherrscherin erheben zu wollen. . . Die Jakobinergesellschaften, vereinigt mit dem Convente, bestanden eine ziemliche Epoche hindurch aus Allem, was die Republik an Bildung, Kraft und Talenten in ihrem Umfange einschloß; ungefesselt und unbeschränkt konnten

alle diese Blüthen entfalten, und von dieser Energie gehoben, Wunderdinge bewirken. War je vom gemeinsamen Zusammenwirken gleich gesinnter lebendiger Potenzen irgend Etwas zu erwarten, so war's hier. Und was war der Erfolg? Ein Funken war in den gesammelten Brennstoff gefahren, und er explodirte gewaltsam. Wilden Bestien ähnlich zerfleischten sich die Leidenschaften, und Alles, was die menschliche Natur Abscheuliches und Treffliches hat, ward zum Genialischen erhöht, und das zerschmetterte ohne zu bessern. Der Adel der Bildung verlor sich bald in den Adel der Kraft und der Wildheit, und die unorganisirte Aristokratie der Cultur des Jahrhunderts hatte sich in ihrer Anwendung auf die nämlichen Folgen reducirt, die der Despotism der Barbarei hervorbringt. —

So war denn nun die Revolution geendigt; einer Aerostate gleich, hatte sie sich in die höchsten Regionen der feurigen Meteore erhoben, hatte dort geschwebt, über alles Gewöhnliche, Irdische erhaben, über Stürmen und Gewittern, fern von der alltäglichen Menschennatur; aber das Medium war zu fein, zu ätherisch für die grobe Hülle, für die Schnellkraft des Brenngases; die Hülle zerriß, das Gas entwich, und hinunter zur Erde sank der schwebende Palast mit allen seinen Colonnaden und Bildsäulen und mit seinem Dom. Frankreich hatte seine Lehrjahre bestanden, es war ausgegangen aus dem Zustande einer kindlichen Sorglosigkeit, hatte sich hindurchgewunden durch alle die tausend gefährlichen Situationen, durch welche brausende Lebensgeister den Jüngling durchpeitschen; hatte Alles erfahren, was Schicksal, Leidenschaft und Geisteskräfte im gemeinsamen Bunde je Mannigfaltiges, Großes, Schreckliches, Abscheuliches in das menschliche Leben hineinzubringen vermögen; hatte Jahre hindurch sich abgekämpft an Schwierigkeiten und Hindernissen, die das Mißgeschick ihm in den Weg warf, und war nie gekommen zur innern Harmonie seiner Natur, zum scharf

abgewogenen Gleichgewicht seiner Kräfte. Erschöpft sank es nieder auf der Hälfte der Laufbahn und betheuerte, das Unternehmen sei zu groß für Menschennatur, zu groß für seine Natur.

Schutzgeist der Menschheit, das wäre also das Resultat von eilf schwarzen Todesjahren, die du über deine Anbefohlenen herabschicktest! Deine Würmer, deine Pflanzen, deine Mücken und deine Adler durchlaufen den Kreis ihrer Bestimmung, vollenden, was ihnen aufgegeben ist, und stellen das erreichte Ideal ihres Wesens uns dar, und deine Menschen, die du über sie alle emporhobst, sollen ewig Fragmente eines Ganzen bleiben, das du grausam aus ihrem Herzen herausrissest, in ferne unzugängliche Regionen verpflanztest und die Beraubten ihrem fruchtlosen Streben hingabst. Kampf ohne Ziel, Verschwendung ohne Zweck, Streben ohne Ende, das wäre die Bestimmung der Menschheit! Die Welt nur ein faulender Wassertropfen, in dem Millionen Infusionsthierchen zwecklos um ihre kleine Axe oscilliren; ein ekelhaftes Bild eines ewigen seelenlosen Lebens und einer planlosen Beweglichkeit. Nein, dazu hast du deine Menschen nicht verdammt; du gabst ihnen eine Unendlichkeit von Kräften, eine Unendlichkeit von Situationen wird erfordert, um sie zu bilden.

Was hat die Menschheit heute vollendet? Sie hat das Terrain von Ruinen und Gebüschen und Felsen gereinigt, auf der ihr Tempel errichtet werden soll, kann ihr Dom sich aus Sümpfen erheben? Wenn Völker erliegen unter der Last ihres Tagewerkes, wird dann der Bau aufhören? Gewiß nicht! man wird den Gebliebenen an seinem Fuße einscharren, und ein Anderer wird seine Stelle einnehmen.

Aber unwidersprechlich gewiß ist es auch, daß der Zweck der Revolution gänzlich verfehlt ist.... Schon nach zehn Jahren war man gezwungen, dem schönen

Traume zu entsagen, nach einem Tumulte ohne Beispiel, bei dem alle Principien und alle Grundsätze in dem Gedränge der Ereignisse erdrückt worden waren; nach einem chaotischen Durcheinanderwirbeln, in dem ein allgemeiner Alcahest alle feste Formen aufgelöst hatte und an ihre Stellen nur leicht zerstörbare nebelhafte Gebilde schuf, gleich jenen Wandelsternen, die uns nur einen geballten Dunst ohne Kern und ohne Masse darbieten, die ein Sonnenstrahl mehr zerreißt und einer weniger präcipitirt; nach einem wüthenden Kampfe, in dem man Millionen Existenzen dem Glück der Zukunft zum Opfer schlachtete, sah man sich genöthigt, nachdem man allmälig von Schanze zu Schanze vertrieben war, sich wieder einem Charakter, einem Geiste in die Arme zu werfen, und von ihm Rettung aus dem Abgrunde zu flehen, der sich unter dem Fuße geöffnet hatte.

Am Fuße der Säule, in die die Weltgeschichte ihre Annalen gräbt, steht der Weltbürger und liest die Worte: Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich das Frankenvolk in die Region einer höhern Bestimmung, es that Großes, leistete, was es vermochte, aber gewaltsam herabgerissen von Zeit und seiner inneren Natur, erreichte es nicht das Ziel, dem es entgegenstrebte. Generationen der Folgezeit studiert seine Fehler und seine Irrthümer, und vollendet, was es zuerst zu denken wagte!

Als die Freiheit, nach der man Frankreich ringen sah, noch die allgemeine Freiheit war; als es noch dem Gotte aller Nationen huldigte, da war sein Interesse das Interesse aller Völker, die zur Verbesserung ihres Zustandes gereift waren... Eine Stimme war für die fränkische Nation, nicht den Menschenhaufen, der diese Zone bewohnte, sondern die Repräsentantin der ganzen Menschheit. So wie aber jenes Volk dieser Würde entsagt, so wie es sich seine eigene, auf sich allein berechnete Freiheit schafft, einem eigenen

Nationalgotte huldigt und sich climatisch seine Verfassung zubildet, in diesem Augenblick löst sich das weltbürgerliche Band, das es mit den andern Völkern verbindet; ihr Interesse trennt sich von dem seinigen, und Betrachtungen, die vorhin nicht statt hatten, Rücksichten, die geltend zu machen vorhin Engherzigkeit gewesen wäre, treten in vollem Gewichte ein.“ [1]

Wir stehen am Ausgange der Jünglingsperiode unseres Görres. Einer seiner geistreichsten Schüler, Bischof Daniel v. Haneberg, hat in seiner Trauerrede auf Görres seines Meisters Leben sehr schön und passend mit dem mächtigen deutschen Strome verglichen, an dem seine Wiege gestanden. Wie der Rhein hervorbricht aus Gletschern und hohen Felsenklüften und anfangs wohl oft über Abgründe stürzt, von starren Wänden weg seitwärts in freie Ebenen springt, so daß es scheinen müßte, er wolle die ihm bestimmte Richtung eher fliehen als suchen, dann wieder durch Steinmassen sich ein Rinnsal erstürmt, aber immer dasselbe frische Alpenwasser bleibt: so braust die Jugend von Görres voll drangreicher Ursprünglichkeit wohl über manchen Abgrund weg, springt, von starren Mauern unlebendigen Wesens abgeschreckt, scheinbar von dem späteren Ziele ab, kommt aber bald mit Durchbrechung gewaltiger Hindernisse ins feste Geleis, ohne jemals im innersten Wesen reinen, uneigennützigen Wollens sich zu ändern.

Das Jugendleben unseres Freundes war ein stürmisches Leben. Gerade an der Grenzscheide zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter vollzog sich in erschütterndem Ungestüm der Uebergang der alten in die neue Zeit. Ueber des Jünglings Häupten entlud sich endlich das unheilschwangere, die ganze Welt mit seinen düstern, feurigrothen Wolken bedeckende Ungewitter, dessen dräuendes Wetterleuchten schon

---

[1] „Resultate meiner Sendung nach Paris.“ Polit. Schriften I. 29, 66, 82 ff., 88.

das Kind geschaut, und dessen milde Stürme nun den Jüngling unaufhaltsam mit sich fortrissen.

Aber es war auch ein thatenreiches Leben. Nicht bloß „heftig gebraust hat's ihm in seinen Adern", nein, er hat auch gehandelt und gewirkt. Er brauchte nicht mit dem ruhmsüchtigen Cäsar neidische Thränen zu vergießen, weil er noch nichts Hervorragendes gethan, noch auch mit Schillers schwindsüchtigem Don Carlos in die geflügelten Worte auszubrechen:

Dreiundzwanzig Jahre,
Und Nichts für die Unsterblichkeit gethan!

Er war mit zwanzig Jahren einer der gefeiertsten Redner, mit dreiundzwanzig Jahren ein weltberühmter, gleich sehr geschätzter und gehaßter Publicist, mit vierundzwanzig Jahren Deputirter des „aufgeklärtesten, heitersten Theiles" von Deutschland am Brenn- und Mittelpunkte der „großen Nation". Und davon sind wir vollends überzeugt, daß, wenn unser Görres in diesem Alter gestorben wäre, noch unberührt vom „Hauche der römischen Hierarchie und Kirche", und noch umglänzt vom Lichtschein jener „Freisinnigkeit", sein Name alsdann einer der gefeiertsten sein würde im Almanach unserer gesinnungstüchtigen Musensöhne, und sein Bild in der Ruhmeshalle unserer „Liberalen" einen vornehmen Platz einnehmen würde. Aber er wurde älter und bald für sein ganzes Leben lang ein frommer, treuer Sohn der heiligen Kirche. Mit seinem Ruhme und seiner „Popularität" war's nun für immer dahin, obgleich nur erst der Anfang zu seiner dereinstigen Größe gemacht worden war.

Es war ein lehr- und erfahrungsreiches Leben. Wohl wenige Menschen haben eine solche Schule in ihrem Bildungsgange durchgemacht und — so schnell und so Vieles gelernt. Zeit, Verhältnisse, Umgebung, Jugendalter, Talent und feuriges Gemüth, Alles hatte ihn zum enthusiastischen

Bewunderer der Revolution und des Republikanismus gemacht; aber scharfe Beobachtung, doppelt durchlebte Erfahrung und ein frühgeübtes tiefes Nachdenken und häufiges Reflectiren brachten ihn gar bald von seinen Jugendirrthümern zurück, und nur der überall herrschende, Könige und Völker verderbende Macchiavellismus hinderte ihn vorerst noch, ein eifriger conservativer Monarchist zu werden.

Sein Jugendleben war endlich auch ein reines, von Schlechtigkeiten freies Leben. Zwar mußte er das, was ihm in seiner Jugend als wahr und schön erschien, gar bald als eitel Trug und Irrthum anerkennen; seine Ansichten zwar hatte er wechseln müssen, aber seine Absichten blieben immer dieselben, das heißt, stets uneigennützig, wahr und ehrlich; sein intellectueller Werth und Gehalt stieg freilich mit dem Mannesalter, aber die sittlichen Motive seines Handelns sind das ganze Leben hindurch unwandelbar dieselben geblieben. Und so konnte er auch wie gewiß nur wenige aus der Zunft der „großen" Männer nach Ablauf zweier Decennien seinen Gegnern das edelstolze Wort entgegenhalten: „Meine Jugend hat manche Irrthümer der Zeit getheilt; der stärkste, der mich jetzt noch nicht ganz verlassen, war immer der, daß ich meinen Zeitgenossen mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande waren. Wenn ich mich in dieser Weise bisweilen betrogen, so habe ich wenigstens das Glück gehabt, durch keine schlechte Handlung mein Leben zu beflecken." [1]

Und neunzehn Jahre später, noch im Jahre 1838, ruft er den „Triariern" aus der großen feindlichen Schaar also entgegen: „Was ... das Volk am Rheine betrifft, seid ihr sehr im Irrthume, wenn ihr glaubt, all' euer Toben und Anfeinden werde sein Vertrauen im Geringsten er-

---

[1] „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit." Polit. Schriften IV. 601.

schüttern. Dieß Volk hat mich von Jugend auf in seiner Mitte wandeln gesehen und ist Zeuge gewesen, wie ich durch Revolution, Krieg, Despotismus und vielfache Schicksalswechsel, ohne mich irgend zu beschmutzen, hindurchgegangen. Es weiß, daß ich, wie jeder Andere, dem Irrthum verfallen und Thorheiten begehen konnte; aber es hat auch selbst dann die aufrichtige Ueberzeugung und mein, wenn auch irrendes Streben nach dem Guten ehrend anerkannt, weil es gesehen, daß ich in Allem nie meinen Vortheil gesucht und Einfluß und Gewalt nie zum Nachtheil irgend eines Menschen mißbraucht. Das ist der Grund, auf dem sein Vertrauen zu mir ruht, und das ist die Hauptsache; alles Andere geb ich euch zum Zerreißen hin; ihr mögt euch um die Fetzen streiten nach Herzenslust. Das zum ersten Male und wahrscheinlich auch zum letzten Male über diesen Gegenstand."[1]

VI.

Stillleben in Koblenz. — Studium der Philosophie und der Naturwissenschaften.

Görres hatte die Schrift „Resultate meiner Sendung nach Paris" in der Vorrede als sein politisches Testament erklärt, mit welcher er von dem Schauplatze der öffentlichen Thätigkeit in ein stilles, ruhiges Privatleben zurückzutreten gedachte.

Und einem so furchtlosen, nur und immer in den streng vorgezeichneten Bahnen unparteiischer Gerechtigkeit wandelnden Publicisten wie unserm Görres war auch wirklich eine von nachhaltiger Wirksamkeit gefolgte Thätigkeit für jene Zeit unmöglich gemacht, in der nur Panegyriker und Schmeichler, Lohndiener und Parasiten der Gewalt fetten Boden

---

„Triarier", Regensburg, Manz, 1838, S. 168.

fanden und wohlauf gediehen. Denn jener Napoleon Bonaparte, den Görres schon früh in richtiger Prognostik einen Tyrannen und Despoten genannt, war bald vom ersten Consul zum erwählten und gesalbten Kaiser der Franzosen und im richtigen Verlauf der Dinge vom Alleinherrscher auch zum Gewaltherrscher geworden. Wie nun einmal alle kleinen und großen Abenteurer, wenn sie in den Besitz der physischen Gewalt gekommen sind, mit dieser alle gegentheiligen oder angreifenden Stimmen vortrefflich zu dämpfen oder auch plötzlich zu unterdrücken verstehen, so wußte auch Napoleon in den seinem Scepter unterstehenden Ländern alle freimüthigen, auch nur leise gegen seinen Despotismus und die politischen Verhältnisse Frankreichs aufkommenden Regungen, jedes tadelnde Wort durch unerhört harte Strafen und durch die strengste auf sein Machtgebot hin auch in den Nachbarländern geübte Censur in gewaltthätiger Weise zu unterdrücken. Für die politische Schriftstellerei eines Görres war also jetzt um so weniger Zeit und Platz.

Dazu kam, daß die trüben Erfahrungen der letzten Vergangenheit ihm jede Art politischer Thätigkeit bis auf Weiteres ganz verleideten. Alles, was er um sich sah, weckte trübe Reminiscenzen und rief einen Mißmuth in ihm wach, der jede angestrengte und ungetheilte geistige Thätigkeit von vornherein unmöglich macht. Er hatte auf einem hohen Berge gewohnt und von diesem seinem Wirkungskreise aus in das weithin ausgedehnte grünende Thal Fruchtbarkeit und Segen zu senden gesucht. Da brach die große Fluth herein. Ihre Wellen zertrümmerten die schönsten Gebäude und Anlagen, knickten blühende Blumen und Bäume, und wandelten das ganze herrliche Thal in einen pestilenzialischen Sumpf um, in dem nun Molche und Kröten ihre Herrschaft trieben. „Das wars nicht, was ich vor sieben Jahren erwartete, das nicht, was damals mit so schönen Bildern

meine Einbildungskraft füllte. Es ist vorübergegangen, und ich danke Gott, daß ich noch . . . meine Neigung für Kunst und Wissenschaft aus dem Sturme gerettet habe." [1]

Der Kunst und Wissenschaft widmete er denn auch, gleich allen großen Männern, die in wirrnißvollen Zeiten in ihnen Trost und Erhebung fanden, während der folgenden dreizehn Jahre napoleonischer Herrschaft seine ganze Zeit und Kraft.

Schon unmittelbar vor seiner Sendung nach Paris war er durch die damalige Verwaltungsbehörde zum Professor der Physik an der (etwa im Range eines Lyceums stehenden) Secundärschule zu Koblenz ernannt worden, eine wenig einträgliche Stelle, die er einige Zeit nach seiner Rückkehr aus Paris antrat. Am 14. September 1801 heirathete er das „geistreichste, schönste und liebenswürdigste Mädchen seiner Vaterstadt", Katharina de Lasaulx, an welcher er damals, als seine politischen Ideale in eitel Dunst aufgingen, gleichsam als Ersatz für sein weiches Gemüth eine treue Genossin fand in Lust und Leid, und an welche er während seiner Abwesenheit von Koblenz jene geistreichen, in ihrer Art einzigen Briefe schrieb, wie sie uns von Marie Görres, der jüngsten Tochter aus dieser Ehe, aufbewahrt sind. Neben den ausschließlich seiner Lehrthätigkeit gewidmeten Stunden fand er aber noch hinlänglich Zeit und Muße, wissenschaftlichen Forschungen mit Erfolg sich hinzugeben. Das bezeugen eine Reihe von Schriften, die im Laufe dieser Jahre von ihm veröffentlicht wurden. Der größere Theil derselben war naturwissenschaftlichen Inhalts, denn die frühere Liebe für das Studium der Natur, speciell der Arzneikunde, war wieder in aller Stärke in ihm erwacht. Er trieb in seiner Weise sogar praktische Medicin

[1] Ges. Briefe I. 67.

und heilte einst, wie er an H. v. Lasaulx schreibt [1], mit seinen galvanischen Kuren ein beinahe ganz taubes elfjähriges Mädchen; drei andere, fügt er hinzu, seien auf sehr gutem Wege. — Auch machte er sich mit den besten anatomischen und physiologischen Werken bekannt und fand in der damals zu Tage getretenen Brown'schen Theorie sehr viel Anziehendes. Aus dem Französischen übersetzte er Fourcroys „Synoptische Tabellen der Chemie", die 1802 in Folio, ohne Angabe des Druckortes, erschienen. Es folgten (Koblenz bei Lasaulx, 1803) die „Aphorismen über Organonomie". 1805 gab er daselbst die „Exposition der Physiologie" heraus [2]. Seine Vorliebe und seinen geweckten fähigen Sinn für Kunst hatte er bereits in den „Aphorismen über die Kunst" documentirt. Dieses übrigens geistreich geschriebene Buch enthält unter Anderem auch die Merkwürdigkeit, daß darin die Kochkunst die „Plastik des Flüssigen", und die Parfümeriekunst die „Musik der Düfte" genannt wird. Der Jahrgang 1804 der Aretinschen Zeitschrift „Aurora" (München bei Scherer) enthält in 18 Nummern vom 13. Juni bis zum 19. December aus Görres' Feder Aphorismen über Poesie, Philosophie und Politik unter dem Titel „Corruscationen", welche, wie der Herausgeber Christian von Aretin an ihn schreibt, „ausgezeichneten Beifall" erhielten, weil sie vortrefflich geschrieben seien [3].

---

[1] Ges. Briefe II. 2.

[2] Daß Görres auch ein hie und da citirtes Buch „Aphorismen über Organologie" geschrieben habe, scheint uns mehr als zweifelhaft, da wir trotz mehrfacher Bemühungen dasselbe nicht zu Gesicht bekommen konnten, und selbst in Görres' hinterlassener Bibliothek ein solches sich nicht vorgefunden hat. Die zuletzt genannte Schrift hat auf ihrem Titelblatt auch die Bezeichnung: „Organologie"; daher vielleicht der Irrthum.

[3] Vgl. auch Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit. 11. Bd. S. 331.

Wir lassen ein paar dieser „Corruscationen“ hier folgen:

„Drunten in der Ebene da wohnt ein ganz anderes Völkchen, das hat sich große Städte gebaut und baute Häuser und Thürme, und von den Thürmen herunter sieht es in die Unendlichkeit hinaus und sieht Maierhöfe und Heerden, und Saaten und Forellenbäche, die über die Ebene hinrieseln, und Alleen und Landstraßen, und soweit der Blick reicht, nichts als Himmel und Land, und zwischen beiden Nebel und Wolken, und was darüber steht, ist nichts, und wer darnach verlangt, ist nicht gescheut. Und die Sterne sind am Himmel verschwunden, und der Aether ist leer, die innere Welt ist ausgestorben, die Ideen sind verbleicht, und die Begriffe führen die Oekonomie, und gehen aus auf die Arbeit und nach Broterwerb. Und die Wissenschaften wachsen wie die Bäume, und das Beste an ihnen ist, was verspeist werden kann; die Philosophie ist der Giftbaum von Java, keiner nähere sich ihm! und die Methaphysik ist die Schmarotzerpflanze auf dem Baume. Und die Kunst wird in Küchengärten sorgfältig cultivirt, Salat, Radieschen, Kopfkohl, Kohlrabi, Brokoli und Zwiebeln werden in Beete gepflanzt, fleißig gehackt und gejätet, Blumen werden hier und da an schattige Stellen in Tripel gesteckt, und das heißt Gartenlust und Poesie; und um Alles läuft eine dreifache Verzäunung herum, die Sprache, die Autorität und das Herkommen, und die Schriftgelehrten stehen an der Thüre und passen dem verdächtigen Gesindel auf. Und die Menschen im Lande sind flach wie die Gegend, sie dünken sich groß, weil sie größer sind als Alles, ihre eigenen Gehäuse ausgenommen, und sie sprechen über jedes Ding, weil sie jedes kennen, sie sind übrigens keine Ueberflieger, geschliffen, gehorsam gegen die Obrigkeit, wenn sie nicht besoffen sind, nach Tiefe fragen sie wenig, nach Breite desto mehr, nach den Bergen schielen sie scheu, wenn sie nur nicht gar so

mühsam zu ersteigen wären. Aber die auf den Bergen wissen, warum die Ebene da ist, und schätzen, was schätzbar ist; die auf der Ebene aber begreifen die Berge nimmer, die Erde sollte, meinen sie, eine glatt abgedrehte Kugel sein."

„Sie werfen unsern trefflichsten Schriftstellern vor, daß sie nicht gelesen werden und auf dem Lager verrotten. Allerdings, die Raupe stopft sich den Freßsack mit Blättern aus, und die Orange dient ihr höchstens, um ihren Unrath darauf niederzulassen, und das Gras auf der Wiese hat auch ein großes Publikum, von dem es aufgefressen wird, und die Tagethierchen, die Zeitungen, sind die wahren Repräsentanten der Unsterblichkeit. ‚Oder,‘ sagt Herder, den sie um diese Stelle wohl nicht loben werden, ‚errichte ein habgierig Frecher ein schriftstellerisches Tribunal, von dem die würdigsten der Nation mißhandelt werden, wer wird, sobald er Stirn genug zur Unternehmung hat, es ihm wehren? Arbeiter, Beihelfer, Leser wird er dazu finden; je pasquillenartiger sein Gerichtshof ist, desto neugierig freudigere Leser,‘ und er wird auch unsterblich, und er bleibt nicht obskur, und man kennt die giftige Schlange weit in die Runde. Das ist das nämliche Gesindel, was jene Sprache führt, das auch dem göttlichen Correggio für seine heilige Familie mit der Magdalena 200 Thaler in Kupfermünze auflud, daß der arme Maler sich daran in der Sommerhitze zu Tode trug, um sie nur schnell seiner Familie zu bringen. Und jetzt stehen sie auch mit vor dem Bilde und nehmen den Mund voll von den Millionen, die es werth sei, und schimpfen über die unbarmherzige, geschmacklose Niederträchtigkeit, die den Maler mit seinem Lohne todtschlug. Das Treffliche hat sein Publikum in der Gegenwart und in der Zukunft, das Häufchen, das darum versammelt steht, wird im Lauf der Zeiten zum großen und immer größeren Haufen, und erhaben und hehr stehen auf ihren Fußgestellen die göttlichen Bilder, während die Grinser, die die Zähne

an dem Granite sich ausbeißen, längst in Staub aufgelöst von den Füßen der Verehrer getreten werden, die sich um das Heiligenbild drängen."

„Es ist eine seltsame Sache um die deutsche Kritik. Da sitzen sie am Eingange ihrer Höhlen, wie die Polypheme am Aetna. Ehemals wohl haben sie auch in einer verliebten Anwandlung auf einem saitenbezogenen, knotigen Krummstabe ihrer Muse Galatea ein Ständchen gebracht, und mit rauher, übelklingender Stimme ihre fatale Sonette gesungen; seither aber sind sie zu Verstand gekommen und singen nicht mehr, denn sie sind melancholisch geworden, seit die böse Witterung der Zeit sie um ihr einziges Auge gebracht hat. Da sitzen sie nun mürrisch, verdrossen, abgelebt, hypochondrisch am Eingange ihrer Löcher und stieren heraus aus den leeren Augenhöhlen, und wenn sie, wie geblendete Fledermäuse, mit den Ohren etwas Lebendiges, Kräftiges in der Nähe erlauschen, dann rufen sie: Komm Kleiner, ich will dich nicht fressen! und wenn das Gerufene unvorsichtig näher kommt, dann greifen sie es mit den plumpen Fäusten und betasten und befühlen die Kunstwerke wie Kälber, und erdrücken ungeschickt die zarte Schönheit, und fluchen dann erbost über das Puppenwerk, wenn sie entseelt in ihren Armen liegt, und loben sich dafür ihre Keule, die man doch anfassen kann. — Wer aber Beruf zur Kritik in sich fühlt, der bescheide sich doch vor Allem, daß nicht alle Pflanzen ihre Früchte an den Wurzeln tragen, daß über die Feuergestalten, die das Genie vom Himmel herabbringt, nur verwandte Geister richten können; daß überhaupt jeder nur über das aburtheilen kann, von dem er sich bewußt ist, daß, wenn seine Kraft diese Richtung genommen hätte, er auch allenfalls ein gleiches Werk hätte produciren mögen; dann werden sich die Kunstrichter nicht länger mehr wie Blei an die Füße des Genies hängen, um es herabzuziehen aus seiner Höhe, und wenn dann jeder mit unbestech-

licher Treue und Gewissenhaftigkeit mittheilt, was ein harmonisch geordneter Geist und ein schönes Gemüth ihm eingegeben haben, dann wird bald die Verwirrung aufhören, und jene Lügengeister werden verstummen, und die Zeit wird sie zertreten."

„Wie ein ungeheurer, verworrener, wild ineinander gezerrter Knäuel erscheint die Geschichte, ein Schwindel erregendes Gewühl von kämpfenden Menschen und schlagenden Armen, von geschwungenen Schwertern, wehenden Fahnen, wogenden Helmbüschen, geballten Fäusten und schnaubenden Pferden, und Blitze schlagen von Zeit zu Zeit durch die furchtbar aufgeregte Masse, und der Donner rollt, die Trompete schmettert, die Trommel lärmt, der Tod wühlt mit der Sense ergrimmt in den rasenden Haufen, und Sterbende ächzen, Verwundete stöhnen, Weiber wehklagen, und dann wieder Siegsgeschrei und Jubeln und Jauchzen; aber die Leichen sind still, die blutend niederstürzen in der brausenden, gährenden Masse, und der Todtenfluß schwemmt sie weg, und wie Luftblasen entsteigen immer neue Leben dem sprudelnden Borne, und stürzen sich auch in den Kampf, und immer fort wüthet der Krieg, und immer arbeitet der Vulkan und stößt Dampf und Qualm aus, wenn er am ruhigsten ist, und wenn er tobt, steigt die Feuersäule über die Wolken hinaus. Wie die Sonne aber steht die Vorsehung am Himmel und schaut hinunter in den Sturm, und ihr Strahl wird die schwüle, trübe, aufgeregte Materie klären. Nur wenigen Glücklichen ist es vergönnt, sich herauszureißen aus dem Toben der Elemente, und in besonnener Ruhe jene Klärung in ihrem eigenen Busen zu wirken, nur wenige mögen freien Blickes über das Getümmel sich erheben und den Zweck der Verwirrung begreifen."

Wie diese Corruscationen, so hatte auch die oben erwähnte Schrift über die Kunst sehr wohlwollende Aufnahme gefunden. Franz Joseph Molitor schrieb bei Uebersendung seines Buches „Ideen zu einer künftigen Dynamik der Ge-

schichte" an Görres darüber folgendermaßen: „Ihre vortrefflichen Aphorismen über Kunst habe ich mit größter Aufmerksamkeit studiert und bin äußerst gespannt auf die künftige Entwickelung dieses Lehrgebäudes. Bei dem Studium Ihres Werkes überraschte mich Ihr genialischer und von der bisherigen Form der Philosophie durchaus abweichender Gesichtspunkt auf eine entzückende Weise. Aus dieser Schrift leuchtet deutlich hervor, daß Ihrem Blicke nicht entgangen ist, wie sehr es der heutigen Philosophie noch an wahrer Totalität gebricht. Ich glaube daher, so weit ich bisher in den tieferen Sinn Ihres Systems eingedrungen bin, daß Ihre kühne Absicht dahin strebt, der Philosophie eine absolute, in sich selbst zurücklaufende Form der Totalität zu geben. Dieselbe Idee liegt meines Erachtens dem Systeme der beiden Schlegel zu Grunde. Sie sind daher die drei einzigen Köpfe, die bisher von dem Individuellen der Reflexion sich loswanden und den kühnen Gedanken einer differenzlosen Totalität sich zuerst dachten. . . . Ihrem Urtheil (über das beigesandte Werk) sehe ich mit größter Sehnsucht entgegen; denn welchen Mann könnte ich für competenter ansehen, als den, der schon gewissermaßen den Stab über die einseitige Form der bisherigen Philosophie gebrochen hat!"

Dr. August Winckelmann in Braunschweig schrieb in gleicher Sache also an Görres: „. . . . Ich darf es Ihnen sagen: Seit ich die Vorrede zu den Aphorismen (über die Kunst) las, war ich entzückt, Sie so begeistert für Ideen zu wissen, die auch mein Leben zum Leben machen — wir werden in vielen Rücksichten verschiedener Meinung sein oder werden — aber es ist mir ein schöner Gedanke, Dasselbe zu wollen. Ich verdanke dem Bestreben nach Wahrheit Ihre Bekanntschaft; mögen wir der Wahrheit selbst unsere Freundschaft verdanken! Es ist nicht die Achtung zu Ihren Talenten allein, die mir Ihre Bekanntschaft werth macht; es sind noch andere wissenschaftliche Beziehungen,

die ich Ihnen mittheilen werde, sobald ich Sie sehe; ich komme gewiß im Frühlinge des nächsten Jahres, den Rhein zu begrüßen und den guten Geist Ihres Landes anzubeten."

Alle die genannten Schriften von Görres zeigen den Einfluß der Schelling'schen Naturphilosophie, deren Studium er sich mit ganzer Seele gewidmet hatte. Da begegnet uns wiederum jener am heiligen Feuer republikanischer Begeisterung entzündete stürmische Idealismus, der auf den starken Fittigen seiner Phantasie zum hohen Himmel sich erhob, um den Bau desselben zu erforschen, der mit dem scharfen Blick des Geistes in die Tiefen göttlicher und menschlicher Dinge sich versenkte, um die unergründlichen Mysterien — vergebens freilich — zu erkunden. Da mußte er denn auch folgerecht hier und da in den Fehler romantischer Ueberschwänglichkeit verfallen, so daß sein Freund K. J. Windischmann etwas euphemistisch den Warnungsruf an ihn ergehen ließ: „Freund . . . Du schwingst Dich gleich der Erde um die Sonne, und wahrlich mit mächtigerem Schwung, Du fühlst die Geburt und das herrliche Leben der Welt in Dir mit hochschlagendem Herzen: verwandle den Schwung in Ruhe, das Gefühl in Erkenntniß, und halte fest mit Deiner göttlichen Kraft an der Sache und hege sie mit innerer Wärme in Geist und Brust." [1]

Aber auch alle Vorzüge theilen jene Schriften mit den besten Werken Schellings und Fichtes: großartige Conceptionen, übersprudelnde Genialität, überraschende Gedankenblitze. So sind ihm die Annalen des Aetna und Vesuv die Annalen auch der Menschheit. Wie nämlich die Gluth verborgen in des Vulkanes Eingeweiden wühlt und dann plötzlich in Flammenströmen überquillt und alles Organische versengt und zerstört; wie dann Ruhe wiederkehrt, die Lava, an der Luft zu Dammerde verwittert,

[1] Ges. Briefe II. 1, 11, 27.

auseinanderfällt und die Vegetation bis an den Rand des Kraters wuchert, und zutraulich die Menschen wieder über seinem Heerde nisten, bis von Neuem die Feuerseele den Riesenkörper in Zuckungen schüttelt und weithin wieder alles Lebendige von sich scheucht, — so folgt im Leben der Menschheit dem wilden Ungestüm die stille Stagnation, der einen Kraft die andere und von ihnen bedingt die vielen Katastrophen[1]. In den Aphorismen über die Organonomie sucht er das Menschenleben mit dem geheimnißvollen Leben der Natur in Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu bringen. Wie im Sommer auf die Wende der Sonne auch eine Wende der Vegetation erfolge, und zu beiden Seiten dieses Punktes Stillstand eintrete, in welchem die Fortpflanzung am kräftigsten gedeihe, so gebe es auch im menschlichen Leben eine solche Sonnenwende, die zunächst auf das unbestimmte Aequinoctium im Jünglingsalter erfolge, und die das Rad des Lebens auf gleicher Ebene rolle, um in der Folge abwärts sich zu bewegen. Was im Menschen die Vernunft, sei in der Natur die Sonne; was dort die Idee, sei hier das Licht; im Lichte denke die Sonne, in der Idee leuchte die Vernunft; was im Menschen die Phantasie, sei in der Natur das elektrische Feuermeer; was dort der Affekt, sei hier der Blitz; die Sonne phantasire im Ungewitter, die Vernunft blitze in der Phantasie[2]. Tief und schön, sagt E. v. Lasaulx, schildert er auch den Dualismus der Geschlechter, der, in Liebe geeinigt, durch alle Reiche des Lebens durchgehe: daß Männlichkeit und Weiblichkeit zu einander stehe, wie Intelligenz und Natur, wie Freiheit und Nothwendigkeit, zerstörende und erhaltende Kraft, Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Poesie; daß der Mann, sich selbst überlassen, die Tendenz habe, durch über-

---

[1] Aphorismen über die Kunst, 139 ff.

[2] Exposition der Physiologie, I. 176.

müthigen Drang der Kraft in Härte sich zu verirren, und daß sein gestörtes Gleichgewicht hergestellt werde durch die Anmuth des Weibes; wie umgekehrt das Weib, sich selbst überlassen, in übergroße Weichheit versinken würde, wenn es nicht sich aufrichte an der Energie des Mannes, so daß nur in der ästhetischen Wechselwirkung beider Geschlechter das Gemüth sich zur höchsten Bildung erhebe; daß die Erziehung zum Manne eine productive sei, die Erziehung zum Weibe eine eductive, daß nur am Manne der Mann, nur am Weibe das Weib sich bilde, gegenseitig aber beide sich temperiren, indem mildernd das Weib dem Manne, stärkend der Mann dem Weibe gegenüberstehe, so daß beide einander fordern, und keines über, noch unter dem anderen stehe. Leben, lieben, erkennen seien die drei Fäden, aus denen das Geflechte unserer Existenz sich zusammenwebe: der Organismus sei Leben, die Kunst Liebe, die Wissenschaft Erkennen, der höchste Akt der Persönlichkeit der Reproductionsakt, der Tod da, wo die drei Charitinnen aus ihrer Umarmung fliehen.

Ueberdieß findet sich in den genannten Schriften eine Reihe schöner, die Charakteristik seiner großen Persönlichkeit hell beleuchtender Stellen. In den Aphorismen über die Kunst sagt er, daß er keinem Parteiführer unbedingt huldigen, auch kein Parteiführer selber werden möge; „für das Eine habe ich zu viel Stolz, für das Andere zu wenig Eitelkeit“. — „Was ich will,“ heißt es anderswo[1], „ist unbefangene Würdigung alles Guten, Achtung für jede Selbstständigkeit, Reaction gegen jede Arroganz und despotische Anmaßung, Haß gegen alles Verkehrte, nie gemeine Schlägerei, wohl aber gymnastische Wettkämpfe, unter denen die guten Geister sind, Vereinigung Aller in Einem Gemüthe zum Kriege gegen das Schlechte. Dieser unintereſſirte Enthusiasmus der deutschen Jünglinge für Kunst und Wissen-

---

[1] Exposition der Physiologie, XXIV f.

schaft ist gegenwärtig die einzige lichte Stelle auf der ganzen weiten Erde, die immer tiefer und tiefer in die kalten Schatten des Egoismus und der kleinen Nichtswürdigkeiten taucht."

VII.

Lehren und Leben in Heidelberg.

Joseph Görres hat niemals zu der Klasse jener Philologen gehört, die brav zwar und redlichen Willens, aber ohne höheren Flug und Schwung des Geistes und des Herzens in ihrer ehrlichen Mittelmäßigkeit auf allen Gebieten nur mit so viel obendrein paragraphenmäßiger, grammatikalisch-systematischer Wissenschaftlichkeit ausgerüstet sind, als gerade nothwendig ist, um die nun einmal nöthigen Regeln, Paradigmen, Systeme u. s. w. den häufig harten Köpfen der angehenden Jünger Minervas einzutrichtern. So kam es denn auch, daß er sich als Lehrer an der Koblenzer Secundärschule nicht recht in seinem Elemente und völlig heimisch fühlen mochte und sein mittheilsamer reicher Geist nach dem Katheder einer Universität sich sehnte, um hier vor einem ausgebildeteren, mit größerer Fassungskraft begabten Auditorium seinen zuckenden Gedankenblitzen und befruchtenden Ideen freieren Lauf lassen zu können.

Schon 1805 trug er solche „Auswanderungsprojekte" mit sich herum, und zwar um so mehr, als die politischen Verhältnisse seines engeren Vaterlandes von Tag zu Tag trauriger sich gestalteten und ihm einen längeren Aufenthalt daselbst völlig verleideten. „Es ist . . . nicht mehr auszuhalten in diesem Lande," so schrieb er am 3. Februar jenes Jahres an Herrn v. Aretin in München. „Die dünne Rinde, die diese solfaterra von dem Höllenvulkane trennt, wird immer dünner und dünner, und ich erwarte jeden Tag, sie in einer der Katakomben unter Paris bersten zu sehen,

und daß dann die Teufel, die schon jetzt beständig fort ab- und zufliegen und sich von diesem Lande aus über alle Welt verbreiten, vollends stromweise aus dem Schlunde hervorbrechen und uns Allen die Hälse herumdrehen. Es ist schrecklich, unten und oben und überall von Schlechtigkeit überlaufen zu sein, so daß man die Luft nicht athmen kann, ohne Gefahr zu laufen, von der Stickluft erwürgt zu werden. Ebenso ist es abscheulich und wahrhaft lebenverkürzend, nicht um sich her sehen zu können, ohne vom Aerger angefressen zu werden, der wie eine furia infernalis sich über einen wirft und sich ins Fleisch einbohrt. Sie haben keinen Begriff davon, wie der Nordwind, der in diesem Lande das ganze Jahr weht, immer schneidender wird; keine Sonne scheint, die Erde ist gefroren seit vier Jahren schon fest und fester und immer fester, und die Wurzeln, mit denen ich fest an meinem Lande hing, sind durch den Frost aus der Erde getrieben und werden dürre, wenn sie nicht in anderen Boden versetzt werden. .... Die stärkste Epidemie wird allgemeiner und allgemeiner, die stärkste Constitution erliegt, es bleibt kein anderes Mittel als die Flucht, um nicht angesteckt zu werden. Nach Rußland mag ich nicht, das ist mir physisch zu nordisch, nach Bayern wollte ich wohl, am liebsten nach Franken, das meinem Rheine noch am nächsten liegt. Wohl weiß ich, daß der Teufel auch da seine Repräsentanten hat, aber er ist doch wenigstens nicht in Person zugegen, und mit seinen Delegirten läßt sich schon ein Wort sprechen."

Kurz nachher schon konnte Aretin ihm melden, daß er zur Münchener Akademie der Wissenschaften in Vorschlag gebracht worden sei. Die bezüglich dieser Stellung bereits angeknüpften Verhandlungen jedoch zerschlugen sich wieder. Görres wandte sich nun nach Heidelberg, und sein Gesuch als das „eines ausgezeichneten Gelehrten", wie Professor Thibaut ihn nennt, wurde sofort durch Senatsbeschluß dem

Curatorium zur Gewährung empfohlen. Schon im Herbst desselben Jahres (1806) zog er mit seiner Familie nach Heidelberg.

Sein, wenn auch nur zweijähriger Aufenthalt daselbst sollte für Görres' religiöse Entwickelung und Thätigkeit von entscheidendem Einflusse und Bedeutung sein, und es darf schon aus diesem Grunde dessen Schilderung unsererseits in nicht zu engen Rahmen eingegrenzt werden.

Unter dem 6. November jenes Jahres erließ der neue Professor, der selber niemals zu den Füßen eines akademischen Lehrers gesessen, als Einladungsschrift eine „Ankündigung philosophischer und physiologischer Vorlesungen im Wintersemester 1806—7 (Heidelberg bei Mohr und Zimmer)" [1], welche in kurzen Worten das Verhältniß zwischen Philosophie und Physiologie darlegt. „Indem der Unterzeichnete," heißt es darin, „beide Wissenschaften abgesondert für sich in seinen Vorlesungen darzustellen sich vorsetzte, glaubte er diese mit der Andeutung ihrer Einheit und ihrer Homogenität eröffnen zu müssen, damit wenigstens im Beginne Gleiches sich zu dem Gleichen halte, und im Verfolge nach allen Durchkreuzungen der speciellen Entwicklung wieder sich zusammenfinde, was ewig bei einander wohnt." Er schließt dann diese fliegenden Blätter mit dem Wunsche, daß es ihm gelingen möge, indem er vom Leben lebendig spricht, „auch Leben im Lebensfähigen zu wecken und jene Begeisterung hervorzurufen, die allein des Wahnes wirre Mißgestalten niederschlägt, und aus des Geistes tief verborgenen Gründen kecke, kräftige, in sich gerundete Gebilde zu Tage zieht, die ihre Seele in sich selber haben und nicht wie Automate im fremden Geiste leben."

Was begreiflicherweise eines jeden Kathedermannes süßer Herzenswunsch ist, möglichst viele lernbegierige Zuhörer

---

[1] Abgedruckt in Reinbecks Beschreibung von Heidelberg.

zu seinen Füßen sitzen zu sehen, das war auch unserem Görres nicht ganz gleichgültig. Aber er war eben in einen ungünstigen Zeitpunkt hineingerathen, da sehr wenig neue Studenten hinzugekommen waren und die alten, meist Juristen, nur Pandekten hörten.

Für sein erstes Colleg hatten sich 15 Zuhörer inscribiren lassen. Kurz nachher aber schrieb er nach Koblenz: „Meinen Katheder habe ich nun wirklich in Posseß genommen, es ist ein etwas unförmliches Ding; ein hölzerner Schanzenläufer, über den ich nur mit der Nasenspitze hinaussehe. Als ich am ersten Tage ihn bestieg, war ich etwas überrascht, statt meiner magern fünfzehn Zuhörer sechzig bis siebenzig dort versammelt zu finden. Die ehrwürdige Versammlung fiel mir etwas auf den Kehlkopf, aber ich extemporirte doch ganz leidlich. Es setzte einigen Enthusiasmus, so gut die kalte Jahreszeit ihn gestattet. Um ein anderes Colleg über die Aesthetik ging man mich an, und man wollte mir einen schönen Lustre im Auditorium aufhängen, den ich mir aber bescheidentlich verbat und einen hölzernen dafür wählte. Nun kam die Frage auf die Fixirung der Stunde, in der ich lesen sollte, da die Stunde von 4—5 nicht Allen convenirte. Eine kauderwelsche Einrichtung ist an dieser Universität, die dicken Herren mit den breiten Schultern und den Brodkörben drüber lassen sich gemüthlich auf ihren Polstern nieder und belegen den ganzen Tag mit ihren Collegien. Die anderen, Philosophen, Philologen und dergleichen, müssen sich dann an den Rändern andrücken. Die Juristen konnten daher meine Stunde nicht besuchen, sie schlugen mir die Stunde Abends von 7—8 vor; eigenmächtig konnte ich nicht entscheiden, die früheren Zuhörer bestanden auf ihrer alten Stunde, ich ließ daher abstimmen, und die Majorität fiel auf dieselbe. Somit fiel die Hälfte der Zuhörer fort. Vor den Uebrigen lese ich nun und will sehen, wie viele davon ausharren werden."

Görres hielt außerdem Vorlesungen über Anthropologie und einzelne Theile der Physik, im Wintersemester 1807 bis 1808 über Aesthetik, im Sommersemester 1807 über Poesie und Philosophie und im Sommersemester 1808 auch über altdeutsche Literatur.

„Ich habe in mein Programm etwas Musikalisches hineingespielt," schrieb er in seinem ersten Briefe von Heidelberg aus; „ob den Leuten die Weise zusagt, habe ich noch nicht erfahren können, aber den Studenten scheint sie doch so ziemlich zu gefallen, denn ich zähle sogar den Sohn des ernsthaftesten aller Menschen, des Scharfrichters nämlich, in zwei meiner Vorlesungen." Und wirklich scheint den Zuhörern jene Weise recht gefallen zu haben, da er schon kurz darauf also schrieb: „Meine ästhetischen Vorlesungen habe ich jetzt mit einem ziemlich großen Zulauf angefangen. Die Studenten, weil ich mich keineswegs nach ihnen accommodiren wollte und ganz kaltblütig zusah, was sie raisonniren mochten und wie der Haufen allmählich sich verlief, accommodiren sich nun nach mir; und da alle Meinungen und Urtheile, die sie nach und nach gefaßt hatten, sich als falsch befunden haben, echauffiren sie sich nun wirklich für meine Person und meine Lehre. Daher kann ich, wenn ich nur will, hier allerdings eine Schule bilden. Auch Zimmer und Brentano sind unter meinen Zuhörern." Anderswo heißt es: „Ich denke im nächsten Semester einen ganz honnetten Curs zu bekommen, meine gegenwärtigen Zuhörer behalte ich alle, und es melden sich schon viele neue. Meine Zuhörer schreiben fleißig, ihre Hefte lasse ich mir abschreiben."[1] Zur Erklärung des Letzteren muß bemerkt werden, daß Görres nicht nach einer schriftlichen Vorlage, sondern immer ex tempore und manchmal ganz improvisirt, aber stets in vollem Flusse seine

[1] Ges. Briefe I. 477, 479.

stundenlangen „Vorlesungen“ hielt. „Sein durchaus freier Vortrag war monoton,“ sagt sein berühmter Schüler Joseph v. Eichendorff, „fast wie fernes Meeresrauschen schwellend und sinkend, aber durch dieses einförmige Gemurmel leuchteten zwei wunderbare Augen und zuckten Gedankenblitze beständig hin und her; es war wie ein prächtiges, nächtliches Gewitter, hier verhüllende Abgründe, dort neue ungeahnte Landschaften plötzlich aufdeckend, und überall gewaltig weckend und zündend für's ganze Leben.“ [1]

Jene durch die Ungunst der Zeiten und die traurige Lage seines Vaterlandes in seinem Innern hervorgerufene trübe Stimmung und Unlust des Geistes, die ihn aus dem Vaterlande gewaltsam hinausdrängte in ein fremdes Land, hatte sich bald verloren. Die große Anzahl strebsamer Jünglinge und Zuhörer, die in seinem Lehrsaal sich gesammelt, der ehrenwerthe Kreis wissenschaftlicher Männer und Freunde, die er hier gefunden, und namentlich die herrliche Natur, deren schönste Reize so Manche aus weiter Ferne zur Musenstadt hinzogen, ließen seine Seele wieder fröhlich werden und von Neuem wieder frische Lebenslust und heilige Begeisterung trinken. „Heidelberg ist ja selbst eine prächtige Romantik; da umschlingt der Frühling Haus und Hof und alles Gewöhnliche mit Reben und Blumen, und erzählen Burgen und Wälder ein wunderbares Märchen der Vorzeit, als gäbe es nichts Gemeines auf der Welt.

[1] Nach allem Diesem wollen uns doch die „verbürgten (aber leider nicht speciell genannten) Nachrichten“ parteiisch und wenig zuverlässig bedünken, denen zufolge H. Döring in der Realencyklopädie von Ersch und Gruber (72. Th. S. 128) unserm Görres die Gabe „eines geregelten mündlichen Vortrages auf dem Katheder“ abspricht, so daß seine Vorlesungen immer seltener besucht worden seien, und schon im zweiten Semester sich die Zahl seiner Zuhörer so sehr vermindert habe, daß ihn fast nur die Benutzung der Universitätsbibliothek an Heidelberg hätte fesseln können.

Solche gewaltige Scenerie konnte zu allen Zeiten nicht verfehlen, die Stimmung der Jugend zu erhöhen und von den Fesseln eines pedantischen Comments zu befreien; die Studenten tranken leichten Wein anstatt des schweren Bieres und waren fröhlicher und gesitteter zugleich als in Halle. Aber es trat gerade damals in Heidelberg noch eine ganz besondere Macht hinzu, um jene glückliche Stimmung zu vertiefen. Es hauste dort ein einsiedlerischer Zauberer, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft mit seinen magischen Kräften umschreibend — das war Görres. Es ist unbegreiflich, welche Gewalt dieser Mann, damals selbst noch jung (31 Jahre alt), über alle Jugend, die irgend geistig mit ihm in Berührung kam, nach allen Richtungen hin ausübte. Und diese geheimnißvolle Gewalt lag lediglich in der Großartigkeit seines Charakters, in der wahrhaft brennenden Liebe zur Wahrheit und einem unverwüstlichen Freiheitsgefühl, womit er die einmal erkannte Wahrheit gegen offene und verkappte Feinde und falsche Freunde rücksichtslos auf Tod und Leben vertheidigte, denn alles Halbe war ihm tödtlich verhaßt, ja unmöglich, er wollte die ganze Wahrheit."[1] Diese von hoher und wahrer Begeisterung getragenen Worte Eichendorffs sind nicht im Strome jugendlicher Ueberschwänglichkeit geschrieben, noch aus der Feder eines Panegyrikers geflossen, sondern der dankbare Schüler hat so von seinem großen Meister gesprochen, als dieser längst im Grabe ruhte, ihn selber aber schon die Silberlocke schmückte, an der Marke seines Lebens, wo aus der alternden Brust des Menschen der brausende Jugendenthusiasmus längst entflohen und ruhiger, scharfabwägender Ernst statt seiner eingezogen ist. Wie wahr, wie rein und tief muß da nicht jener Eindruck,

---

[1] Siehe den Aufsatz „Halle und Heidelberg" in Eichendorffs „Vermischten Schriften". V. 306.

wie nachhaltig doch jener Einfluß des gewaltigen „Zauberers“ auf die Seele des „letzten Ritters der Romantik“ gewesen sein, wo bloße Erinnerung an jene Zeit alle Saiten seines klangreichen Innern noch einmal wieder in alter, mächtiger Weise ertönen läßt!

Das häusliche Leben unsers Freundes in der schönen Musenstadt war recht einfach-patriarchalischer Natur, friedlich und zufrieden, von gesunder Herzlichkeit getragen und durchdrungen.

Will man das Leben und Denken eines großen Mannes getreu und vollständig erfassen, so darf man auch die scheinbar kleinen Züge, wie sie sich, abgezweigt vom öffentlichen Leben und abseits von der großen Weltbühne, im stillen häuslichen und ungezwungenen gesellschaftlichen Kreise zeigen, keineswegs übersehen. Die Hauptzüge und mächtigen Conturen in der Darstellung des Lebens großer Männer sind ja im Wesentlichen gleich, nur die kleinen Züge und Schattirungen geben jedem Bilde das ihm eigenthümliche, individuelle Gepräge. Wo daher diese als Kleinigkeiten ignorirt und übergangen werden, da mag uns immerhin die hohe, mächtige Gestalt imponiren und Bewunderung abfordern, aber uns recht sympathisch werden kann sie nicht, da sie, wenn nicht vielleicht verkehrt und einseitig aufgefaßt, doch in zu weiter Höhe von uns steht, und jene Bindungsmittel fehlen, mittelst deren wir uns ihr näher bringen können. Der Feldherr ist ein Anderer, wenn er vom stolzen Kriegsroß abgestiegen ist und die glänzende Montur mit dem bescheidenen Hausrocke vertauschend im Schooße der Familie sich befindet; der Politiker, der Gelehrte ist ein Anderer, wenn er aus seinem Studirzimmer, dem von gewaltigen Combinationen und weltumspannenden Ideen geschwängerten Heiligthume, in das gemüthliche Familienzimmer heimgekehrt seinen Erstgeborenen auf dem Schooße schaukelt. Dort strenge Amtsmiene, officielle Haltung, zuschnürendes

Etiquettenwesen — hier Losgebundensein von allem äußeren Zwange, freies Sichgehenlassen, herzliche Gemüthlichkeit. Eben das Familienleben läßt uns ja das allgemein Menschliche schauen. Selten freilich zeigt sich der Mensch auf der öffentlichen Lebensbühne gerade so, das heißt, geleitet von denselben Principien und Motiven, in gleich ungezwungenem, in den Bahnen der Wahrheit und des Edelmuthes sich bewegendem Handeln, wie hinter den Coulissen des häuslichen Lebens. Wer aber hier wie dort wesentlich gleich handelt, der ist ein Mann aus einem Gusse, ein Charakter, der in Wirklichkeit auch ist, was er scheinen will. So war Görres.

Das Leben in Görres' Hause konnte in jeder Beziehung Muster und Vorbild eines echt deutschen treuherzigen Familienlebens sein. Er hing mit aller Herzlichkeit an seiner braven Gattin, die nicht nur alle Freuden und Leiden seines vielbewegten Lebens mit ihm theilte, sondern auch an ihres Mannes wissenschaftlichen Bestrebungen häufig persönlichen Antheil nahm. K. J. H. Windischmann schreibt ganz begeistert von ihr also: „Ihr sanftes Bild einer Madonna des deutschen Mittelalters entweicht mir nie."

Sie hatte ihn bereits zu Koblenz mit einer Tochter Sophie und einem Sohne Guido beschenkt. In Heidelberg wurde ihm sein drittes Kind geboren, Marie, die Herausgeberin der „Familienbriefe" und der „Politischen Schriften" von Görres, die wohl am meisten von ihres Vaters geistiger Kraft ererbt hat. Am 3. Juli 1808 schrieb er also: „Heute ist Kindtaufe. Gevatter sind: die Mutter Gottes, Benedikt (Görres' Schwägerin), Achim v. Arnim, Creuzer und meine Mutter. Wache halten die Tröster der Benedikt und die zehn Landshuter Studenten (die einzelne poetische Beiträge zur Einsiedlerzeitung geliefert und kurz darauf einen begeisterungübersprudelnden Brief an Görres, den ‚verehrungswürdigen Lehrer und würdigsten Meister'

geschrieben hatten). Für Benedikt steht Frau Creuzer ein, und so wird das Kind heißen: Maria Benedikta Louise Friederike Theresia. Die Kinder laufen dem Kuchen schon durch alle Zimmer nach. Arnim kann übrigens bei der Taufe nicht selbst zugegen sein, weil er ein Fieber hat, das in ein Wechselfieber überzugehen droht. Jetzt haben wir Exemplare von allen Qualitäten: einen Braunkopf (Sophie), einen Blondkopf (Guido), und dieses Kind hat lange dunkle schwarze Haare und Augen."

Görres war seiner vortrefflichen Gemahlin ein treuer, überaus theilnehmender Gatte, seinen Kindern der beste, liebevollste Vater. Es ist rührend zu sehen, wie in dem späteren Briefe Vater und Kinder in liebevoller und doch nicht sentimentaler Zuneigung einander gegenseitig überbieten. Und unter den früheren, den Heidelberger Briefen, gibt es kaum einen, worin Görres nicht wenigstens etwas, gedrängt vom väterlichen Gefühle, von seinen Kindern Gutes und Rühmendes zu erzählen weiß. „Auch Guido," so schreibt er, „hat seine Eroberung gemacht, wie er denn überall siegreich ist. Aber er kokettirt auch mit der ganzen Welt und fängt an, viele Wichtigkeit auf seine kleine victoriöse Person zu legen, er (Voß) gratulirt mir ordentlich zu dem wohlgerathenen Sohn, wofür ich ihm denn nothwendig auf den Mund klopfen muß. Sophie hat sich dagegen die Zeit etwas gelangweilt, was sie halbwegs ihrer Mutter abgesehen hat; übrigens muß sie wohl mit den Brocken vorlieb nehmen, die der Herr Bruder übrig läßt, daran ist sie aber selbst schuld: denn wie der Bruder kokett ist, so ist die Schwester spröde und wehrt mit den Fäusten die Eroberungen ab, die ihre Fratze macht.... In Gesellschaft nehmen wir die Kinder meistens mit, und man nimmt uns dieß nicht übel. Der Zahnkönig aber zahnt wieder. Die ‚Kätty Kätz' (seine Frau) ist da drinnen und celebrirt ihren Namenstag im Bett. Unser kleiner Fra Diavolo hat sich heute Nachts schon um zwei

Uhr aufgemacht und unter großem Lärm und Gequick wie auch melodischem Gegreine ihr den Strauß gebracht und die ganze Nacht mit derlei incommoden Liebeshändeln continuirt. Denn er hat die Approchen auf einen neuen Zahn eröffnet, und da kann man, wie Sie wissen, kein Auge zuthun, wir aber recommandiren uns bei der Gelegenheit allseitig in gute Freundschaft. — Wenn wir aber glaubten, der Zahnkönig habe sich den Winter über seine Zähne so angelegen sein lassen, so haben wir uns wohl geirrt, er hat in all der Zeit nur Einen zur Welt gebracht, dagegen hat er, statt zu zahnen, gejaht. Zu seinem ewigen Na hat er ein ewiges Ja zugelernt, und er spricht nun den ganzen Tag sehr ehrlich und treuherzig Ja. Sophie aber näht Kissen und andere kunstvolle weibliche Arbeiten, die ich dann heimlich in der Stadt herumtragen und verkaufen lasse, wovon wir dann sehr rührend leben. — Unser Prinz hat endlich unter unsäglich vielem Lärm und Getöse zwei Augenzähne zur Welt gebracht und hat am selben Tage ein Stück Rindfleisch zu verzehren bekommen, womit täglich continuirt wird. Der Bub wird aber grob und prügelt und schimpft, versteht sich meisterlich auf's Schlucken, so daß er für seinen Mann am Tische steht. Die kleinen Unarten ausgenommen ist er sonst ganz artig und possierlich. Sophie hat an ihrem Bilderbuch viele Freude, der Herr Bruder hat auch eine zärtliche Liebe dafür gefaßt, er liebäugelt gar zu gerne mit den Bildern, was schon viel Zank gesetzt hat. — Das Bübchen dankt der Benedikt für die Höschen und hat gleich die Peitsche genommen und die Comtesse durchgeprügelt, was denn die Influenz des Kleidungsstückes bewies. Sonst braucht ihr weder alles Gute, was Brentano von ihm, noch alles Schlimme, was er von Sophie erzählt, zu glauben; in allen den Erzählungen geben die Dinge nur den Aufzug, er selbst aber liefert den Einschlag dazu und tractirt euch also immer mit Menschenfleisch. — Dem kleinen Thierchen

(Marie) schmeckt es auch alle Tage besser, und es wächst aus allen Kleidern heraus. Für den Marlborough hat es eine besondere Liebhaberei und singt oft mit, wenn die Kätty ihm vorsingt, schläft aber, einmal gesättigt, wie eine Katze, und schickt sich überhaupt gut, wenn es gleich sehr eigensinnig und kurz aufgebunden ist. Der Bub muß eigentlich aus Amerika gekommen sein, wie der schwedische Bär, der am Tage nicht schlafen konnte des Lichtes wegen und in der Nacht wegen der Gewohnheit, weil dann in seinem Vaterland Tag ist."

Es macht einen beinahe komischen Eindruck, wenn man sieht, wie der frühere Enthusiast und Idealist, der mächtige Publicist und Politiker, der geistreiche Gelehrte auch um den täglichen Haushalt sich Sorge machen muß:

„Wir reichen den Monat mit fünf Louisd'or für unsere Haushaltung aus, doch ist es mit dem Essen aus dem Kosthause starke nordische Hungerleiderei, und wenn es sich nicht bessert, werden wir am Ende doch genöthigt sein, selbst zu kochen. Gegen Neujahr werde ich Zimmer ein Bändchen meiner Corruscationen geben, was doch noch halbwegs käufliche Waare ist. So werden wir uns wohl durch die abgeschmackte, geradbrechte, lahme Zeit bis zum Frühjahr durcharbeiten und sehen, was da werden will. Die Wirthin freilich schickte bald mehr Essen, aber herzlich schlecht blieb es immer." Das Anerbieten Brentanos, zu ihm in die Kost zu kommen, mochte er jedoch nicht annehmen. In seinem letzten aus Heidelberg datirten Briefe heißt es also: „Ich erschrecke ordentlich, wenn ich nur die Schusterrechnungen für die Kinder summire, während mein Reichthum unter der Hand zu Schaumünzen wird, und die Leute jedes Stück in der Hand herumdrehen und sagen: ‚Recht schön, aber hat all keinen Curs.‘ Hier quiekst auch Alles, weil sie einen oder zwei Monat keinen Gehalt bekommen, der all nach Spanien gemarschirt ist. Ich lache sie aber mit der

größten Gleichgültigkeit deßwegen aus, besonders über ihre Verwunderung, daß sie nichts haben sollen, da es sie doch keinen Augenblick befremdet, daß ich nichts habe.“ [1]

Ueber seine Haus- und Lebensordnung schreibt er folgendermaßen: „Unsere Lebensordnung aber ist, daß wir Abends präcise neun Uhr uns zu Bett legen, Morgens fünf Uhr wieder aufstehen, uns waschen, anziehen, Alles, wie es hinten im Katechismus steht, weßwegen wir dann auch immer so gesund und munter bleiben. Unser einziger häuslicher Verdruß, nachdem wir endlich mit Feuer, Schwert, Hunger, Durst und Malediction unseres Vorfahren Flöhe bezwungen, sind die Ratzen... Weiter in unserem Lebenslauf. Abends läßt Brentano sein Nachtessen zu uns bringen, wir stoßen dann unsere Armuth zusammen und schlemmen feiste Oekonomie. Eine ganze Bibliothek alter und neuer Bücher haben wir schon zusammengelesen. Dann sprechen wir auch über allerhand weltliche Dinge, machen hie und da Sectionen, und so geht der Winter durch Schnee und Regen vorüber. An meinem Namenstag (19. März 1807) haben wir einen Schinken gebraten, und am Abend bin ich auf den Fischfang gegangen und habe Creuzer und Zimmermann aufgefischt, und Zimmer und Brentano waren denn auch dabei, und da haben wir die schweinernen Partikel verschluckt. Wir haben viel dabei gelacht, Brentano und ich, wir hatten aber eine Concertanzeige in der Arbeit, die nun zum Büchelchen angeschwollen ist: Begebenheiten des Uhrmachers Bogs, die ihr in einigen Wochen durch Zimmer erhalten werdet und deren Geschichte ich euch erzählen will, wenn ihr sie gelesen habt. — Der vollständige Titel ist entweder: Wunderbare Geschichte von Bogs dem Uhrmacher, wie er zwar das menschliche Leben längst verlassen, nun aber doch, nach vielen musikalischen Leiden zu Wasser und

[1] Ges. Briefe I. 477, 482, 484, 495, 507, 509.

zu Lande, in die bürgerliche Schützengesellschaft aufgenommen zu werden Hoffnung hat, oder: Die über die Ufer der badischen Wochenschrift als Beilage ausgetretene Concertanzeige. Nebst des Herrn Bogs wohlgetroffenem Bildnisse und einem medicinischen Gutachten über dessen Gehirnzustand 1807 [1]. Der Name ist aus den Anfangs- und Endbuchstaben von Brentanos und meinem Namen zusammengesetzt, und das Ganze ist gehörig toll, so daß verehrungswürdige Leute bei Ansicht des erstens Bogens geglaubt haben, ein Verrückter habe das Ding geschrieben." [2]

VIII.

Das Frühroth der Romantik. — Das schöne Mittelalter. — „Literarische Balgereien".

Görres hatte noch in seinen jungen Tagen das nachzitternde Abendroth, die langsam sich verlierenden Spuren einer in ihrer ganzen Herrlichkeit freilich längst untergegangenen wundervollen Zeit geschaut, in deren glorreichster Periode das deutsche Volk die erste unter den Nationen des Erdkreises gewesen, ein Albertus Magnus die himmlische Philosophie gelehrt, ein Wolfram von Eschenbach den unsterblichen Parzival gedichtet, ein Erwin von Steinbach die herrlichen Dome gebaut, und das Volk in guter Sitte, heiligem Glauben und glücklichem Wohlstand frohe Tage verlebte.

Aber der altheidnische Classicismus, die neudeutsche Reformation, die rationalistische Aufklärung englischer Deisten und französischer Atheisten hatten dem Volke das Bewußtsein an diese schöne Zeit aus dem Herzen gerissen und in erbärmlichster Lüge jene lichtvolle, freiheitsdurchdrungene Zeit

---

[1] Heidelberg bei Mohr und Zimmer. 1807. 8⁰. — Wiederabgedruckt in Brentanos Ges. Schriften, Bd. 5, 327—369.

[2] Ges. Briefe I. 483, 485, 489.

als eine Periode der Finsterniß und Barbarei verschrieen. Doch der Geist des Lichtes und der Freiheit läßt seiner nicht spotten. Deutschland hatte seine ruhmvolle Vergangenheit und damit sich selber vergessen und preisgegeben. Schmählicher Verfall aller nationalen Gesinnung und nationalen Einheit, Fürstendespotismus und Adelsherrschaft, eine Unzahl Duodezvaterländchen mit eben so vielen Tyrannen, Spott und Verachtung fremder Völker, ein beinahe totaler Bankerott in Sitte und Glauben, in Kunst und Poesie — das war der Lohn oder vielmehr die Strafe für solches hochmüthige Vergessen und Verlästern einer ruhmvollen Vergangenheit. Die Besseren der Nation aber sahen und fühlten die elende, drückende Lage und suchten nun im Leben der Natur, was sie im Leben der Menschheit nicht mehr finden konnten: freie frische Lebenskraft und Wahrheit. Alle freilich beseelte der redlichste Wille, das ehrlichste Streben, aber sie suchten und forschten wie Blinde, ohne den rechten Leitstern und Führer auf allen Gebieten, den Glauben; und statt zur Wahrheit zu gelangen, verirrten sie sich in allerlei Sümpfe und Abgründe. Naturphilosophie — Pantheismus, so hießen die beiden Grenzpfähle der Bahn, die jene Männer durchlaufen haben. Auch Görres war in seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen von pantheistischen Anschauungen nicht ganz unangehaucht geblieben, wie wir bei Darstellung seiner religiösen Entwicklung des Näheren sehen werden.

Ein anderer, mehr gerader Weg wurde nun betreten. War das verloren gegangene Bewußtsein früherer Macht und Größe ein Hauptgrund des Verfalls und der Entsittlichung des deutschen Volkes gewesen, dann mußte auch die Wiederbelebung jenes erstorbenen Bewußtseins, die Wiedereinführung des Volkes in die prächtigen Hallen der Vorzeit ein Hauptmittel zum Besserwerden sein. Das wurde denn auch bald als richtig anerkannt. Man studierte das Mittel-

alter, vertiefte sich in die geistigen Produkte desselben, begeisterte sich für seine Poesie und seine Kunst und suchte auch das Volk auf alle Weise zur Wiedererkenntniß jener vielgeschmähten und verschütteten Zeit hinzuführen.

Aber zur Erlangung der ganzen Wahrheit war auch hier wie dort der untrügliche Leitstern, die Religion als solche von Nöthen. Diejenigen, welche wie A. W. v. Schlegel die Religion der Poesie opferten, sich mit dem poetischen Enthusiasmus für das poetische Element im Religionsglauben begnügten, oder mit Tieck und Fouqué kälterer, unzugänglicher Natur bloß ihre Schriften mit mittelalterlichen Christereien aller Art ausstaffirten, oder auch wie Arndt und Horn aus einmal angeborenem und nicht zu überwindendem Haß gegen alles Katholische fortfuhren, „sich die Segnungen der Reformation zu reserviren", oder endlich wie Steffens vom Protestanten zum Namens-Katholiken, und von diesem wieder zum Protestanten wurden, um dann einem Rufe an die Universität in Berlin zu folgen — die hatten nur die Schale und nicht den Kern genossen, hatten nur die Form und nicht den Geist erfaßt, sie mußten stehen bleiben an der Schwelle des Heiligthums. Diejenigen aber, welche wie Friedrich v. Schlegel, Müller, Werner und Andere vom geheimen Geiste des Herrn erfaßt, ihren Gefühlen Gewalt anthuend, willig sich leiten ließen, mußten so ganz consequenterweise wieder in der katholischen Kirche anlangen, oder wie eben Görres und Brentano, in ihr die Ruhe des Geistes und des Herzens wiederfinden; denn wer ehrenhaften Charakters den Katholicismus kennt, wie er in Wahrheit ist, muß sich mit Nothwendigkeit zu ihm bekennen.

Joseph Görres war ein geborener Romantiker. Wohl selten oder nie hat sich so viel jugendlicher Idealismus, so hoher Patriotismus, so reges Kunstgefühl, so große Naturliebe, so viel poetische Begabung in einem Manne vereint

gefunden, wie in Görres, dessen Begeisterung die Völker entflammte, dessen Wirken stets dem Vaterlande gewidmet war, dessen Geist auch noch im Greisenalter den Gesetzen der Natur nachspürte, dessen „Leben ein Gedicht", und dessen Sprache ein mächtiges Tableau geistreich entworfener und prachtvoll durchgeführter Bilder war. Schon als Kind hatte er in den Volksbüchern wie durch ein Stereoskop die schönen Bilder und kräftigen Gestalten jener Zeit geschaut und kindliche Begeisterung für sie gewonnen. Aber die stets mehr und mehr in geistige Dürre und hochmüthige Philisterhaftigkeit versinkende Zeit drängte jene Begeisterung ganz in das Innere zurück, der Sturm der Revolution fegte darüber hinweg und machte sie völlig verstummen, bis endlich die Misère der Zeit seine ganze geistige Anlage, und endlich der Heidelberger Aufenthalt den an der Schwelle des Mannesalters Stehenden mit herüberzogen zu den edlen Bestrebungen der romantischen Schule.

Wer eine Geschichte dieser Schule schreiben wollte, der müßte nothwendig das Leben unseres Görres studieren. Die Tieck, Steffens, Schlegel, Brentano mögen jeder eine besondere gute oder schlechte Seite der Romantik in ausgeprägterer Weise repräsentiren, aber Görres' Leben ist die gelungenste und getreueste Darstellung und Abbildung der vielgepriesenen und vielgeschmähten Romantik nach ihren verschiedenen Seiten, ist die Personification ihrer Ideen und Bestrebungen. Uns will bedünken, daß eben seine Persönlichkeit bei Beurtheilung der romantischen Schule von Feindes-, wie auch von Freundesseite viel zu wenig Berücksichtigung gefunden. Gervinus beispielshalber, der Büttel im Heere der literarischen Klopffechter des „Liberalismus", der mit der Krücke der „Wissenschaftlichkeit" die katholischen Größen zu Boden schlägt, hat in seinem langen Pasquill [1] auf die

[1] Geschichte der deutschen Dichtung, V. Bd. 569—735.

„Romantische Dichtung" den Namen Görres auch noch nicht einmal genannt. Freilich ist das Leben unseres Freundes kein Spiegelbild der Unarten und Sünden des Romanticismus und seiner Auswüchse, etwa des unkatholischen Katholisirens eines „andächtigen Pilgrims" des Grafen von Löben, der inneren Zerrissenheit eines Heinrich v. Kleist und der „gesunden Sinnlichkeit" der Schlegel'schen Lucinde; aber was der romantischen Schule das Leben gegeben, wie sie herangewachsen und ihre Jugendzeit verlebt, was sie gewirkt und geschaffen, welche Ideen sie getragen, welche Principien sie geleitet haben, wie sie endlich in treuester Consequenz ihres Grundprincips die Vereinigung mit der katholischen Kirche gefunden hat — das Alles hat sich bei Görres in einer Person concentrirt und in getreuester Portraitirung abgespiegelt.

Die schöne Heidelberger Periode, die frohe, goldene Jugendzeit der Romantik, wo in dürrer trockener Zeit wahrer Patriotismus auf's Neue die schönsten Blüthen trieb, wo hohe Ideale in edler Menschenbrust eifrigst Pflege und Nahrung fanden, wo jugendliche Begeisterung für Gott, Religion und das ewige Schöne sich mächtig regten, wo der längst versunkene Hort altdeutscher Herrlichkeit und Kraft wieder aufgefunden und gehoben wurde — diese schöne Zeit blieb auch unserm Görres eine der schönsten seines vielgestaltigen Lebens, die Erinnerung an sie war ihm in späteren Jahren wie lieber trauter Glockenklang aus wonnevoller Jugendzeit in stillem Blumenhag, fernab vom weiten, lauten Markt des Lebens, wo Rennen und Laufen, Bieten und Feilschen, Streit, Betrug und Niederträchtigkeit und niemals Friede ist.

Die traurige Schlacht bei Jena war geschlagen und mehr als jemals setzte der Bedrücker seinen starken Fuß auf Deutschlands Nacken. Der Ehrentempel der deutschen Nation war, um Görres' Ausdruck zu gebrauchen, weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und Deutschland selber trug

sein altes Kaiserthum zu Grabe. Voran im Leichenzug schritten die Herolde des Eroberers im Geleite seiner Bewunderer, dann die mächtigen Vasallen, bis zur Unkenntlichkeit in fremdem Staate aufgeputzt; dann die Diplomatenzunft im Gefolge einer schwerbeladenen Wagenburg, weiter die Heere unter fremden Fahnen dem Pfade ihrer Ehre folgend, weiter die Poeten und Rhetoren, die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder, endlich dann die Massen des Volkes, in denen Stumpfheit und Gleichgültigkeit und kaum mehr eine dunkle Erinnerung war, daß es je so etwas wie ein Vaterland gegeben. Dabei Noth und Verderben überall.

„Wir aber," sagt Görres, „die wir uns an den Ufern des Neckars zusammengefunden, hatten nicht Lust, in das fröhliche Tiriliri jener patriotischen Sangvögel einzufallen, und sahen, daß auch manche Andere gleicher Meinung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der Einzelne nur wenig gegen das Verderben, das überall sich in Massen setzend jeden Widerstand leicht überwältigt; die Himmelswinde, die eben den ansteckenden Dunst über die Länder hergeweht, müssen ihn auch wieder wegblasen, und dann läßt gegen die Nachzügler sich schon Einiges versuchen. Aber wie wenig auch immer auszurichten und wie ungleich der Kampf sein möge, es ziemt sich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen, und nur was jeder gewollt, wird ihm ja angerechnet, denn was er erlangt, hat vom Zutritt oder Abtritt anderer Mächte abgehangen. Das bedachten wir und trugen am Fuße des Jettenbühels ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeiten, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht

... am tauglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben; und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch den Dienst versagt, schien auch hier willfährlich sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen."

Görres, Achim von Arnim und Clemens Brentano waren die jugendlichen Männer, die jenes Feuer anlegten, das bald zum hellen Brande angeschürt wieder einmal in die dunkle kalte Zeit wohlthätig Licht und Wärme ausstrahlte. Diese drei Freunde an den grünglänzenden Ufern des Neckar waren in Wahrheit ein Herz und eine Seele. Verschieden zwar in kleineren Zügen, Strichen und Nüancirungen, gruppirten sich doch die einzelnen Bilder in schönster Harmonie zu einem großen, seelenvollen Gemälde; alle Drei umspann das unsichtbare, aber um so festere Band desselben Wollens und desselben Strebens.

Görres und Brentano hatten ja als Kinder derselben Stadt zusammen die Spiele der Kindheit gespielt, hatten als Jünglinge das gleich ungeberdige Rößlein der Phantasie in munterem Wettstreit auf gleichem Plan herumgetummelt und waren auch später noch häufig zusammengekommen, bald in vollstem Einverständniß, bald auch in heißem Disput und streitlustigem Rencontre, wenn Brentano einmal wieder seinem muthwilligen Spotte zu sehr die Zügel hatte schießen lassen. Dann aber machte der feurige, kurzangebundene Görres nicht viel Federlesens, und noch im Jahre 1801 hatte er bei einer solchen Gelegenheit dem allzu ungeberdigen Freunde eine kräftige Ohrfeige applicirt. Diese aber that der Freundschaft nicht den geringsten Eintrag, und Brentano hat später oft die Aeußerung gemacht, daß jene Ohrfeige ihn nur noch enger an seinen Freund gekettet habe. Als sie dann in Heidelberg zusammentrafen, ward schnell die alte Freundschaft wieder aufgefrischt und bald auch durch die Bande tiefempfundener Dankbarkeit noch mehr befestigt.

Bei einem gemeinschaftlichen Spaziergange der beiden Familien Görres und Brentano war des letzteren Frau plötzlich gestorben. Der leidenschaftliche, tieffühlende Dichter hatte an ihr stets mit unbegrenzter Innigkeit gehangen und wäre wohl der Heftigkeit des Schmerzes unterlegen, wenn nicht Görres durch tiefgefühlte Worte des Mitleids und des Trostes ihn gehoben und aufrecht gehalten hätte. Von hier an datirt die eigentliche Liebe und Verehrung, welche Brentano sein ganzes Leben hindurch für Görres gefühlt und in manchem seiner Gedichte beredten Ausdruck verliehen hat; so namentlich in der Dedication zur Victoria:

„Als unter mir die Erde schien zu beben,
Half mir Dein Arm, was stürzte, leis' zu senken,
Lernt' ich an Deiner Brust die Schmerzen lenken
Und auf den finstern Wolken lichtwärts schweben." [1]

Und in einem Briefe aus Berlin vom 26. Juni 1815 macht der gefühlvolle Dichter folgendes Geständniß: „Lieb hab ich euch immer gehabt, seit ihr so aus dem tiefsten Herzensbrunnen mich in Heidelberg in meiner überraschenden Noth erquicktet. Wenn auch ganze Flächen, bunte Flächen meines Lebens eingesunken sind, jene Zeit bleibt mir immer heilig durch eure Liebe." [2]

Mit Achim von Arnim, den Brentano 1807 nach Heidelberg herübergezogen hatte, machte Görres erst hier Bekanntschaft, die bald zur lebenslangen Freundschaft wurde. „Damals stand er in der grünenden Kraft der Jugend, nur die erste Frische abgestreift durch eine Krankheit, die er in England auf einer Reise überstanden, sonst aber jugendmuthig und lebendig, wacker in jeder Gesinnung, rasch und leicht und behend in Allem, was er unternahm. „Auch er," fährt Görres fort, „hatte mir wohlgewollt, und so

---

[1] Brentanos Gesammelte Schriften, Bd. 7. S. 284.
[2] Ges. Briefe II. 466.

waren wir in Freundschaft eng verbunden, und er ist mir in Glück und Unglück ein treu bewährter Freund geblieben." Und als im Jahre 1831 der Freund ihm unversehens weggestorben, der ihm „vor Vielen lieb gewesen", wollte ihm die leidige Ueberzeugung, daß er nun wirklich für ihn verloren und sein reiches Leben verweht sei, gar schwer werden. In Wolfgang Menzels Literaturblatt[1] stellte er dann dem hingeschiedenen lieben Freunde „Achim von Arnim" ein schönes Denkmal auf, für Mit- und Nachwelt ein von liebender Hand entworfenes treues Bild des edlen Dichters, der „ein hoher, reichbegabter Geist, ein warmes, blühendes poetisches Gemüth, eine edle, treue Natur ohne Wanken und ohne Falsch" gewesen.

Arnim und Brentano vollendeten in Heidelberg, was sie früher in Jena schon begonnen, die herrliche Volksliedersammlung „Des Knaben Wunderhorn"[2], den letzten Bienenstock, wie sie in der Nachschrift sagen, just zur rechten Zeit auffassend, als er eben wegschwärmen wollte. „Darum haben die Herausgeber," sagt Görres in einer längeren Recension derselben[3], „die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten vom Untergange, was sich noch retten ließ. Wie Bienenväter haben sie durch Spruch und Klang und Gesang die Fliegenden um sich her gesammelt eben in dem Augenblicke, wo sie verschwärmen wollten, und haben eine Stätte für sie zubereitet, in der sie überwintern können ... So sind denn in dieser Sammlung alle Denksteine und Inschriften aufgestellt, Bilder und Fragmente und künstlich Schnitzwerk geordnet, blanke Rüstungen hangen an

---

[1] Nro. 27 ff. des Jahrgangs 1831.

[2] Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. von Arnim und Clem. Brentano. 3 Bde. mit Kupfern. Heidelberg bei Mohr, 1806 bis 1808. gr. 8°.

[3] Heidelberger Jahrbücher, X. Bd. II. Jahrg. I. S. 222 ff.

den Wänden vertheilt, Gewächs aus vielen Zeiten, und Kleidungstrachten und Waffen und Instrumente liegen da und dort herum; Alles nicht so, wie es der Zufall gibt, umhergestreut, und die Raritäten massenweise aufgehäuft, sondern verständig und geistreich geordnet, daß ein Geist durch die Bilder zieht, und alle sich als die Glieder eines Leibes zusammenfügen. Es ist der Geist der Nation, der auf dem Ganzen ruht."

Um die schönen, reiche Frucht verheißenden Bestrebungen in immer weitere Kreise zu verbreiten und die vielfach zerstreuten Kräfte zu einem Zwecke zu vereinen, gab Arnim mit Brentano die Einsiedler-Zeitung[1] heraus. „In der Erwartung solchen Zusammenwirkens," sagt Görres, „hatte er sich nicht getäuscht; viel wackere Leute schlossen sich an und das Blatt war ohne Zweifel weit das beste von allen, die damals erschienen, aber das damalige Publikum wollte nichts von diesem hören; es hatte seine Schleimsuppen und Rattenpastetchen einmal liebgewonnen und fürchtete, mit der neuen Diät sich den Magen zu verderben und Sodbrennen zu erregen. Scherzhaft hatte Arnim in der Ankündigung gesagt, das Blatt werde Jedem zugesandt, der es nicht ausdrücklich in postfreien Briefen abbestellt; den Scherz aber hatten die verehrten Leser übel genommen und sich sogleich zur Abwehr in Position gesetzt."

Görres stand seinen Freunden bei ihrem Unternehmen mit Rath und That zur Seite, und mancher schöne Aufsatz von ihm wußte das Lob versunkener deutscher Herrlichkeit

---

[1] „Zeitung für Einsiedler". Heidelberg bei Mohr und Zimmer, 1808. gr. 8°. 12 Hefte; dann von Arnim fortgesetzt unter dem veränderten Titel: Trösteinsamkeit. — Aus Görres' Feder stammen: „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen", Nro. 5, 8, 12, 21. — „Die Sonettenschlacht bei Eichstädt" (vgl. auch Jenaer Literaturzeitung, Juni 1808, Nro. 128—131). — „Des Dichters Krönung. Eine dramatische Idylle", und Anderes.

zu künden, aber manches scharfe Wort auch rief im Feindeslager Aufregung und Schrecken wach.

Hören wir noch, was Eichendorff als Augenzeuge über den Aufenthalt, die Bestrebungen und den Charakter der drei Freunde sagt:

„Sie (Arnim und Brentano) bewohnten im „Faulpelz“, einer ehrbaren, aber obscuren Kneipe am Schloßberg, einen großen luftigen Saal, dessen sechs Fenster mit der Aussicht über Stadt und Land die herrlichsten Wandgemälde, das herüberfunkelnde Zifferblatt des Kirchthurms ihre Stockuhr vorstellte; sonst war wenig von Pracht oder Hausgeräth darin zu bemerken. Beide verhielten sich zu Görres eigentlich wie fahrende Schüler zum Meister, unter einander aber wie ein seltsames Ehepaar, woran der ruhige mildernste Arnim den Mann, der ewig bewegliche Brentano den weiblichen Part machte. Arnim gehörte zu den seltenen Dichternaturen, die, wie Göthe, ihre poetische Weltansicht jederzeit von der Wirklichkeit zu sondern wissen, und daher besonnen über dem Leben stehen und dieses frei als ein Kunstwerk behandeln. Den lebhafteren Brentano dagegen riß eine übermüthige Phantasie beständig hin, die Poesie in's Leben zu mischen, was dann häufig eine Confusion und Verwicklungen gab, aus welchen Arnim den unruhigen Freund durch Rath und That zu lösen hatte. Auch äußerlich zeigte sich der große Unterschied. Achim v. Arnim war von hohem Wuchs und auffallender männlicher Schönheit.... Während Arnims Wesen etwas wohlthuend Beschwichtigendes hatte, war Brentano durchaus aufregend. Jener erschien im vollsten Sinne des Wortes wie ein Dichter, Brentano dagegen selber wie ein Gedicht, das, nach Art der Volkslieder, oft unbeschreiblich rührend, plötzlich und ohne sichtbaren Uebergang in sein Gegentheil umschlug und sich beständig in überraschenden Sprüngen bewegte. Der Grundton war eigentlich eine tiefe, fast weiche Sentimentalität, die er aber

gründlich verachtete; eine eingeborne Genialität, die er selbst keineswegs respectirte und auch von Anderen nicht respectirt wissen wollte. Und dieser unversöhnliche Kampf mit dem eigenen Dämon war die eigentliche Geschichte seines Lebens und Dichtens und erzeugte in ihm jenen unbändigen Witz, der jede verborgene Narrheit der Welt instinktartig aufspürte und niemals unterlassen konnte, jedem Thoren, der sich weise dünkte, die ihm gebührende Schellenkappe aufzustülpen und sich somit überall ingrimmige Feinde zu erwecken. Klein, gewandt und südlichen Ausdrucks, mit wunderbar schönen, fast geisterhaften Augen, war er wahrhaft zauberisch, wenn er selbst componirte Lieder, oft aus dem Stegreif, zur Guitarre sang. Dieß that er am liebsten in Görres' einsamer Clause, wo die Freunde allabendlich einzusprechen pflegten; und man könnte schwerlich einen ergötzlicheren Gegensatz der damals florirenden ästhetischen Thee's ersinnen, als diese Abendunterhaltungen, häufig ohne Licht und brauchbare Stühle, bis tief in die Nacht hinein, wie da die Drei alles Große und Bedeutende, das je die Welt bewegt hat, in ihre belebenden Kreise zogen und mitten in dem Wetterleuchten tiefsinniger Gespräche Brentano dann plötzlich mit seinem witzsprühenden Feuerwerk dazwischenfuhr, das dann gewöhnlich in ein schallendes Gelächter zerplatzte.

„Das nächste Resultat dieser Abende war die ‚Einsiedler-Zeitung', welche damals Arnim und Brentano in Heidelberg herausgaben. Das selten gewordene Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik: einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem Portrait es verziert war; andererseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen, Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke, sowie der ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner und Anderer. Die merkwürdige

Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt. Uebrigens standen ihre Verfasser in der That einsiedlerisch genug über dem großen Treiben, und Arnim und Brentano, obgleich sie neben Tieck die einzigen Producenten der Romantik waren, wurden doch von der Schule niemals als vollkommen zünftig anerkannt. Sie strebten vielmehr, die Schule, die schon damals in überkünstlichen Formen üppig zu luxuriren anfing, auf die ursprüngliche Reinheit und Einfachheit des Naturlautes zurückzuweisen. In diesem Sinne sammelten sie selbst auf ihren Fahrten und durch gleichgesinnte Studenten überall die halbverschollenen Lieder für ‚des Knaben Wunderhorn', das, wie einst Herders ‚Stimmen der Völker', durch ganz Deutschland einen erfrischenden Klang gab."

Mit dem ihm eigenen zähen Fleiße hatte Görres auf das Studium der Vorzeit sich verlegt. „Auch das soll der Verfasser des Glossariums wissen," schrieb er am 15. Januar 1807 an seine Schwiegermutter, „welche Progressen wir, ‚Kätz' (so nannte er scherzhaft seine Frau) und ich, im Altteutschen gemacht haben, wie wir Gedichte, bis zum zwölften Jahrhundert hin, bald ohne Anstand lesen können wie neudeutsch, und daß wir daher mit Rath und That ihm an die Hand gehen können, wo es noth thut, zu unterscheiden, so daß man wenigstens darauf fortbauen kann." [1] Das waren die Vorbereitungsstudien zu jener herrlichen Gabe, womit er als Pendant und Ergänzung zu der bereits ein Jahr früher erschienenen Volksliedersammlung seiner beiden Freunde nun seinerseits das deutsche Volk beschenkte. Das prächtige Büchlein, bei dessen Abfassung der junge, noch als Student in Heidelberg wohnende Freiherr Jos. v. Eichendorff unserm Görres fleißig und frisch an die Hand gegangen war, trug den einfachen Titel: „Die

[1] Ges. Briefe I. 482.

teutschen Volksbücher.“ [1] Es sollte den Zeitgenossen ein getreuer Spiegel des alten deutschen Volkslebens sein und ihnen zeigen, daß die Weisheit und der Adel der Dichtkunst auch auf der Gasse und im Felde, in der Werkstätte und hinter dem Pfluge gedeihen könne. Es sollte die Volksliteratur, die fernab von dem Kreise der höheren Literatur und ihrem vornehmen Thun und Treiben unscheinbar und wenig gekannt, ja verachtet und verspottet wie weiland Aschenbrödel dagestanden hatte, mit der feineren Schwester allmählich wieder versöhnen. Und wenn wir zugleich nach dem polemischen Element, dem nächsten Zweck des Büchleins, fragen, so bestand derselbe darin, daß er eben dem poetischen Treiben seiner Zeit mit der derben und doch edlen Gemüthlichkeit der Vorzeit eine feste und gesunde Basis unterlegen wollte, um der flimmernden, weichen Mondscheinpoesie, der lyrischen Wehmuth und der weinenden Sentimentalität so mancher Romantiker einen kräftigen Damm entgegenzustellen. Hochpoetisch und zugleich werthvoll für die Charakteristik seiner Persönlichkeit ist die herrliche Widmung seiner Volksbücher an Clemens Brentano. Er ging durch Waldes Nacht den Bach entlang, es rauschte der Strom so gar gesprächig, aber er verstand die Elementensprache nicht. — Und weiter ging er bis da hinauf, wo die Silberschlange ihre Höhle im dunkeln alten Felsen hatte. — Hier saß ein Mönch, in sich versenkt, und blickte in die klare Welle nieder. Der Bach glitt ruhig hin und wand sich schmeichelnd um seine Füße her. — Es sah der Mönch ihn schweigend an und fragte: „Was ist's, das deine Seele treibt?“ — Er erwiederte: „Das dunkle Wort, das Leben hat und nim-

---

[1] Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres. Heidelberg bei Mohr und Zimmer, 1807.

mer bleibende Gestalt, treibt meine Seele um!“ — „Das Wort ist gut,“ antwortete der Mönch, „aber wo ist dein Streben hingerichtet?“ — Und seine Antwort lautete: „Die Pforten des Aufgangs such' ich immerdar, wo die starken Geschlechter wohnen!“ — Der Mönch stand auf und winkte ernst, ich folgte ihm von ferne nach. Es öffnete der alte Fels sich, wie er angeklopft; wir standen an dem Thor von Erz; vor der Springwurzel wich es prasselnd auseinander. Ein weiter Dom war uns geöffnet, dunkel glimmte Lampenschein, spiegelglatt zog der Krystallboden in die ferne Dämmerung sich hin. „Tritt auf den Spiegel,“ sprach der Mönch, „sind deine Sünden dir vergeben, und ist dein Streben rein, dann wird der Krystall dich tragen, sonst sinkst du unten in die Grabgewölbe nieder.“ — Ich trat zagend auf die Spiegelbahn; es krachte unter meinen Füßen sehr; der Mönch ging neben hin und sah mich forschend an; ich ermannte mich, mein Streben war ja rein; wir schritten hin, der Krystall war nicht gebrochen! Wir kamen tief in des Domes Grund, in die dämmernde Kapelle, wo Friedrich Barbarossa saß.“ —

Wie wahr und richtig Görres damals schon über das Mittelalter dachte, zeigen folgende von Begeisterung getragene Stellen aus dem schönen Büchlein:

„Welch eine wunderseltsame Zeit ist nicht dies Mittelalter; wie glühte nicht in ihm die Erde liebeswarm und lebenstrunken auf; wie waren die Völker nicht kräftige, junge Stämme noch, nichts Welkes, nichts Kränkelndes, Alles saftig, frisch und voll, alle Pulse rege schlagend, alle Quellen rasch aufsprudelnd, Alles bis in die Extreme hin lebendig! Das eben macht diese Zeiten so unendlich interessant und rührend, diese starken Naturen demüthig, fromm und hingegeben dem Heiligen zu sehen: denn es ist kein erfreulicher Anblick, wenn die Ohnmacht und die Schwäche gebeugt in kraftloser Andacht verschwimmen; aber wenn die

Stärke sich selber zwingt, wenn das Colossale den Nacken von Erz und die geharnischten Kniee beugt; wenn die Gewalten, die berufen sind, aufrecht und stolz wie Götter über die Erde hin zu gehen, freiwillig dem Unsichtbaren ohne Heuchelei sich neigen, dann ist's ein freudiger Triumph der Idealität im Menschen und ein schöner Sieg des Göttlichen. — Es brauste in allem Geäder wieder, und die Todtenkälte war gewichen, und der Winterschauer, und des Frostes starre Herbigkeit, und es war ein ahnend Sehnen in dem Gemüthe aller Dinge, und ein freudig sinnend Verlangen in allem Irdischen, als das Mittelalter begann. Ein großer Erdenfrühling war über den Welttheil ausgebreitet....

„Im Süden aber war ein anderer Geist und ein anderes Gesetz gereift; wie ein sengend, wirbelnd, glühend Feuer, wie ein heißer Samiel war der wilde Mahomed aus Arabiens Wüsten hervorgebrochen.... Die Religion, höher und werther ihnen als alles Irdische, flehte um Hülfe und um Rettung ihrer Heiligthümer. Plötzlich fuhren Alle, wie von einem Strahl getroffen, auf, es galt das Höchste, was den Menschen in enthusiastische Bewegung setzen mag, und was irgend nur der Begeisterung fähig war, nahm Theil an dem großen Zuge um den Glauben und um Rache an seinen Verfolgern; und es wälzten sich Heere zahllos und muthig, alle Lanzen im electrischen Lichte des Enthusiasmus flammend, nach dem heiligen Lande hin. Und es begann der ungeheuere Kampf des eisernen nordischen Ritterthums mit den Löwenschaaren, die Asien und Afrika ihm entgegen gesendet hatte: es faßten sich die Kämpfenden mit Kraft, es galt, ob Erzes Macht, ob Feuers Gewalt das Stärkere sei; die ganze alte Welt war des Kampfes Zeuge, und viele aufeinander folgende Generationen sahen sein Ende nicht. So war die Geschichte zu einem großen religiösen Epos geworden, zu dem jede Nation ihren Gesang geliefert; der ganze Westen aber hatte zu einem großen Dome sich gewölbt,

und nach Osten hin, am Hochaltare, da brannte, umgeben von ernster Stille und verschwiegener Dunkelheit, in mystisch wunderbarem Lichte das heilige Grab, und geöffnet war über der wundervollen Stätte die hohe Kuppel, und ein Strahl der göttlichen Glorie fiel auf den geweihten Stein herab, und aus ihm hervor quoll dann der Segen der Gnade über die frommen Pilger nieder, die um das Heiligthum sich drängten, und wer den heiligen Gral erblickt, der veraltete nimmermehr, und kein Bedürfniß mochte ihn drängen, und des Todes Stachel stumpfte ab an ihm: im Chore aber erhob sich der Vatikan, und da saß auf hohem Sitz der Oberpriester und lenkte den Dienst und herrschte über die Andacht der Gemeinde; und die Ritter kamen und legten ihre Trophäen zu den Füßen des Altars nieder. So war's ein Jauchzen und ein Jubel und ein freudig Singen diese Zeit; die Pilger zogen in allen Ländern um, und sangen in Chören von den Thaten der Kreuzfahrer, und von der Wildheit der Ungläubigen, und von den Wundern des Landes, und Alles horchte den Gesängen und den begeisterten Reden der Prediger, und fühlte sich auch erhoben, und wollte auch schauen das Wunderland und die gebenedeite Erde: das andere Geschlecht aber, das nicht mitwallen konnte auf die weite Fahrt, faßte die Reden und die Lieder um so tiefer im verschlossenen Busen auf, und sie wurden der innerste schlagende Puls des Lebens, und erblühten in dem warmen Reviere schöner noch, wie jene Doppelblumen, die aus Blumenkelchen in die Höhe steigen; denn es war die Liebe, die sie trieb und pflegte. So trieben und drängten sich alle Kräfte zur Entwicklung vor, an der Liebe hatte die Andacht sich gezündet, an Dieser loderte Jene wieder höher auf; rückwärts wie eine Vergangenheit stand den Kämpfenden die Liebe im fernen Vaterlande, und ein inbrünstig Sehnen rief sie dahin zurück, vorwärts aber schwebte mit Zukunft und Ewigkeit die Religion, und die Palme

winkte und die Myrte, und die Liebe winkte der Palme zu, und es riß fort mit Zaubers Gewalt. Und die Quellen der Poesie, die im Orient sprangen, und jene, die im Occident und im Norden entquollen waren, hatten sich gemischt, und der Orientalism war tief eingedrungen in die nordische Cultur; der Blüthenstaub der südlichen Poesie ward hinübergeweht in die westliche Welt, und es sprangen seltsame Mischlinge hervor, und es wanderten die Blumen von Süden hinauf, wie früher die Völker von Norden hinuntergewandert waren. Ein üppig Quellen und ein rasches Streben riß daher Alles in dem frohen Rausche hin, das ganze Gemüth war aufgeregt und glühte und schimmerte, und die Kunst war in's Herz des Lebens aufgegangen; und wenn die Sänger von Liebe und von Thaten sangen, und wenn die Ritter von innerer Herzensunruh und Thatendrang getrieben auf Abentheuer zogen, und wenn die Prachtdramen, die Tourniere, sie zum gemeinsamen Wetteifer versammelten, überall war's die innere Begeisterung, die übertrat, und die Lebensgluth, die aus allen Pulsen sich ergoß. Ein schöner, langer Mai war über Europa angebrochen, die Auen grünten jung und saftig, der bunte Farbenteppich war darüber hingelegt, und die Nachtigallen schlugen, und die Wohlgerüche zogen mit den Tönen, und in allen Gemüthern war ein tiefes Sehnen nach fremdem Land erwacht, und ein kräftig Streben hatten sie aus blauem Aether eingesogen, und gestählt in der Gluth federten die Kräfte, und es trieb der freudige Jugendmuth. Alle europäischen Nationen aber nahmen Theil an diesem Lebensfeste, Alle vereinigte ein einig Band, der gleiche Trieb begeisterte ein jeglich Volk, und es war nur eine Erde und zwei Geschlechter auf dieser Erde. —

„Die Stiftung, deren Zinsen noch die gegenwärtige Generation zieht, ward im christlichen Mittelalter gegründet: *wer es verläugnet, verläugnet seine eigene Ehre*; wer

es herabsetzt gegen die alte classische Zeit in Griechenland, den würden die Griechen selbst für einen Heloten halten, der sich mit seines Herrn Sitte nach gemeiner Sclavenweise bläht. Allerdings war es eine herrliche Zeit, die griechische, gerade deßwegen, weil sie Alles hatte, was uns hingeschwunden ist: Lebensmark und Trotz und freie Besonnenheit im raschen Thun und Treiben . . . Das Mittelalter hat kein rein classisches Werk hervorgebracht, aber es hat die alten Schulschranken durchbrochen und eine höhere Classicität begründet, an der alle Zeiten zu bauen haben. Lassen wir darum jeder Zeit ihr Recht, die Zukunft wird uns auch das Unserige lassen; jede spröde Herabwürdigung, jede einseitige Aufgeblasenheit ist verderblich in sich selbst und muß am eigenen Selbstmorde sterben. Es würde kläglich sein, wenn je die Achtung und die Liebe für griechischen Kunstsinn unter uns ausstürbe, besonders jetzt (1807), wo beide Nationen sich wenigstens im Unglück gleich geworden sind: aber wenn wir selbst unsere Eigenthümlichkeit nicht geltend zu machen verstehen, dann lasset uns vor Allem doch nicht so leichtsinnig das Andenken an die hingeben, die recht gut die ihrige zu vertheidigen wußten. Wenn es gelingt, einen Theil des Geistes, der in ihren Werken lebt, in uns einzusaugen; wenn wir unsere Frivolität umtauschen gegen den gediegenen Sinn, in dem sie handelten . . . . dann mag Alles sich noch zum Besten wenden. Im Vertrauen auf uns selbst sollen wir unsere Eigenthümlichkeiten ausarbeiten, nicht wie dummes Blei in fremde Formen uns umgießen lassen [1].

Das hübsche, kecke Büchlein machte in den erstaunten Kreisen der damaligen literarischen Chorführer viel Aufsehen, gewann aber manchen guten Freund und bahnte zuerst den Weg schließlicher Versöhnung zwischen der höheren und der

[1] „Die teutschen Volksbücher“. S. 272. 276. 278 ff.

Literatur des Volkes, die einander so fremd gewesen, obgleich doch beide aus einem Stamm hervorgegangen waren. „Der ruhige, stille Beifall,“ schreibt der Verfasser in einer Anzeige seines Buches in den Heidelberger Jahrbüchern [1], „den es, wo seine Sprache vernommen worden, bei allen sinnvollen, unbefangenen Menschen gefunden, die in und außer der Literatur den einzigen achtbaren Theil der Nation ausmachen, während ihre Hefe in der lauten, geschwätzigen Masse gährt, die aus der Tiefe heraus ihre Blasen wirft und die Mofetta ausschäumt, in der alles Leben ersticken muß, dieser Beifall hat den Verfasser jener Schrift erfreut und beruhigt über den Zweck, den er sich vorgesetzt.“

Görres' Leben in Heidelberg war ein vielgeschäftiges. Neben seinen Studien für seine Vorlesungen und seinen mittelalterlichen Schriften und Beiträgen für die „Einsiedler-Zeitung“ schrieb er auf directe freundliche Einladung hin auch eine ganze Reihe von kleineren und größeren Aufsätzen für die verschiedensten Zeitungen, unter denen die schöne Abhandlung über Religion in der Geschichte [2] namentlich hervorzuheben ist.

Daß er auch mit mittelalterlicher Kunst sich beschäftigte, beweist folgende Notiz aus einem Briefe an seine Schwiegermutter: „Wenn Brentano zurückkommt, dann empfehle ich euch eine Sache, daß ihr nämlich auf keine Weise ihm sagt, wo die Madonna ist, die ich kaufen will. Den Namen des Ortes hat er mir abgefragt, die Person weiß er aber nicht. Er hat mir zwar versprochen, das Bild nicht zu kaufen, indessen ist er schrecklich auf den Bilderhandel versessen, und in dergleichen Fällen weiß er ganz gemach die Leute auf die Seite zu schieben, daß sie das leere Nachsehen haben.“

---

[1] I. Jahrgang, 1808, V. Band.

[2] In Creuzers „Studien“. 1807. Nro. 2. 313—480.

Indessen litt durch derlei „geschäftliche Differenzen“ die innere Herzensfreundschaft Beider unter einander nicht im Geringsten. Schon im Anfange seines Heidelberger Aufenthaltes hatte er also über Brentano nach Koblenz geschrieben: „Seit etwa fünf Tagen ist Brentano zurückgekommen, er ist sehr traurig, wohnt und schläft aber wieder in seinem Hause. Er weiß selber nicht, wozu er sich entschließen soll. Reisen steht ihm nicht an, und hier weint er oft (seine erste Frau war nämlich kurz vorher plötzlich gestorben), wenn er in den Papieren kramt, oder sonst Dinge sieht, die die Erinnerung in ihm aufregen. Dabei ist er wieder schlagend witzig und oft heiter. Alle Leute sind übrigens mehr oder weniger gegen ihn gespannt, nach und nach haben sie uns ihr Gravamina anvertraut, und da ist denn immer — der Doctor mag's erklären — Hypersthenie auf der einen und Asthenie a u f d e r a n d e r n S e i t e. Ihm ist das keineswegs gleichgiltig, und er thut Alles, um sich gegen uns zu rechtfertigen, wo er dann freilich von seinem Standpunkte immer Recht behält. Für uns ist übrigens hier Brentano unschätzbar, er hat eine herrliche Büchersammlung, sehr schöne eigene Arbeiten hat er uns mitgetheilt, und seine eigene Person selbst ist interessanter als das beste Buch.“

Bei der Nachricht, daß Brentano von Heidelberg nach Frankfurt ziehen wolle, schrieb er: „Es ist uns lieb, daß wir den Sommer vor uns haben, sonst würden wir seine Abreise noch schmerzlicher empfinden.“ [1]

Die wackeren Bestrebungen der drei jungen genialen Freunde im romantischen Heidelberg waren von den Gegnern keineswegs unbeachtet geblieben. Bereits schon in Heidelberg brach das Gekläffe der „liberalen“ Meute gegen die Romantiker und ihre Bestrebungen los. Da man ganz richtig voraussah, daß das Grundprincip der romantischen

---

[1] Ges. Briefe I. 479. 485. 495.

Schule zum Katholicismus hinsteuere, und die Verehrer und Bewunderer der mittelalterlichen Geschichte und Poesie folgerecht wieder zur katholischen Kirche gelangten, so verband sich eben Alles, was gegen den Katholicismus Haß im Herzen trug, Atheisten, Pantheisten, Rationalisten, und wie sie alle heißen mögen, zum wüthenden Kampfe gegen die Romantiker. Der Dux und Popanz ihres Heeres war der bäuerische Heidelberger Hofrath Voß, der Kartoffel- und Dreschflegelpoet geschwundenen Andenkens, dem jeder „liberale“ Literaturhistoriker eben darum auch ein saftiges Lorbeerkränzlein zusammenflicht. Wie der eingebildete Alte an Friedrich Stolberg handelte, dessen Wohlthaten und Vertrauen er zunächst genossen, um dann in seinem niederträchtigen Pamphlete über Stolbergs Conversion erstere mit den niedrigsten Verleumdungen zu vergelten, letzteres aber schmählich zu mißbrauchen, so ähnlich that er auch mit Görres und dessen Freunde. „Der alte Voß,“ schrieb Görres anfangs, „hat uns ganz lieb gewonnen, ich helfe ihm Haus und Garten einrichten, die er sich bauen will.“ Nicht gar lange nachher aber hatte sich das Blatt gewendet, und nun hieß es also: „Voß ist nun übrigens vollends toll geworden, er hat jetzt den Vogel Greif (die größte Kanone Ehrenbreitsteins), der seit sechs Jahren geladen war, im Morgenblatt (von Cotta) gegen die Romantiker losgeschossen, und Jeder männiglich hat geglaubt, nun werde die Welt ihren jüngsten Tag sehen. Indessen ist doch Alles fest stehen geblieben. Arnim, der von Zeit zu Zeit Voß besucht und immer eine Hand voll Federn mitbringt, hat denn neulich auch vernommen, daß er die Schriftproben auf sich bezieht und nun meint, der tolle Epilog und die Tintenfische und die Tarantel und Alles wäre auf ihn gesagt[1]. So

---

[1] „Schriftproben von Peter Hammer“, 1808. Eine kleine Flugschrift in „zwei Büchern“ mit 24 Seiten, worin unter andern

schleppt der Mann unglückselige Tage, und Homer ist wie ein böser Teufel in ihn gefahren. Die Lobsprüche (auf Graf Löbens Roman) im Morgenblatt haben nicht viel zu bedeuten, jeder Lebkuchenbäcker macht Einem für zwei Kreuzer ein süßes Maul. Mir brauen die Herren anderes Gebräu: Gespülicht und Bitterlichkeiten, aber ohne Erfolg, weil ich bei Trögen nie zu Tische zu gehen pflege. Sie scheinen nun dahinter gekommen zu sein, wer ihnen das Weihnachtsgeschenk verehrt, und nun glauben sie ihre Erkenntlichkeit bezeugen zu müssen. Die Vossische Clique hat übrigens die Redaction ihrer Süßigkeiten übernommen, und die Leute, da sie mir nicht durch den Lederkoller schneiden, schaffen mir immer unermüdet Materialien zum Lachen über ihr Ungeschick herbei. ‚Der Einsiedler' hat ihnen den Faust schon aufgemalt; sie können noch mehr bekommen, wenn es ihnen danach gelüstet, hauptsächlich aber soll er sie durch Neid verzehren. Die literarischen Balgereien dauern fort. Im Morgenblatt könnt ihr immer lesen, was die Herren in ihrer Sudelküche kochen." [1]

Nicht lange vor Görres' und seiner Freunde Ankunft in Heidelberg war auch Voß von der Regierung dorthin berufen worden, um an der Universität die classischen Sprachen zu lehren; er aber hatte, um Görres' treffenden Ausdruck zu gebrauchen, gemeint, es sei, um den Hexameter

---

auch folgende Kapitelüberschriften sich finden: „Tintenfische", „Tarantultanz", „Tollgewordener Epilogus". Charakteristisch für das Ganze ist folgende Stelle: „Welche aber die Unausstehlichsten sind? Das sind die dummen Propheten und Jene, die uns immerfort vorgackern von Politik und politischen Sachen; das Geschmeiß aber, das nistet im Verderben der Zeit und von seinen Sünden sich mästet, jenes schachernde Volk, das die Ehre der Nation auf dem literarischen Tröbelmarkte vergaunert und Alles mit seinem Unrath befleckt, das sei in den Abgrund der Hölle verwünscht!"

[1] Ges. Briefe I. 477, 500 f., 505 f.

einzuführen und seine enge Schulpedanterie am Rheine auszubreiten.

„Aber," so erzählt Görres in dem Nachruf an Arnim, „das Wesen wollte dort, wo die Brust schon in tiefern Zügen athmet, gar nicht gedeihen; das hatte seine leicht reizbare Eitelkeit verletzt, und seine Hausschmarotzer hatten den Zorn des sich über die Gebühr Ereifernden vollends angeblasen. Als Arnim die Zeitung mit dem freien Dichtergarten eröffnete, in dem er ohne irgend eine Beziehung auf ihn oder irgend eine andere Persönlichkeit, bloß nach seiner Weise die Befreiung der freigebornen Kunst von der Hörigkeit, in der die erstarrte Regel sie zurückzuhalten sich bemühte, angekündet, da beredeten sie ihn, oder er beredete auch sich selbst, er sei der kranke König, dem sie mit den wilden Rossen das eiserne Gitterthor vor dem Garten weggefahren, und bildete sich ein, es sei darauf abgesehen, seine in Taxus geschnittenen Zwerge, Pfauen und Truthähne zu zerstören und die holländischen Tulpenbeete und Erbsenfelder zu zertreten. Cl. Brentano und ich hatten gemeinsam in der Anwandlung muthwilliger Laune den Uhrmacher Bogs geschrieben, eher uns gegenseitig als sonst Jemand anders ironirend; der Uhrmacher war nach seiner Einbildung wieder er selber, sogar vorn im Bilde glaubte er sich zu erkennen. In den Schriftproben von Peter Hammer hatte ich, mit keinem Gedanken an ihn denkend, meinem Zorn über die damalige politische Niederträchtigkeit der Zeit Luft gemacht, und der Sarkasmus gab sich nur wenig Mühe, zu verbergen, was er im Auge habe; er aber deutete auch hier wieder Alles auf's Künstlichste auf sich und sein Treiben; sogar der Mark. Junius Brutus im zizzernen Nachtwamms des tollgewordenen Epilogus war kein Anderer als er selber, und wer konnte der Schulmeister sein, der mit der Brille ausgegangen, um Schweine zu kaufen, und nur Ferklein nach Hause brachte, weil die Brille zu

stark vergrößerte, wer konnte es anders sein als eben J. H. Voß? Er hatte neben seinem classischen Pipse auch noch die Jesuitensucht, damals noch ein seltenes Uebel, das aber seither eine europäische Influenza geworden, und beide Uebel hatten bei ihm den Charakter intrabiliärer Reizung. In der Kürze war die fixe Idee, die in ihrer Komplikation als Krankheitsstoff beiden Uebeln unterlag, wie vor Luther in der neuen Zeit nichts als Finsterniß, Aberwitz und Pfaffentrug gewesen, so in der älteren vor dem Homer nichts als Dunkel, Barbarei, Aberglauben.

Wir Alle hatten nicht die mindeste Lust, in diese Narrheit einzugehen, und die weite, runde Erde uns also mit Brettern verschlagen zu lassen; unsere Wege zogen sich ohne Hege frei über die Berge und über die Auen überall hin, wo die Sonne leuchtete. In meinen Vorlesungen, die die Mythengeschichte vorbereiteten, führte ich die Zuhörer peripatetisch auf diesen Straßen; auch Creuzer hatte der Tyrannei abgesagt und legte den Grund zu seiner Symbolik. Es stellte sich bald heraus, daß unter den Verbundenen zwei katholisch seien und der dritte und vierte hatten beim zweiten in katholischer Taufe Gevatter gestanden.

Was war sicherer, Emissäre hatten sich eingenistet, Römlinge gegen Vater Homer, Vater Luther und Vater Voß ausgesendet. Es forderte damals Sagacität, herauszuriechen, was jetzt das ganze protestantische Deutschland leicht mit Händen greift; man wollte das Licht nicht unter dem Scheffel halten, und so ging das Halloh los, dessen sich zwar seither einige Wenige der zunächst Betheiligten auf der Seite gegenüber gelind geschämt, das aber den Meisten noch immer als eine Probe des alten deutschen kräftigen Schlachtgesanges gilt. Als wir längst von Heidelberg schon weggewesen, hat das erboste Geschrei in Klingklingelalmanachen und allen Versmaßen uns nachgetönt, ja in der Antisymbolik ist so viele Jahre später das Gift noch aus dem Grabe aufge-

schäumt, ganz ungleich dem heilenden Oele, das in Eichstädt noch jetzt im Sarge der Schwester des Apostels der Deutschen [1] quillt. Arnim hatte die Sache ganz in seiner freien, unbefangenen, edelwohlwollenden Weise genommen und ging noch lange ab und zu im Hause des Alten, als wir es längst schon gemieden; er schien zu denken, wir Andern hätten es ihm angethan. Und in der That, wenn Voß frei von seinen Paroxysmen, im Schlafrocke an seinem Tische saß, die Dose zwischen dem Daumen und Zeigefinger drehend und von seiner Korrespondenz mit Jakobi und andern Zeitgenossen von der großen Hundemassacre, die der Herzog seinetwegen in Eutin angerichtet, oder auch über Kunst und gelehrte Gegenstände redete, dann erschien er, wie ihn Gott gemacht, ein ernster, anständiger, wohlunterrichteter, nicht eben geistreicher, aber gutmüthiger Mann, ein anständiger Philister im besten Sinne des Wortes: man konnte ihm gut zuhören, und ich hätte eben so leicht wie der Freund mich mit ihm auf Lebenszeit vertragen, hätte er sich nur mit mir vertragen wollen. Aber wenn der Unfall kam, dann zog mit dem bösen Feinde auch die Tücke ein, und es war dann nicht schön mit ihm zu leben.

Erst als Arnim sich davon überzeugen mußte, brach auch er mit ihm. Wir, bei der großen Ueberlegenheit, die auf unserer Seite war, behandelten übrigens die Sache mehr als eine Ergötzlichkeit, und gewannen so dem Erbosten zweifach allen Vortheil ab. Es konnte uns nicht sehr verführen, an einem schon alternden, sonst verdienten Manne zu „Rittern uns zu schlagen, das Gesindel rund umher war höchstens der Peitsche werth, und so geschah nur das Nöthigste."

Görres aber wurde bald des Haderns und des Streitens müde; es verbitterte ihm den sonst so angenehmen Aufenthalt in Heidelberg, zumal auch wenigstens in nächster Zukunft

[1] Es ist die hl. Aebtissin Walpurgis gemeint, übrigens die Schwester der hl. Willibald und Wunebald und Blutsverwandte des hl. Bonifacius.

von der Universität für ihn nichts zu hoffen stand, da durch eine neue, recht ungeschickte Organisation des badischen Ländchens nicht nur die Spitzbuben, sondern auch Bischof und Universität dem Polizeiminister unterthänig wurden. Auch die romantisch-patriotischen Bestrebungen im Verein mit seinen Freunden konnten ihn nicht länger fesseln; „denn bald," so schreibt er selber, „hatten wir gelernt, daß es unfruchtbare Mühe sei, Blumen zu pflanzen, ehe der Frühling kommt, daß der starre Winter in den Gemüthern auch eine Art von Recht besitze, und daß man dem, der nichts sein will, seine Liebhaberei und seine Lüste nicht verleiden könne. Ich hatte am ersten der Sache satt bekommen und war nach zweijährigem Aufenthalt in die Heimath zurückgegangen: es schien mir, Alles wohl erwogen, immer noch leidlicher, unter dem Scepter der schwarzen Mächte zu leben, die, wenn ich nichts von ihnen begehrte, auch nichts in den Weg mir legten, als unter schwarz und weiß gescheckten Lakaien, die ihre Absichten auf die Municifenz dessen verfolgten, der ihnen Alles genommen, und dazu nur Solche brauchen konnten, die in ihre Livreen paßten."

IX.

Rückkehr nach Koblenz. — Der „Herakles in der Wissenschaft". — Altdeutsche Forschungen.

In der letzten Zeit des Heidelberger Aufenthaltes stand Görres behufs Uebernahme einer Professur mit Landshut in Unterhandlungen, von wo ihm, wie er an seine Schwiegermutter schreibt, „feurige Briefe" kamen, und wohin kurz zuvor auch Savigny im Geleite von Brentano gezogen war, der nun den Freund gleichfalls zur Uebersiedelung nach der bayerischen Universitätsstadt drängte. Allein nach dem Plane der Vorsehung sollte Bayern ihm erst später die neue Heimath und einen neuen Wirkungskreis eröffnen. Und da

er nicht wußte, „wie breit die Basis ist, auf der Alles ruht“, so zerschlugen sich die Verhandlungen, und er kehrte im October 1808 nach zweijährigem Aufenthalte in Heidelberg mit seiner Familie an den Rhein in seine Vaterstadt Koblenz zurück. In Heidelberg hatte man allgemein geglaubt, er werde dort bleiben, und sah ihn nun mit großer Bedauerniß scheiden. Namentlich sind es Arnim und Creuzer, die in ihren Briefen diesem Bedauern häufig Ausdruck verleihen und den alten Freund immer wieder zur Rückkehr einladen.

Görres übernahm wieder die ihm vorbehaltene Lehrerstelle an der Koblenzer Secundärschule und widmete sich dann in den nächsten vier Jahren ganz der Wissenschaft. Er bedauerte nur, daß die Zeit so schnell verrinne, und man nur e i n Leben habe. „Ich habe oft gewünscht,“ schreibt er an Windischmann[1], „daß wie der Saturn seine sieben Trabanten hat, so das Leben gleichfalls sein halbes Dutzend Nebenleben haben möge, worin man Alles abthun könnte, was als Nebensache nicht zur Hauptsache gehört. Jetzt muß man mit all Solchem, was man nicht gerne ungethan läßt, die Kräfte aufzehren, die dem Hauptstamme zugewendet bleiben sollten, dann aber könnte man Sanskrit treiben in der einen Kammer, Persisch in der anderen, Mathematik in der dritten, Physik, Chemie, Poesie, Geschichte, jedes im eigenen Behälter, und man hätte den Kern noch unangetastet fürs Beste. Indeß ist's so nicht in der Welt, darum schleicht Alles auf dem Bauche, und die Erde gleicht einem innerlich gährenden brausenden Fasse, immerfort um sich und die Sonne gewälzt; noch ist der Wein oder vielleicht das künstlich gebraute Bier sehr fade, in späterer Zeit wirds vielleicht besser, oder schlechter, wie's kömmt; wenn auf der Sonne die Trauben blühen, dann besonders ist in Revolutionen der Teufel los.“

---

[1] Ges. Briefe II. 383.

Aber trotz des einen Lebens hat Görres mit der Titanenkraft seines Geistes nicht nur jenen Zweigen, sondern auch dem „Hauptstamme“ der Wissenschaft mit größtem Erfolge sich zugewendet. Und Windischmann hat wohl Recht, wenn er Görres einen „Herakles in der Wissenschaft“ nennt. Bereits 1810 erschien die „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ [1], ein auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorragendes und epochemachendes Werk, das von der literarischen Welt mit Freuden begrüßt wurde, und namentlich auf Schelling und Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie der alten Völker von bedeutendem Einflusse war [2]. Creuzer läßt sich in einem Briefe an Görres über das Buch also aus: „Wie ich im Allgemeinen darüber denke, kann ich eher meinen Studenten sagen, als Ihnen selbst. Jenen lese ich jetzt eben wieder die Mythologie. Bei dieser Gelegenheit hab' ich's denn wieder zur Hand genommen — und nun ist's auch bis auf den letzten Buchstaben von mir gelesen, studiert und excerpirt, und je mehr ich so auf das Buch zurückblicke, desto mehr thue ich mir auf die Ehre zu gut, daß mein Name davorsteht. Es ist viel Sonne in dem Buch, viel Würze und Aroma des Morgenlandes, und das ist die Hauptsache bei einem Buch, das sich vorgenommen hat, den Mythus, jenes Licht aus Morgenland, in die europäische Westwelt strahlend hinüberzutragen.... Diese (Extract-) Blätter sind meine Meilenzeiger für die ekliptische Bahn Ihrer Siebenmeilenstiefel. Dergleichen thut nöthig bei solchen gewaltigen Volanten, wie Sie einer sind. Aber

---

[1] 2 Bde. Heidelberg bei Mohr und Zimmer, 1810; mit der Dedication: „Herrn Professor Creuzer und meinen ehemaligen Zuhörern in Heidelberg zugeeignet.“

[2] Seine Aufgabe besteht nach des Verfassers Worten darin, die ersten Blätter in dem großen Buche der Weltgeschichte, die steinernen Tafeln, von Gottes Finger selber beschrieben, aller Zeiten ewiges Räthsel, zu deuten.

flüchtige Leute wie Sie habe ich doch gern, in Ihrem Garten wachsen Früchte mit flüchtigem Oele geschwängert. Ihr Buch ist eine Ananas, das jeden Beschauer gleich morgenländisch anspricht mit seinem stolzen, frischen, wehenden Kronenbusch, und inwendig gekostet, ja recht durchgenossen, einen recht orientalischen Nachgeschmack hinterläßt, eine Sehnsucht nach der alten Mitte und nach der ersten Quelle alles Guten und Göttlichen, das sich je unter den Menschenkindern offenbart hat."[1] Die Mythengeschichte, jetzt freilich durch neuere Forschungen auf jenem Gebiete überholt, hat eine tiefere Auffassung der Völkersagen angebahnt und so zugleich der Religionsphilosophie ein ganz neues Gepräge gegeben, und Professor Sepp hat sehr Recht, wenn er jenem Werke das Verdienst zuschreibt, in einer Art von prophetischem Tone das ursprüngliche Verhältniß von Ideengeschichte und Völkerverzweigung verkündigt zu haben, dessen Betrachtung dann in die neuere Religionsphilosophie einging, und dessen sorgfältige Entwickelung in Zukunft die Aufgabe der allgemeinen Ethnographie, wie auch in anderem Bezuge der Kunst und Bildungsgeschichte sein wird. Das Werk darf um so mehr Anerkennung, ja Bewunderung beanspruchen, wenn man bedenkt, wie Görres nicht nur ohne tüchtige Vorarbeiter zu finden, sondern auch fern von großen Bibliotheken nur mit beschränkten literarischen Hülfsmitteln arbeiten konnte, aber freilich in seiner genialen Combinationsgabe und seinem feinen historischen Tacte, der ihn gar selten betrog, eine gehörige Compensation fand.

Am 14. April 1811 schrieb Achim von Arnim von Berlin aus folgendermaßen an Görres: „Er (Böckh) erzählte mir, daß Du orientalische Sprachen, insbesondere Persisch zu lernen begonnen, und da erfüllte es mich mit rechter Bewunderung, wie Du so einsam in einem unge-

[1] Ges. Briefe II. 145, 155.

lehrten Städtlein ohne Bibliothek so Vielerlei begonnen, was tausend Andere mit großen Hülfsmitteln unterlassen haben. Hast Du denn gar keine Lust oder Gelegenheit, Dich auf hiesiger Universität zu versuchen? Da Fichte, der an ein- und einen halben Gedanken die ganze Welt verloren gibt, und Schleiermacher in dialektischen Mitteln ersäuft, so wärest Du durchaus geschickt, Dir bei den mancherlei lebendigen Bemühungen, worin Deine Philosophie eingetreten, eine Schule zu bilden, und die hiesige Universität läßt sich recht gut an. Wenn Du ein halbes Jahr hier versuchen wolltest, was freilich für Dich und die Deinen, ich gestehe es, eine harte Zeit wäre, ich könnte Dir freie Wohnung, sei es bei mir oder bei Savigny oder bei Clemens (Brentano) zusichern... Wir essen zusammen, sowie ich oft bei Dir gegessen habe, als ich nicht viel hatte."

Aber Görres war zu wenig von der unter dem Gelehrtenvolk grassirenden Kathedersucht inficirt, als daß er der Bitte seines Freundes Folge geleistet hätte. So wies er später sogar directe Anträge zu Berufungen nach Lüttich, Heidelberg, Jena und Stuttgart einfach zurück, da ihm ein stilles, ruhiges Streben und Wirken in seiner lieben Heimath weit mehr zusagte, als mitten unter einer zänkischen Professorenwelt mit wenig Aussicht auf Erfolg einem ebenso verantwortungsvollen als dornenreichen Wirkungskreise sich zu widmen.

Wie eben schon angedeutet, hatte Görres sich dem Studium der persischen Sprache gewidmet, und zwar mit all der Energie und Stärke seines Geistes, mit dem weitausschauenden hellen Blick und der combinirenden Kraft seines Verstandes, wie sie nur ihm eigen waren. Die nächste Veranlassung zu diesem Studium waren seine Arbeiten für die Mythengeschichte, durch welche er auf das dem germanischen Stamme vielfach verwandte Volk der Perser und ihre Sprache und Poesie besonders aufmerksam geworden war.

Zugleich war es aber ein klares Zeichen des mächtigen Zuges seines hohen Geistes nach Universalität, der eben alles Wissenswerthe seinem Scepter unterthänig machen wollte, ein klares Zeichen seines großartig angelegten Charakters, der frei von aller kleinstädtischen Engherzigkeit und widerlichem Kirchthurms-Patriotismus nicht bloß die Blumen liebt und kennen will, die im eigenen Gärtchen wachsen, sondern im Gegensatz zu jener das allgemein und überall Schöne und Wahre verkümmernden Ausschließlichkeit kleinlicher Geister auch über das Gitter des eigenen Gartens hinaus in fremdem Gehege duftige Blüthen und Früchte am Baume der Menschheit zu finden wußte, und so den berechtigten Nationalismus mit dem richtigen Kosmopolitismus harmonisch zu einen verstand.

Bald waren die nicht geringen Schwierigkeiten der persischen Sprache beseitigt, und in dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren war er nicht nur derselben vollkommen mächtig, sondern hatte auch das berühmte Epos des Firdusi, das „Heldenbuch von Iran" oder „Schah-Nameh" genannt, im Originale gelesen und studiert. Fast jeder Brief aus dieser Periode zeigt uns den hellen Enthusiasmus seiner Seele für dieses wundervolle Gedicht, welches, wie er an die Gebrüder Grimm schreibt, für die alte Geschichte unschätzbar ist, für die Poesie aber in seiner Art nicht seines Gleichen in der europäischen Kunstgeschichte hat. Die Bewegungslinien, in denen es fortschreitet, winden sich rund und schön geschlungen durch das ganze Werk hin ohne Härte und Eckiges; das Gedicht ist ganz wie das Leben selbst ein ruhiges Athmen, und mit einer Poesie, so örtlich, wie die des Nordens; nicht so rasch kräftig, aber milder, goldner, lächelnder und menschlich wärmer; ein gar köstliches Buch, hell, klar, bilderreich wie die Wiesen von Mazenderan, aber ohne allen widerwärtigen Schwulst in schönem Ebenmaß, ohne Langweiligkeit und Gedehntheit nur

gerade in der nothwendigen epischen Breite, die Handlung immer rasch voranschreitend und Schlag auf Schlag sich umgestaltend, unterhaltend daher wie die Tausend Nächte. Wir werden weiter unten bei Meldung der Herausgabe des Gedichts durch Görres (1820) darauf zurückkommen.

„Kein engeres, neidischeres, kleingeistigeres Volk gibt's doch als das teutsche Gelehrtenvolk; schon unter dem stürzenden Berge, der sie alle begraben und zermalmen wird, zanken sie noch und gönnt keiner dem andern den Bissen im Munde. Gott kann unmöglich an solcher Nichtswürdigkeit Freude haben, darum ist auch kein Mitleiden in der Welt, kein Erbarmen mit ihnen."

Diese Worte unseres Görres wollen uns um so wahrer und treffender bedünken, als gerade in unseren Tagen die kleinlichen Kabalen, die jämmerliche Misère, der aufgeblasene Wissensdünkel der „liberalen" Professorenwelt, vermischt mit Anspruch auf selbsteigene Unfehlbarkeit und erbärmlicher Servilität gegenüber der herrschenden Gewalt und Tagesmajorität, so recht hinter den Coulissen weg völlig entlarvt an die helle Oeffentlichkeit hinausgetreten sind. Freilich, jetzt wie damals gibt und gab es unter dem „teutschen Gelehrtenvolk" auch edle, ehrenwerthe Männer. Aber wie heutzutage jedes Glied in der langen Kette des gelehrten „Liberalismus", von den gelehrten Rabbinen des großen „Weltblattes" bis herab zu den „Redacteuren" der kleinsten Sudelblättchen, von den unfehlbaren Staatsprofessoren bis herab zum „liberal" sich nennenden Dorfschulmeisterlein, der da weiß, daß Alexander von Humboldt den „Kosmos" geschrieben, „worinnen er unwiderlegbar nachweiset, daß Religion und Bibel purster Unsinn ist" — wie alle diese unsern „Herakles in der Wissenschaft" sammt dessen Bestrebungen durchaus perhorresciren würden, wenn er jetzt noch lebte, so mußten auch damals seine Antipoden auf dem Gebiete der religiösen und moralischen Grundanschauungen

ihm fremd oder feindlich gegenüberstehen, die rationalistische Vossische Clique nicht minder als die moralspottenden, genialen Weimarianer. Die Besten und Edelsten aber aus den Vertretern der Wissenschaft, und mochten sie auch verschiedenen religiösen Bekenntnisses sein, haben mit dem großen Görres in engem freundschaftlichen Verkehre gestanden, sie wünschten sich Glück, von ihm in ihren Bestrebungen Anregung, Rath und Hülfe zu erhalten. Und unter diesen gibt es Manche, die selbst in der „liberalen" Welt hochgefeiert werden. Von den vielen damals bestehenden gelehrten Zeitschriften Deutschlands mochte es kaum eine geben, von deren Redactionen Görres nicht um seine Mitwirkung angegangen wurde. So hatte ihn Chr. v. Aretin um Beiträge für die „Aurora" gebeten, Gehlen für das „Neue allgemeine Journal der Chemie", Dr. Julius und Fr. Perthes für das „Vaterländische Museum", Professor Wilken und Zimmer für die „Heidelberger Jahrbücher", de la Motte Fouqué für die „Musen", Friedrich von Schlegel für das „deutsche Museum" u. s. w., Letzterer mit den Worten: „Freie Geister, wie der Ihrige, sind uns noth, um dem elenden Secten- und Formwesen ein Ende zu machen."

Görres stand fortwährend mit den bedeutendsten Männern der Zeit in lebhaftem brieflichen Verkehr. Und diese Briefe zeigen uns nach Böhmers Aeußerung „lebendiger selbst als seine Bücher", anschaulicher als die beste Biographie, das wissenschaftliche Streben und Wirken unseres Freundes in seiner ganzen Höhe und Tiefe, nach allen Seiten hin. Wie die Periode seiner naturwissenschaftlichen Studien durch den Briefwechsel mit A. Winckelmann, Chr. v. Aretin, Molitor, Gehlen, so werden seine Bestrebungen für morgenländische Poesie und Mythenwelt durch gegenseitigen schriftlichen Austausch der Ideen mit dem Freiherrn v. Dalberg, Bru-

der des Fürstprimas, K. J. H. Windischmann, Wilken, Friedrich von Schlegel und namentlich dem ihm sein ganzes Leben hindurch treu ergebenen Heidelberger Symboliker Fr. Creuzer trefflichst illustrirt. Der dann folgende Briefwechsel mit Jean Paul, Achim v. Arnim, Clemens Brentano, Zimmer, Fr. Perthes, Fr. Creuzer, Maler Runge, Freiherrn v. Laßberg ꝛc., namentlich aber der Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm (in 76 Einzelnummern) liefert bisheran wohl die beste und interessanteste Darstellung der Jugendgeschichte der Germanistik, zu deren Begründern und eifrigsten Förderern Joseph Görres ohne Zweifel zu zählen ist, wenn gleich dies auch eine undankbare Mit- und Nachwelt nicht anerkennen mag. Einer besseren, unparteiischen Zukunft bleibt es auch bezüglich dieses Punktes vorbehalten, gleiches Licht und gleiche Sonne zu vertheilen. — Jene Briefe sind in ihrer Frische und Anschaulichkeit nicht nur für den Freund und Kenner germanistischer Studien, sondern auch für den Laien von außerordentlichem Interesse. „Es macht einen rührend erfreulichen Eindruck,“ schrieb Böhmer bei Uebersendung des Briefwechsels mit den Gebrüdern Grimm an Maria Görres, „zu sehen, wie die ersten Begründer sich in den Anfängen abmühten. Die Wissenschaft ist gewachsen seitdem, aber nicht die Liebe.“

Wie bedeutend übrigens der Antheil ist, den Görres an den altdeutschen Bestrebungen jener Zeit hatte, wie großartig und umfassend auch auf diesem Gebiete seine Kenntnisse waren, das beweist die Hochachtung und liebende Verehrung, welche Jakob und Wilhelm Grimm, anerkanntermaßen die Begründer der deutschen Philologie und die ausgezeichnetsten Vertreter der Germanistik, ihm entgegentrugen. Jener Briefwechsel ist ein lautredendes Zeugniß und ein unvergängliches Denkmal für Görres' moralische und wissenschaftliche Größe, ein Denkmal, weithin sichtbar

und geschaffen von gewiß competenter, autoritativer Seite, das schon allein den „liberalen" Wortführern unserer Tage, wenn noch ein Funken ritterlichen Ehrgefühls in ihnen wäre, Grund genug abgeben müßte, endlich einmal dem Andenken unseres Görres gerecht zu werden. Zu Nutz und Frommen unserer Leser mögen ein paar Inschriften auf jenem Denkmale hier folgen:

Aus Kassel, den 17. Mai 1811, schrieb Jakob Grimm an Görres also: „Ich habe aus der gleichfolgenden Ursache noch nicht recht auf Ihren lieben Brief vom 1. März geantwortet und will es jetzt nachholen. Sie glauben nicht, wie uns diese Correspondenz freut, und wie gern wir Ihnen schreiben, wir haben Alles zusammen und theilen auch hier nichts; wen Sie vor einigen Jahren (1805) von uns gesehen haben, das bin ich, ich hatte Sie aber nur so kurz gesehen, nur bei einem Mittagsessen, und weiß bloß noch, daß ich Sie über den damals erschienenen Lother und Maller fragte und was Sie darauf antworteten.... Von Ihnen wußte ich damals wenig, nachher aber hat uns der Clemens (Brentano) desto mehr erzählt, und dadurch und nach und nach ist es so geworden, daß es zu meinen liebsten Wünschen gehört, daß Sie uns ferner gut und freundschaftlich bleiben, was ich hier ganz aufrichtig hinschreibe. Wir wollen immer so mancherlei (an Sie) schreiben, das erst beisammen sein soll, daß bei den häufigen Gedanken daran der Brief doch erst spät zu Stande kommt und Sie daraus wenigstens nicht abnehmen können, wie lieb uns diese Correspondenz ist, und doch sind Ihre und Arnims Briefe fast die einzigen, die uns zeigen, daß Jemand ein wohlwollendes und nachsichtiges Interesse, wie wir es wünschen, an unseren Arbeiten nimmt. Von außen werden wir nicht sonderlich ermuntert, und, wenn man sich nicht ärgern will, wenigstens auf verschiedene Art, die Hindernisse entgegenstellt, geplagt. — Die Recension

von dem Hildebrandslied,“ [1] schreibt W. Grimm, „ist mir sehr lieb gewesen. Was mir auch im Ganzen gefallen, ist das eigene Anerkennen einer jeden Zeit in ihrer eigenthümlichen Weise und dem damit zusammenhängenden eigenthümlichen Werth. Sie haben ein besonderes Glück in dem Charakterisiren und hier eine besondere Gewalt des Ausdrucks; in Ihrer Mythengeschichte gehört auch das Beste dahin. — Seien Sie herzlich gegrüßt und bedankt für Ihren Brief, der uns Nachricht gibt, daß Sie noch wohl sind und uns nicht vergessen haben, und das ist das Beste. Ich war um so mehr erfreut, eine Freundeshand wieder zu sehen, da unsere Correspondenz durch die Zeit ziemlich aufgehoben ist.“ [2]

In der Nachschrift zu diesem Briefe von Jakob Grimm heißt es also: „Nur ein paar Worte herzlichen Dank für die Freude, die Sie mir mit der eben eingetroffenen Recension meines Meistergesanges gemacht... Ihren Haupttadel, daß ich die Zahlenverhältnisse dieser Constructionen nicht befriedigend gelöst, nehme ich als vollkommen begründet an, die Zahlen jeder Strophe stehen auch mit der Zahl der Strophen in unverkennbarem Verhältniß... Auch Ihr zweiter Tadel, daß ich das Nordfranzösische mit Unrecht vernachlässigt, war durchaus verdient. Wir wünschen Ihnen ein glückseliges Neujahr (1813) und lassen Ihnen mit der morgigen Post ein Paket zugehen, worin Sie ein Exemplar der Kinder- und Hausmärchen finden werden, die Ihnen, wie wir denken, nicht mißfallen werden; vielleicht hätten Sie sich selbst den Reichthum dieser Sagenpoesie nicht so vorgestellt. Ich dachte noch ein anderes Buch beizuschließen, das ich so frei gewesen bin Ihnen zu dediciren, allein der Verleger, der das Manuscript schon ein Jahr hat, hält nicht

[1] Recensirt von Görres in den Heidelberger Jahrbüchern 1813, Nro. 22 und 23.

[2] Ges. Briefe II. 201, 312, 388, 398.

Wort und wird es nun nicht vor Ostern liefern. Es ist die Sammlung Altspanischer Romanzen, die Sie mit mir gewiß hochhalten werden; ich habe diese vorläufige Meldung nicht länger zurückhalten können." [1]

Görres war selbstverständlich für so viel Liebe und Freundschaft nicht undankbar und folgte den wissenschaftlichen Bestrebungen seiner gelehrten Freunde mit wärmster Sympathie und regster Aufmerksamkeit. In seiner Antwort auf den letzten Brief derselben heißt es unter Anderem also: „Dann sind die Kindermärchen, von meinen Kindern mit Verlangen erwartet, nachgekommen, und seither nicht ihnen aus den Händen zu bringen. Mein jüngstes Mädchen, Arnims Pathchen (5 Jahre alt), weiß schon viele der Erzählungen, und besonders die mit Reimen zu erzählen. Mein älteres hat sie schon in die Stadt unter die Kinder gebracht, und schon drei Tage nach der Ankunft des Buches kam ein Bube, um das Buch, wo vom Blutwürstchen und Bratwürstchen stände, zu leihen. Abends mußte meine Frau immer sieben vorlesen, und nach dem Eindruck zu urtheilen und der immer anhaltenden Aufmerksamkeit hat sich Alles, wie auch natürlich, gar wohl bewährt. Sie haben Ihren Zweck vollkommen wohl erreicht, und in der Kinderwelt sich einen Denkstein gelegt, der nicht zu verrücken sein wird... Ich habe das Buch (Lohengrin) Ihnen zugeeignet und die Dedication der spanischen Romanzen, denen ich mit Verlangen entgegensehe, zum Voraus wieder wett gemacht." [2]

In letzterer Zeit nämlich hatte Görres sich mit den Dichtungen vom heiligen Graal beschäftigt und das den

---

[1] Ebendas. 375. Jene Sammlung erschien erst 1815 zu Wien unter dem Titel: Silva de romances viejos, und mit der Dedication: „âl sennor Jacobo (sic!) Görres, Director de los estudios generales en la provincia del Reno medio, dedica este libro el editor para le testificar su buena voluntad."

[2] Ges. Briefe II. 379 ff.

ganzen Cyclus der Graalsagen gewissermaßen beschließende Gedicht von Lohengrin[1], einem Sohne Parcivals und Pfleger des heiligen Graals, neu herausgegeben. Das Buch ist „den Brüdern Grimm in Kassel zugeeignet“ mit dem passenden Motto aus Titurel (VI. 647):

Dise zway künen sich do nit geuirren (trennen)
Dann mit dem Tod allaine,
Anders kan dz nyemant do geirren.

Die werthvolle Einleitung, worin er in geistreichen Combinationen auch die Verwandtschaft der deutschen und gälischen Sagen auseinanderlegt, macht darauf aufmerksam, daß diese Dichtung einen tiefen Blick in das häusliche und öffentliche Leben ihrer Zeit gewähre, und dieses treue Anschließen an vaterländische Sitte und Gesinnungsart habe den Herausgeber zunächst zur Herausgabe derselben bestimmt. Also auch hier war das Grundmotiv die Liebe zum Vaterlande, und wie er in den „teutschen Volksbüchern“ seinen Zeitgenossen die derbe, kräftige Volksthümlichkeit zu Gemüthe führen wollte, so zeigte er ihnen in diesem „Hohenliede der Westwelt“ das hohe ritterliche Element der gleichfalls aus dem Volksleben hervorgewachsenen Heldensage. So hatte er dem deutschen Volke die beiden Grenzpfähle seiner gesunden, wundervollen Poesie gezeigt.

An größeren Schriften auf dem Gebiete des „Altteutschen“ schrieb er außerdem noch die gelehrte Abhandlung über „Hunibalds Chronik. Ein merkwürdiges Denkmal altteutscher Sagengeschichte.“[2]

Dazu kamen eine Menge von Recensionen über neu-

---

[1] Lohengrin, ein altdeutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vatikanischen Manuscriptes von Ferd. Glöckle. Herausgegeben von J. Görres. Heidelberg bei Mohr und Zimmer, 1813.

[2] In Schlegels „deutschem Museum“ 1813. Bd. III. 319—45, 503—16. IV. 321—49, 358—75.

erschienene Werke auf dem Gebiete mythologischer, orientalischer und germanistischer Forschungen, die nicht wie die Recensionen unserer Tage meist mit einem dürren Extract aus den betreffenden Werken sich begnügen und diesen mit den passenden Tadel- oder Lobsprüchen aus dem einmal fertig liegenden Phrasenschema ausstaffiren, sondern längere, gelehrte Abhandlungen sind, in denen das wie ein rother Faden durch das Ganze sich hindurchziehende Grundprincip, sowie die Licht- und Schattenseiten des zu recensirenden Werkes nach eingehender, gewissenhafter Prüfung dem Leser offen gelegt, abweichende Meinungen mit faßbaren Gründen geltend gemacht, neue Gesichtspunkte aufgestellt, und das zu eng Begrenzte weiter durch- und ausgeführt wird, so daß solche gutgelungene Recensionen fast nothwendige Beilagen zu den betreffenden recensirten Werken wurden.

Doch wir müssen mit unserem Helden von dessen stillem Studierzimmer Abschied nehmen, um mit ihm hinüberzutreten in das laute, geräuschvolle Leben der Oeffentlichkeit, in eine der großartigsten Perioden seines vielbewegten reichen Lebens.

X.

„Wahrheit, Freiheit und Recht". — Das Morgenroth einer besseren Zeit.

Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht! Wen wohl möchte dieser Ehrentitel passender zieren als unsern Görres? In des Jünglings begeisterter Brust nicht minder, als in des Greises religiös geläuterter Seele, im heiligen Zorn des „Rothen Blattes", wie im milden Ernst des „Athanasius" glänzt uns der „helle Silberblick eines höheren Moralgesetzes" entgegen, ruht und lebt das Streben und spiegelt sich der Kampf um Sieg und Anerkennung dessen, was er für Wahrheit, Freiheit und Recht gehalten.

Wahrheit, Freiheit und Recht! das sind ja die Alles in sich fassenden Gaben, die uns die Gottheit, vom Himmel herniedersteigend, zur Erde herabgebracht. Sie zu erringen und errungen zu behalten, ist des Menschen heiligste Pflicht. Sie, nur sie allein schaffen das wahre Glück des Einzelnen, der Familie, der Völker, der Menschheit. Aber wehe der Welt, wenn sie, der Gaben auch nur eine mißbrauchend oder verachtend, alle zugleich verlieren muß; denn da die eine die andere bedingt, so wird, wenn die Wahrheit zur Lüge geworden, auch das Recht in Unrecht sich verkehren, und aus der goldenen Freiheit die schmählichste Sklaverei erwachsen. Sobald im Paradiese die Schlange ihr lügenhaftes „Eritis sicut Deus" gesprochen, begann der große Kampf der Lüge, des Unrechtes und der Unfreiheit gegen Wahrheit, Freiheit und Recht wie in der Brust des Einzelnen so in der ganzen Menschheit. Und dieser Kampf heißt Leben. Daher Kampf zu Anfang, Kampf am Ende des Einzelnen, Kampf der ganzen Menschheit, Kampf bis zum Ende der Zeiten. Und jeder Mensch ist als solcher Soldat in diesem Kampfe, dieser freilich in hervorragenderer Weise als jener, je nachdem ihn Gott berufen, ihm volle fünf oder auch nur ein Talent verliehen hat.

Görres' Leben ist das vollendete Bild jenes Kampfes, er selbst der Größten und der Edelsten einer unter den wackeren, muthigen Kämpfern aller Zeiten. Aber wenn auch jemals Einer, so war er von Gott ganz besonders berufen und dazu ausgestattet mit glühender Liebe zu jenen drei Kleinodien der Menschheit, ausgestattet mit dem Muthe, dem scharfen Geiste und dem klaren Blick eines geborenen Führers und Feldherrn.

Schon als Jüngling stand er Allen voran hoch oben auf der Warte der Zeiten, um mit der Kühnheit des Wortes und der Kraft der That die Uebel der Lüge und des Unrechts verscheuchend der scheinbar anbrechenden Frei-

heit die Wege zu bahnen. Aber die Zeit des Entscheidungskampfes war noch nicht gekommen; der Despot, der Fürst der Unfreiheit war aufgestanden und hatte mit ehernem Fuße die Länder zertreten und die Nationen geknechtet. Begreiflicher Weise mußte sich da alles Fühlen, Streben und Kämpfen für Wahrheit, Freiheit und Recht in dem einen Gefühle der Vaterlandsliebe concentriren; denn die Liebe zum Vaterlande war da die Liebe zur Wahrheit, der Kampf gegen den frechen Despoten ein Kampf gegen den Vertreter des Unrechts, der Sieg des Vaterlandes ein Sieg über Unfreiheit und Sklaverei.

Auch in Görres hatte sich dessen ganzes Fühlen und Streben, aller Haß und alle Liebe in dem einen Gefühle: Haß gegen den Despoten, Liebe zum Vaterlande, vereinigt. Freilich war er enttäuscht, nicht entmuthigt vom Schauplatze der politischen Thätigkeit abgetreten; aber damit hatte er durchaus nicht die ihn damals leitenden Principien über Bord geworfen, noch auch den Urgrund und zugleich Endzweck aller seiner Thätigkeit, die Liebe zum Vaterlande, verloren. Nur in sein Inneres hatte er sich zurückgezogen, hatte all sein Streben und Drängen mit Gewalt in seine Brust verschlossen, um hier, den geeigneten Augenblick zum „Losschlagen“ erwartend, der Ruhe sich hinzugeben, aber nicht einer unthätigen, geisttödtenden, sondern einer vielgeschäftigen, stärkenden Ruhe, wo er, für den nun bald von Neuem hervorbrechenden Kampf sich neue, bessere Waffen schmiedend, die Kraft des Geistes mehrte, die Begeisterung der Seele läuterte und den Muth des Herzens noch erhöhte. Oder waren die zehn Jahre ernsten Studiums nicht durchweg patriotischen Bestrebungen gewidmet, waren seine energischen wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht die Mittel zur Schärfung und Vermehrung seiner Geisteskräfte, das Zurückgehen und Sichhineinleben in die alte herrliche Vorzeit des deutschen Volkes, das Aufschließen seines reichen,

mächtigen Lebens, nicht der erste und beste Schritt zur Weckung und zur Stärkung des damals so nothwendigen Nationalgefühls, sowohl für sich, als auch für seine Zeitgenossen? Auch hat er sich nicht ganz von allem öffentlichen Leben fern halten können; denn öfters wurde es ihm zu warm und voll in seiner Brust, und er mußte dann seinen überströmenden Gefühlen gewissermaßen in etwa einen Ableiter geben. Das that er in den Vorreden zu seinen inzwischen erschienenen Schriften und in einzelnen längeren Aufsätzen. Das Trefflichste in dieser Beziehung und allen Besseren seiner Zeit „aus der Seele" geschrieben sind die 1810 veröffentlichten „Reflexionen über den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt".[1]

„Das teutsche Volk ist gefallen, weil es seine Eigenthümlichkeit, seine Bestimmung, seine Geschichte und sich selbst vergessen hat, es kann nur wiedergeboren werden, wenn es, seine Eigenthümlichkeit, seine Bestimmung wieder erkennend, zu seiner Geschichte und zu sich selbst als besonderer Nation zurückkehrt.

Was Noth thut vor allen Dingen, ist, daß in der Mitte der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meinung sich bilde, die entschieden und unverkennbar den eigenthümlichen Charakter des Stammes ausdrücke. Aber es sind größtentheils verschwunden in der Klasse, die gemeinhin die öffentlichen Charaktere und Vertreter jener öffentlichen Meinung liefert, alle religiösen Motive; schlaue Pfiffigkeit treibt dafür gewinnvollen Tausch von Recht um Vortheil und Genuß; das Volk kommt in dieser Ordnung nur als Riegelweg in Anschlag, auf dem die gepackten Ballen bequem hin- und hergefahren werden: ihm wird andere

---

[1] Abgedruckt im „Vaterländischen Museum", Hamburg bei Fr. Perthes 1810 im Februar, S. 154—71. Unterzeichnet ist der Aufsatz mit dem Pseudonym: Orion.

Sitte und bessere Moral und Lebensart empfohlen und nöthigenfalls mit Gewalt gehandhabt. Das schlechteste Thun findet leicht Lobredner in der Menge, der beste Wille bösen oder unverständigen Tadel; es ist die Meinung nicht mehr Etwas, das geehrt oder gefürchtet wäre, sie wird nur leerer Schall, ein verworrenes nichtswürdiges Getöse. Und was bisher der Art in Teutschland laut geworden, kann größtentheils nicht wohl für etwas Anderes, als für solch mißtönend Schellengeläute geachtet werden.

Sieht man dem hohlen, gedunsenen, nichtigen Wesen der Journale zu, die als die Repräsentanten der literarischen Gesinnung der Nation sich ausgeben; mit welcher trägen Apathie ohne alle selbstständige Gegenwirkung diese in Lob und Tadel die frechsten Urtheile sich aufdringen läßt, wie sie, von diesen gegen einander blasenden Windschläuchen hin- und hergetrieben, in rathloser Verwirrung umgetrieben wird, und selbst hier, wo Alles gleichsam Spiel ist, und Furcht und Zwang entfernt, nicht zum ruhigen Bestand gelangen mag, dann möchte man verzweifeln, daß sie je im öffentlichen Leben, wo alle schlechten Leidenschaften unvergleichlich heftiger wirken, solche Ruhe und Sicherheit gewinnen wird.

Allein eben durch jenes lose, hohle Treiben, das die Teutschen mit allen literarischen Nationen gemein haben, geht eine feste gediegene Ader, die höhere Kritik, vor der immer noch jenes verworrene Getöse zuletzt verstummt ist, deren Macht mit jedem Tage durchgreifender wird, und immer siegreicher das aufgelöste Treiben bemeistert. Die Elemente zu einer solchen Kritik, die über alle gesellschaftlichen Verhältnisse sich verbreitet, sind allerwärts vorhanden. Jeder, der in dieser Zeit nicht bedeutungslos gelebt und ein festes sicheres Urtheil sich erworben, das im Laufe der Ereignisse sich bewährt, hat den Beruf zu sprechen in allen Angelegenheiten, die mit dem gemeinen Wesen zusammenhängen.

Aber es gehört große Selbstverständigung dazu und intensive Klarheit in den Wortführern, Freiheit in der Weise die Welt aufzufassen, durchgängige Consequenz, die nirgends Blöße gibt, Gewandtheit und vor Allem unverdächtige, rechtliche Gesinnung, die immer der Bosheit Ehrfurcht abgewinnt und mit geheimer Geisterscheu sie schlägt."[1]

Das sind die Grundgedanken jenes geistreichen Aufsatzes. Freilich konnte und durfte er in jener Zeit drückender Franzosenherrschaft seine Nation nicht zum offenen Aufstande gegen ihre Unterdrücker aufrufen, es mußte vielmehr schon um des Verlegers und Druckers willen jedes mißliebige, zweideutige Wort mit Aengstlichkeit vermieden werden.

Aber als das Maß des Elends voll, und die Zeit des Strafgerichts über die Völker abgelaufen war, als Gottes Geist und Gottes Huld wieder in frischem Hauche über die Erde wehte, den morschen Dunst des großen Werkes des Unrechts und der lügenhaften Unfreiheit verscheuchend, — da redete unser Görres auch wieder in freien, kühnen Worten.

Der französische Imperator, der alle Gewalten der Revolution sich dienstbar gemacht, der die Nationen des Erdkreises sich unterworfen, der am Papste und an der Kirche sich vergriffen hatte, fand endlich an Gottes rächendem Arm ein Hemmniß in seinem Siegeslaufe. Das edle Spanien hatte bei Vittoria die französischen Adler zerschlagen, auf den Eisfeldern Rußlands wurde das große schöne Völkerheer vernichtet, deren gebleichte Gebeine dem einsamen Wanderer nun Meilenzeiger wurden, und der helle Stern des Corsen, der hier erbleichen mußte, ging bei Leipzig völlig unter. Die elenden Reste des Heeres, der vor Kurzem noch so mächtige Despot darunter, zogen an Hanau vorbei eilenden Fußes über den Rhein, gefolgt von dem Heere der Verbündeten.

---

[1] Vgl. auch Pol. Schriften I. S. 127, 128, 129, 139 f.

Da war das deutsche Volk aus seinem Todesschlummer erwacht; bald schlug die Flamme nationaler Begeisterung, die nun so lange schon unter der Asche dürftig fortgeglommen, mächtig lodernd empor; und dieß Volk, gedemüthigt, gedrückt, unter die Füße getreten, verspottet und gehöhnt, erhob sich nun mit einem Male wie ein gebundener Riese, um die so lange getragenen Ketten fremder Herrschaft abzuschütteln.

Und Görres erinnerte sich seines Wortes, daß Jeder, der nicht bedeutungslos gelebt in dieser Zeit, den Beruf zu sprechen habe in allen Angelegenheiten. Da hat er denn gesprochen so beredt, so feurig und so kräftig, wie vielleicht kein Anderer weder vor noch nach ihm es gethan, gesprochen wie ein Herold seiner Zeit, wie ein von höheren Mächten inspirirter Prophet.

Und niemals hat die öffentliche Meinung, das Wünschen und Wollen einer ganzen Nation durch ein Organ kräftigeren und wahrhafteren Ausdruck erhalten, als damals Deutschland durch den „Rheinischen Merkur".

XI.

Der „Rheinische Merkur". — Ziel und Bedeutung desselben.

Am Sonntag den 23. Januar 1814, wenige Tage nachher, als das Heer der Verbündeten den Rhein überschritten hatte, gab Görres die erste Nummer seines denkwürdigen „Rheinischen Merkur"[1] heraus. Der Name rührte von einem früheren politischen Journale her, dessen Erscheinen auf kurze Zeit unterbrochen, das niemals aber be-

[1] Koblenz bei Heriot, vom 23. Januar 1814 bis zum 10. Jänuar 1816. — Vgl. Polit. Schriften I. 191—474; II. 1—504; III. 1—373.

deutend und nur der elende Nachhall elender Pariser Blätter gewesen war. Auf Anrathen seiner Freunde und „auf Anregung der höheren Behörden" sollte Görres jene Zeitung fortsetzen, jedoch in ganz anderem Geiste und anderer Fassung. „Zu mehr als einer gewöhnlichen Zeitung möchte die neue Redaction dieß Blatt erheben; nach ihrem Wunsche, und wenn die Mitbürger ihren Beistand nicht versagen, soll sie eine Stimme der Völkerschaften diesseits des Rheines werden." So hieß es in dem Vorwort zu seinem Blatte. Es sollte das Volk des rheinischen Landes bekannt machen mit den großen, folgenschweren Ereignissen, die nun die Welt bewegten, die Heere der Verbündeten so hoch begeisterten und im alten Vaterlande eine ganz veränderte Lage und ganz andere Verhältnisse geschaffen hatten, damit dasselbe seine Zeit deutlich begreifen lerne und dann nach bestem Wissen Partei ergreifen könne, damit Jeder wisse, worauf die Zeit andringe, und was ihre Zeichen wollten; welcher Preis am Ziele warte; welches die Mittel seien, um dahin zu gelangen; welche Entbehrungen der Drang der Ereignisse dieser Generation auflege, und welches die Pflichten seien, deren Erfüllung das Vaterland von Jedem fordere.

„Aber auch dem jenseitigen Teutschlande möchten diese Blätter gerne etwas werden. . . . Seit . . zwanzig Jahren ist dieses (das rheinische Land) in der Genossenschaft teutscher Völkerschaften beinahe ganz verstummt . . ., wir möchten in unserm Unternehmen diese rheinische Zunge im großen teutschen Orden, so viel an uns ist, wieder herstellen, und ihr wieder Sitz und Stimme verschaffen im Rathe der Brüder. Nicht unwürdig soll sie sich ankündigen, nicht in eiteln oder schlechten Worten reden, vielmehr soll sie die reine teutsche Sprache in ihrer ursprünglichen Unverfälschtheit, von aller ausländischen Beimischung fern gehalten, sprechen. Als Organ für die Mittheilung der Begebenheiten aber wird die Zeitschrift sich von selbst durch

das Interesse, was die Nähe des Kriegsschauplatzes ihr geben muß, empfehlen."

„Und so möge denn," sagt er am Schlusse seines Vorwortes, „dieß Unternehmen unter glücklichem Gestirn beginnen; es sei derselbe Stern, der so oft über Germanien geleuchtet, als es frechem Uebermuthe sich entgegengesetzt und tyrannischer Gewalt das Schwert entwunden, und der auch jetzt wieder hoch an seinem Himmel glänzt. In der großen Bewegung, die alle Geister jetzt umtreibt, wollen wir nicht müßig sein; wenig vermag freilich der Einzelne, aber Vieler Zusammenwirken fördert wohl das Werk; und wenn wir jetzt Alle in Einem einig sind, dann kann auch das Unbedeutende Wichtigkeit gewinnen. Darum scheuen wir uns nicht, einen Theil unserer Kraft und Zeit an dieß Werk zu setzen, und die Wirkung unserer Bemühungen mag ausfallen, wie ein höherer Geist sie lenkt; aber zu keiner Zeit wird man das Zeugniß uns versagen, daß unsere Triebfedern untadelhaft gewesen sind."

Der „Rheinische Merkur" ist dem deutschen Volke mehr geworden, als der bescheidene Verfasser in seinem bescheidenen Vorworte es zu hoffen wagte. Das hatte er an erster Stelle seinen eigenen Fähigkeiten zu verdanken, denn alle Eigenschaften, die dem Redacteur und Herausgeber eines großen tonangebenden Blattes eignen müssen: materielle und moralische Unabhängigkeit, Klarheit und Begeisterung für seine Principien und dabei dennoch ruhige Objectivität und Unparteilichkeit, eine Art von Universalität auf dem Gebiete des Wissens, rasche und scharfe Auffassungsgabe, die Fähigkeit, seine und Anderer Gedanken in knapper Form und klarer, schöner Sprache auszudrücken, — alle diese Eigenschaften fanden sich in vorzüglichstem Maße bei unserem Görres.

Bisheran Lehrer an der Koblenzer Secundärschule, einem Institute, das auf unabhängigen städtischen Fonds be-

ruhte, hatte er, wie er selber schreibt, Napoleon Nichts zu verdanken. „Ich habe nicht sein Brod gegessen und aus seinem Becher nicht getrunken, und als die Zeit der Befreiung meines Vaterlandes herangekommen, durfte ich nicht den Vorwurf des Undankes scheuen, als ich gegen ihn aufgestanden, oder auch plötzlich anderer Gesinnung werden, als das Unglück ihn verfolgte.“ [1]

Görres hatte schon eine gehörige Lebensschule durchgemacht. Der wilde, himmelanstürmende Enthusiasmus des Herausgebers des „Rothen Blattes“ und des „Rübezahl“ hatte sich abgeklärt und einer ruhigen, männlich edlen Begeisterung, sowie einer größeren Klarheit in den Principien Platz gemacht. Aber seine Unparteilichkeit, Gerechtigkeitsliebe und seine Absichten waren damals wie jetzt gleich groß und edel.

Und was endlich die intellectuelle Befähigung angeht, so hat wohl niemals ein Publicist über ein größeres Maß von Geistesschärfe, gediegenem Wissen und Großartigkeit der Anschauungen verfügt, als Görres. Die meisten und bedeutendsten Artikel des „Merkur“ sind aus seiner Feder geflossen. Er schrieb sie oft inmitten der größten Unruhe um ihn her, unter dem lauten Gespräche von Freunden und Bekannten und im Angesichte der lärmenden Spiele seiner Kinder. Oft auch kam es vor, daß er während der Mahlzeit oder in traulicher Gesellschaft zum ersten besten Papierfragmente griff, den einen oder anderen kräftigen Gedanken, der ihm gerade durch den Kopf ging, darauf festbannte und so sogleich zur Druckerei befördern ließ, um dann in seinem Blatte von ganz Deutschland aufgegriffen und als kleines Steinchen in die Fluth geworfen hier unzählige weite Kreise zu schlagen.

„Ich hoffe,“ schrieb er an Professor Kohlrausch in

---

[1] Polit. Schriften IV. 601.

Düsseldorf, „daß ich nicht umsonst im Schwimmen mich geübt, und daß die gewonnene Uebung in ruhiger Zeit zu etwas führt. Am guten Willen gebricht's in keiner Weise, und auch die Welt ist gegenwärtig guten Willens voll.“[1]

Seine Hoffnung hat ihn nicht betrogen, und sein „guter Wille“ ist auf jeder Seite, in jeder Zeile seines Blattes, das zwei Jahre lang das politische Leben seines Herausgebers war, deutlich documentirt. Er wurde, um ein Wort Hanebergs zu gebrauchen, durch den „Rheinischen Merkur“ zum Sturmvogel, der Deutschland weckte zum letzten und entscheidenden, wenn auch schweren Versuche, die fremde Tyrannei siegreich abzuweisen.

Das wohlverdiente Ansehen und die factische Bedeutsamkeit des Blattes wuchs von Tag zu Tag. Die besten Männer der Zeit, darunter viele mit klangvollem Namen, wie Jakob und Wilhelm Grimm, Arnim, Brentano, Gruner, Benzenberg, Schulze, D. Runge, Amalie v. Helwig, schätzten sich glücklich, kleinere Aufsätze, Gedichte und dergleichen im „Rheinischen Merkur“ veröffentlichen zu können. Minister Freiherr v. Stein ließ durch General Thielemann und auf anderem Wege Mittheilungen an Görres machen, welche dieser zu einer Reihe von Artikeln, namentlich über die zukünftige Verfassung Deutschlands und später über die Verhandlungen des Wiener Congresses benutzte. Außerdem stand er in freundschaftlichen Verhältnissen mit den hervorragendsten Männern der Befreiungskriege, mit Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, Stägemann und Anderen. Das Görreshaus in Koblenz war dazumal der Sammel- und Centralpunkt der nationalen Bewegung, wo jene Männer aus- und eingingen. „Dieser Zeit gedachte Marie Görres,“ wie Franz Binder in seiner ‚Erinnerung‘ an dieselbe uns erzählt,

[1] Ges. Briefe II. 414.

„noch in alten Tagen mit freudigstolzer Sympathie, und als ein Zeugniß jener Tage bewahrte sie selbst in München noch mit zäher Beharrlichkeit einige alte Möbel in ihrem Gemach, welche niemals überzogen werden durften. So lange sie lebte, sollten die Sitze, auf denen ein Stein und Gneisenau geruht, unangetastet bleiben!“ Selbst zahlreiche Fremde, die des berühmten Mannes Unterhaltung genießen oder ihn kennen zu lernen wünschten, zog es nach Koblenz hin. Unter diesen befand sich auch der vornehme Herr Geheimrath v. Goethe, der in Begleitung des Freiherrn v. Stein unserem Görres seine Aufwartung machte.

Fast auf der Grenzscheide zwischen den beiden Völkern und nahe genug dem Schauplatz ihrer Kämpfe stand Görres mit dem Heere der Verbündeten in directem schriftlichen Verkehr und war so in den Stand gesetzt, das Neueste und Zuverlässigste über den Stand, materielle und moralische Lage, die Bewegungen und Thaten der Armeen dem lauschenden Deutschland in seiner markigen, feurigen Sprache zu verkünden.

Und wirklich, mit Feuer schrieb Görres den „Rheinischen Merkur“, in welchem nach dem Ausdruck eines seiner Freunde seine politische Beredtsamkeit wie eine verzehrende Flamme brannte, die Keinen verschonte. Ueberall im ganzen Deutschland, in Hütten und Palästen und weit über Deutschlands Grenzen ward er mit Begeisterung gelesen und bereitwilligst von Allen als die beredte Stimme des Gesammtausdrucks nicht nur der deutschen, sondern aller gegen Napoleon aufgestandenen Nationen anerkannt, für die übrigen Blätter aber in allen wichtigen politischen Dingen Norm und Maß bestimmend.

Blücher ging niemals zur Tafel, wenn er nicht vorher den „Merkur“ gelesen hatte, die Franzosen reproducirten die besten und — ihnen mehr zusagenden Nummern desselben in ihren Blättern, die Engländer ließen fast sämmt=

liche Nummern sofort in ihre Sprache übersetzen, im Rathe der Völker hatte der „Merkur“ berathende Stimme, und Napoleon selbst nannte den großen, gefürchteten Publicisten von Koblenz „la cinquième puissance“, die „fünfte Macht“, die gegen ihn in die Schranken getreten sei, und von der die ganze heilige Allianz der Völker erst Rath und Parole empfange.

Unter dem 30. Januar 1815 schrieb Wilhelm Grimm von Kassel aus folgendermaßen an Görres: „Sie haben hier nicht wenig Freunde, die den ‚Merkur‘ mit Liebe und Werthschätzung lesen. Von der ganzen fürstlichen Familie wird er in Ehren gehalten und der alte Kurfürst läßt ihn sich jeden Tag vorlesen; auch hat wohl schon genützt, was von hier aus bemerkt wurde.“

Einige Zeit früher schon hatte Jakob Grimm also geschrieben: „Mittlerweile haben Sie ein schönes und gewiß wichtiges Werk angefangen und gegründet .... Jedermann ist hier, in Preußen (wie mir Savigny schreibt) und sicher überall in Deutschland davon entzückt, das Rechte ist getroffen und wird Frucht tragen. Das neuliche Verbot in Baiern, das doch wieder aufhören muß, ist gerade dazu gemacht, das Ganze zu heben und zu halten, und Ihnen Ehre, den Verbietern Schande zu bringen, bis diese die große Meinung zu einem Widerruf gezwungen haben wird. Ich zweifle nicht, selbst in Baiern werden jetzt desto mehr Exemplare gelesen. Man wird Ihnen nach und nach aus allen Orten her Beiträge, die die Volksmeinung siegen machen werden, zuschicken und seit Schlözers Journal, aber in viel besserem Geist, keine Zeitung unter uns so mächtig gewirkt haben.“

Dr. Ebel in Zürich sprach sich in folgendem dithyrambischen und doch nicht minder wahren Erguß aus: „Mein theuerster Freund! Schon lange drängte mich mein Herz, Ihnen meine höchste Seelenfreude über das erhabene Amt,

was Sie übernommen, und über den Geist und Sinn und die Weihe, mit welcher Sie den hohen Beruf erfüllen, an den Tag zu legen. Immer gab es Hindernisse. Ohnerachtet Sie so lange nichts von mir vernommen, so hoffe ich, daß Sie überzeugt bleiben, meine Gesinnungen und Ansichten seien unerschütterlich im Bunde mit den Ihrigen. An der Kraft der Empfindungen, an glühendem Eifer für das deutsche Vaterland und an Haß gegen die Wälschen stehe ich Ihnen und jedem andern deutschen Mann zur Seite, aber ich streiche die Segel vor Ihrem Talent und der Fülle von Geist, mit dem Sie die Sache des großen Vaterlandes bisher geführt. Ihr Blatt bildet eine neue Epoche in Deutschlands politischer Literatur, und ich behaupte, daß mit so viel Geist, Witz, Umsicht der Vergangenheit und Gegenwart, mit solcher Kenntniß der Geschichte und ihres wahren Geistes, mit so viel Tiefe, Kraft und heiligem Feuer noch nie ein politisches Blatt in Europa geschrieben wurde. Was Sie dem Vaterland geworden sind, lohne Ihnen Ihr Bewußtsein, die Verehrung des Edelsten unseres Volkes, und der Himmel mit ewigem Segen. Die Wirkungen Ihres Blattes für unser Vaterland sind unermeßlich heilbringend. Gott erhalte Ihnen Gesundheit und Kraft, damit Sie Ihre Lichtbahn mit gleichem Glanze über unser Land fortsetzen können. O wir bedürfen noch lange der heiligen Wächter wie Sie, der heiligen Posaunen der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Vaterlandsliebe und des echten politischen Geistes!"

Der vorstehende Brief ist nicht etwa der Ausfluß wohlfeiler Schmeichelei oder eines unberechtigten Hyperenthusiasmus, sondern vielmehr charakteristisch für die Gesinnungen des ganzen Volkes und aller Besseren der damaligen Zeit. Es wäre ein Leichtes, noch eine ganze Menge ähnlicher Zuschriften an Görres sowie andere enthusiastische Kundge-

bungen über die Alles umfassende Wirksamkeit des großen Publicisten anzuführen. Noch folgendes Wenige möge genügen.

Der damalige hessische Oberschulrath und Director des Gymnasiums in Hanau, Dr. Johannes Schulze, schreibt d. d. 24. Mai 1815 also an Görres: „Wahrlich, Sie haben seit mehreren Wochen keinen Stein aufgehoben, sondern mit Blitz und Donnerkeulen geschleudert, und ein so furchtbares Dräuen und Warnen geht von Ihnen aus, wie sonst aus keines Sterblichen Munde gekommen ist. Oft erscheint mir der ‚Rheinische Merkur‘ wie ein Vesuv, von einer höheren Hand mächtig hingepflanzt in der Ecke zwischen Mosel und Rhein zum Schutz und Trutz gegen das Franzosenthum. Sie haben Recht, immer in neuen Worten und Weisen dem Volke zuzurufen, was ihm heilsam und nützlich. Sie erheben Ihre donnernde Stimme nicht in der Wüste. Schon manche Minister haben eine kitzliche Stelle in ihren Ohren verspürt, wo jene mächtigen Klänge immerwährend anschlagen und sie fast zur Verzweiflung bringen, weil man von ihnen Ganzheit fordert und sie doch nur Halbheiten denken und begehren können.“

Clemens Brentano ist ganz entzückt über des geliebten Görres' „Merkur“ mit seiner „oft erschrecklichen Courage“, hört seine „vulkanischen Predigten mit Andacht“ und bietet ganz bescheidentlich seine persönliche Hilfe und Arbeit als Corrector, Correspondent u. s. w. an.

Wilhelm Dorow, preußischer Legationssecretär, nennt jene Zeitung die einzige Verkünderin der Wahrheit, welche das Elende und Schlechte überall aufsuchte und verfolgte [1].

Der bekannte Fr. Gentz machte einst die Aeußerung: „Nicht leicht hat Jemand erhabener, furchtbarer und teuf-

[1] Ges. Briefe II. 421, 452, 455 f., 464, 467 f., 492.

lischer geschrieben, als Görres", den er in dieser Beziehung mit Isaias, Dante und Shakespeare in eine Reihe stellte[1]. Derselbe Gentz hatte bei Gelegenheit einer Durchreise durch Koblenz nach Paris die neuesten Nummern des „Rheinischen Merkur", und als diese nicht zu bekommen waren, einen Vierteljahrgang zu kaufen gesucht. Doch auch diesen konnte er nicht mehr bekommen. Unterdessen schickte ihm Görres, der zufällig davon gehört, die zehn letzten Nummern mit einer artigen Empfehlung zu, als Gentz eben zur Abfahrt wieder den Wagen besteigen wollte. Dieser Akt feiner Höflichkeit forderte von Letzterem eine Erwiderung. Gentz schickte ihm von Köln aus jene Nummern zurück nebst einem artigen Briefe, worin er zunächst die vielfache Grundverschiedenheit in den politischen Ansichten und Urtheilen zwischen ihm und Görres hervorhebt, dann aber wörtlich Folgendes sagt: „Dies hindert mich aber nicht, der Tiefe Ihres Geistes, der Originalität und Kraft und Schärfe Ihres Blickes, dem Ernst und der Gründlichkeit Ihres politischen Charakters und Ihrer oft wundervollen Gewalt über die Sprache volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Vom ersten Blatt des ‚Merkurs' an hat es mir eingeleuchtet, daß diese Schrift mit einem ganz anderen Maßstabe gemessen werden müsse, als die gewöhnlichen, bis zum Uebermaß und bis zum Ekel gehäuften Productionen unserer Tage; und wenn ich gleich oft gegen Sie gemurrt habe, hat doch das Uebergewicht Ihres Genies mich auch ebenso oft wieder mit Ihnen ausgesöhnt."[2]

---

[1] Vgl. Hillebrands Nationalliteratur 3. Th. S. 147.

[2] Ges. Briefe II. 470 ff.

XII.

Görres als Vorkämpfer für Freiheit und Recht im „Rheinischen Merkur".

Kaum dürfte in unserer stürmischen, hochgehenden Zeit auch nur einigermaßen ein Analogon sich finden, das die ungeheure Wirkung des „Rheinischen Merkur" auf seine Zeitgenossen in etwa uns erklären könnte. Freilich, wenn man bedenkt, daß jenes Organ der gottberufene, beredte Dolmetsch dessen wurde, wonach die Völker so lange bewußt oder unbewußt gerungen, daß die Nation in ihm gleichsam verkörpert sah, was Aller Herzen höher schwellte und wofür man Alles hinzugeben gern bereit war: glühende Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, daß der „Merkur" mit der Kraft und dem Einfluß einer ganzen Heeresmacht für des Volkes edelste Güter in die Schranken trat, — dann wird man jene Wirkung schon eher begreiflich finden.

Vom „Rheinischen Merkur" wurden, da derselbe vom 23. Januar 1814 bis zum 10. Januar 1816 bestand und alle zwei Tage erschien, im Ganzen 357 Nummern ausgegeben. Die meisten und bedeutendsten Aufsätze aus demselben wurden von der Herausgeberin in die Sammlung der „Politischen Schriften" von Görres aufgenommen und füllen deren ersten Band zur größeren Hälfte, die zwei folgenden Bände beinahe ganz. Freilich gehören jene Aufsätze der Vergangenheit an, sie sind inmitten der Ereignisse durchlebt, gefühlt und geschrieben, in allen sieht man den erhöhten Pulsschlag des erstandenen Volkes, und weht der erfrischende Hauch warmer nationaler Begeisterung, — aber sie haben mehr als ephemeren Werth. Sie sind nicht bloß die beste Geschichte von zwei der großartigsten und reichsten Jahre im politischen Leben der deutschen Nation, sondern die meisten aus ihnen behalten dauernden Werth und haben zu jeder Zeit bald mehr bald weniger ein sehr bestimmtes Interesse.

Unsere Leser werden wohl wünschen, das Wollen und Wirken des großen Publicisten und edlen Vorkämpfers für das Recht und die wahre Freiheit etwas mehr aus unmittelbarer Nähe zu betrachten. Zu dem Ende geben wir im Folgenden eine kurze historische Analyse und einzelne Aphorismen aus den zahlreichen Artikeln des „Rheinischen Merkur“.

Der erste Aufsatz berichtet über den „Stand der Armeen um die Hälfte des Januar 1814“. Es war jene Zeit, wo das in den Staub getretene deutsche Volk wie ein gefesselter Riese mit Macht und heiliger Begeisterung sich erhoben hatte, wo die Folgen dieser Erhebung: die Schlacht bei Leipzig, die seit jener auf den catalaunischen Gefilden nicht ihres Gleichen hatte an Wichtigkeit, schon in die Weltgeschichte aufgenommen war, die Heere der Verbündeten siegreich gen Paris marschirten, die französische Ehre aber in tausend unglücklichen, hungernden Soldaten betteln ging. Der Freund und Kenner der Geschichte kann aus diesem, sowie allen jenen Aufsätzen, die in jedem Monat unter der Ueberschrift „Uebersicht der neuesten Zeitereignisse“ im „Merkur“ erschienen, noch gar Manches lernen.

Ein weiterer Artikel „Preußen und sein Heer“ widerlegt die grundlose, aber häufig colportirte Meinung, Görres wäre ein geborner Feind des preußischen Staates gewesen. „Preußen war,“ so heißt es darin, „das erste Opfer, auf das jene bösen Flammen (von Frankreich her) herabgefallen; jetzt ist es der Mittelpunkt und Bronnen, aus dem das gute Feuer wie eine Naphthaquelle aufgequollen. — Mit jedem Volke geht ein guter und ein böser Geist durch seine Zeiten; beide streiten oft grimmig mit einander, wie bei Daniel der Engel von Persien mit dem von Griechenland. Sind der Sünden viel geworden in der Nation, dann siegt das dunkle Wesen: die Zornschale, bis zum Rande angefüllt, wird über ihre Häupter aus-

gegossen, und sie bereiten sich im Wahnsinn selber ihre Plagen, oder fremde Völker kommen als Werkzeuge der Rache über sie.“

Die Verbündeten, der Kaiser aller Reußen und der König von Preußen an der Spitze, waren in Paris eingezogen, die provisorische Regierung hatte, wo in sechs Tagen Gott Himmel und Erde schuf, in fünfen eine neue Constitution geschaffen; Napoleon Bonaparte, einst Kaiser der Franzosen, war auf dem einsamen Elba gelandet. Da erschien in Nr. 51 ff. des „Rheinischen Merkur“ aus Görres’ Feder „Napoleons Proclamation an die Völker Europas vor seinem Abzuge auf die Insel Elba“, ein wahres Meisterstück von Sprache und Beredtsamkeit, und eine so gelungene Nachahmung napoleonischer Denk- und Redeweise, daß sie von den Franzosen für „das Beste, was Napoleon je gesprochen“, gehalten und sogleich in das Französische „zurückübersetzt“ wurde. „Diese von Görres ganz im Geiste Napoleons abgefaßte Proclamation,“ so bemerkt die Herausgeberin der „Politischen Schriften“ zu jenem Aufsatze, „wurde in damaliger Zeit fast allgemein, ja sogar in des Kaisers nächster Umgebung für echt gehalten. Und es trug zur besonderen Erheiterung des Verfassers bei, als ein französischer Memoirenschreiber von sich erzählte, wie ihm von Napoleon die Proclamation in die Feder dictirt worden war; er hatte nicht verabsäumt, die ganze Scene bis auf des Kaisers Miene genau zu beschreiben.“ Wie eine grausige Prophetie klingen die Worte, die der stolze Corse zum Schluß der Proclamation an seine Franzosen richtet: „Du aber, Volk! das ich seither geführt, dich hatte mir die Macht eigens zum Werkzeug auserlesen, die mich gesendet hat. Da du nicht Charakter hast, noch eigene stehende Form, so hab ich den meinen dir gegeben, und ich lasse dir als Erbtheil ihn zurück. Sie haben mich aus deiner Mitte abgetrieben, aber du bist Ich, und sie wer-

den mich nicht vernichtet haben, ehe denn sie dich selber ausgerottet. Die Revolution hab ich besiegt und dann sie verschlungen und in mich aufgenommen, in ihr hab ich gewirkt und in ihrer Kraft gehandelt. Nun ich weggetreten, geb ich sie euch unversehrt zurück und speie sie wieder aus in euch hinein. Und ihr werdet fortfahren, wo ihr geblieben seid, als ich zu euch zurückgekommen, denn mein Geist ruht über euch, wenn euch auch meine Person entbehrlich dünkt. Wähnt nicht, daß ihr also guten Kaufs zur Ruhe gelangen werdet. Nein, mein sengend Feuer hab ich in eure Brust hineingeworfen; wenn es jetzt in erstickter Wuth auch glimmt, es wird in hellen Flammen bald aufschlagen. Die Zwietracht ist mit eurem Wesen eins geworden und der Haß hat euer Blut vergiftet. Keine Ruhe wohnt in euch, kein Friede kann einkehren in eure Seele: denn euch ist kein Halt geblieben, kein fester Ort und kein Schwerpunkt, um den ihr zum Gleichgewicht ausschwingen möchtet..... Den Krieg hab ich zum Bedürfniß euch und zur Lust gemacht, ihr werdet nicht davon abzulassen im Stande sein. Den Hochmuth hab ich in eure Seelen hineingelegt, er wird euch vor wie nach zu allem Bösen treiben.... Die wilden Thiere, die ich eng in meine Ketten band, werden bald die seidenen Fäden zerreißen, worin sie scheinbar zahm, aber ungeduldig schon, sich führen lassen, und dann werd ich gerochen sein. Nach meiner Herrschaft wird neue Sehnsucht in eurer Brust sich regen. Ihr werdet zu mir schreien und rufen, daß ich helfend komme und die Tiger wieder binde und das Unglück von euch wende. Aber kalt und ruhig werde ich auf meiner sichern Veste stehen. Ich werde nimmer kommen, und wolltet ihr mir all eure Jugend zur Sühne schlachten. Nur wenn ich rathlos euch unglücklich weiß, und alle Welt wieder in Verwirrung und Unheil sich gelöst, dann erst ist meine Sendung zu ihrem Ende gekommen ... dann werd

ich mit grimmiger Hohnlache von dannen fahren und wiederkehren, von wo ich hergekommen.“ [1]

In Paris waren inzwischen die Diplomaten beschäftigt, zwischen Frankreich und den Verbündeten Frieden zu schließen und mit ihm zugleich die Grundlage der neuen in Europa zu gründenden Ordnung zu legen. Görres wußte sehr wohl, daß Diplomatenkunst und Diplomatenklugheit noch selten etwas dauerhaft Gutes geschaffen; aber daß man, wie das Gerücht ging, Frankreich für alle seine Schandthaten noch mit Länderbesitz lohnen, Deutschland aber, so lebendig jetzt, wie eine Leiche zerstücken und aushauen wolle, daß blutend und zuckend vor Zorn die Glieder sich zusammenkrampfen mußten: „solche Schande, sollte man glauben, könne kein teutsches Herz nur denken, keine Zunge sie von sich geben, noch auch ein Ohr sie sich zum Anhören bieten lassen. Teutschland steht harrend jetzt, was ihm für alle seine großen Opfer werden soll; aller Augen sind auf das Werk gerichtet, und so schlechter Rath sollte am Ende kommen aus guter That, und so entsetzlich alle gerechte Erwartung betrogen sein [2]. — Was könnte vorkommen in diesem Frieden, das zu verheimlichen wäre, wenn Jeder nur die gute Sache und die Ehre will? Weist ihr die Lebenden auch weg, die Todten lassen sich nicht irren: die Tausende der edelsten Jünglinge, die gefallen, weichen nicht, bis sie inne werden, welcher Vortheil durch ihren Heldentod dem Vaterlande zugewachsen. Für sein Heil und sein künftiges Wohl sind sie gestorben, und darum wollen sie, daß, was sie um ihres Lebens theuren Preis erworben, den Nachgelassenen nicht verloren sei.“ [3]

---

[1] Polit. Schriften I. 245, 362, 379.

[2] Ebendaselbst 410. „Der künftige Friede“.

[3] Ebendas. 435. „Uebersicht der neuesten Zeitereignisse im Mai 1814“.

Am 30. Mai 1814 wurde der erste Pariser Friede unterzeichnet. Als die Bedingungen offenkundig wurden, bedauerte Görres freilich laut, daß man es keinem Theile zu Dank gemacht und namentlich wieder Deutschlands Interesse vernachlässigt habe, aber er enthielt sich aller weiteren Lamentationen, „weil, was unwiderruflich fest abgeschlossen, mit unwilligen Reden anzugreifen eine Thorheit ist... Lieber wollen wir uns darum gegen die andere Seite wenden und die murrenden Geister zu besänftigen versuchen, indem wir dahin, wo Handeln gilt und Einwirkung möglich ist, den Blick zu lenken suchen.“ [1]

Es war die Zeit des Auf- und Ausbaues unseres deutschen Vaterlandes, die Zeit der endlichen Regelung der inneren Verhältnisse gekommen. Dahin suchte nun Görres den Blick seiner Zeitgenossen zu wenden, denn da galt Handeln, und war noch Einwirkung möglich. Er ehrt die Fürsten, „als die im Begriff der Persönlichkeit sichtbar gewordene Idee des Staates. Groß wollen die Völker die Fürsten haben, weil ihre Erniedrigung durch Feindeshand sie tief verletzt; aber sie sollen groß werden im Frieden, wie sie es eben im Kriege geworden sind, durch den freien Willen, die Liebe und die Begeisterung der Völker, und weil sie herrschen im Rechte und im Gesetze, das die Natur ins menschliche Herz gegraben.“ [2]

Doch nur da kann von wahrem Frieden, nur da von guten Verhältnissen die Rede sein, wo Wahrheit ist und Freimüthigkeit, sie zu verkünden. Dahin war das ganze Streben des „Rheinischen Merkur“ gerichtet. „Tribunen,“ sagt er in dem schönen Aufsatze ‚Die teutschen Zeitungen‘, von denen er ein klares und für unsere Zeit

---

[1] Ebendas. 449. „Der Friede zu Paris“.

[2] Ebendas. 473. „An die Leser des ‚Rheinischen Merkur‘“.

sehr interessantes Bild entwirft, „Tribunen sollen sie die große Wahrheit vertreten, sie sollen der Mund des Volkes und das Ohr des Fürsten sein. Was Alle wünschen und verlangen, soll in ihnen ausgesprochen werden, was Alle drückt und plagt, darf nicht verhohlen bleiben; Einer muß sein, der da die Wahrheit zu sprechen verbunden ist, unumwunden ohne Vorbehalt und Hinderniß. Denn nicht geduldet, nein, geboten muß die Freimüthigkeit in guter Verfassung sein, der Redner soll als eine geheiligte Person dastehen, so lange, bis er durch eigene Schuld und Lüge sein Recht eingebüßt. Die solcher Freiheit entgegenarbeiten, machen sich verdächtig, daß Bewußtsein eigener großer Schuld sie drückt: wer recht handelt, scheut nicht die offene Rede." In dieser Sprache edler Freimüthigkeit tadelt denn auch Görres noch in demselben Aufsatze das bisherige Mißverhältniß zwischen Fürst und Volk und zeigt, was von dieser Seite geschehen müsse, um wieder zu gesunden Verhältnissen zu gelangen. „Bisher ist es so gehalten worden, daß die Fürsten mit ihren Räthen auf der einen Seite standen, und die Völker mit ihren Wünschen und Ansprüchen auf der andern, und daß selten nur eine unmittelbare Gemeinschaft die Einen mit den Anderen verknüpfte. So ist es denn nur zu oft gekommen, daß beide einander entfremdet worden; daß der beste Willen der Fürsten verloren ging, weil ihm die feste, breite Begründung in der Nation gemangelt; und daß die gerechtesten Erwartungen der Völker in Nichts aufgegangen, weil ihr Ausdruck nicht zum Ohr derjenigen hat bringen können, die sie allein zu verwirklichen im Stande waren. Aber auch hier hat die Zeit ganz ein Anderes herbeigeführt; sie hat durch das große Gottesurtheil des Krieges klar gemacht, daß diese Scheidung in der Wurzel verderblich ist. So lange nicht die Völker mit den Fürsten in den Streit gezogen, sind alle Anstrengungen zu Schanden worden.

Erst als die Gesammtheit sich erhoben und ihre Herzen in die Mitte genommen und eine starke Schildburg um sie her gezogen, sind alle Angriffe des Feindes an dem undurchdringlichen Erz gescheitert. Wie im Kriege also die alte urteutsche Form als heilbringend sich bewährt, so soll sie auch im Frieden geehrt und angenommen werden. In der Mitte Aller ist der Ort des Fürsten, um ihn her seine Edeln und die Führer; in weitem Kreise aber umfasse Alle das Volk: ein großer offner Rath, wo mit dem Schilde das Zeichen des Beifalls und des Mißfallens gegeben wird. Die Stimmen aber, die da kundthun die Meinung der Versammlung, seien Herolde aus der Menge ausgewählt, als Männer bewährter Treue und geprüfter guter Gesinnung."

Im Näheren legt Görres seine Ideen über die Gestaltung Deutschlands nieder in dem Aufsatze „Die teutsche Verfassung": „Was uns Noth thut vor Allem, und was zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Auslande gegenüber.... Die Fürsten müssen vor Allem erkennen, daß sie dieselbe Liebe, Treue, Ergebenheit und den gleichen Gehorsam, den sie von den Untergebenen verlangen, auch ihrerseits der Gesammtheit und dem Vaterlande schuldig sind; daß dieselbe Einigkeit und Einheit, die ihre besondere Herrschaft stark macht und kräftigt, auch nach aufwärts allein das Ganze, und in ihm auch wieder ihr Besonderes bleibend und bestehend machen kann. Die Völker müssen sich in gleicher Weise überzeugen, daß ohne einen entschiedenen, kräftig bestimmten öffentlichen Geist der Wille der Fürsten fürs gemeine Wohl ohnmächtig ist und daß, wenn sie in Lässigkeit versinken, der gesammte Verband nothwendig zu Grunde gehen muß." [1]

Um aber auch mit sichtbaren Banden das Ganze zu

---

[1] Polit. Schriften II. 3, 9 f., 94, 96.

verknüpfen, hält er Zweierlei für nothwendig: eine „Centralgewalt", welche jenen beiden Mächten (Oesterreich und Preußen) anvertraut werden müsse, die zugleich mit Reichslandschaften über andere beträchtlich große Ländermassen herrschen, und welche die Einheit hüten, nach Außen hin das Reich vertreten, die Kriegsmacht handhaben solle u. s. w. — und einen „Reichstag", den die Fürsten bilden, unter dessen Vorsitz die gesetzgebende Gewalt geübt, und von der Vertretung des Volkes Wünsche und Meinungen gehört und zur Geltung gebracht werden sollen. Die Vertretung des Volkes aber müsse sich aufbauen auf den drei Säulen, auf welchen alle ständische Verfassung gegründet sei, auf dem Lehrstand, hauptsächlich in der Geistlichkeit dargestellt, dem Wehrstand mit seinem Haupte, dem Adel, und dem Nährstande, repräsentirt durch die Masse des Volkes, das den Ackerbau und den Handel betreibt.

Am 20. September 1814 wurde der Wiener Congreß eröffnet; ganz Europa wartete in Spannung, Deutschland in Hoffnung und zagender Furcht. Hier sollte ja über die Geschicke des Vaterlandes berathen, und die Regelung seiner Verhältnisse endgültig vorgenommen werden. Görres hatte schon vorher an die Gebrüder Grimm geschrieben: „Vom Congresse erwarte ich nicht Alles, aber viel Gutes." Aber als das Geheimniß, in das der Congreß sich zurückgezogen, allmählich anfing, sich aufzuhellen, und Görres auf Grund mannigfacher Mittheilungen aus Wien, so von Jakob Grimm, der als hessischer Legationssecretär den Verhandlungen nicht fern stand, das wahre Wesen und das eigentliche Wollen und Wünschen der Congreßmitglieder kennen lernte, da schwand schon ein gut Theil seiner früheren Hoffnung, und trauernd rief er aus: „Wenn die Entwürfe jener föderalistischen Partei zur Vollziehung kommen, dann wird Teutschland siechen an demselben Ge-

brechen, an welchem es seit so langer Zeit verblutet: dem vielgestaltigen Willen unter einer kraftlosen vollziehenden Gewalt; das Grundübel, was von je alle Völker im Kriege schnell verdorben und im Frieden langsam entkräftet hat."[1]

Auch an der Neige des Jahres hatte der Congreß noch nichts Gedeihliches und Erfreuliches zu Tag gefördert. Der „Merkur" aber sagte in seiner Betrachtung „Zum Schlusse des Jahres (1814)" mit Luther kurz und treffend: „Die Fürsten sind unseres Herrgotts Kartenspiel; so spielt er auch jetzo durch sie mit dem Teufel, und wird sicher zuletzt das Spiel ihm abgewinnen. Der Apfel der Zwietracht ist hineingeworfen, es streitet und braust und gährt, bis die Noth endlich zum Rechten treibt." Der Haber wuchs von Tag zu Tag, die Gegensätze traten immer schärfer hervor, und der Congreß lieferte die treffendste Illustration zu dem alten Satze: Quot capita, tot sensus! An eine freie, gütliche Vereinbarung der Fürsten über eine Verfassung Deutschlands war nicht mehr zu denken, und unter solchen Umständen konnte auch die Idee einer österreichisch-preußischen Centralmacht, wenn vielleicht fürs Erste auch realisirt, doch für die Dauer nicht gehalten werden.

Als letztes Mittel zur Ausgleichung jener Streitigkeiten, zur Beschwörung jener drohenden Gefahren, deren schwarze Schatten schon in scharfen Umrissen am politischen Horizont aufstiegen, als einziges Heil und einzige Rettung für das arme Vaterland erkannte Görres die Wiedererrichtung des Kaiserthums und die Uebertragung der Kaiserkrone an das Haus Habsburg-Lothringen. Nachdem er diese Frage schon früher, so in dem Aufsatze „Krieg und Frieden", angeregt hatte, ließ er ihr in recht gründlicher Weise nach allen Seiten hin und unter Beibringung aller Gegengründe

[1] Polit. Schriften II. 214. „Uebersicht der neuesten Zeitereignisse im November 1814".

und Einwürfe eine lange Erörterung zu Theil werden in dem herrlichen und mit Recht berühmt gewordenen Aufsatze „Der Kaiser und das Reich", ein Gespräch in dialogischer Form, das von einer beim Fürsten von S. in Wien zusammengekommenen Gesellschaft von zwölf Personen geführt wird, Personen aus allen deutschen Landen und Völkerschaften mit den verschiedensten religiösen und politischen Glaubensmeinungen, jede mit scharf ausgeprägter Individualität. Dieselbe Idee verficht er gleich positiv und präcise in dem weiteren Aufsatze „Congreßangelegenheiten"; „möchte nur noch einmal in die Herzen der Monarchen die religiöse Stimmung wiederkehren, die sie ergriffen, als sie auf dem Schlachtfelde von Leipzig gekniet, und Teutschland wäre als das heilige Reich von Neuem geweiht auf Jahrhunderte. — Hört doch nur aller Orten hin im ganzen Reiche, was Jung und Alt und Groß und Klein zum Werke sagen; Alle werden auf eure Frage in Einfalt des Herzens erwidern: Einen Kaiser sollt Ihr uns wieder geben, wie wir seit undenklichen Zeiten ihn gehabt, wie er unser Schützer und Führer gewesen ist in aller Fährlichkeit und Noth und uns gehandhabt hat gegen unserer eigenen Fürsten Ueberdrang im Frieden und gegen des Feindes Wuth im Krieg. Ihr dürft nicht suchen, wo ihr diesen ausfindet, er ist nicht verborgen vor Euern Augen, er ist keinem Herzen fremd, Alle rufen nach ihm mit freier voller Stimme, ihm, dem Bewährten, haben Alle längst die Würde zugesprochen... Oesterreich, um seiner Macht und Gewalt und früherer Verdienste willen, gebührt die Kaiserkrone... Das Reich, wo es nicht mit Oesterreich ist, ist gegen Oesterreich."

Daß er übrigens nicht aus irgend welcher Voreingenommenheit für Oesterreich diesem die Kaiserkrone zuerkannte, sondern im Gegentheile auch dessen Fehler sehr wohl im Auge hatte und öffentlich zu tadeln wußte, beweist der Aufsatz:

„Frage an Oesterreichs Politik", und noch mehr „Oesterreichs Finanzen und Papiergeld", worin die schlechte Verwaltung der Finanzen seitens der Regierung die schärfste Rüge erhält. Preußen dagegen, so meint er, habe durch Ordnung in der Verwaltung und rührige Thätigkeit aus seinem weit hoffnungsloseren Zustande sich wieder herausgerissen und seine Finanzen wieder hergestellt.

Ende Februar 1815 schien der „geometrische Theil" der Arbeiten des Congresses abgethan. „Alle haben gewonnen, nur das arme Teutschland ist wie gewöhnlich zu kurz gekommen. — Die Völker kamen nun und fragten, was fertig geworden, und man hatte Nichts vorzuweisen; nicht eine Note, die des Menschen Herz erfreute, ist zu Tage gekommen."

Da plötzlich, als zu Wien die Wächter schliefen und die Herren um den Mantel stritten und würfelten, schlug wie ein betäubender Donnerschlag aus wolkenlosem Himmel die Schreckenskunde an das Ohr der Mächtigen und der Völker: Der böse Geist, den man sorglos sich selber zur Bewahrung übergeben, hat den Stein von seiner Höhle auf Elba weggerückt. Napoleon ist in Frankreich gelandet! Unter der Ueberschrift „Napoleon in Frankreich" sendet nun der „Rheinische Merkur" in mehreren Nummern nacheinander seine Feuerworte in alle Welt hinein, Fürsten und Völker bittend und beschwörend, nun nicht ferner mehr zu harren und zu hadern. „Wir wollen nicht mehr das Spiel dieses morschen, kraftlosen Geistes, ohne Weltverstand und Naturtrieb sein; auf uns wäre das Unternehmen des wiedergekehrten Tyrannen abgesehen; die ihn gerufen, wollen ihren Wütherich wieder an der Spitze haben, damit sie von ihrer Demüthigung sich an uns erholen können, damit ihr Geiz die verschütteten Goldquellen sich wieder eröffne; damit sie bei uns wieder rauben und in ihrem Hochmuth gebieten mögen. Darum ist uns auch die kräftigste Wehr aufgegeben; unsere Fürsten

werden schnell beschließen, wo die Noth gebietet; wir müssen zuspringen und Antheil nehmen, ehe die Flammen, wie es uns so oft geschehen, uns wieder über dem Kopfe zusammenschlagen.... Drum eile man, den Kaiser auszurufen und den Ständen im ganzen Reiche denselben Tag zur Versammlung festzusetzen; setze man an die Spitze des Werkes diejenigen, die durch Kraft und Nachdruck die Gewähr ihres Berufes haben; betreibe man nicht so lau und halb wie bisher die Volksbewaffnung, sondern mache man allen Ernstes wehrhaft in allen Gauen Teutschlands, was Waffen zu tragen im Stande ist, damit nöthigen Falls eine bewaffnete Völkerwanderung den Heeren folgen mag." [1]

In zwanzig Tagen hatte Napoleon mit seiner Garde Frankreich erobert. „Auf Rath weyl, zur That eil!" rief da Görres den Fürsten und Völkern zu. „In Frankreich haben die höllischen Mächte wieder ihren Mittelpunkt gefunden, ihr Lucifer ist zurückgekehrt; Alles läuft und rennt in schnellster Eile zu den Waffen; jeder hat seinen Theil und seine Stelle angewiesen; die Mitte sammelt all ihre Kraft in einem Punkte, und in ihm steht der arge, nichtswürdige Locke und hat dem teutschen Thor den starken Hammer mit List entwendet. Wir müssen ihn wieder holen gehen. Wie aber sind wir zu diesem Werke ausgerüstet? Haben wir den Schwerpunkt auch gefunden? Ist unsere Kraft in einer Einheit auch gesammelt? ... Von allem dem ist uns Nichts kund geworden... Darum, ihr Machthaber, laßt beim Heile eurer Völker euch beschwören, endlich einmal die Zeit in ihrer Tiefe zu begreifen und oberflächlichem Rathe der Schwachen ferner kein Gehör zu geben! Begreift, daß gegen die neue Gefahr ein neuer Geist aufgeboten werden muß, daß aber alle Worte dazu gänzlich kraftlos sind und Thaten der Entsagung und der Gerechtigkeit

[1] Polit. Schriften II. 245, 453, 464.

ihn allein erwecken mögen.... Haben die Räuber ihren kaiserlichen Hauptmann sich zurückgenommen, dann müßten die teutschen Fürsten von Gott verlassen sein, wenn sie länger noch einen Augenblick zögerten, sich ein oberstes Haupt zu setzen, das alle ihre Anstrengungen zum rechten Ziele leite. Darum werde Franz als aller Teutschen Kaiser ausgerufen; aber er werde nicht als ohnmächtiges Schattenbild hingestellt, wozu sich vielleicht noch wohl der Congreß verstanden hätte, sondern bekleidet mit der ganzen Würde der alten Kaiser, und ihm die oberste Leitung aller Kriegsgewalt anvertraut. Und aller Hochmuth soll sich beugen vor dem selbstgewählten Oberhaupte, damit ihm nicht die Demüthigung werden möge, zu knieen vor dem fremden Räuberkönig."

Inzwischen waren die Gefahren immer drohender geworden; der „Höllenfürst, mit Prunk und Stärke angethan", stand wieder da in der alten Glorie und Herrlichkeit, Napoleons neue Politik, aus lauter „Sonntagsworten" bestehend, fing an, gefährlich zu werden, und noch immer war Deutschland zu keinem festen politischen Körper geworden. Da rief der immer wache Wächter von seiner hohen Warte herab den Völkern zu: „Ihr Völker aber, laßt durch den Wolf im Schafspelze in keiner Weise euch bethören! Haltet fest an eurem Hasse gegen dieses Volk und seid sicher und tief in euerm Herzen überzeugt, daß aus dieser Mördergrube, aus dieser ruchlosen Hauptstadt und dieser wilden Brut, die eine fünfundzwanzigjährige Revolution aufgesäugt, der Menschheit nie ein Heil erwachsen mag; sondern daß alle Worte, die sie reden, vom Vater der Lüge eingegeben und allein auf den Trug gerichtet sind."

Und zu den Fürsten gewandt: „Ihr Fürsten, laßt durch die Stimme eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich, wenn es noch möglich ist, die Netze, die euch verstricken.... Wie ein neues Heer geschaffen worden und ein neuer jugendlicher frischer Geist in den Kleindienst hineingefahren

und nun im Felde jene Wunder hervorgebracht, die wir gesehen: so muß auch im Cabinete in den Kamaschendienst der Diplomatie endlich ein neues Leben kommen, die Politik muß sich verjüngen, und der Quell frischer Jugendkraft nicht länger in die Wüste abgeleitet werden, daß er die Höfe tränke, wie er das Volk getränkt, damit beide nicht länger trennend sich auseinander scheiden. — Wahrlich, das Herz blutet Jedem in tiefster Brust, dem sein Vaterland werth ist und geliebt, sieht er also die Höhen, die heiter und sonnenbeglänzt ins Land herniedersehen sollten, tief umnebelt und bewölkt, und gewahrt er den bösen Geist, der aus dem Dunste Truggestalten emsig formt und ballt zum Verderben und Irreleiten. Verargt nicht den Zorn, der aus so Vielen redet, es ist der heiße Liebesathem, der jenen Heerrauch aufbrennen möchte, nur darum wendet er sich so oft unmuthig in die Vergangenheit, damit in ihrem Spiegel die Gegenwart sich besinnen lerne und endlich den Grund zu einer bessern Zukunft lege.... Wahrlich, es thut noth, daß die Zeit in ihrer furchtbaren Bedeutung endlich begriffen werde.... Seht den Drachen, wie er mit seinem Schweife ein ganz verblendetes Volk mehr und mehr umschlingt und euch entgegenwirft; seht, wie sie, bekannt mit allen Künsten der Verführung, Feuerbrände nach allen Seiten schleudern und eine Hölle in lichtem Brand entzünden! Hört den Jubel, der euch von allen Seiten entgegenhallt, und urtheilt, ob durch gewöhnliche Mittel solcher Gefahr begegnet werde, ob auf dem Geschäftswege solch Unwetter sich beschwören lasse! Heuchlerisch kalter Despotism mitten in der Feuerlohe des Jacobinism ein von Blutdurst und Uebermuth wahnsinniges Heer beherrschend: wo hat je sich ein Verein von solcher Furchtbarkeit gefunden? Und dieser Gefahr sollten wir in unsicherm Verbande, die Schwachen vorauf und nicht die Starken, entgegen gehen. Schon dröhnt und kracht das alte europäische Gebäude in allen seinen Fugen; es heulen

unterirdische Stürme in den Höhlen unter unseren Füßen; in leichten Zuckungen bebt schon die Erde und kündigt das Nahen der unterirdischen Gewalten an, und wir wollen nicht aus unseren alltäglichen Geleisen weichen; wir bleiben immer in unsern morschen, wankenden Kanzleistuben, bis sie über unserm Haupt zusammenbrechen und uns zerschmettern. Was würde Alles uns verschlagen, stünden wir in rechter Fassung fest auf unserer Erde, jedes an seiner Stelle, klar und licht die Gefahr überschauend und unsere Mittel ihr entgegen ordnend; aber diese Verblendung, die uns überschattet seit so langen Jahren, sie ist das einzig Furchtbare: denn wenn die Schicksalsmächte den Untergang beschlossen, dann verhüllen sie das Haupt ihres Opfers mit dunklem Qualm, damit es in der Finsterniß in sein Verderben renne."[1]

Das ist der glühend heiße Erguß eines flammenden Patriotenherzens, wie er nicht reiner und wärmer sein kann. Da muß man fürwahr in unmuthsvollem Staunen fragen: wie kann es Menschen geben, die unserm Görres wahre, feurige Vaterlandsliebe abzusprechen sich getrauen?

„Der Feind hat uns wirklich den Angriff abgenommen," schrieb er bald darauf in dem Artikel „Kriegsanfang", „weil wir nach großer, lobenswerther Eile eine lange, unnütze Weile folgen ließen. Daran ist die Politik Schuld gewesen, die kein Vertrauen hat auf Gott, weil sie in ihrem Dünkel von ihm abgefallen, keines auf sich selbst, weil sie ihrer eigenen Nichtigkeit insgeheim sich allzu lebhaft bewußt sein muß, keines auf den Menschen, weil sie überall im Augenspiegel nur ihr eigenes Bild erblickt." Eine treffliche Charakteristik auch der „liberalen" Politik unserer Tage, die gar vor aller Welt die Heuchelei für erlaubt erklärt.

---

[1] Polit. Schriften III. 1 ff., 13 ff., 23, 40 ff., 108.

Aber im Augenblicke, als im Jubel über die anfänglichen Erfolge des napoleonischen Heeres die Hauptstadt der Franzosen und ein Theil ihres Landes sich berauschte, da hatte Gott, „der die Geschichte zornig aus den Händen der Blöden weggenommen und sie Stärkeren anvertraute, sie geschlagen, verworfen und zerbrochen“[1]. Die Schlacht bei Belle-Alliance hatte den Hochmuth des Usurpators gebrochen. Wiederum ließ der große Seher des „Rheinischen Merkur“ sein mächtig Warnungswort an Europas Fürsten und Völker erschallen, den herrlichen Sieg, den Gott verliehen, auch in aller Klugheit auszunutzen, damit die 30,000 Menschenleben nicht umsonst geopfert wären: „Millionen Augen sind darauf gerichtet, Millionen Herzen im Zorn entbrannt! Alle wollen wissen, wofür gestritten und gelitten, wofür geblutet wird . . . Das Gemüth aller sinnigen Menschen, die Zeugen sind der großen Ereignisse, ist bis auf den Grund bewegt, und die Geschichte ist ihnen wie Gottesdienst geworden, den sie mit Andacht und Erhebung feiern, und so leer und hohl ist Keiner, daß er nicht einen vorübergehenden Schauder fühlt. Darum nehmt, was euch Großes geboten wird, auch mit großem Sinne auf; leset die Worte, die mit Glühschrift über euern Häuptern am Himmel geschrieben stehen; handelt in dem Geiste, der in den Geistern treibt; wollet die Feuertaufe, die die Zeit empfangen, nicht mit lauem Wasser wieder löschen, und sorgt, daß die Geschichte und Gott in ihr endlich würdige Diener finde, und nicht Alles durch sich selbst und nur durch unwillige Knechte vollbringen darf.“[2]

Und wirklich waren dießmal die Verbündeten auch besser auf ihrer Hut, sie trauten dem französischen Gaukelspiel

---

[1] Polit. Schriften III. 112. „Die Folgen der großen Schlacht bei Belle-Alliance“.

[2] Ebendas. 126 f. „Fortsetzung des Krieges“.

nicht mehr, und selbst als Napoleon förmlich aller Regierung entsagt, ließen sie sich in keine Verhandlungen ein, sondern unaufhaltsam drangen ihre Heere gegen die Hauptstadt des feindlichen Landes vor. „Glück auf, Du alter Degen, auf Deinem Siegeszug!“ rief Görres seinem wackeren Freunde, dem alten Marschall Blücher, zu. „Dir hat Gott die Sündenstadt in Deine Hand gegeben, daß Du gehest und die Frevler überfallest in der Höhle, wo sie argen Trug mischen mit guten Reden und tiefe Bosheit mit verruchter Heuchelei, und Lüge mit Wahrheit fälschen, und daß Du sie züchtigest für alle Bosheit, die sie ausgeübt! . . . So thue denn keck den letzten Wurf, Du wirst ihn sicher gewinnen, wo die Freunde mit Dir halten. Ob jene jubeln, ob sie murren, ziehe Du mitten durch sie ernst hindurch, Dein ist die Ehre, Preußen hat sie wohl verdient, darum wird sie ihm zu Theil werden.“

Aber trotz seines großen durch die Vaterlandsliebe bedingten Franzosenhasses wollte er dennoch dem besiegten Feinde kein Unrecht zugefügt wissen. „Sorgen wir vor Allem: daß wir das Recht auf unserer Seite halten und selbst an den Ueberwundenen kein Unrecht üben.“

Die Heere der Verbündeten waren in Paris eingezogen und hatten Ruhe. Es begann das Schachspiel der Diplomaten. Görres untersuchte nun in einem äußerst scharfsinnig durchgeführten, scheinbar höher inspirirten Aufsatze: „Gegenwärtiger Stand der diplomatischen Verhandlungen in Paris“, Satz, Stellung und Verhältniß der kämpfenden Parteien, um zu sehen, ob die Zeichen zum Verluste oder Gewinne deuteten. „Rußland,“ heißt es darin, „will wie England keine Abtretung von Seiten Frankreichs. Alle seine Zwecke sind erreicht, Finnland ist ihm gewährt und Polen ihm zugefallen, in dem reichen Besitz, den es im Süden sich erworben, bleibt es ungestört, Frankreichs Macht ist fern von seinen Grenzen abgetrieben,

und es besorgt keinen weiteren Angriff von dieser Seite. Darum will es die Franzosen nicht weiter sinken lassen und sucht in ihnen einen Bundesgenossen für künftige Vergrößerungspläne gegen Oesterreich, Preußen und England sich zu erhalten und zu schonen."[1] Vieles, was Görres mit seinem Seherblick vorher geschaut und gesagt hat, hat sich im Laufe der Zeiten eingestellt. Dieß ist eines jener Worte, die noch in Erfüllung gehen werden — wer weiß, vielleicht in naher Zukunft!

Preußen allein hatte mit Festigkeit auf die Abtretung der ehemals deutschen Lande an Deutschland gedrungen. Das war es auch, was alle Deutschen wünschten und verlangten. Als aber die beunruhigenden Gerüchte über die Wendung, welche die Friedensverhandlungen nahmen, immer stärker wurden, und die Franzosen ausbreiteten, die Unverletzlichkeit ihres Gebietes sei anerkannt, da meinte Görres, das sei nicht wahr, ja geradezu unmöglich, denn wo wäre eine Macht vermessentlich genug, also höhnisch allem Willen und der festesten Ueberzeugung des gesammten deutschen Volkes zuwider zu thun und ihm ein solches Friedensinstrument zur Sanction zu bieten. „Ist es etwa ein Geheimniß geblieben, was das teutsche Volk von diesem Frieden will und mit Fug erwartet? . . . Sind es etwa die Gebildeten allein, die, vorwitzig der Zeit voraneilend, solche Forderung machen? So fragt doch nur in den Hütten der Bauern zu, hört den Bürger reden, vernehmt, was auf den Straßen und bei allen Zusammenkünften gesprochen wird, geht an die Weichsel, Elbe, Weser, forscht von der Donau bis zu dem Rheine, leset in den Schriften und allen Blättern, laßt die Heere sprechen, in allen Classen und Ständen vernehmt ihr die gleiche Sprache, überall ein Wort, einen Sinn, einen Ausdruck; allen erscheint das Gegentheil wie Blöd-

[1] Polit. Schriften III. 127, 153, 212.

sinn und Aberwitz; alle setzen den Fluch darauf, andere Gedanken auch nur zu denken, kaum die Möglichkeit zugebend, daß sie zur Ausführung kommen könnten."[1]

Und doch, es kam das Gegentheil dessen, was alle Deutschen so warm gewünscht und so fest erwartet hatten. Am 20. November 1815 wurde der zweite Pariser Friede unterzeichnet: Frankreich hatte nur eine mäßige Geldsumme abzutragen, von Abtretung deutscher Länder an Deutschland war keine Rede. „Was hat der Congreß von allem Versprochenen dem Volke geleistet?" so hatte er schon vorher[2] gefragt, und dann selbst darauf geantwortet: „Er hat den mit seinem Herzblut erkauften Besitz unter die Fürsten vertheilt und ist darauf fortgegangen, von dem rückkehrenden Kobold auseinander gesprengt.... Der erste Pariser Frieden hat als Sohn einen neuen Krieg geboren, aus diesem ist ein zweiter Friede als Enkel hervorgegangen und schon streckt der Urenkel das kleine Schlangenhaupt sichtbar an den Tag hervor." In einer Reihe längerer, auf der Höhe politischen Scharfsinnes stehender Artikel schildert Görres dann seinen und des deutschen Volkes tiefen Schmerz über jenes neue Machwerk einer nichtswürdigen Diplomatie, sucht in der Vergangenheit milden Trost und wendet sich mit Seherblick zu einer lichteren Zukunft. Am Schlusse des Jahres 1815, das harten Streites und schöner Eintracht, bitterer Täuschung und herzerhebender Erfüllung, starken Unmuths und freudiger Ueberraschung so viel gebracht, begrüßt der „Rheinische Merkur" in hochpoetischer Begeisterung das langsam heraufziehende Jahr 1816 und schaut am „Sternenhimmel in der Neujahrsnacht

---

[1] Polit. Schriften III. 224. „Ob Frankreich oder Teutschland seine Integrität wiedergewinnen wird?"

[2] In dem Aufsatz: „Die zweite Octoberfeier". Polit. Schriften III. 246.

von 1815 bis 1816", wie zwar bedenklich und doch auch wieder tröstlich in der Geburtsstunde des neuen Jahres die Himmelszeichen standen.

Es war eine der letzten Nummern des „Rheinischen Merkur".

XIII.

Drangsalirungen und schließliches Verbot des „Rheinischen Merkur".

Die ruhmreiche Leidensgeschichte des rheinischen Götterboten ist nicht nur charakteristisch für die muthige Haltung und hohe Bedeutung des Blattes, sondern wirft auch helle Streiflichter auf die damalige Zeit und ihre Regierungen. Aber auch für die Gegenwart bietet sie begreiflicher Weise nicht wenig Interesse, und darin mag denn auch die nachfolgende etwas ausführliche Darstellung der vielfachen Drangsalirungen und schließlichen Unterdrückung des „Merkur" ihre Entschuldigung finden.

Noch im Februar des Jahres 1815 hatte Görres an Jakob Grimm in Wien also geschrieben: „Sie wissen, in welchen Fesseln das geschriebene Wort gelegen, und sehen, wie es noch allerwärts um seine Freiheit bestellt ist; ich wäre nicht zu dieser unbedingten Freiheit gekommen, wäre ich nicht gerade auf diesem Wege vorangegangen. Jetzt bin ich plötzlich gänzlich unabhängig; sie kommen nun aus Bayern und schreien, ich sei im preußischen Solde. Aber die Blätter selbst haben das widerlegt, ehe jene mit dem Drucke ihrer Schriften zu Stande gekommen, und Preußen selbst darf mich nicht stören um seiner Ehre willen."

Freilich durfte der „Rheinische Merkur" eine Zeit lang seine gewaltige Donnerstimme allüberall hin ertönen lassen, aber nur so lange, als die Mächte ihn als die „cinquième puissance" gegen Napoleon gebrauchen konn=

ten. Als jedoch mit der Besiegung Napoleons diese Rücksicht schwand, da begann auch sofort wieder die lichtscheue Unduldsamkeit gegen jedes freie Wort ihr Haupt zu erheben, und das kühne Organ der Freien aus dem deutschen Volke wurde durch Plackereien aller Art zum Schweigen zu bringen gesucht.

Schon im ersten Halbjahr seines Bestehens hatte das freimüthige Blatt die Polizei in Aschaffenburg gegen sich in Aufregung gebracht. Und als dann bald darauf das Verbot desselben in ganz Baiern folgte, da antwortete Görres mit einem geharnischten Artikel unter dem Motto: Tu contra audentior ito! Es heißt darin unter Anderem also: „Ein Fürst," sagt ein Buch, das uns zufällig eben in die Hände fällt [1], „der den fremden Zeitungen den Eingang in sein Reich verwehrt, macht sich eines bösen Gewissens verdächtig und rüstet sich vielleicht zur Tyrannei. Er will in Finsterniß wohnen, wo sich unreine Geister um ihn her versammeln können, mit welchen er alle Keime freier oder vernunftmäßiger Gedanken bis auf die letzten Aeußerungen des guten Willens vertilgen wird . . . Gewiß ist, daß eine Regierung gegenwärtig nicht gründlicher bei allem Volke sich gehässig machen kann, als wenn sie die freie Aeußerung der Ueberzeugung, worauf die Teutschen von je so viel, und jetzt am allermeisten gehalten haben, zu unterdrücken sucht; sie müßte arge Schulden und Gebrechen zu bedecken und zu verhüllen haben, wenn der geringe Nutzen den großen Nachtheil überwiegen sollte." [2]

Schnell folgte nun auch Württemberg, und diesem hinwiederum Baden nach. Aber aus allen diesen Theilen kamen zahlreiche Briefe an den Herausgeber des „Merkur",

---

[1] Anthropologische Abhandlungen von K. L. Pörschke, Königsberg 1801.

[2] Polit. Schriften II. 21 f.

die dessen Verbot um seinetwegen, ihrer selbst und auch der guten Sache willen lebhaft bedauerten und nun auf geheime Weise des unentbehrlich gewordenen Blattes habhaft zu werden suchten. In Heidelberg schlug Professor Thibaut vor, der Senat der Universität solle den Antrag stellen, daß die Gelehrten nach wie vor die Zeitung lesen dürften.

Je höher das Ansehen des „Merkur“ stieg, und je mehr er die Blicke Aller auf sich richtete, desto empfindlicher war auch jedes Wort des Tadels für den Getadelten, und desto größer und zahlreicher wurden für Görres die Unannehmlichkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, zumal er niemals schwieg, wo die Pflicht und das allgemeine Wohl ihn zu reden zwangen. „Seit er die Leitung des Blattes übernommen,“ meint die Herausgeberin seiner Schriften, „sind wohl wenige Tage vergangen, an denen nicht Ansprüche oft der entgegengesetztesten Art an ihn gelangten.“ Als Beleg hierzu theilt sie einen längern Brief[1] mit, den Görres an den Verfasser eines Artikels schrieb, der in Nr. 142 des „Rheinischen Merkur“ erschienen war und darüber Beschwerde führte, daß preußische Offiziere wieder anfingen, sich häufig der Schimpfwörter, wie Racker, Canaillen und dergleichen gegen die ihnen untergebenen Soldaten zu bedienen. Im Hauptquartiere des Generals Kleist war man nicht wenig über diese „Frechheit“ des Blattes erbost, da der General meinte, „all' dergleichen gehöre nicht für's Publicum, sondern allein für ihn“ und Görres hätte an ihn die Sache berichten müssen. Eine ganze Reihe von Vorladungen, Androhungen und unliebenswürdigen Besuchen war die Folge des Artikels.

„Ihren Eintagsarrest,“ schrieb Mitte August 1814 Creuzer an Görres, „erzählte mir vor einigen Tagen ein Reisender mit allen komischen Umständen.“ Wahrscheinlich ist

[1] Polit. Schriften III. 388.

damit jener Arrest gemeint, den ihm der Artikel „Sachsens Pflicht und Recht“ eingebracht, worin er aus höhern politischen Gründen und um der Wortbrüchigkeit des Königs Friedrich Augusts willen, der ohne Noth das ganze Geheimniß der von Seiten der Verbündeten mit ihm angeknüpften Unterhandlungen an Napoleon verrathen hatte, Sachsen in Preußen einzuverleiben rieth. Damit hängt jedenfalls auch die Anekdote zusammen, welche uns Guido Görres aufbewahrt hat, daß nämlich einst ein sächsischer höherer Offizier außer sich vor Zorn über einen Artikel des freimüthigen Blattes zu ihm gerannt und, die Hand an den Degen schlagend, entehrende Schimpfworte gegen ihn ausgestoßen habe. Ohne sich jedoch im mindesten hierdurch einschüchtern zu lassen, hielt Görres die flache Hand vor den Mund und sprach: „Die Schimpfworte, welche Sie mir da zugeschleudert, setze ich auf die flache Hand und blase sie Ihnen wieder zurück.“ Den Degen fürchtete er nicht.

Helleres Licht verbreitet hierüber eine auch in anderer Beziehung interessante Ordre[1] des mit Görres befreundeten preußischen Generals v. Thielemann, welche vom 31. Juli 1814 datirt und an die Generale des dritten Armeecorps gerichtet ist: „Ich halte es für nothwendig, Ew. u. s. w. von folgendem Vorfalle in Kenntniß zu setzen, damit Sie im Stande sind, die öffentliche Meinung zu berichtigen, wenn es nothwendig sein sollte. Der hier (in Koblenz) lebende Verfasser des ‚Rheinischen Merkur‘, Dr. (sic!) Görres, hat in diesem Blatt einen Aufsatz bekannt gemacht unter dem Titel ‚Sachsens Pflicht und Recht‘, worin er die jedem Sachsen so heilig sein sollende Untheilbarkeit des Vaterlandes auf die wünschenswertheste Weise als eine pflichtmäßige Forderung beweiset, den übrigen Tu-

---

[1] Dieselbe ist der Zeitschrift „Die Biene“ vom Jahre 1843 entlehnt.

genden des Königs alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihn aber wegen seines Ueberganges von Prag der Wortbrüchigkeit beschuldigt. Der Hauptmann D. von der Garde hat sich für befugt gehalten, den Advocaten des Königs von Sachsen zu machen, und hier in meinem Hauptquartier ohne die geringste Anfrage sich erlaubt, den Professor Görres mit bewaffneter Macht aus seinem Quartiere holen und auf die Wache werfen zu lassen. So sehr ich nun die Anhänglichkeit des Herrn v. D. an den König von Sachsen besonders ehre, weil sein Vater wegen Veränderung der Religion von dem königlichen Hause fortwährend mit Wohlthaten überhäuft worden ist, so kann ich doch seine Handlungsweise nichts Anderem, als einer Zerrüttung des Verstandes zuschreiben, welches aus der in Torgau bewiesenen zügellosen Anhänglichkeit an die Franzosen fast unwiderruflich hervorgeht, und habe ich ihn deßwegen sofort zum Depot nach Sachsen versetzt. Hierbei muß ich bemerken, daß ich den Ausfall (?) des Dr. Görres auf den König von Sachsen von Herzen tadele, mich aber ebenso wenig, wie die Armee, aus zweierlei Gründen gar nicht für berechtigt halte, officiell als Advocat des Königs von Sachsen aufzutreten: 1) weil die verbündeten Souveräne die Handlungsweise des Königs von Sachsen selbst für nichts Anderes angesehen haben; 2) weil ich mich um so weniger befugt halte, der durch die allerhöchsten Behörden tolerirten Preßfreiheit des Dr. Görres Schranken setzen zu wollen, da die Preßfreiheit als das Palladium der Freiheit der Völker und als das schönste Kleinod der errungenen Siege von jedem Vernünftigen angesehen werden muß. Glaubt Jemand privatim den Dr. Görres widerlegen zu können, so steht einem Jeden der Weg der Presse und der öffentlichen Blätter offen; glaubt aber Jemand als Staatsdiener es thun zu müssen, so muß ich hierbei feierlichst erklären, daß jeder Sachse des Eides gegen

seinen König entbunden ist und keinen andern Souverain als die alliirten Mächte anzuerkennen hat, und daß ich verpflichtet bin, einen Jeden, der einen andern Souverain anerkennen will, aus der Liste der Armee auszustreichen, welche ich im Namen Sr. russisch kaiserlichen Majestät und der verbündeten Mächte zu commandiren die Ehre habe. Ew. u. s. w. werden die Güte haben, gegenwärtiges Schreiben den Herren Regimentscommandanten, wie auch einem jeden Anderen, wo Sie es für nöthig finden sollten, mitzutheilen. Freiherr von Thielemann."

Zum Schlusse des Jahres 1814 hatte der „Rheinische Merkur" noch folgendermaßen geschrieben: „Wunderbar hat Gott so viele tausend Herzen uns zugewendet und aufgeschlossen, und wir haben nach Möglichkeit gestrebt, das Vertrauen mit aufrichtiger Wahrheit zu erwidern. Nicht daß wir uns des Erfolges irgend überheben wollten, wenn der Zweck erreicht, soll nicht mehr davon gesprochen werden; denn des einzelnen Menschen Ohnmacht ist für Nichts zu achten, und nur dadurch sind wir stark geworden, daß wir im Geiste des Rechts gehandelt und ohne Vorbehalt uns seiner Einwirkung aufgeschlossen und immer geradeaus ohne Winkelzüge vorgeschritten ... Bei der Fortdauer dieser Blätter möchten wir wie bisher, und mehr noch wie bisher, im Kampf der Parteien die gemeine teutsche Sache führen ... Es ist ehrenvoll für die preußische Regierung, unter deren Schutze diese Blätter bisher erschienen, daß wir solche Gedanken wagen konnten, und wir laden darum mit frischem Muthe Alle, die reinen Herzens sind, zum Werke freundlich ein, die Anderen werden wir freilich abzuhalten wissen [1].

Aber sein Vertrauen auf Preußen sollte bald gründlich erschüttert werden. Schon am 16. Mai 1815 wurde die

[1] Polit. Schriften II. 313 f.

erste Note gegen Görres erlassen, und damit begann die lange Reihe von Verfügungen, Androhungen, Verhaftsbefehlen u. s. w., mit denen er nun in den folgenden Jahren fast überschüttet wurde. Kaum hat jemals ein einzelner Unterthan einer Regierung so viel Unruhe, Aengsten und Kopfzerbrechen bereitet, wie Görres der preußischen Regierung, und auch wohl niemals ist in der preußischen Staatskanzlei um einer Person willen so viel berathen und geschrieben worden, wie um unseres Görres willen.

Jene erste Note war eine Zuschrift des noch beim Congresse in Wien sich aufhaltenden preußischen Staatskanzlers v. Hardenberg; sie ist in mancher Hinsicht merkwürdig genug, um sie im Wesentlichen hier folgen zu lassen: „Euer Wohlgeboren haben bisher Beweise genug gehabt, daß der preußische Staat, jeden Zwang verabscheuend, auch die Preßfreiheit begünstigt, und so wenig es meine Absicht ist, auch über politische Gegenstände einer freimüthigen Untersuchung Schranken zu setzen, die in dazu gewidmeten besonderen Werken geschehen mag, so nothwendig ist es, besonders in der gegenwärtigen Epoche, den offenbaren Nachtheil zu verhüten, welcher durch Zeitschriften und Tagesblätter entsteht, wenn unsere Feinde sie benutzen, um der guten Sache zu schaden, — wenn durch sie die Einigkeit gestört und politischen Zwecken entgegengearbeitet wird — wenn sie zu einem Tummelplatze persönlicher Angriffe werden und Mißtrauen der Regierungen unter sich und der Völker gegen die Regierungen verbreiten, wo es vielmehr hoch Noth thut, Zutrauen und das engste Zusammenhalten zu befördern. — Der ‚Rheinische Merkur‘ hat Anlaß zu den allerdringlichsten Beschwerden gegeben. — Ich will hier nicht in eine Untersuchung und Rüge des Einzelnen hineingehen, sondern bloß die Grundsätze aufstellen, nach welchen bei der Redaction künftig verfahren werden muß, wenn das Blatt fortdauern soll:

1) Muß der bittere Ton, womit die Schritte des Congresses und die politischen Maßregeln der verbündeten Mächte oft sehr ungerecht getadelt werden, unterbleiben. . . . . 2) Sind alle Angriffe einzelner mit uns verbündeter Regierungen daraus zu verbannen. 3) Darf der Krieg, den wir zu führen im Begriff sind, nicht als ein Krieg gegen das französische Volk, sondern bloß gegen Buonaparte und die, die ihm anhängen, geschildert werden. 4) Müssen persönliche Ausfälle unterbleiben. . . . . 5) Muß Alles vermieden werden, was die Leidenschaften unter den Teutschen gegen einander aufregen kann. So sind zum Beispiel die fortwährend erneuten Anregungen der Wiederbelebung der teutschen Kaiserwürde im Hause Oesterreich, welche dieses Haus selbst nicht will, zu unterlassen.

Wollen Euer Wohlgeboren Ihre geschickte Feder dazu benutzen, der Teutschen Einigkeit, Patriotismus und kräftiges Zusammenwirken zu dem großen Zweck anzufeuern; so öffnet sich Ihnen ein weites und angemessenes Feld. Ich bin überzeugt, daß es nur dieses Winkes bedarf, damit Sie den Forderungen, welche ich an Sie mache, gern und ohne Einmischung irgend einer Behörde entsprechen, da es Ihrer Einsicht nicht entgehen kann, daß sie billig und den Zeitumständen angemessen sind.“ [1]

Görres aber hielt es unter seiner Würde, ferner der Herausgeber einer Zeitschrift zu sein, der von den großen Interessen des Gesammtvaterlandes zu reden untersagt war, die jede Kritik unterlassen sollte über Politik und politische

---

[1] Polit. Schriften IV. 496 ff. Die Darstellung im Text ist nach der hier abgedruckten Schrift: „In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit“, sowie nach der in den Polit. Schriften III. 374—394 mitgetheilten „Geschichte des Rheinischen Merkur“ gegeben.

Maßregeln, und der nichts als die officiellen Bekanntmachungen, die Bulletins der Heere und der Schnack des Tages übrig blieben. In seiner Antwort an den Staatskanzler erklärte er, wie es der Charakter seines Blattes gebiete, nach wie vor das gesammte Vaterland im Auge zu behalten, und seine Ueberzeugung, daß Teutschland nur durch Wiederherstellung der Kaiserwürde in einer die Freiheit sichernden starken Verfassung geholfen werden könne, so wenig wie vorher verschweigen zu wollen. Eine Censur könne und dürfe er sich nicht gefallen lassen, die ohnehin überflüssig sei, da er sich selbst unmittelbar in Person jeder Verantwortung darbiete und es also der Verantwortlichkeit eines Dritten keineswegs bedürfe. Er müsse in dieser Hinsicht die Erklärung wiederholen, die der Jesuitengeneral dem Papst bei ähnlichem Ansinnen gemacht: „Aut sint ut sunt, aut non sint.“

Das ergo non sint ließ einstweilen noch auf sich warten, da, als Napoleon von Elba geflohen, der Congreß sich auflöste, die Heere zogen, Proclamationen an die Völker erlassen, Gelöbnisse und Versprechungen gethan, Kriegssteuern ausgeschrieben wurden und das Wehen der Begeisterung wieder die Segel des gestrandeten Schiffes füllen sollte. Als nun aber mit der Schlacht von Belle-Alliance der wieder aufgegangene Stern Napoleons zum zweiten Male untersank, um auf einer anderen Insel des Oceans, St. Helena, für immer zu erbleichen, und mit dem zweiten Frieden von Paris scheinbar für lange Zeit die Mächtigen von allen Aengsten befreit waren, da kam auch wieder für den „Merkur“ die Zeit der alten Mißhelligkeiten und Bedrückungen aller Art. Es einte sich jene „lichtscheue, gnomenhafte Partei, die seither wie der Tintenfisch in seiner Flüssigkeit so in ihrem Schatten vollkommen ungesehen und vergessen im Winkel gestanden hatte“, mit so manchen im harten Streite der zwei letzten Jahre verletzten Persönlichkeiten und

solchen, die vom inneren Frostschauer der Unfähigkeit geschüttelt den gesteigerten Anforderungen der hereinbrechenden neuen Zeit sich nicht mehr gewachsen fühlten, und alle bestürmten, noch bestärkt durch den Einfluß einiger auswärtigen Mächte, den König von Preußen, doch den unbefugten kühnen Sprecher am Rhein, der nicht aufhören wollte, von Deutschland und dem Reiche, von der Freiheit in der Einheit, von alter Zeit mit ihrem Herkommen und von neuer Zeit mit ihren Rechten dem Volke vorzusprechen, zum Schweigen zu bringen. Von Berlin aus kam denn auch bald an den Oberpräsidenten Sack in Aachen und durch diesen an den Gouvernements-Commissär gleichen Namens zu Koblenz die Weisung, „gewisse, in früheren Blättern des ‚Rheinischen Merkur' mißfällig wahrgenommene Licenzen zu rügen, keineswegs aber die in vieler Hinsicht vortreffliche und dem deutschen Gemeinwesen ersprießliche Zeitschrift überhaupt zu unterdrücken." Jene Weisung aber hatte, zumal bei dem Amtseifer des gesinnungstüchtigen Gouvernements-Commissärs, die lästigsten Censurmaßregeln für den Herausgeber des „Merkur" zur Folge.

Görres jedoch ging unbeirrt und ohne Furcht die Bahn des Rechtes weiter. Nach wie vor trat er mit seiner ganzen Person für die einmal als richtig erkannten Ideen ein, bekämpfte die Ausschreitungen der fremden Mächte und züchtigte in scharfer Weise in dem Aufsatze „Ueber die Reaction in Preußen" die Urheber des Schmalz'schen Unwesens. „Bei Preußen," sagt er in demselben Aufsatze, „gebietet es schon die gemeine Politik, daß es für seine Selbsterhaltung des Geistes Meister werde, nicht durch Hoffart, wie wohl schon eher geschehen, sondern durch die freie Unterwerfung unter das ewige Weltgesetz . . . daß es immerwährend strebe, in allen Verhältnissen sich zu einer teutschen Macht hinaufzuheben, und nicht, wie früher alles Bestreben hingegangen, Teutschland zu einer

preußischen Macht hinabzuziehen. Nur wenn dort (im Innern) die Gewalt sich selber bindet und hier (nach Außen) alle Gewaltthätigkeit unterlassen wird, kann Preußen in der Liebe des gesammten Volkes groß, stark und mächtig werden, anders wird es, früher als das Jahrhundert abgelaufen, in seinem Hasse untergehen."[1]

Hierdurch wurde nun die ihm feindliche Partei in Preußen auf's Aergste erbittert, und als nun auch ein auswärtiger Agent, welchem jene aus sämmtlichen Blättern des „Merkur" einen Auszug alles desjenigen gemacht hatten, was dessen Regierung irgendwie verletzen konnte, diesen Auszug dem Könige vorlegen ließ, da wurde denn endlich durch Allerhöchste Kabinetsordre d. d. Berlin den 3. Januar 1816 die fernere Herausgabe des „Rheinischen Merkur" untersagt, „weil Sie," wie es in der unserm Freunde zugestellten Verfügung hieß, „ganz gesetzwidrig, und ohnerachtet der an Sie ergangenen Warnungen, sich nicht entsehen, die Unzufriedenheit und Zwietracht der Völker erregende und nährende Aufsätze zu liefern und zu verbreiten, und durch zügellosen Tadel und offenbare Aufforderungen die Gemüther zu beunruhigen."[2]

Noch in der vorletzten Nummer (356) hatte Görres die zwar bittere, aber sehr beherzigenswerthe Wahrheit aufgestellt, daß elende Minister sich der Preßfreiheit aus dem nämlichen Grunde widersetzen, aus welchem Freudenmädchen die Straßenbeleuchtung hassen; und daß es nur eine gefährliche Verschwörung gegen die Machthaber gebe, nämlich die allgemeine Verschwörung der öffentlichen Meinung, welcher sie nicht nachgeben wollten.

Die allgemeinen Gründe der Unterdrückung des

---

[1] Polit. Schriften III. 348.
[2] Ebendas. 374.

Blattes lagen in der kühnen, freimüthigen Sprache und dem unerhört mächtigen Einflusse des „Rheinischen Merkur" auf seine Zeitgenossen, den eine wieder zur alleinigen Herrschaft gelangte Reaction ja nicht länger mehr neben sich dulden konnte.

Im Besonderen mochten zunächst „russische Anforderungen über ein paar Artikel gegen den Kaiser" Mitveranlassung zum Verbote des „Merkur" sein, wie Arnim auf eine Mittheilung von Stägemann hin an Görres schrieb. Eine ähnliche Mittheilung machte Professor Zeune in Berlin: „Der große Weiberjäger in Petersburg, den Sie im ‚Merkur' ‚den russischen Moloch' genannt, hat es übel genommen und hat vom König die Aufhebung gefordert." Und Görres' Antwort an letztern lautet: „Was den ‚Merkur' betrifft, so ist die Sache freilich abgethan; welchen unheilbaren Schaden der Vorgang aber Preußen in der Meinung gethan, sehen die Verständigen jetzt wohl ein, und den Blindesten und Befangensten wird sich die Ueberzeugung bald aufdrängen . . . Rußland hat die Unterdrückung gefordert und Preußen hat gehorcht: nur die Herren haben wir nach allen Siegen und Anstrengungen gewechselt, und nachdem wir bei den Franzosen erst Lakayendienst versehen, sehen wir uns sogleich nach anderer Herrschaft um. So, mit solchen Maßregeln werden Reiche verspielt und Land und Leute verdorben, solcher Blödsinn hat uns seit der Auflösung des alten Reichskörpers zu Grunde gerichtet. Es ist ein Jammer um diese teutschen Regierungen, wie sie blind und taub und stumpf für alle Erfahrung umhertaumeln und die Völker mit sich in's Verderben ziehen." [1]

Der eigentliche und letzte Grund jedoch war der, daß der „Rheinische Merkur" jener nimmersatten Gier der

[1] Ges. Briefe II. 483, 485, 489.

preußischen Politik, im Speciellen jenem schon von Friedrich II. angeregten und damals bereits mehr zu Tage tretenden Drängen und Streben derselben nach der Hegemonie in Deutschland namentlich dadurch hindernd in den Weg trat, daß er die immer noch im Volke fortlebende Idee von der Wiederbelebung des Kaiserthums und dessen Uebertragung an das Haus Oesterreich mehr und mehr zu popularisiren suchte. „Hätte der ‚Rheinische Merkur‘,“ sagt Marie Görres, „die Meinung Jener verfochten, die sagen: da Kaiser Franz 1806 die teutsche Kaiserkrone niedergelegt, so sei es nun die Bestimmung des Hauses Hohenzollern, in Teutschland an die Stelle der Habsburger als deren Erbe einzutreten, vielleicht wäre dem ‚Merkur‘ und seinem Herausgeber ein anderes Loos geworden.“

Die letzte Nummer des „Rheinischen Merkur“ erschien am 10. Januar 1816.

So war unserem Görres ein Wirkungskreis zerstört worden, wie ihn Wenige in neuerer Zeit gehabt, ein wohlerworbener Besitz dadurch vernichtet worden, der wie jeder andere heilig sein mußte dem Staate, der zum Schutze des Eigenthums seiner Genossen eingesetzt ist. Ihm persönlich konnte es nur als eine Wohlthat erscheinen, einmal diesen ewig kreisenden Wirbeln und Strudeln eines unaufhörlich wieder auf's Neue in Furcht und Hoffnung, in Erhebung und bitterer Täuschung, in Zürnen und Versöhnen, in Anfeinden und Angefeindetwerden, in Anfeuern, Abmahnen, Angreifen und Vertheidigen, Treiben und Getriebenwerden aufgeregten Lebens und einer so anstrengenden und aufreibenden Thätigkeit entrückt zu sein und einmal wieder in sich selber einzukehren.

Das Blatt war mit allen Wurzeln in's Herz der Nation verwachsen; alle Erinnerungen ihrer guten Zeit und ihrer begeisterten Erhebung, alle Hoffnungen der Zukunft knüpften sich daran; wer es vernichtete, versehrte sie im Innersten

und säete sich selber üble Saat. Es war das einzige öffentliche Organ, das die neuen Provinzen an die alten knüpfte, das, beiderseitiges Vertrauen in sich vereinend, zu wechselseitiger Verständigung und Ausgleichung dienen konnte. Seit lange hatte kein so allgemein durchgreifendes Band das deutsche Volk umschlungen, das wie ein sympathischer Nerv das Aeußerste mit dem Innersten verband.

Das Blatt aber, welches, nachdem es in Ehre als ein deutsches gestanden, es verschmähte, zu einer königlich preußischen privilegirten Zeitung herabzusteigen, mußte untergehen[1].

Das Verbot des „Rheinischen Merkur" war für ganz Deutschland ein Ereigniß. In demselben Maße, wie er früher allüberall begeistert und mächtig eingewirkt hatte, rief nun seine Unterdrückung die allgemeinste Betrübniß und vollste Theilnahme wach, eine Theilnahme, die unmöglich Sympathien haben konnte mit jener Regierung, die den Schlag zu führen gewagt. „Daß der ‚Merkur' gelegt wurde," schrieb Jakob Grimm an Görres, „thut mir für den Staat, der den Mißgriff beging, unendlich leid . . . Was er gewirkt hat und warum er allen Deutschen lieb ist, das stehet fest und kann eine geraume Zeit auf ihnen und auf sich beruhen."[2]

XIV.

Görres als Director des öffentlichen Unterrichts. — Verhandlungen in Betreff der Fortsetzung des „Rheinischen Merkur".

Mit dem Verbote des „Rheinischen Merkur" war das freisinnigste und zugleich conservativste Organ unterdrückt

---

[1] Polit. Schriften IV. 502 ff.

[2] Ges. Briefe II. 500.

worden. Es war jener engherzigen Bureaukratie zum Opfer gefallen, die nun nach Beseitigung der großen von außen drohenden Gefahren bald in vollster Ueppigkeit aufwucherte und nach allen Seiten hin ihre verderblichen Wurzeln schlug. Daß Görres, ihr lebendiger Contrast und in seinen Begriffen und Anschauungen geradezu Antipode jener Staat und Volk corrumpirenden Ideen, in seiner öffentlichen Wirksamkeit stets mit ihr in Collision, in Streit und Hader kommen mußte, war unausbleiblich; die nächsten zehn Jahre seines Lebens haben das sattsam bewiesen.

Darum beschloß er denn auch, nach Unterdrückung seines Blattes als ruhiger Zuschauer der weiteren Entwicklung der Begebenheiten aus der Ferne zuzusehen und nur, wenn eine unzweideutige Aufforderung an ihn geschehen, eingedenk der Pflichten, die das fortdauernde Vertrauen des Volkes ihm auflegte, thätig und wirksam wieder einzugreifen [1] und, wie er damals nach seiner Sendung nach Paris es gethan, zu seinen Studien zurückzukehren.

Vorher aber mußte er sich noch durch einen Rechtshandel durchstreiten, der mit dem erfolgten Verbote seiner Zeitung zusammenhing. Der mit der hierauf bezüglichen Ausführung betraute Gouverneur-Commissär Sack in Koblenz hatte allen gesetzlichen Formen entgegen den völlig unschuldigen Drucker des „Merkur" verhaftet, und Görres, des Verhafteten sich annehmend, hatte jenem Beamten in einem Briefe das Ungesetzliche seines Verhaltens vorgehalten. Dieser aber faßte die Zuschrift als eine in der Ausübung seiner Amtspflichten an ihm verübte Injurie auf und belangte dafür Görres bei den Gerichten. Diese aber sprachen durch alle Instanzen bis zum Oberappellationsgericht in Trier den Angeklagten frei.

Weit langwieriger und zugleich unangenehmer für Görres

---

[1] Vgl. Polit. Schriften IV. 506.

wurde eine durch die Einverleibung der Rheinlande in die preußische Monarchie herbeigeführte Angelegenheit. Kurz nachher, als nach der Schlacht bei Leipzig die Heere der Verbündeten über den Rhein gegangen, und in Koblenz der „Rheinische Merkur“ seit einigen Wochen in's Leben getreten war, wurde eben dorthin als Generalgouverneur der Rheinprovinz Justus Gruner gesandt, ein wohlmeinender, tüchtiger und geistreicher Mann. Das Gemeinsame in der Denkungsweise, ein gleiches Bestreben, nach Möglichkeit der guten Sache zu nützen, hatte beide Männer, Görres und Gruner, schnell in ein näheres, freundschaftliches Verhältniß zu einander gebracht. Letzterer suchte im vollsten Vertrauen seiner großen Befähigung und seines hochedlen Charakters unserem Görres irgend einen Posten zu übertragen, der in sein Wesen und seine Pläne eingreife, und stellte es sogar in seine freie Wahl, irgend eine passende Stellung sich auszusuchen. Dieser aber meinte, daß schon die Redaction eines Blattes, dessen Wirkungskreis sich innerlich und äußerlich immer weiter verbreitete, wenigstens einen ganzen Mann in Anspruch nehme. Erst nach dreimonatlichem Zögern und Bedenken entschloß er sich zur Uebernahme der Direction des öffentlichen Unterrichts im Gouvernementsbezirk Gruners. Daß Görres bei dieser doppelten Stellung eine große, fast alle seine Zeit absorbirende Thätigkeit entfalten mußte, läßt sich begreiflich finden. „Die Zeitung,“ schrieb er am 21. Februar 1815 an Jakob v. Grimm in Wien, „von der ich Alles, sogar die Correctur machen muß, verursacht viele Arbeit; dann wollen meine 700 und mehr Schulmeister abgethan sein; am Ende bin ich froh, wenn ich ein paar Stunden müßig gehen kann, und mag nicht an die Feder rühren.“ Trotzdem jedoch widmete er sich mit allem Eifer der ihm sehr zusagenden Stellung, machte im Interesse des ihm anvertrauten öffentlichen Unterrichts viele Rundreisen, beförderte eine Menge tüchtiger und verdienstvoller Gelehrter

und Schulmänner zu einer ihren Kräften angemessenen Stellung und wirkte überhaupt, so viel es der Krieg und die Aufregung der Zeit nur immerhin erlaubten, in seinem Bezirke viel Gutes.

Aber als nach Einverleibung des Großherzogthums Niederrhein in die preußische Monarchie im Frühjahr 1815 der berüchtigte Kabinetscoup von Berlin nicht nur den Götterboten zerschlug, sondern auch den bisherigen Gouverneur Gruner aus seiner Stellung hinausgedrängt hatte, sollte auch bald die Stellung unseres Görres als Director des öffentlichen Unterrichts ihr Ende finden. Zwar hatte der König von Preußen in seinem Besitzergreifungspatente die feierliche Zusicherung gemacht: „Die angestellten Beamten bleiben bei vorausgesetzter treuer Verwaltung auf ihren Posten und im Genusse ihrer Einkünfte, auch wird jede Stelle so lange, bis Wir eine andere Einrichtung zu treffen zweckmäßig finden, in der bisherigen Art verwaltet;" aber bei der inzwischen eingetretenen neuen Organisation fand sich Görres nebst vielen anderen treuen Beamten gänzlich übergangen, und auf sein Gesuch an den Oberpräsidenten von Ingersleben um Mittheilung der Gründe dieser Zurücksetzung erhielt er als Antwort von demselben die bloße unmotivirte Dienstentlassung. Görres glaubte hierdurch mit Recht seine Ehre gefährdet und beschloß daher, keineswegs so willig der Willkür sich zu fügen, sondern die Sache bis zum äußersten Punkte der Genugthuung hinzutreiben. Seine kernige Antwort an den Oberpräsidenten von Ingersleben bewirkte mehrere Erlasse vom preußischen Ministerium des Innern und der Finanzen an ihn, worin gesagt wurde, daß, da er überhaupt nur provisorisch mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts beauftragt gewesen, aus der Organisation des niederrheinischen Consistoriums die Auflösung seiner einstweiligen Direction des öffentlichen Unterrichts von selbst gefolgt sei. Jedoch wurde

ihm die Besoldung, die er früher als Lehrer des Koblenzer Gymnasiums bezogen hatte, nämlich 1400 Francs oder 367 Thlr. 12 Sgr., als jährliches Wartegeld bewilligt. An den König aber schickte Görres eine Immediateingabe, worin außer der Mittheilung der eigenen Angelegenheit zugleich eine lichtvolle, ungefärbte Darlegung des damaligen Standes der öffentlichen Meinung in den Rheinlanden gegeben wurde. Eine Abschrift davon sandte er mit einem Begleitschreiben an den Staatskanzler v. Hardenberg. Auf keine der Eingaben folgte jedoch eine Antwort, und Görres blieb nach wie vor seiner Stellung entsetzt, ohne auch nur je den kleinsten Grund zu dieser Maßregel in Erfahrung zu bringen.

Bald aber kam in Berlin eine günstigere Stimmung für ihn zum Durchbruch. Das Gewicht seiner eigenen Persönlichkeit, die im Vertrauen des rheinischen Volkes für immer fest begründet dastand, die Fürsprache hochmögender Freunde, die ehrenvollen Einladungen unseres Görres ins Ausland und die daraus entspringende Furcht, jenen tüchtigen und bedeutenden Mann für immer aus dem Lande zu verlieren, vielleicht auch das Bewußtsein gethanen Unrechts mochten jenen Umschwung verursacht haben. Die im Anhang zu der Schrift: „In Sachen der Rheinprovinz u. s. w.“ mitgetheilten Actenstücke verbreiten hierüber helles Licht[1]. Als Görres einen sehr ehrenvollen Ruf als Director der Kunstschule in Stuttgart durch den württembergischen Minister v. Wangenheim erhalten hatte, und dies bekannt geworden war, wandte sich sofort der Minister von Ingersleben in mehreren Eingaben an den Staatskanzler, um Erhöhung des Wartegeldes oder der Pension für Professor Görres zu beantragen, für einen Mann, „welcher meines Erachtens aus mehrerer Hinsicht geschont werden sollte, dessen Kenntnisse und Gelehrsamkeit sei-

[1] Polit. Schriften IV. 641 ff.

nem Vaterlande noch von großem Nutzen werden können, dessen Nichtbeachtung nicht ihm schaden würde, da er einen doppelten, sehr vortheilhaften Ruf im Auslande vor sich hat, und Ew. Durchlaucht Protection schon um deßhalb verdient, weil er, der erlittenen Kränkungen ungeachtet, dennoch seitdem sich immer ruhig verhalten hat". Er bittet um baldige Antwort, „wodurch ich schon vorläufig den Professor Görres und auch zugleich das an ihm viel Interesse nehmende Publikum beruhigen kann".

Inzwischen hatte schon Stägemann von Berlin aus an Görres geschrieben, daß der Staatskanzler ihm wohlwolle und daß er wünsche, Görres möge ein Lehramt an der doch nächstens zu gründenden Rheinuniversität (Bonn) annehmen. In der Antwort auf diesen Brief beklagt sich Görres bitter über die rücksichtslose Behandlung, die ihm die preußische Regierung bisheran habe angedeihen lassen. Als ein allgemeiner Beschluß allen nicht Angestellten aus dem ehemaligen Provisorium die Hälfte ihres bezogenen Gehaltes zugesichert, und die Koblenzer Regierung angefragt habe, ob er sich auch auf Görres beziehe, da sei für seine Person die einzige Ausnahme in der Provinz geschaffen worden. Endlich habe man doch, veranlaßt durch den Präsidenten der Regierung, der „durch die bodenlose Willkür verletzt und betreten über das gegebene Aergerniß" in Berlin Vorstellungen gemacht habe, nach vielen Monaten 1400 Francs, sein Gehalt als ehemaliger Professor, als Wartegeld ihm bewilligt. So habe man sich nicht gescheut, eine einfache Sache ein ganzes Jahr lang herumzuzerren und endlich der schreiendsten Ungerechtigkeit noch eine Verhöhnung beizufügen, die kein Mann von Ehre sich bieten lassen dürfe. „Wenn aber die Urheber der Mißhandlung geglaubt, ich würde mich meinerseits zu einem erniedrigenden Schritte verstehen, so ist man sehr im Irrthum

gewesen; ich habe in der schwierigen Zeit mein Leben rein erhalten, ich werde um alle Schätze in der Welt jetzt nicht den geringsten Makel auf mich nehmen. Auch das ist ein Irrthum, wenn man geglaubt, ich sei harrend auf eine Pension und schwebend zwischen Furcht und Hoffnung hier geblieben: einzig die Anhänglichkeit an meine Heimath, und weil ich mich meinen Landsleuten schuldig zu sein glaubte, hat mich hier festgehalten.... Einen dreifach verschiedenen Ruf, wo mir in zweien Fällen alle Vortheile, die ich im preußischen Dienst genossen, gleich im Voraus angetragen wurden, habe ich aus den oben angeführten Gründen ausgeschlagen. Inzwischen ist ein vierter aus Württemberg an mich gelangt, welcher die Aussicht auf eine so schöne, weitumgreifende, mir zusagende Thätigkeit eröffnet und mir dabei die Bahn läßt, auch in eine politische Wirksamkeit wieder einzutreten."

Auch das mochte mit dazu beigetragen haben, daß nun für einige Zeit von Berlin aus günstigerer Wind für Görres wehte. General Graf v. Gneisenau schrieb im Namen des Fürsten Staatskanzlers an den ihm befreundeten Görres, daß er ja keinen eiligen Beschluß nehmen möchte, bevor er, der Fürst, nicht in die Rheinlande gekommen, was im Juli geschehen werde; daß er den preußischen Staat und sein Vaterland nicht verlassen dürfte, daß, was ihm eine andere Regierung böte, auch die preußische gewähren würde, und daß er, der Fürst, ihn sehr hochachte und mit seinem Benehmen seit anderthalb Jahren sehr zufrieden sei.

Als Zeichen und Unterpfand dieser Hochachtung und Zufriedenheit machte Stägemann an Görres die autorisirte Mittheilung, daß die 8000 Francs, welche er als Studiendirector auf die Verfügung des vormaligen Generalgouvernements bezogen, so lange, bis seine fixirte Anstellung erfolgt sein werde, von dem Tage an, wo er solche zu be-

ziehen aufgehört habe, ihm als Wartegeld verbleiben sollten. Alles Uebrige werde der Staatskanzler bei seiner Herüberkunft in die Rheinlande mit ihm mündlich besprechen, und gewiß ihn in Allem zufrieden stellen. „Erhalten Sie sich," so schließt Stägemann, „Ihrer Heimath und erfüllen Sie also die Wünsche und Bitten Ihrer Freunde und die Hoffnung des Vaterlandes."

Versöhnt und mit dankbarem Gefühle, daß ihm endlich einmal sein Recht geworden, da es ihm von Anfang an mehr um Anerkennung seines ganzen und vollen Rechtsanspruchs, als um die Größe der Summe zu thun gewesen, schrieb er an den Staatskanzler und erbot sich, gedrängt durch seine Freunde, namentlich den Freiherrn von Stein, sowie in Rücksicht auf die Zeitverhältnisse, zur Wiederübernahme des „Merkur". Schon früher hatte die baierische Regierung an Görres den Antrag stellen lassen, den „Rheinischen Merkur" in Baiern fortzusetzen. Die Verhandlungen aber hatten sich zerschlagen. Nachfolgende darauf bezügliche Mittheilung, welche Görres auf Befragen unter dem 8. November 1817 einem Freunde und Schüler gab und von Letzterem dem Verfasser zur freien Verfügung gestellt wurde, gibt näheren Aufschluß: „Als der ‚Merkur' von den Preußen verboten war, schrieb Montgelas (damaliger baierischer Ministerpräsident) dem Görres, er möchte das Blatt in Baiern erscheinen lassen und fortsetzen. Görres schrieb zurück, er werde es thun, wenn man ihm die Garantie gebe, daß der Kronprinz ihn und das Blatt unter seinen Schutz nehme. Wie zu erwarten war, ging natürlich Montgelas, der den ‚Merkur' bis dahin verboten hatte, nicht darauf ein." [1]

Was ihn jetzt zur Herstellung des „Rheinischen Merkur"

---

[1] Vgl. auch die Briefe von Balbier an Görres im II. Bande der Ges. Briefe 494 ff.

in seiner Heimath bewog, war nicht Ehrsucht, noch auch der Wunsch nach höherem Einkommen, sondern, wie er selbst in einem Briefe an den General von Gneisenau schreibt, einzig ein aufrichtiges Verlangen, das Kapital von Vertrauen, das er früher beim Volke gewonnen, nicht unverzinst verschleißen zu lassen, sondern darin das früher Angefangene zu schließen und zu ergänzen. „Für Preußen," so fährt er fort, „ist diese Wiederherstellung beinahe ein Bedürfniß geworden, was Alle einsehen, die die Lage der Dinge in der Nähe kennen. Man darf es sich nicht verhehlen, noch in Berlin sich einige Illusion deßwegen gestatten: Preußen steht, in Folge der fortgesetzten Mißgriffe des vorigen Jahres, moralisch tiefer in der öffentlichen Meinung... als die österreichischen Papiere im öffentlichen Credit je gestanden, und der Grund dieses Falles ist... Mangel an Worthalten gewesen. Es würde der Regierung nicht leicht etwas nützlicher und ersprießlicher sein, als in einer so fernen Provinz, wo sie beinahe von nichts unterrichtet ist, einen solchen freien Geistesverkehr anzuknüpfen, und ich habe beim Verbote immer geglaubt, daß die Regierung, hätte sie keinen Merkur gefunden, einen solchen hätte gründen müssen." [1]

Aber der panische Schrecken, den die Staatsmänner vor jenem Blatte gehabt, das nur der Wahrheit dienend selbst den hohen Staat noch lange nicht für omnipotent und infallibel gehalten und auch an dessen Auswüchsen sein scharfes Messer angesetzt hatte, war noch in zu frischer Erinnerung, der üppig emporgeschossene Bureaukratismus fühlte sich in seiner Alleinherrschaft viel zu selig und vergnügt, als daß er die Dummheit begangen und selber zur Wiederbelebung seines Todfeindes auch nur die Hand geboten hätte. Auf

[1] Polit. Schriften. IV. 661.

Görres' Anfrage schwieg man zuerst in Berlin, bald aber vernahm er von dorther ein recht deutliches „Nein!"

„Bei uns in unserm weißblütigen, mattherzigen, kläglichen Wesen," schreibt er an Jakob Grimm, „kommt's zu gar Nichts.... Ich habe ihnen (den Preußen) freilich den Merkur als ein spanisch Fliegenpflaster wieder angetragen, aber die Haut ist so zart und weich und empfindlich, daß sie's nicht vertragen können; sie sagen und winken Ja mit den Augen, aber wie ich nahe komme, wehren sie ab mit den Händen, daß ich vor Ungeduld ihnen den Quark ins Gesicht werfe. Da ist kein Nerv und keine Muskel, nur Haut und Knochen, hier zu Lande haben sie sich förmlich concursmäßig gemacht. Gott gebe ihnen das Licht und den Verstand." [1]

Ein Hauptgrund, weßhalb man zu Berlin in eine Wiederbelebung des „Rheinischen Merkur" einzuwilligen sich weigerte, war die Furcht, der Herausgeber des Blattes möchte alsdann wieder für seine der preußischen Politik schnurstracks entgegenlaufende Idee der Wiedererrichtung des Kaiserthums und deren Uebertragung an das Haus Habsburg kämpfen und Propaganda machen. Denn noch immer hielt Görres diese Idee für lebenskräftig und ausführbar, und in seiner neuesten politischen Broschüre „Deutschlands künftige Verfassung" (Frankfurt 1816), welche, kaum erschienen, in fast alle Sprachen Europas übersetzt wurde, begründete er mit allen Mitteln der Beredtsamkeit und der Ueberzeugungskraft den furchtlos hingestellten Satz, „daß Deutschland nur durch Wiederherstellung der Kaiserwürde in einer die Freiheit sichernden starken Verfassung geholfen werden könne". Daß er übrigens mit dieser Meinung nicht allein stand, beweist folgende Aeußerung des ehrenwerthen Fr. Perthes: „Merkwürdig waren

---

[1] Ges. Briefe II. 531.

mir schon Schlegels Aeußerungen über Görres, dessen Zerfall mit der preußischen Regierung er sehr gut kannte; er rühmte ihn laut in größerer Gesellschaft wegen seiner Ansichten über Kaiser und Reich; unter allen Stimmführern des Tages sei er der einzige, bei welchem Wahrheit und Freiheit zu finden sei."[1]

XV.

Mittelalterliche Studien. — Der Koblenzer Hülfsverein.

Wenn Görres nach Unterdrückung seines Götterboten glaubte und wünschte, nun einmal für längere Zeit fern vom Schauplatze des öffentlichen Lebens in ruhiger Stille und nur seinen wissenschaftlichen Studien leben zu können, so mußte er bald die Einsicht gewinnen, daß er sich arg verrechnet habe.

Nur einmal im Leben hat er ein volles Decennium hindurch mit ganzer Geisteskraft den lieb und theuer gewordenen Wissenschaften sich hingeben können; eine solche Periode ruhigstillen Strebens sollte ihm niemals wiederkehren. Der nächste Lebensabschnitt, gleichfalls ein geschlossenes Decennium umfassend, war vielmehr der aufgeregteste und dornenvollste in seinem ganzen Leben. Die Vorsehung hatte ihm die Laufbahn vorgezeichnet, und wenn jemals in unseres Görres' Leben eine höhere providentielle Führung sichtbarlich geworden, so hat sie hier mit evidenter Deutlichkeit in ihrem segensreichen Walten und Wirken sich gezeigt.

Vieles schon hatte Görres in seinem Leben gethan und geleistet und auch vom rein ethischen Standpunkte aus Edles und Großes geschaffen, aber sein höheres Leben und Wirken sollte noch erst beginnen. Als die eigentliche Schule

[1] Fr. Perthes' Leben. Hamburg und Gotha 1851. Bd. II.

und Vorbereitungszeit hierzu muß eben der folgende zehnjährige Lebensabschnitt angesehen werden. Was zu dessen Anfang noch feindlich oder ungeordnet, noch gährend und ungeklärt in seinem Innern neben einander stand, das hatte, am Ende desselben versöhnt und zu hellster Klarheit gediehen, zu schönster Harmonie sich in ihm vereinigt. Er hatte nun zwischen seinen politischen und religiösen Anschauungen das ruhige Gleichgewicht und damit endlich den Frieden seiner Seele wiedergefunden, er war ein ganzer Katholik geworden, Katholik mit vollster Ueberzeugungskraft seines hohen Geistes, Katholik bis in die tiefsten Tiefen seines reichen Herzens.

Aber die Laufbahn, die er bis dahin zu durcheilen hatte, war, um es zu wiederholen, die aufgeregteste und dornenvollste in seinem ganzen Leben. Es war der große, breite Weg der Oeffentlichkeit, wo der Eine gegen den Anderen rennt, wo die glühend heiße Sonne gemeinen Ehrgeizes so leicht das Herz ausdörrt, oder die niederdrückende Schwüle empfangener Unehre und genossener Schande Geist und Gemüth des Wandernden vertrocknen macht, wo aufgewirbelter Staub und Erdendunst die Brust beklemmt, und zahlreiche Steine des Anstoßes so Manchen straucheln machen. Diese weite große Straße, wo außerdem niedrige Verleumdung, gemeine Schande und harte Verkennung auf ihn lauerten, mußte von nun an Görres wandeln, und nur zuweilen war es ihm gestattet, für eine kurze Zeit von der breiten Heerstraße abzuweichen, um wie auf grünem, quellgetränktem Rasenplatze im stillen Studium Erquickung und neue Kraft sich zu gewinnen.

Was wir im vorigen Kapitel erzählt, macht im Grunde schon ein Stück von jener Reise aus. Nur sind wir da, anderweitig unterbrochene, wenngleich verwandte Einzelnheiten aneinanderreihend, den Ereignissen vorausgeeilt und vorübergegangen an dem stillen Ruhe- und Lagerplatze, auf dem

Görres für kurze Zeit im Studium der Wissenschaften Stärkung und Erholung fand. Kehren wir dorthin zurück.

Was seine gelehrten Freunde, namentlich Creuzer und Jakob Grimm, von Görres schon so lange gewünscht, daß er nämlich aus der politischen Herbheit in die alte Milde und Stille zurückkehren möge, das führte er nach Unterdrückung des „Merkur" und Niederlegung seines Amtes als Unterrichtsdirector wenigstens zum Theile aus. In der ersten Zeit freilich wollte es mit seinen Studien noch nicht recht von Statten gehen, da er die nöthige Gemüthsruhe noch nicht wiedererlangt hatte. Bei einem neunwöchentlichen Aufenthalte zu Heidelberg aber fand er in dortiger kurz zuvor noch bereicherter Bibliothek so viel, was ihn anzog und zu seinen früheren Studien wieder hinüberleitete, daß er in den alten Büchern ununterbrochen arbeitete, so daß ihm „die Augen stumpf wurden und Redensarten Tag und Nacht vor den Ohren flimmerten".

Nach seiner Rückkehr nach Koblenz erschien dann bald die nächste Frucht jener Studien: „Altdeutsche Volks- und Meisterlieder"[1] mit der Dedication: „Seinem wackern Freunde dem Major W. v. Scharnhorst zugeeignet vom Herausgeber." Und wiederum ist es wahrer, tiefinnerlicher Patriotismus, dem auch dieses Werk sein Dasein verdankt, wie das aus folgenden Worten deutlich erhellt:

„Seit ein großes verhängtes Unglück die Zeit aus ihrer Selbstvertiefung und Selbstabgötterei herausgeschreckt, wendet sich, indem sie eine bessere Zukunft zu gründen sucht, mehr und mehr ihr Blick mit Liebe gegen eine ferne Vergangenheit zurück, in der sie ihr besseres Selbst wieder zu erkennen sucht. Nirgend aber spricht dies Selbst sich in ganzer Eigenthümlichkeit so scharf und klar und gediegenen Gepräges

[1] Aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Herausgegeben von J. Görres. Frankfurt 1817 bei Gebr. Wilmans.

aus, als eben in der lyrischen Poesie, die wie Pulsschlag und Athemzug Zeichen und Maß des innersten Lebens ist, und wie der Lichtträger das Licht, das er am Tage eingesogen, in die Nacht ausströmt, so die Eigenthümlichkeit jeder Gegenwart in sich aufbewahrt und sie auf die Ferne überträgt. Während die großen epischen Ströme den Charakter eines ganzen, weitumgreifenden Flußgebietes in Zeit und Geschichte spiegeln, sind diese lyrischen Ergüsse die Brunnen und die Quellen, die mit ihrem Adernetz das ganze Land durchtränken, und das Geheimniß seiner innersten Eingeweide zu Tage bringen, und in den Liedern sein wärmstes Herzblut aussprudeln. Und wie aus solchen Quellen und Brunnen eben jene großen Ströme zusammenlaufen, so wird die ganze Masse dieser Dichtungen, deren jede für sich das freie, ja zufällige Erzeugniß einer durchaus eigenthümlichen, besonderen Stimmung und Begeisterung erscheint, im Ganzen als durch ein großes durchgehendes Gesetz der Nothwendigkeit in sich verknüpft und geordnet sich darstellen und dadurch wieder zu einem epischen Ganzen werden, gerade wie in unzähligen Rückstrahlungen von vielen Wassertropfen sich ein aufgezogenes Sonnenbild im Regenbogen malt, das mitten im bewegten Wasserstaube allein ruhig und unbeweglich steht."

Was den literarischen Werth dieser Sammlung angeht, so kann selbst Gervinus[1] nicht umhin, dieselbe für die beste und empfehlenswertheste von allen bisher erschienenen zu halten, weil Görres bei der Auswahl durchgehends an eine Quelle und eine Zeit sich gehalten. In Heidelberg hatte er außerdem in einem Dutzend Folioblättern Papier merkwürdige Fragmente von den Nibelungen gefunden, die gleichfalls publicirt wurden[2].

---

[1] Geschichte der deutschen Dichtung II. Bd. 323.

[2] Bruchstücke aus zwei verlorenen Handschriften der Nibelungen. Grimm, Altdeutsche Wälder III. 241—249.

Görres befand sich nun wieder mitten in seinen mittelalterlichen Studien. Es zog ihn aber ein höherer, geheimnißvoller Drang gar mächtig hin zur Betrachtung und Vertiefung in diese schöne Zeit, wo ein Kaiser geherrscht und Alles glücklich war in einem Glauben, wo ja Andacht, Liebe und Heldensinn in einem großen Strom zusammengingen, und der Strom durch alle Gemüther ging und die reiche Sinnlichkeit befruchtete, und der neue Garten der Poesie erblühte, das Eden der Romantik.

Auch was die Zeit in heiliger Kunst geschaffen, zog ihn mächtig an. Er studierte die großartigen Schöpfungen jener Zeit und suchte aus ihnen jene Ideen auszuleiten, welche damals, Land und Volk bewegend, so Wundervolles hatten schaffen können. Und wo er immer konnte, warb er neue Freunde dieser großen, freilich längst verdrängten Kunst, begünstigte auf alle Weise Künstler dieser Richtung und trat mit dem verdienten Sulpiz Boisserée in Freundschaft und in regen Briefverkehr. Derselbe schrieb unterm 7. November 1816 also an Göthe: „Unter den erwähnten Besuchen verstehe ich vorzüglich Görres. Dieser Freund ist, wie er zu thun pflegt, mit Frau und Kind gekommen. Er hat seit einem Jahre auch altdeutsche Gemälde zu sammeln angefangen und treibt sein Wesen mit gewaltigem Eifer, so daß er sogar selbst restaurirt.“ [1] Und als man nach der Schlacht bei Leipzig auf der Höhe nationaler Begeisterung viel von allerlei Denkmälern redete, die der Zeit errichtet werden sollten, da war es Görres, der im „Rheinischen Merkur“ zum deutschen Volke also sprach: „Ein heiliges Vermächtniß der Vergangenheit, den späten Enkeln zur Vollziehung hingegeben, ist der Dom in Köln, und ist auch uns die teutsche Ehre wieder aufgerichtet, wir können nicht mit Ehren ein ander prunkend Werk beginnen, bis wir dieses zu seinem Ende gebracht und den Bau vollends ausge-

[1] Sulpiz Boisserée II. 144.

führt haben. Trauernd schwebt die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel herabbeschworen, aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr vergangen sind, ihr nicht ergänzen können, und so flattert sie halb Geist und halb verkörpert, wie beim Sterbenden oder Ungeborenen, um die gewaltige Masse, und kann nicht sich ablösen und wiederkehren, noch auch zur Geburt gelangen, um ein vieltausendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unseren Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verliefen, und also hat der zornige Geist geflucht: so lange soll Teutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Uebermuthe, bis sein Volk sich wieder der Idee zuwendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt, und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung und bescheidener Selbstverläugnung wieder tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie sie es jetzt in seiner Versunkenheit aufgegeben... Auch an uns ist der Ruf ergangen, zu vollenden, wo jene es gelassen, und auszuführen, was ein Geschlecht, dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen... In seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit ist es ein Bild gewesen von Teutschland seit der Sprach- und Gedankenverwirrung; so werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen... Es ist wie ein Gelübde der Väter, das wir zu lösen gehalten sind."[1]

[1] Polit. Schriften II. 195 f.

Zu jener Zeit, in der wir stehen, besuchte ihn zu Koblenz sein „hanseatischer Freund" Friedrich Perthes, der sich über Görres also äußert: „Heute Morgen ging ich zu Görres; er ist ein langer, wohlgebildeter Mann, kräftig und derb, letzteres aber etwas manierirt. Das Geniale des Geistes, das Rasche der Phantasie tritt alsbald hervor. In der Gestalt hat er etwas von Benzenberg (dem damals viel genannten Physiker und politischen Schriftsteller, dem Pariser Correspondenten des ‚Rheinischen Merkur'), doch kräftiger; im Gespräch, im Vortrag ähnelt er Steffens (dem bekannten Romantiker). Ich traf ihn allein; seine Frau war auf der Bleiche mit großer Wäsche; sie kam später, eine herzliche, einfache, gar liebe Frau von klarem Verstande; mit ihr kamen die Kinder, ein aufblühendes fünfzehnjähriges Mädchen, sehr hübsch, ein flinker zutraulicher Knabe von zwölf Jahren, den ich gerne gleich mitgenommen hätte, und noch ein kleines wildes Mädchen; die ganze Familie gar liebenswürdig, das Hauswesen recht bürgerlich ordentlich, einfach und überall reinlich. Das Alles spricht für den moralischen Sinn von Görres, nicht bei allen geistreichen Menschen ist's so." Und selbst der giftige Varnhagen v. Ense, der etwa um dieselbe Zeit Görres in Koblenz besuchte, kann nicht umhin, demselben seine Bewunderung zu zollen. „Ihm fehlte nur," sagt er, „ein großer Standpunkt, um die Macht seiner Talente zu entfalten, und es ist schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Versammlung als Redner aufzutreten." Und wie würde nicht gerade jetzt von der Rednerbühne des Parlaments herab sein gewaltig Donnerwort weithin durch's ganze Land erschallen und gar mächtig wirken, die Freunde tröstend und erfreuend, die Feinde niederwerfend und zermalmend!

Eben wollte er zu dem nun fast vollendeten Schah Nameh die Einleitung schreiben, da rief ihn die große

Noth im Lande wieder ab von seinen Studien. „Ich habe es für sündlich gehalten," schreibt er an J. Grimm, „gemächlich am Tisch zu schreiben, während draußen Hunger und Elend alle Menschenhülfe in Anspruch nimmt. Daß ich dazu gerufen war, zeigt der nach wenig Tagen unerwartet glückliche Erfolg, der schon ins Große geht." [1] Das Jahr 1817 nämlich hatte wie so vielen anderen Ländern so auch namentlich den Rheinprovinzen durch seine Unfruchtbarkeit verderblich sich erwiesen. In den Gebirgsgegenden aber war die Noth am größten, und im Innern der Eifel mußten Tausende von erfrornen Kartoffeln, aus denen sie Kuchen machten, ein elendes Leben nothdürftig fristen. Auch den Bewohnern auf dem Hunsrücken und dem Westerwald drohte Verderben und völlige Aufreibung. Da kam aus der Mitte des Volkes, das ihn mit seinem ganzen und vollen Vertrauen beehrte, der Ruf an ihn heran, in dieser Noth helfend einzugreifen. Görres folgte dem ehrenvollen Rufe sofort und in einem kräftigen Aufrufe [2] an alle Deutschen forderte er sie auf, ihren nothleidenden Brüdern am Rheine nach Vermögen zu helfen. „Es hört das auf, ein Werk der Barmherzigkeit zu sein, es wird die strengste Pflicht." Görres bildete dann schnell unter Heranziehung der besten und edelsten Männer seiner Vaterstadt einen „Hülfsverein", der die ganze Sache thatkräftig in die Hand nehmen solle. Der feurige Aufruf, ja schon der bloße Name Görres, that bald seine Wirkung. Von allen Seiten, aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes wurden Beisteuern in größerem oder kleinerem Maße, in baarem Gelde, an Kleinodien, an Früchten und dergleichen an den Koblenzer Hülfsverein geschickt. Es bildeten sich ringsum im Lande ähnliche Hülfsvereine und

---

[1] Ges. Briefe II. 530.

[2] Vgl. Polit. Schriften III. 395 ff. „In Sachen des Koblenzer Hülfsvereins 1817 und 1818". Außerdem: IV. 530 ff.

fanden an jenem unter Görres' Leitung ihren Mittelpunkt. Die opferwillig gespendeten Pretiosen und Geschmeide deutscher Frauen und Jungfrauen, werthvolle Antiken und Kunstwerke aller Art wurden verloost. Zehntausend Loose wurden durch Görres und seine Freunde allüberallhin versandt, und dafür allein 30,000 Francs eingenommen. Das Uebrige, was nicht gut verloost werden konnte, wurde durch's Meistgebot verkauft. Das so erzielte Geld aber mußte zum größten Theile dem Ankaufe von Getreide und Lebensmitteln bei größeren Gutsbesitzern, die noch über bedeutende Vorräthe zu verfügen hatten, und selbst bis in Rußland hinein dienen. Von den auf diese Weise zusammengebrachten Vorräthen konnte dann nicht nur der ersten Noth vollständig abgeholfen, sondern den Bewohnern jener von der Armuth getroffenen Gegenden auch noch obendrein das Nöthige für die Herbstsaat verabreicht werden. Und am Ende, als die Rechnungen des Hülfsvereins abgeschlossen wurden, blieb noch ein Ueberschuß von etwa 60,000 Francs in seiner Kasse. Er war aber auch, wie Görres in einem Briefe an den König Friedrich Wilhelm III. sich äußert, seit seinem Bestehen gewohnt, daß ein geheimer Segen von Oben herab all' sein Unternehmen begünstigte und die Herzen der Menschen zu seinen wohlgemeinten Zwecken hinlenkte. Daß Görres aber auch für jenen geheimen Segen von Oben dankbar sich erwies, bekunden folgende Worte in einem seiner Rechenschaftsberichte: „Daß wir vor allen Wohlthätern den ersten nennen: Gott hat für eine volle, reiche, frühzeitige Ernte unterschrieben; Ehre, dem Ehre gebührt, er hat den besten Theil dazu gegeben, er sei dafür gepriesen; alle Menschenhülfe war verloren, hätte er länger die Erde verschlossen und wieder nur kärglich die Gaben ausgespendet.“ [1]

Aber der zweite Dank gebührt unbedingt unserem Gör-

[1] Polit. Schriften III. 413, 438.

res, welcher der Mittelpunkt und die Triebkraft des Ganzen gewesen. Unter dem Volke aber hatte er sich wiederum ein Kapital von Liebe und Vertrauen erworben, das ihm zeitlebens bleiben sollte.

XVI.

Patriotische Bestrebungen. — Unliebsame Enttäuschungen.

Das rheinische Land und Volk war freilich nun aus harter materieller Noth befreit. Aber die politischen Zustände waren im ganzen Lande inzwischen immer trauriger und drückender geworden. Statt daß nach beendetem siegreichen Kriege der verhaßte alte Zustand in den erwünschten neuen übergehen sollte, war vielmehr in Preußen jene unglückselige Reaction erstanden, welche wie die Metternich'sche Politik in Oesterreich den eben beendeten großen Befreiungskrieg nur als gewöhnlichen Kabinetskrieg gelten lassen wollte und den in ihm zur hohen Gluth entglommenen Patriotismus durch alle Mittel zu dämpfen sich bemühte, um das mit ihm verbundene Bestreben der Besseren des Volkes für stetige Kräftigung von Deutschlands Macht und Einheit, die ja der absolutistischen Gewalt des Fürsten Eintrag hätte thun können, in der Wurzel zu ersticken. Nicht also war es eine gute und gesunde Reaction, nothwendig, um die von der Revolution geschlagenen Wunden schnell und sicher zu heilen, wie ja eine Krankheit auch nur dadurch kann geheilt werden, daß der Leib gegen sie reagirt. Es war vielmehr jene falsche Reaction, welche, wie Stahl sie richtig charakterisirt, die gegründeten Forderungen nach Schutz der individuellen Freiheit, nach verbürgten staatsbürgerlichen Rechten, nach politischen und socialen Vollrechten des höhern Bürgerthums, nach unverbrüchlicher Verfassung und Rechtsordnung abweist, dagegen die arbiträren Gouvernementalzwecke, die alten ausschließlichen Berechtigungen der Aristo-

kratie vertritt, ja selbst die Elemente des gesellschaftlichen Zustandes verwirft und mißachtet, welche der Revolution gedient, z. B. Landesvertretung, Presse, Wissenschaft, öffentliche Meinung [1].

Eben sie war es auch, die in den Rheinprovinzen von allen Versprechungen, welche der König in seinem Besitzergreifungspatente dem Lande so feierlich und fest verbrieft hatte, auch nicht ein Pünktlein hatte in Erfüllung gehen lassen. Man fand kein Vertrauen, weil man selber kein Vertrauen schenkte. Die Furcht vor geheimen Gesellschaften, die den Staat bedrohen sollten, ließ jede Spur freiheitlicher Bewegung mit dem stechenden Blick des Mißtrauens anschauen und am Boden niederhalten. Der freien Rede wurden unwürdige Fesseln angelegt, die Einrichtungen der früheren Regierung als Produkte proconsularischer Willkür und demagogischer Umtriebe angesehen und entfernt.

Zugleich war eine neue Beamtenwelt mit Uebergehung der katholischen Eingeborenen geschaffen worden, die, weil mit den Formen, dem Geiste und allen Verhältnissen des rheinischen Volkes unbekannt, bald einen solchen starren Mechanismus in die ganze Regierungsweise brachte, daß die öffentliche Meinung, die früher alle französischen Institutionen wegen des schlechten Geistes gehaßt, nun scheinbar eine gänzliche Umkehr erfuhr, indem sie für die bessere und lebendigere französische Form gegenüber der starren preußischen sich erklärte. Und wohl eben hierauf sind die französischen und specifisch napoleonischen Sympathien, wie sie in der nachfolgenden Zeit mannigfach am Rhein und in Westfalen laut geworden, zum größten Theile zurückzuführen. Zur Abhilfe solcher auf die Dauer unerträglich werdender

---

[1] Vgl. „Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche". Neunundzwanzig akademische Vorlesungen von Stahl. Berlin, Hertz. 1863. S. 334 f.

Calamitäten wollte Görres seine ganze Kraft und seinen ganzen Einfluß verwenden. Zuerst dachte er, wie es auch schon anderswo laut geworden, den Bundestag aus allen Theilen Deutschlands mit Adressen um endliche Ausführung des Artikels 13, Verbreitung der ständischen Verfassung über ganz Deutschland, zu beschicken. „Ich weiß nicht," schrieb er an Friedrich Perthes, „was aus unserem Vaterlande werden soll; es ist Alles innerlich gar zu wurmstichig, faul und feig und verträgt keine Kritik und weiß kein freies Wort zu achten und zu schätzen. Es kann nicht schaden, wenn die Masse sich einmal rührt und ruft und stampft und einige Ungeduld laut werden läßt, damit die Regierungen erfahren, es sei den Leuten Ernst um die Sache."[1]

So standen die Sachen, als der Kronprinz von Preußen, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., zum Besuche in die Rheinprovinzen kam. Der gute Ruf, der dem hohen Besuchenden vorangegangen, das heitere, theilnehmende Naturell, die sanfte Romantik und innere geistige Schnellkraft des jungen fröhlichen Fürsten hatten ihm schnell die Herzen aller Rheinländer sympathisch gemacht. Er ward überall mit derselben fröhlichen und freudigen Begeisterung des jubelnden Volkes empfangen, so auch in Koblenz. Hier war es natürlich Görres, dem die Anordnung der Empfangsfeierlichkeit anheimgegeben war. Im Namen der rheinischen Jungfrauen überreichte seine älteste Tochter Sophie dem Kronprinzen ein Gedicht, das als Charakteristikon der Görres'schen Muse, die, obgleich so reich, doch so überaus spärlich in gebundener Form sich producirt hat, hier wohl eine Stelle verdient:

„Sei uns willkommen, junger Fürst!

Hier, wo die Jungfrau der Vogesen, nachdem sie fremder Dienstbarkeit entflohen, mit dem Sohne des Gotthard sich

---

[1] Fr. Perthes' Leben II. 145.

vereint, stehen die Töchter des Landes auf heimischer Erde, Dich begrüßend.

Sie bieten Dir, was ihr entsprossen: diese Blumen und diesen Trank.

Wie diese Rosen Dich anlachen und diese Hügel und Berge, so lacht Dir die Zuneigung und Liebe ihrer Bewohner;

Dieß Eichenlaub deutet die stete feste Treue;

Diese Rittersporn, allzeit blau, sie seien grün oder dürre, im Glück und Unglück den beständigen Muth;

Dieß Immergrün erinnere Dich, daß Du ihrer nicht vergessest zu keiner Zeit.

Nimm diesen Becher; und hast Du getrunken vom Blute des Landes, so bist Du im Guten ihm auf immer verbunden;

Und wie Du es jetzt im Glanze der Jugend gesehen, so bleibe ihm immer hold, wenn Du in späten Jahren einst als sein Herzog gebietest." [1]

Görres selber kam dem jungen Fürsten häufig nahe und benutzte dann auch die Gelegenheit, die Rede auf die drückenden politischen Verhältnisse des Landes zu bringen. Aber mochte nun der Kronprinz, nach Berlin zurückgekehrt, an seines Vaters und dessen Räthe Willen eine unübersteigliche Schranke finden, um mit seinem Wunsche nach Verbesserung der Lage in den Rheinprovinzen durchzudringen, oder mochte sonst ein anderer unbekannter Grund vorliegen — auch der Besuch des Kronprinzen hatte den so nöthigen Um-

---

[1] Die Herausgeberin der „Polit. Schriften" nennt (IV. 544) dieß Gedicht irrthümlich das einzige aus Görres' Feder geflossene; denn die von ihm im Jahre 1802 geschriebene, 1806 im Frankfurter Taschenbuch veröffentlichte und in G. Görres' deutschem Hausbuch (II. 165 ff.) wiederabgedruckte liebliche Erzählung: „Das Christkindchen", hat einen langen poetischen Prolog und enthält auch mehrere eingestreute Verse.

schwung zum Besseren nicht herbeigeführt. Selbsthilfe auf geradem und erlaubtem Wege blieb also das einzige Mittel.

Den anfänglichen Plan, den Bundesrath mit Adressen zu beschicken, hatte Görres aufgegeben. Um keine Behörde zu übergehen, hatte er eine Adresse an den König entworfen, schlicht und einfach und ohne alle überflüssigen Redensarten. Ausgehend von ähnlichen Eingaben anderer Städte, knüpft sie an die vertrauensvoll erwarteten Verheißungen an, die der König bei der Besitznahme des Landes gegeben, und bittet, daß Se. Majestät die Verbreitung der ständischen Verfassung wie über ganz Deutschland, so auch über die Rheinprovinzen, dem Artikel 13 gemäß, beim Bundestage veranlassen möge. Dieselbe wurde in einer Gesellschaft, die sich am 18. October 1817 zur Feier dieses Tages in Koblenz versammelt hatte, vorgetragen, fand den vollsten Beifall und wurde von allen Anwesenden ohne Ausnahme unterschrieben. Und der Hauch des Mundes, der jene Worte ausgesprochen, ward schnell, wie Görres irgendwo selber sagt, zu einem Wehen, das vom Rheine hinauf erweckend durch die Gebirge bis zu den fernen Grenzen des Landes ging und, weil es nur dem eigenen Gedanken aller begegnete, auch alle schnell in derselben Gesinnung vereinigte. Die Adresse durchlief mit größtem Beifall die Landschaft, Dorf für Dorf bis auf zwanzig Stunden Entfernung trat ihr bei, und ohne allen Zwang, ohne irgendwelche demagogischen Umtriebe erhielt sie eine Unzahl von Unterschriften.

Da kam im Beginn des Jahres 1818, als die Adresse mit vielen tausend Unterschriften versehen war, und die Unzufriedenheit in den Rheinlanden immer lauter und entschiedener geworden war, der Staatskanzler Fürst v. Hardenberg zum Rheine, um ausgesprochenermaßen alle Reclamationen, Forderungen und Vorschläge zum Besten des Landes persönlich anzuhören. Eine schicklichere Gelegenheit, um endlich einmal mit Erfolg die Wünsche des Landes

und als deren kurzgefaßten Ausdruck die Adresse selber zu überreichen, konnte nicht gefunden werden. Sofort organisirte Görres eine Deputation nach den verschiedenen Ständen und Interessen, als deren Anführer und Sprecher er erwählt wurde. So vorbereitet erschien die Deputation am 12. Januar in Engers vor dem Staatskanzler. Dieser empfing dieselbe mit allem Wohlwollen, nahm mit Bereitwilligkeit die Adresse entgegen und hörte mit größter Aufmerksamkeit den mannigfachen Wünschen zu, als deren beredter Dolmetsch im Namen der Deputation und im Namen des Landes unser Görres vor ihm erschien. Alles verlief in bester Harmonie, und die Auslassungen und Versprechungen des hohen Beamten ließen wirklich allen Ernstes auf einen entschiedenen Umschwung zum Besseren hoffen.

Görres schrieb dann über den Verlauf des Ganzen innerhalb einiger Tage die kleine Schrift: „Adresse der Stadt Coblenz vom 18. October 1817 und die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Se. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei dem Staatskanzler Fürsten Hardenberg am 12. Januar 1818.“[1]

Sobald dieselbe die Presse verlassen, sandte er ein Exemplar an den Staatskanzler, der noch in Engers weilte und dieselbe mit aller Freundlichkeit aufnahm. Auch im übrigen Deutschland fand die Schrift mit ihrer freien Sprache bei allen Unbefangenen den größten Beifall. Aber in Berlin, wo die reaktionäre und Görres feindliche Partei am Ruder saß, wurde dieselbe mit ganz anderen Augen angesehen. Er hatte mit Rücksicht auf die Annäherung, die damals bei des Kronprinzen Anwesenheit am Rhein zwischen ihm und dem Thronerben stattgefunden hatte, auch an diesen ein Exemplar seiner Schrift gesandt. Doch schon nach kurzer Zeit wurde

---

[1] Auszüge daraus in den Polit. Schriften IV. 3—50.

ihm vom Adjutanten des Kronprinzen, dem Obersten Schack, dieselbe zurückgesandt mit der Bemerkung, daß der Charakter, welchen Eingang und Nachsatz der Schrift gegeben, ihn wohl hätte veranlassen können, „den Kronprinzen mit Vorlegung derselben zu verschonen". Bezeichnend für den Edelmuth seines Charakters sind folgende Worte, die er dem Briefsteller erwiderte: „Ich kann Ihnen nicht verbergen, daß diese unverdiente Abweisung mir sehr schmerzlich gefallen. Dieser Schmerz ist nicht jener gröbere, der aus dem Gefühle erlittenen Unrechts hervorgeht, ich habe dergleichen wohl an stärkeren Mißhandlungen bezwingen lernen; er ist vielmehr von höherer Art, die sich mit dem Gedanken nicht versöhnen kann, Jemand, den der Gekränkte im Herzen hochhalten muß, wenn auch unwillkürlich, im Unrecht zu sehen. Die Schrift enthält nichts, was in irgend einer Weise die Schicklichkeit verletzte, nichts, was zu vernehmen nur von ferne ehrenrührig wäre; ihren Inhalt habe ich auch nicht erfunden, ich habe nur die allgemeine Meinung von diesem Lande, ja von ganz Teutschland, nachgesprochen, und solche Wahrheit darf sich vor Fürsten nicht furchtsam verbergen."[1] Aber die Wahrheit durfte und sollte nicht gehört werden, und wer es dennoch wagte, sie offen zu verkünden, ward in Acht und Bann gethan. Görres sollte das nur allzubald erfahren.

Inzwischen blieben in seiner Heimath die armseligen politischen Zustände noch immer dieselben. „Der Kanzler," schreibt Görres an Sulpiz Boisserée, „hat zu nichts Vollmachten mitgebracht und schleppt alles wieder mit nach Berlin. Dort stehen die dummen Parteien: schwarze, weiße, rothe, blaue, Philister aller Gattung, wie die Stampfen in der Walkmühle, und stoßen alles zu Brei zusammen und gießen Papier daraus. Der Kanzler ist ein guter Mann,

---

[1] Polit. Schriften IV. 546.

ganz gescheidt dazu, er kann aber keine Faust machen, nirgends durchbrechen, streitet immer weitläufig mit allen Schwierigkeiten und besiegt keine. Darüber vergeht mit lauter Schwenken und diplomatischem Halbrechts, Halblinks alle Zeit, und Alles geht dem Ruine zu. Ich habe einmal mit meiner Adreßgeschichte Sturm gelaufen und die Fahne wie im Merkur oben aufgepflanzt. Da stellten sie nun sich hin und sahen verwundert mit Perspectiven herauf und begriffen nicht, wie das Ding habe da heraufkommen können. Darauf haben sie's mächtig übel genommen in Berlin, nämlich daß man so etwas gewagt, und hätten's gern wieder herunter gehabt. Das hat aber nun Kopfbrechens gekostet, und dato drei Monate darnach haben sie nichts ausgesonnen, als einige Dummheiten und Prostitutionen ihrer selbst. Der Kanzler ist mit Kabinetsblitzen beworfen worden und hat genug zu thun gehabt, abzuwehren; sie hätten ihn in ihrem Zorn durchprügeln mögen, um nur an mich zu gelangen. Ich habe inzwischen in seinem Schatten gemüthsruhig gesessen und die Sache abgewartet."[1]

Interessant ist auch folgende, wenngleich etwas derbe Schilderung der damaligen Zeit und ihres Treibens. „Nach dreijährigem Stillschweigen wollte ich wieder einmal durch die Adresse eine Leuchtkugel unter die Parteien werfen, und ich kann nicht sagen, daß sie viel Erfreuliches beleuchtet hätte. Fürsten, die in der Unglücksschule studirt, aber gar nichts begriffen haben, nicht einmal so viel, daß sie ihre Würde in Acht zu nehmen wissen; Minister von gutem Willen, aber ohne Kraft, ohne Entschiedenheit und Muth, höfische Opposition, schlecht weniger durch Anwesenheit von positiver Bosheit als durch die gänzliche Abwesenheit alles Guten, dumm bis zur Bestialität, plump wie ein Rhinoceros, feig und erbärmlich und unter aller Kritik von

[1] Sulpiz Boisserée I. 347. — Ges. Briefe II. 557 f.

oben bis unten; eine demokratische Partei ohne Einheit und Zusammenwirken, ohne Standpunkt und Basis, unthätig, jeder Illusion nachlaufend, immer hoffend, es werde Alles über Nacht sich von selbst machen, ohne Tact in den Führern, ohne Grundsatz, ohne Weltansicht, hochmüthig, eitel, leichtsinnig, zerstreut und vergeßlich, verworren und ewig ohne Resultat, sich selber widersprechend, zugleich feig und anmaßend, ohne Haltung, Nachdruck und Ruhe. Das sind die Herrlichkeiten dieser häßlichen Zeit, wie man sie eben von einer Generation erwarten kann, die jede Eitelkeit und jede Demüthigung versucht, die auf der Zinne des Tempels gestanden und durch jeden Koth sich hat durchschleifen lassen, die nur im Zerstören Talent gezeigt, im Bauen aber gänzliche Impotenz."[1]

Die üble Aufnahme, welche die Adresse in Berlin gefunden, hatte auch bald eine üble Rückwirkung zur Folge. Der Staatskanzler erhielt aus dem Kabinet die Weisung, über das Gesetzliche oder Ungesetzliche der Sammlung jener Unterschriften zu berichten, und die „Officiösen" beschuldigten Görres unisono, daß er das Volk aufgewiegelt habe. Unter solchen Umständen konnte von einer Berufung desselben an die neuerrichtete Universität Bonn keine Rede mehr sein; um aber einerseits eine so bedeutende Kraft, wie er es war, nicht ganz zu verlieren und durch eine völlige Zurücksetzung seiner Person nicht dem allgemeinen Vorwurfe größter Ungerechtigkeit zu verfallen, andererseits aber, um den Gefürchteten am Rheine zu entwurzeln und unter unmittelbare Aufsicht zu bekommen, trug man ihm eine Versetzung an die Berliner Universität an. Görres jedoch durchschaute den Plan, und mit der Entgegnung, daß, wenn er dort zu einem Lehramte tauge, er auch in sei-

[1] Görres an Fr. Perthes. Perthes' Leben II. 150. — Ges. Briefe II. 570.

ner Heimath dazu taugen müsse, schlug er jede Versetzung aus.

XVII.

Die Zeit der finstern Reaktion. — „Teutschland und die Revolution“.

Inzwischen war die politische Lage der Rheinprovinzen eher drückender als besser geworden. Die Reaktion stand eben auf der Mittagshöhe ihrer stolzen Herrschaft, und auf dem Aachener Congreß war man, um Görres' Ausdruck zu gebrauchen, eins geworden, die, wie man glaubte, allzu sehr eilende Weltuhr um drei Stunden zurückzusetzen und zu diesem Zwecke die Pendulstange zu verlängern. Großen und gerechten Anlaß zu mannigfachen Klagen gaben den Rheinlanden zunächst ihre armseligen Finanzverhältnisse; aber alle Adressen um deren Verbesserung wurden in Berlin einfach ignorirt und unbeantwortet gelassen. Eine andere Hauptquelle der Unzufriedenheit lag in den religiösen Verhältnissen, indem die protestantische Confession, seither stets in der Minorität, jetzt zur herrschenden geworden war. Eine Menge Symptome, wie vornehmes Herabsehen hoher protestantischer Beamten auf katholische Untergebene, Bevorzugung der Protestanten bei Vergebung öffentlicher Aemter, Entfernung katholischer Lehrer aus ihren Stellen, weil sie ihrer Ueberzeugung getreu geredet und gehandelt hatten, deuteten für die katholischen Rheinlande auf eine böse Zukunft hin. Und doch hatte der König in dem Patent erklärt: „Eure Religion, das Heiligste, was dem Menschen angehört, werde ich ehren und schützen; ihre Diener werde ich auch in ihrer äußeren Lage zu verbessern suchen, damit sie die Würde ihres Amtes behaupten.“ Und ein Königswort ist ja ein Eidschwur. Aber leider, die Zeit hat sich, meint

Görres, mit ihren irdischen Plänen und Projecten so tief umsponnen und eingebaut, daß der Himmel nur mehr verstohlen Zutritt in ihre Rumpelkammer hat; die Politik aber, nachdem sie die Kirche ihres beschwerlichen Besitzstandes enthoben, und mit dem alten Horte den darauf haftenden Fluch großherzig auf sich genommen, hat ferner nichts mehr bei ihr zu suchen und läßt die Alte in der großen Rockenstube ruhig an der Spindel jenen unsichtbaren Faden ziehen, an dem gleich unsichtbar die Schicksale der Menschen hangen, während sie selbst in den Salons lachend den groben Strick zusammendreht, den sie für die Weltgeschichte hält.

Und wie in den Rheinprovinzen die drohenden Verhältnisse wie ein schwerer Alp auf der Brust des Volkes lasteten, wie hier die Kräfte in der Masse gährten, um sich endlich loszuringen, so brannte im ganzen deutschen Vaterlande tief unter der Oberfläche der Feuerherd erregter Leidenschaften, und überall drohte das unheilschwangere Ungewitter tiefgehender Unzufriedenheit plötzlich loszubrechen. Anstatt nun aber durch kluge und billiger Gerechtigkeit entsprechende Maßregeln das Feuer der Leidenschaft zu dämpfen und die am politischen Horizonte von allen Seiten sich zusammenziehenden Wolken zu zerstreuen, hatte sich das preußische Gouvernement von der finstern Reaktion vollständig in's Schlepptau nehmen lassen. Freisinnige Beamte und Professoren wurden disciplinirt, die politisirenden Turner und freiheitsdurstigen Studenten auf alle Weise chikanirt, und die wenigen geist- und muthvollen Männer der patriotischen oppositionellen Partei von einer denunciationssüchtigen Spionage, welche ihre Fäden geschickt allüberallhin ausgespannt hatte, auf Schritt und Tritt verfolgt. Im Spätjahr 1815 hatte der servile preußische Justizrath und Professor Schmalz eine berüchtigte Broschüre „Ueber politische Vereine“ veröffentlicht, worin er die Demagogenriecherei bis zum

Ekel trieb und namentlich den Tugendbund[1] als durchaus revolutionär verschrie, der außer der verbrecherischen Keckheit, in den bestehenden Regierungen Mängel finden zu wollen, auch noch die tolle Idee hätte, Deutschland unter eine Regierung, in ein Repräsentativsystem zu vereinigen. Das Pamphlet rief eine ganze Reihe von Gegenschriften herauf, und neben Niebuhr und Schleiermacher nahm sich auch Görres des in seiner Ehre hart angegriffenen Tugendbundes an, welcher, in Königsberg gestiftet, anfangs sogar durch königliche Kabinetsordre genehmigt und gebilligt war, und dessen Mitglieder, durch Geist und Stellung ausgezeichnet, zum stillen gemeinsamen Wirken für das Wohl des Staates und die Aufbesserung der Verhältnisse des Volkes sich verbunden hatten, nun aber für Vaterlandsverräther und verschworene Feinde des Staates gehalten und verfolgt wurden. Und so begann ein System politischer Inquisition und heilloser geistiger Zwingherrschaft über Deutschland gerade von dem Lande aus sich zu verbreiten, „das unter irriger Voraussetzung eigener humanster Liberalität Spanien immer am übermüthigsten seine religiöse Inquisition und Rom seinen Index vorgeworfen".

Da plötzlich trat ein an sich unbedeutendes, aber die ganze damalige Zeit gewaltig aufregendes Ereigniß ein — die Ermordung Kotzebue's durch Sand. Das Atten-

---

[1] Vgl. „Der Tugendbund von Dr. A. Lehmann. Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters Prof. Dr. H. Lehmann". Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung. — Die auch jetzt noch vielfach verbreitete Meinung, Görres sei Mitglied des Tugendbundes gewesen, ist irrig. Schon der eine Umstand, daß die Tugendbündler die Kaiserwürde an das Haus Hohenzollern zu bringen suchten, spricht dagegen. Ueberdieß erklärt seine Tochter, daß Görres nie Mitglied des Tugendbundes gewesen, noch irgend einer anderen geheimen Gesellschaft angehört habe; derartige Verbindungen waren ihm seiner ganzen Natur nach zuwider.

tat des jungen, freiheitsschwärmerischen Studenten auf den elenden Verräther am Vaterlande, der in der Mitte der Nation Alles ungestraft höhnte, was ihr stets ehrwürdig und werth gegolten, war gleichsam eine kleine Eruption des in der Tiefe glimmenden Feuers, war ein Blitz aus der drohend schwarzen Wolke, bei deren Schimmer Görres die dunklen Abgründe der Zukunft für Augenblicke aufgehellt sah. Und das, was er gesehen, schrieb er drei Tage nach der That in dem Aufsatz nieder: „Kotzebue und was ihn gemordet.“[1] Er redete darin furchtbar ernste, inhaltsschwere Worte zu beiden Parteien über die Bedeutung der That und den Inhalt der blutigen Hieroglyphen, welche sie vor den Augen der Sorglosen hingeschrieben, hingeschrieben hatte im Angesichte der europäischen Gesellschaft, die „kränker ist, als sie selbst zu glauben scheint“, und aus welchen die drohende Zukunft und das Schicksal der kämpfenden Zeiten sich leicht Jedem deutet, „der im Kleinen das Große und im Einzelnen das Allgemeine wahrzunehmen weiß“.

„Das Blut aber, das hier vergossen worden, wird über das Haupt derjenigen kommen, die, nachdem sie Teutschland Alles geraubt, ... nun auch mit frevelhaftem Beginnen den inneren Frieden der Gemüther stören, ... die noch zuletzt den uralten Freiheitsbrief der Nation, in dem die wechselseitigen Pflichten und Rechte der Fürsten und Völker aufgeschrieben sind, zerreißen wollen... Das Blut wird gefordert werden von den Händen der Rathgeber und Schriftsteller, die, in die Anbetung der willkürlichen Macht vertieft, den Fürsten ihre Verrücktheit anlügen, sie mit den Gespinnsten ihrer sogenannten Staatsklugheit umspinnen,

---

[1] Zuerst veröffentlicht in Dr. Ludwig Börnes „Wage“, Frankfurt 1819. Wiederabgedruckt in den Polit. Schriften IV. 53—64.

sie ängstigen durch ihre erlogenen Phantasmagorieen und dadurch von einem falschen Schritte zum anderen treiben... und indem sie hundertmal geschlagen, unempfindlich für Schimpf und Schande, mit der heitersten Miene immer wieder von Neuem vortreten, ihren Diensteifer dadurch beweisen, daß sie aufs eifrigste Harz und Schwefel in die Gluthen tragen.... Es wird gefordert werden von jenen Liberalen, die ihren Leidenschaften oder noch schlechteren Motiven hingegeben... kläglich zwar und feige jeder gebietenden grünenden Gewalt aus dem Wege gehen, aber sich um so muthiger an der gebrochenen, abgedörrten versuchen,... die Zeitgenossen durch ihr Beispiel in jenem großsprecherischen, spiegelfechtenden Maulheldenthum bestärken, ... alles Ehrwürdige beschmutzen, alle haltbaren Gefühle in der menschlichen Brust erschüttern, alles Vertrauen untergraben, achtungswerthe Menschen und Institutionen verklatschen, verleumden, verlästern, anfeinden, überall den Samen der Zwietracht säen, und elende Nachäffer der Franzosen, für alles Unheil, das sie angezündet, nichts als einige Abstractionen, die sie ihnen abgeborgt, und einige abgetragene Lumpen demagogischer Tiraden, die jene ihnen nach gehöriger Abnutzung zugeworfen, zu geben wissen." [1]

Die Schlußworte des Aufsatzes heißen also: „Die Worte aber, die hier geredet worden, mögen auch als eine Predigt gelten über den Geist der Zeit, aber freilich nicht in der Weise, wie sie den Ohren der Machthaber oder verblendeter Parteigänger angenehm sein mag; die Ansicht aber, die darin herrscht, werden selbst die Gründer der heiligen Allianz nicht mißbilligen können, eben weil sie die biblische ist."

Was Görres von der Ermordung Kotzebue's gehofft und

[1] Polit. Schriften IV. 55, 60—62.

gewünscht hatte, daß sie nämlich endlich die Augen der Regierungen öffnen und ihnen den Abgrund zeigen würde, vor dem sie ständen, war keineswegs eingetreten. Im Gegentheil, die von Oben herab befohlene Todtenfeier Kotzebue's im Berliner Theater ließ sogar im grellsten Contraste zur ganzen öffentlichen Meinung eine Theaternymphe als weinende „Germania" auftreten. Und jenes Mannheimer Attentat und der bald folgende Angriff Lönings auf das Leben Ibells in Schwalbach, ein Auflauf in Würzburg gegen die verhaßten Juden, die enthusiastischen, lebenskräftigen Bewegungen in der deutschen Jugend, der laute, kühne Freiheitsruf des ganzen deutschen Volkes machten die Lenker am Staatsruder nur noch unsicherer, mißtrauischer und absolutistischer. Denunciantenthum, Demagogenriecherei und „Stieberei" — die sichern Sturmvögel vor jeder großen Staatskrise und allgemeinen Umwälzung — gediehen bald zur üppigsten Blüthe.

Im Frühjahr 1819 wurden alle Turnplätze geschlossen, Jahn und die Haupttheilnehmer an dem zuvor stattgehabten Wartburgfeste verhaftet, Ende Juni dann vom Karlsbader Congreß die Censur verschärft und die Presse noch mehr geknebelt, die Selbstständigkeit wegdekretirt, und endlich zu Mainz eine Centraluntersuchungscommission niedergesetzt, welche um jeden Preis die freilich nur in der Einbildungskraft der Reaktionäre spukende Verschwörung entdecken und alle Betheiligten zur strengen Rechenschaft ziehen sollte. Es wurden denn auch ganze Berge von Aktenstößen aufgebaut, zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, eine Reihe von Professoren der gegnerischen Partei der Patrioten, wie Arndt in Bonn, Fries in Jena, de Wette in Berlin, ihres Amtes entsetzt und die große geheime Verschwörung wurde dennoch nicht entdeckt. In Berlin verschwanden jetzt auch jene Männer der patriotischen Partei im Ministerium von der Bühne, die, wie Al. von Humboldt,

Grolmann, Beyme, bis zuletzt der reaktionären Hofclique wenn auch nur ein schwaches Paroli geboten hatten [1].

Unter dem deprimirenden Einflusse all' dieser Ereignisse, gedrückt von der Schwüle, die dem Losbruch des drohenden Gewitters vorausging, und mitten im ängstlichen Vorgefühle der nahenden Katastrophe schrieb Görres, wie wenn ein höherer Geist über ihn gekommen wäre, im August des Jahres 1819 binnen vier Wochen die berühmt gewordene politische Schrift: „Teutschland und die Revolution". [2]

„Ich habe," schrieb er an Adam Müller in Leipzig, „fern von jeder Absichtlichkeit, mich darin gehen lassen, wie der Geist eben trieb; Sie werden also leicht und vollständig darin erkennen, weß Geistes Kind ich bin." [3]

Sie sollte sein ein Spiegel der Zeit, in dem sie einmal wieder ernsten Blickes ihre eigene Gestalt in's Auge fasse. Es sollte der Geist, der in ihr lebe, warnend wie ein St. Elmsfeuer auf den Segelstangen am Schiffe des Vaterlandes stehen, damit es auf die kommenden Gefahren sich bereite, und entweder den sicheren Hafen suche, oder zeitig in's hohe Meer hinaussteche.

Die Schrift enthält nach der Analyse, die er selber von ihr gibt, drei Theile [4]. Der erste beschreibt die Wege, die man seither gegangen, die allmächtige Entwicklung der Ereignisse, wie sie nothwendig jene Grundsätze, die man an und nach dem Congreß von Wien befolgt, herbeigeführt; er schildert den Zustand Deutschlands in seinen verschiedenen

---

[1] Vgl. „Die letzten 120 Jahre der Weltgeschichte" von W. Menzel. IV. Bd. S. 22—52, und Schlossers Weltgeschichte. XVI. Bd. S. 40 ff., 191 ff.

[2] Als Druckort war „Teutschland 1819" genannt. Wiederabgedruckt in den Polit. Schriften IV. 65—244.

[3] Ges. Briefe II. 590.

[4] Polit. Schriften IV. 578.

Provinzen, und in den mannigfaltigen Elementen, aus denen die Gesellschaft sich zusammensetzt; er rügt die Mißgriffe, die man gethan, die Irrthümer, denen man sich hingegeben, die Unterlassungen, die man verschuldet hatte, und legt nun aus, wie in allmächtigem Wachsthume der Unfriede und die Erbitterung in den Gemüthern sich festgesetzt und der heftige Parteikampf sich entzünden mußte. Der zweite sucht bestimmte Grundsätze und feste Normen auszufinden, durch die, wenn es noch Zeit sei, die herrschende Ideenverwirrung sich ordnen lasse; er sucht die Grenzen auszumitteln, wo im Streben der Parteien und im Andrange der Zeit auf die Regierungen, wie in der Rückwirkung der Bedrängten, Recht sich vom Unrecht scheide, und die Linie anzugeben, bis zu der Ehre und Gewissen die Zaudernden peremtorisch laden, über die hinaus aber keine legale Nöthigung sie zwingen kann; endlich in allgemeinen Umrissen beispielsweise gewisse Formen zu bezeichnen, in denen es wenigstens möglich sei, die strebenden und nagenden Ansprüche zu beruhigen. Der dritte endlich soll auffordernd, antreibend, warnend sein; er soll den Streitenden, den Hastigen wie den Säumigen, den Ueberschnellenden wie den Nachzüglern, den Volks- und den Hofparteien den Krystall vor Augen halten, in dem die Zukunft dräuend und warnend in schwebenden und flüchtigen, aber tief bedeutsamen Gebilden aufzog.

„Nach dem Wiener Congreß," sagt er, „ächteten die Höfe zwar insgesammt den großen Räuber (Napoleon) der europäischen Gesellschaft, erklärten aber den Raub als gute Prise.... Und es ging nun diesem Grundsatz gemäß an ein Theilen der gewonnenen Beute, und die Kaiserburg wurde zum Wechselhause, wo man die Seelen sich zuwog und zuzählte wie Dariken, und mit bitterem Hader sich um ein Mehr und Weniger stritt und erbitterte.

Nicht darum sind so furchtbare Stürme über Europa hergezogen, daß schon, während sie noch nachdonnernd am

fernen Gesichtskreis stehen, jenes Reich der Mittelmäßigkeit, das sie zersprengt, sich wieder zusammenfinde, in dem jede Kraft ein Mißklang ist, jedes Talent eine gefährliche Gewalt, jede Idee als eine Plage gilt, und jede Erhebung und Begeisterung als eine gefährliche Narrheit behandelt wird.

Der Zauber der bösen Besprechung, die aus der Fremde hergekommen und alle Kraft Teutschlands gebunden hielt, ist abgelaufen, und es will nicht ferner Theil haben an dem Segen des Isachar, des Sohnes Jakob, daß es sei wie ein Esel unter Säcken.

Es will einen Kaiser und ein ächtes, nationales Parlament. Die Nation dringt auf die Einheit, und dieß Dringen ist wie Baumeswachsen und Windeswehen, kein Bemühen mag es in seinem Fortgang hemmen. Von diplomatischer Kunst, die Alles ihrer Natur nach auf sich beruhen läßt, ist also in keiner Weise ein Heil für Teutschland zu erwarten, und Hoffnung und Furcht werden in dieser Hinsicht gleich eitel sich erweisen."

Vortrefflich ist die Strafpredigt, welche Görres das zürnende Mittelalter der Gegenwart mit ihrem Dünkel halten läßt:

„Sollte aber unsere Zeit in einer der Anwandlungen jenes Dünkels, die wohl öfter an sie kommen, vor dieser Vergangenheit über den Grund desselben Rede stehen, sie würde leicht einen harten Stand erhalten. Sollte von da der Ruf an sie ergehen: Thu uns kund, was du vollbracht, und leg uns aus, was du gebildet und gebaut, damit wir erkennen, welche Ehre dir gebührt, und den verdienten Preis dir zugestehen! sollte sie dann vor der ernsten Richterin ihre Armuth auseinanderbreiten und die Theatergarderobe ihrer Tugenden vor ihrem scharf durchschauenden Auge hinlegen, wohl möchte ihr als Sentenz das strafende Wort zu Theile werden:

Sieh, du hast deine Thaten mit beredtem Mund er-

zählt und deine Herrlichkeit uns angepriesen, und wir haben ihren Gehalt geprüft und befunden, daß Alles eitel sei, und aufs Richtige gestellt. In keinem Dinge haben wir eine wirklich schaffende Kraft an dir verspürt, die Quelle aller wahrhaft bildenden Triebe ist in dir versiegt; jeder stillen gesammelten Innigkeit, die aufs Erhalten geht, hast du abgesagt; dagegen ist eine fressende Flamme in dich eingekehrt, zerstörend ist dein ganzes Wesen, und Niederreißen allein ist deine Stärke! Sieh, reichlich habe ich aus der Ersparniß von Jahrhunderten die Kirche und den Staat dotirt, daß sie auf Erden ein Organ und mit ihm irdischen Bestand gefunden; auch den Kriegsstand, die Gemeinde, ja selbst die Innung hab ich unabhängig ausgestattet; all den unermeßlichen Besitz hast du in wenig Jahren in alle Winde hinausgetrieben; die Ideen, von ihrer realen Basis abgeschieden, irren nun geistergleich als wesenlose Schatten in der Gesellschaft um, vom Winde der Meinung, in deren Abhängigkeit sie gegeben sind, hin- und hergepeitscht; und für alles Das hast du im ganzen Umfang des Reiches nicht ein Denkmal gegründet, das auf die Nachwelt käme.

Deinen Vorwitz hast du ins Reich des Glaubens hineingetragen, und, göttliche Dinge messend mit menschlichem Maßstab, sie ins Irdische herabgezogen; der einfache ungefärbte Strahl der Wahrheit hat in dem trüben Mittel in viele Farben sich gebrochen und verfinstert, und das sonst in sich Geeinte hat schnell in unversöhnliche Parteien sich geschieden.

Alle Wissenschaften, sonst ihrer überirdischen Abkunft immer eingedenk, hast du durch Sinnenzauber verführt, daß sie, ihres Ursprunges vergessend, selbst wesenlose Schemen, in die Scheinwelt herabgesunken, — wie jene Naturgeister, Gnomen, Salamander, Sylphen, nach der Sage, ohne unsterbliche Seele nur ein sterbliches Leben führen, — und so ist selbst dein geistiges Thun eine grobe sinnliche Lust

geworden und ein künstliches Würfelspiel mit den Atomen der Elementenwelt und ein Larventanz höherer Kräfte auf niederen Stufen in Thierverkleidungen eingehüllt.

Die Künste hast du von ihrer heiligen Bestimmung losgetrennt, und sie zu einem Gaukelspiele deiner Lust gemacht; ohne Inhalt, Tiefe und Bedeutung sind sie Kinder der Welt geworden, dienstbar ihrem leeren, leichtsinnigen und frivolen Treiben; und wo sie ja wie die Tonkunst bisweilen wieder zu Höherem sich verlieren, ist's das Schellengeläute der Thorheit, oder der Tanz der Bajaderen, den sie in dem Tempel des Herrn führen.

Deine Diplomatie ist die Lehre und die Praxis des absoluten Nichts, durch alle Kategorien durchgeführt, und die Fertigkeit, zum Thun der Geschichte die Grimasse herzugeben; deine Regierungskunst ist eitel Buchstabenwerk, das, längst aller Natur entfremdet, von aller Tradition und Erfahrung abgelöst, nur in künstlichen Abstractionen lebt; nach den Schattenbildern leerer Theorien rennt, und aus ihrer erkünstelten und ersonnenen Welt nur von Zeit zu Zeit, und immer nur irrend und verwirrend, in die wirkliche hinübergreift.

Deine Politik, auch sie hat seither einzig im Zerstören sich bewährt; die großen Entdeckungen, deren du dich in Sachen des gemeinen Wesens rühmst, sind in meinen Augen kein großes Ding; diese Freiheit und Gleichheit nichts als die Wahlverwandtschaft der Elemente der Gesellschaft, womit alle Verfassung begonnen hat, und das Spiel chemischer Kräfte, das allein auf der untersten Stufe des Lebens der Staaten wirksam ist; diese ängstliche Trennung der Gewalten, während Stände, Ordnungen, alles durch den Naturtrieb wahrhaft Gegliederte, in eine Masse zusammen gerinnt; diese beiden Kammern, in denen die ganze Freiheit der Nation sich häuslich niederlassen soll: das Alles will mir ein geringer Ersatz bedünken für das Unheil, das du angerichtet.

Ich sehe deine Freiheit, sie ist eine Freigelassene, die noch die Narben ihrer Ketten fühlt, und darum immer zwischen Niedertracht und Freiheit schwankt; ich betrachte deine Gewalt, die da ein kraftloser, wohlgezogener Despotism ist, ungewiß zwischen Willkür und Liberalität getheilt; ich sehe die ganze Geschichte deines öffentlichen Lebens an, und es ist nichts als ein ekelhaftes Zerren zwischen zaghaftem Eigenwillen und furchtsamer Licenz, ein wechselseitiges Fürchten und Fürchtenmachen, eine gährende Bewegung ohne Resultat, ein ehrloses Verhüllen, Vertuschen und Belügen, ein Bemänteln und Betrügen, ein Hadern ohne Kraft und Würde.

Darum ist auf Phrasen all dein Thun gestellt, eine stille Uebereinkunft in wechselseitigem Lug und Betrug bis zu den geringsten Lebensgeschäften herab ist, was du als deine Weltklugheit uns gepriesen; nur im Verderben und Planiren kann keine andere Zeit dir die Palme streitig machen."

Zum Schlusse richtet Görres eine kräftige Ansprache an das Volk, den Adel und die Geistlichkeit. Den Fürsten widmet er unter Anderem folgende schöne Worte: „Diese Regentengeschlechter, die mit dem Volke aus der Tiefe der Jahrhunderte heraufgekommen, mit ihm eins sind und verbunden durch die Folge so vieler Menschenalter, sollen herrschen nicht wie Imperatoren durch Bajonette, todte Buchstaben, Bannformeln und Cabinetsbefehle; sondern wie Väter im Familienkreise durch die Ehrfurcht des Alters, die Liebe der Blutsverwandtschaft, das Vertrauen, das oft geprüfte Weisheit und Gerechtigkeit begründet, die Achtung, die überall die sittliche Würde gebietet, und die Neigung, womit angestammte Milde alle Herzen bindet." [1]

---

[1] Die angeführten Stellen s. Polit. Schriften IV. 72, 76, 102, 104, 167, 178 ff., 243.

Die letzte Zeile des Buches, dessen Zukunftsblicke Prophetien, und dessen Worte wie aus Prophetenmund gesprochen sind, füllt Virgils geflügeltes Wort:

Discite justitiam moniti et non temnere Divos.

„Lernet gewarnt Gerechtigkeit üben und nicht mißachten die Gottheit.“

XVIII.

Blitz und Donner von Berlin her. — Confiscation und Verfolgung.

Prophetenwort — Prophetenlohn! Die Juden steinigten ihre Propheten und die Männer, die zu ihnen gesandt waren. Die Welt verleumdet und verfolgt diejenigen, die ihr die Wahrheit künden und Gottes Strafgerichte in naher Zukunft zeigen. Und der größte der Propheten, dem es gerade so ergangen, sagt ja selber, daß kein Prophet in seinem Vaterlande Ehre habe [1].

Das sollte auch Görres bald erfahren. Freilich hatte er von der gerühmten deutschen Gerechtigkeitspflege ungefähr denselben Begriff, wie von der gleich berufenen deutschen Gründlichkeit, die, mit Pedanterie auf dem Unwichtigsten bestehend, im Wichtigeren keine Oberflächlichkeit und Seichtigkeit sich übel zu nehmen pflegt [2]. Daß man aber so rücksichtslos und ungerecht wider ihn verfahren werde, wie wirklich gegen ihn verfahren worden ist, hatte er nicht im Entferntesten für möglich gehalten.

Schon gleich, als seine Schrift kaum die Presse verlassen,

---

[1] Joh. IV. 44.

[2] Vgl. Polit. Schriften IV. 579. — Die Darstellung im Text ist nach der Schrift: „In Sachen der Rheinprovinz und in eigener Angelegenheit“, sowie nach Briefen von und an Görres gegeben.

nahmen die Unannehmlichkeiten und Gewaltthätigkeiten wider ihn ihren Anfang. Dem Oberpräsidenten v. Ingersleben waren durch Zufall, eben als das Ganze vollendet war, die ersten acht Aushängebogen zu Gesicht gekommen. Wohl wissend, wie zu Berlin von der Adreßgeschichte her das Barometer für unsern Görres stand, und gereizt auch durch manche derbe Ausdrücke, glaubte er aus der ersten ihm vorliegenden polemischen Hälfte des Buches einen Schluß auf das Ganze und seine Strafbarkeit machen zu dürfen und verordnete deßhalb gegen alle Gesetze die Beschlagnahme der, wie er glaubte, noch unvollendeten Schrift. Als Görres dagegen bei der Regierung Beschwerde erhob, wurde er an den Präsidenten, und von diesem an die Regierung zurückverwiesen, die inzwischen das Ungesetzliche der ohnehin mißlungenen Maßregel eingesehen hatte. So standen die Sachen zu Anfang September. Am 13. desselben Monats schrieb er an S. Boisserée in Stuttgart: „Ich wollte Euch oben in Schwaben wieder einmal einen Gedenkzettel an mich geben, darum sende ich Euch das beiliegende Buch: ‚Teutschland und die Revolution‘, das ich im August niedergeschrieben habe. Es ist eben auch vor mich eine Art von Altarbild in den Hofkapellen mit Hölle, Fegfeuer, jüngstem Gericht, in der Mitte St. Antonius, der den Fischen predigt, St. Rochus, der die Hunde verjagt u. s. w., auf den Flügeln außen die vierzehn Nothhelfer. Nun scheint es zwar, als ob meine Malerei eben keinen Beifall finden wollte, weil die unten, unsere hiesige Regierung, Beschlag auf das Ganze hat legen wollen; weil ich aber den Fà Presto gemacht und die Sache accurat vorgesehen, darum ist, als sie eben die Zugbrücke aufgezogen, das Roß drüben gewesen und aus seinem Schweife sind nur einige Haare in den Thorflügeln eingeklemmt zurückgeblieben. Jetzt haben sie das verdrießliche Nachsehen zu viel tausend Blättern, die in die Welt fliegen und wo immer in einem das Nämliche wie im Anderen steht. In Ber-

lin wirds diesmal sehr donnern; obs einschlägt, wollen wir in Geduld abwarten, ich habe zwar keinen Wetterableiter auf dem Hause, aber doch gegenüber." Alles deutete auf den nahenden Sturm, dem jedoch auszuweichen gewichtige Gründe sowie die Bitten seiner Familie und seiner Freunde ihn endlich veranlaßten. Er begab sich, nachdem er aus seinen Papieren bloß dasjenige mitgenommen, was er zu seiner künftigen Vertheidigung nöthig hatte, oder was ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit in privaten Angelegenheiten anvertraut war, gegen Ende des Monats September 1819 nach Frankfurt.

Kaum einige Tage nach Görres' Abreise von Koblenz kam eine Stafette von Berlin her an die preußische Gesandtschaft beim Bundestag in Frankfurt, worin dieselbe angewiesen wurde, die Beschlagnahme der in den dortigen Buchhandlungen noch vorfindlichen Exemplare der betreffenden Schrift bei der Behörde nachzusuchen. Die Weisung wurde sofort nach Möglichkeit ausgeführt, aber, wenn es wahr ist, was Görres ein paar Tage nachher an seine Frau schrieb: „Ueberall wo ich hinkomme, sind mir die Leute zugethan, das Buch hat Alles angeregt und aufgerichtet, in Frankfurt war es nach drei Stunden in allen Häusern," so war die ganze Mühe so ziemlich vergeblich. Zugleich war von Berlin aus die Weisung an den commandirenden General und den Oberpräsidenten der Rheinprovinz gelangt, unverzüglich alle Papiere in der Wohnung des Angeschuldigten beschlagnahmen zu lassen.

Spät Abends, an einem Sonntage, wurden die drei Beamten, welche die Beschlagnahme vornehmen sollten, nämlich der Major Stosch, der Reg.-Rath Hertel und als Civilbeamter der edle und mildthätige Stadtrath H. J. Dietz, Görres' ergebener Freund, zum Oberpräsidenten beschieden,

---

[1] S. Boisserée I. 372.

der sie mit dem delicaten Auftrage bekannt machte und ihnen den folgenden Auszug der Kabinetsordre vorlegte:

„Die Straffälligkeit des Professor Görres, welcher sich nicht enthalten hat, sich in seiner dem Druck übergebenen Schrift, ‚Teutschland und die Revolution‘, obgleich er von der Freigebigkeit des Staates ein Wartegeld von 1800 Thalern genießt, Beleidigungen seines und fremder Landesherren in den unehrerbietigsten Ausdrücken zu gestatten, und zu versuchen, unter dem Schein, als ob er gegen die Revolution und ungesetzliche Gewaltthätigkeiten warne, und zum Frieden rathe, das Volk durch den frechsten Tadel der Maßregeln der Regierung zur Erbitterung und zur Unzufriedenheit aufzureizen, liegt so klar am Tage, daß ich Ihnen hierdurch auftrage, seine sämmtlichen Papiere in Beschlag zu nehmen und versiegelt hierhin an den Minister von Schuckmann zu befördern.

Friedrich Wilhelm.“

Die Beschlagnahme sollte noch am nämlichen Abende stattfinden; da aber Stadtrath Dietz gegen die ungesetzliche Stunde Einspruch erhob, so wurde nach einiger Widerrede die Beschlagnahme auf Montag früh um 7 Uhr festgesetzt.

„Da die Pflicht freundschaftlichen Verhältnissen vorgehen muß,“ schrieb Dietz am 13. October über den Vorgang an Görres, „so war Deine Frau von unserem frühen Besuche sehr überrascht, aber bald gefaßt nahm sie Lassaulx zu ihrem Beistand, und wir nahmen die Papiere und Briefschaften zusammen, welche (wie Görres später erzählte, in mitgebrachte große Säcke gefüllt) gegen Mittag versiegelt dem Oberpräsidenten abgeliefert wurden. In dem Protokoll protestirte sie gegen die Verletzung der Form und reservirte sich alle Rechte und zu machenden Einwendungen. Sie hat dieß in einer Protestation gestern wiederholt, und was ihr gestern abgeschlagen, wird heute gestattet, indem Lassaulx heute eingeladen worden ist, ein Inventarium der Papiere zu fer-

tigen.“ In einer Nachschrift vom 14. October heißt es: „Gestern Morgen ist das Inventarium der Papiere in Gegenwart Lassaulx' beendigt.“ „Und nun wanderten,“ so erzählt Görres, „an Schnüren aufgezogen und numerirt sämmtliche Scripturen, eine ganze, sehr unschuldige Privatcorrespondenz, alle Papiere des Hilfsvereins, literarische Auszüge, Abschriften vor zwölf Jahren in Heidelberg gehaltener Vorlesungen, Familienacten und Proceßhändel, Alles im bunten Durcheinander, die Straße nach Berlin.“ Und um das Maß des Unerhörten voll zu machen, enthielt jene Kabinetsordre, wie ihm auch damals schon Dietz mittheilte, zugleich den Befehl, Görres sofort zu verhaften und nach der Festung Spandau zu führen. Doch derselbe hatte noch eben früh genug wenigstens seine Person in Sicherheit gebracht; und er hatte wohl daran gethan.

Görres war am 1. October spät Abends im größten Geheimniß in Frankfurt angekommen. Er beobachtete Anfangs strenges Incognito und ging ein paar Tage lang gar nicht aus, aber bald spürte er, daß, wie es in einem Briefe an seine Frau heißt, er nicht das mindeste Talent zum Festungssitzen habe, nicht einmal als Commandant, viel weniger als Commandirter. Er hatte sich gleich von der Bibliothek eine Anzahl Folianten kommen lassen und arbeitete recht wacker darin in der Absicht, bis auf Weiteres von der Politik gar keine Notiz mehr zu nehmen. Aber er war zu stark mit derselben verwachsen, die Liebe zum Vaterlande erfüllte seine Seele allzu sehr, als daß an ihr still und unbemerkt jene Dinge hätten vorübergehen können, welche irgend welchen Einfluß, sei es nun zum Besseren oder Schlechteren, auf die politische Lage Deutschlands auszuüben im Stande waren. „Hier hat sich der Bundestag,“ schrieb er mit wenig verhaltener schmerzlicher Ironie an seine Frau, „bis zum 20. Januar in die Ruhe gethan, die ihm alle Welt von Herzen gönnt. Sie bilden sich sammt und sonders auf ihre

Energie viel ein, alle Minister sind soldatisch geworden, ziehen sich halter eine Schnurra, rauchen Tabak und trinken Branntwein: „Jott, Jott, watt wird datt geben?‘ Alle Drucker sind hier vereidet, Nichts unter zwanzig Bogen ohne Censur zu drucken; ich habe mich gleich erboten, den Rest in lauter Lobsprüchen der Betheiligten beizufügen, um das verlangte Maß zu füllen.“

Kurz zuvor waren die Beschlüsse des Karlsbader Congresses bekannt geworden. Die Zeichnung, welche Görres in einem Briefe an Perthes von den Theilnehmern an demselben macht, ist äußerst treffend und auch jetzt noch des Anschauens werth: „Man muß gestehen, daß diesen Leuten ein schätzbares Talent inne wohnt, immer das Gegentheil von dem hervorzubringen, was sie bezwecken, und daß es keine ärgeren Unruhstifter gibt als diese Wassermänner, die das Schmiedefeuer mit ihren nassen Haderlumpen immer nur zu größeren Zornesgluthen anschüren. Ich kann mirs gar nicht anders klar machen, als daß sie Würmer in den Hirnkammern sitzen haben; dann bekommen die Hämmel bekanntlich die Drehkrankheit und werden wüthend in ihrer Art, freilich nicht in blutdürstiger Weise, aber sie stampfen, trommeln, blasen und fauchen und ihre Sanftmuth scheint sehr zornig. Man sollte glauben, Leute, die durch ihre Stellung die Sachen von oben her betrachten, müßten schon deßwegen eine ruhige, feste Ansicht gewinnen; aber weit das Gegentheil. Weil sie schwache Köpfe haben, werden sie ganz schwindlig auf ihrer Höhe; sowie sich Etwas regt, geht die Welt um sie her im Kreise herum; sie fürchten, die Häuser schlügen ihnen die Köpfe ein, und die Bäume schritten einher und spießten sie. Man kann sich eben nicht verhehlen, daß, so lange dies Geschlecht beschränkter, verzagter, jämmerlicher Menschen, die mit lachendem Muthe einmal im tiefsten Abgrunde des Schimpfes, der Schande und der Niederträchtigkeit gelegen haben und vom umkreisenden Rade gefaßt und

auf die Höhe geführt sind und dort oben nichts als Kleinmuth, Angst und Todesschrecken mitten in kläglichem Hochmuth empfinden, daß, so lange diese Schächer an der Spitze der Geschäfte stehen, kein Heil zu erwarten ist und kein Glücksstern über Deutschland leuchten wird. .... Am allerlächerlichsten ist, was sie über Preßfreiheit verfügen; sie könnten wohl leichter ein Sieb mit Flöhen hüten, als das Gedankenreich in ihre Pferche sperren. Ich möchte gleich Idyllen dieser neuen diplomatischen Schäfer schreiben und die Noth und Angst schildern, in der diese Jammerbilder sich die saure Last aufgebürdet haben, Ure, Einhörner und sonstiges ungebändiges Vieh zu weiden; sie werden sich auch in diesem Garten die saftigsten und schmackhaftesten Stechäpfel zum Dessert ziehen. Als ich mein Buch schrieb, habe ich selbst nicht geahnet, daß es bestimmt sei, als die Declaration des gesunden Menschenverstandes gegen eine Staatsweisheit aufzutreten, die nun in den Karlsbader Beschlüssen auf dem Culminationspunkt der Verrücktheit angekommen ist." [1]

Inzwischen hatte die Kabinetsordre, die für Görres auf Spandau lautete, denselben in Koblenz nicht mehr angetroffen. Kaum war aber ruchbar geworden, daß er in Frankfurt sich aufhalte, als auch sofort ein königlich preußischer Offizier und ein Mitglied der Regierung von Koblenz beim Magistrate daselbst seine Auslieferung zur Abführung nach einer Festung im Innern nachsuchten. Görres befand sich eben beim Geheimrath von Willemer, wo auch der Polizeidirector und spätere Bürgermeister Thomas sich eingefunden hatte. „Um zwei Uhr," so erzählt er selbst in einem Briefe an seine Familie, „als wir ganz vergnügt bei Tische saßen, wurde dieser (Thomas) herausgerufen, Herr Bürgermeister Stark wolle ihn in einer wichtigen Sache

---

[1] Fr. Perthes' Leben II. 172. — Ges. Briefe II. 592 f.

sprechen. Da ich meinen Ueberschlag gemacht hatte, daß die Depesche von Koblenz, wenn sie mich dort nicht gefunden, gerade gestern hier angelangt sein könne, so roch ich gleich Unrath. W(illemer) hatte ähnliche Gedanken, und als Thomas nach einer Viertelstunde ganz blaß zurückkam, war ich der Sache schon in mir gewiß. Beim Aufstehen folgte W. Thomas ins andere Zimmer und kam bald zurück; Thomas habe ihm nicht sagen wollen, was es sei, wodurch also die Sache entschieden wurde. Ich fuhr sogleich über den Main, zog Kundschaften ein, erhielt bald die Bestätigung, die W. eben auch nach einer Stunde von seiner Seite brachte. Darum säumte ich nun keinen Augenblick mehr, saß sogleich ein, fuhr noch am Abend nach G. und heute Morgen hierher nach Worms. In Straßburg werde ich in voller Sicherheit wohnen, den Franzosen kann kein größerer Triumph widerfahren. Die in Berlin aber werden sich ärgern, wenn sie den Ausgang ihrer plumpen Raserei erfahren. Von Straßburg aus werde ich dem Kanzler schreiben. Ich werde Nichts thun, was ich nicht vor Gott und meinem Gewissen verantworten kann, aber sie sollen einmal erfahren, was ein Mann vermag, der auf dem Rechte und der Wahrheit steht und sich nicht erschrecken läßt. Ihr könnt also völlig ruhig über den Ausgang der ganzen Sache sein.... Gibt es auch einige Unruhe, so geht das doch vorüber und ist besser, als wenn ich mich von den vortrefflichen Herren hätte herumschleppen und festnehmen lassen. Ueberdem, wenn die Ruhe schimpflich ist, darf man die Unruhe nicht scheuen. Gott befohlen!" Unterdessen waren die Nachforschungen nach seiner Person in Frankfurt in der geräuschvollsten Weise betrieben worden; man hatte die Straße seines Aufenthaltes besetzt, Nachfragen angeordnet, Verhöre angestellt und die ganze Stadt zu Zeugen des Vorgefallenen genommen und den Nichtgefundenen dann gleich hastig durch den ganzen Odenwald auf mehreren Straßen

bis Kehl verfolgt, wo badische Polizeicommissäre zum weiteren Abwarten sich niederließen.

„Es sitzen," schrieb Görres von Straßburg aus an seine Familie, „schon seit vierzehn Tagen vier badische Polizeidiener in Kehl, die warten, bis ich etwa einmal herüberkomme, um den neuen Affenthaler zu versuchen; da ich aber keinen Trieb dazu habe, so stehen sie und betrachten unaufhörlich die Spitze des Münsterthurmes." [1] Auch waren Mainzer Offiziere herangekommen, um ihn zu verhaften. Als man ihnen aber sagte, Görres sei nach Berlin zum Könige, sagten sie in der Bitterkeit ihres Herzens: „Der Kerl hat eine Höllenfrechheit, aber man wird ihn beberlinen und bekönigen."

XIX.

Görres' Flucht und Aufenthalt in Straßburg. — Das Heldenbuch von Iran.

> Das ist der Fluch des unglücksel'gen Landes,
> Wo Freiheit und Gesetz darniederliegt,
> Daß sich die Besten und die Edelsten
> Verzehren müssen in fruchtlosem Harm,
> Daß, die für's Vaterland am reinsten glüh'n,
> Gebrandmarkt werden als des Land's Verräther,
> Und, die noch jüngst des Landes Retter hießen,
> Sich flüchten müssen an des Fremden Herd.
> Und während so die beste Kraft verdirbt,
> Erblühen, wuchernd in der Hölle Segen,
> Gewaltthat, Hochmuth, Feigheit, Schergendienst [2].

Diese Worte des warmen deutschen Patrioten, zur Feier der württembergischen Verfassung am 29. October 1819

---

[1] Ges. Briefe I. 96, 97, 106.

[2] Aus dem Prolog zu dem Uhland'schen Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben". Gedichte von Ludw. Uhland, 54. Aufl. S. 102.

auf dem Hof- und Nationaltheater zu Stuttgart gesprochen, paßten nicht nur ganz auf unseren Görres, sondern waren auch eben mit specieller Rücksichtnahme auf ihn gedichtet worden. Als Christian Schlosser den Prolog an Frau Görres in Koblenz schickte, begleitete er denselben mit folgenden Worten: „Er wird Sie bewegen und erfreuen zugleich; der Verfasser wußte, wen er meinte, und seinen Zuhörern war es kein Geheimniß geblieben.“ Und der edle Freiherr von Laßberg in Eppishausen schrieb an Görres selbst: „Der dies gesagt, hat es wohl aus dem Herzen gesprochen, und ich habe das Zutrauen zu diesem Herzen, daß es sich in Stuttgart treulich Ihrer annehmen würde.“ [1]

Görres hatte Frankfurt am 7. October verlassen und kam über Worms und Speier als Flüchtling am 9. zu Selz im Elsaß auf französischem Boden an. Am 10. October war er in Straßburg, wo er im Jahre vorher einige Zeit verweilt und manche Freunde sich erworben hatte. Er war geflohen, um sich den ersten Ausbrüchen der gefürchteten Willkür zu entziehen, deren Folgen er schon mehr als einmal gefühlt, „denn es ist erlaubt, Verstand zu haben; und Klugheit ohne Falsch ist noch nie ein Laster gewesen“. Er wollte nicht wie ein Narr handeln, daß er sich „diesen Polizeischinderskнechten zum Abmergeln“ in die Hände gab; „denn hätten sie mich gefaßt, da die Schwäche in der Angst immer tückisch und unversöhnlich wird, sie hätten mich sicher aufbewahrt, bis etwa eine allgemeine Umwälzung mich befreit, und das hätte leicht länger währen mögen, als Geduld und Leben, da ich nichts weniger als Zwang und Sitzen ertragen kann.“ Zudem hielt er sich gegen seine Heimath sowie gegen die Autorität verpflichtet, eine Verletzung derselben an seiner Person durch die

[1] Ges. Briefe II. 594, 624.

Flucht unmöglich zu machen. Wohin aber sollte er sich wenden?

Die Bestimmungen des Karlsbader Congresses hatten ihm einen Aufenthalt in Deutschland, die einzige und letzte Wohlthat, die der zerstückte Zustand dieses Landes dem Verfolgten bot, unmöglich gemacht. Für England reichte sein Vermögen nicht hin; in Belgien konnte er baldiger Auslieferung entgegensehen; in der Schweiz hätte man ihn von Canton zu Canton gehetzt, und ihn zuletzt doch genöthigt, dahin sich zu retten, wohin er darum lieber gleich mit einem entschlossenen Schritte überzugehen schnell mit sich einig geworden war — nach Frankreich[1].

Unterdessen war die Kunde von Görres' neuester Schrift, von deren Beschlagnahme durch die preußische Regierung und von den Vorgängen in Frankfurt nach Frankreich herübergeschollen, und bald wurde auch die Ankunft des Verfolgten auf französischem Boden in den Zeitungen mitgetheilt. Dieser aber wollte nicht als ein „Hilfeflehender, gebeugten Hauptes und gebogenen Kniees, hintreten vor die fremden Laren, und um besondere Begünstigung und specielle Gnade anhalten", denn dieser bedurfte er nicht, da er „kein Verbrecher war, der vor der rächenden Gerechtigkeit Schutz suchte im fremden Lande". Er war nur des Schutzes bedürftig, den die Gesetze gewährten, „da eine Auslieferung an eine ungesetzlich verfahrende Gewalt sich durch die Ehre von selbst verbot". Und so stellte er sich denn in einer offenen Erklärung in den französischen Zeitungen unter den Schutz der öffentlichen Ehre und des Rechts der Hospitalität, die „der Beduine sogar gegen seine Feinde ausübt"[2]. Nur das Ministerium prostituirte sich anfangs

---

[1] Vgl. Görres' letzte Eingabe an den Staatskanzler Fürsten v. Hardenberg. Polit. Schriften II. 616 ff.

[2] Polit. Schriften IV. 588 f.

durch einen Artikel in dem halbofficiellen Blatte „Journal de Paris", wurde aber durch eine Entgegnung von Görres „weidlich abgeschüttelt" und mußte schließlich der dem Verfolgten durchaus günstigen öffentlichen Meinung Frankreichs nachgeben. Schon auf der ganzen Reise hatte er auf den Vogelflug und alle Zeichen gemerkt, und alle waren gut; „wenn man thut, was recht ist, findet sich das Uebrige wohl schon dazu." Der ehrenwerthe, fleckenlose Charakter, das Unglück und wohl auch die Berühmtheit des Verfolgten; da ja das französische Volk jedweder Celebrität allsogleich den Tribut seiner Sympathie zu zollen pflegt, hatten schon bald nach seiner Ankunft Frankreichs öffentliche Meinung durchaus zu seinen Gunsten gestimmt. „Ich kann seither nicht die mindeste Klage über die Art führen, wie in allen öffentlichen Aeußerungen alle Parteien sich gegen mich benommen . . . . in der ganzen Stadt geben mir die Leute in aller Weise ihr Wohlwollen zu erkennen." Der Straßburger Präfect war sehr begierig, das „Allerweltswunderthier, das ihm so in's Land gelaufen", kennen zu lernen und lud ihn auf's Verbindlichste zu einem baldigen Besuche bei ihm ein. Benjamin Constant ließ gar einen Brief in der „Renommée" drucken, worin er Görres, den „von der Hälfte der Könige Europas Verfolgten", in den überschwänglichsten Lobeserhebungen feierte und mit dem Bedauern, daß er ihn nicht persönlich kennen gelernt, ihm öffentlich allen Beistand und freundschaftliche Hülfe zusagte, dem Könige von Preußen aber den Vorwurf machte, daß er gerade den Dreien, die er jetzt verfolge (Görres, Arndt und Jahn), seine Krone zu verdanken habe. Auch der bekannte Philosoph Cousin wandte ihm seine Sympathien zu und trug ihm in seiner Wohnung in Paris einen Zufluchtsort an, wo er nach seiner Weise ganz ungestört leben könne. In Frankreichs Hauptstadt war sein Name in Aller Munde. Sie erwarteten mich dieser Tage in Paris," heißt es in

einem Briefe an seine Familie, „und hatten schon ein großes Gelage von dreihundert Gedecken bereitet, mich zu empfangen . . . Ich kann nur Gutes sagen über die Weise, wie die Meinung sich hier allerwärts ausgesprochen . . . Die Zeitungen der Ultras, der Liberalen, ja selbst der Napoleonisten, die mich hassen und alle Ursache dazu haben, ergreifen meine Partei. Hier suchen mir die Leute in aller Weise ihren Antheil und ihre Zuneigung zu bezeigen, und ich bin schon wie zu Hause unter ihnen. Die von Kolmar haben mir sagen lassen, wenn ich nicht länger in Straßburg mich gefalle, solle ich zu ihnen kommen, ich werde auch dorten Freunde finden."

Schon gleich bei seiner Ankunft trug man ihm die Uebernahme einer Zeitung an mit dem Erbieten, für Caution und Alles Sorge zu tragen. Er lehnte jedoch aus mehr als einem guten Grunde den Antrag dankend ab. Später legte man von Paris aus ihm „gleich vor der Thüre" eine „liberale" Zeitung an, halb deutsch, halb französisch. Man bat um seine Theilnahme daran, er wies jedoch wiederum jede Theilnahme zurück, „weil ich es für mich unschicklich und unpassend halte und mich durchaus nicht mit der Partei bemengen will."

Im Januar 1820 schrieb er an seine Familie also: „Die Franzosen fangen an, gegen mich ordentlich zärtlich zu werden, sie schreiben mir und schicken mir Allerlei. Ich werde," schrieb er ein anderes Mal, „erstaunlich überlaufen, bin auch schon, wie ich glaube, ein paar Mal geprellt worden. Das ist auch eine der übelen Folgen der Celebrität, daß man von jedem Industrieritter aufgesucht und beunruhigt wird."

Aber auch in der Heimath vergaß man seiner nicht. Familie und Freunde sandten ihm herzliche Briefe und „viele, viele tausend Grüße". Ja, in Koblenz drängte die allgemeine Liebe und Verehrung gegen den großen, nun

verbannten Mitbürger zu einer ihm sympathischen Demonstration, die zu damaliger Zeit ob ihrer Kühnheit nicht wenig Aufsehen erregte. „Auf dem gestrigen Casinoessen zu Dreikönig," schreibt Stadtrath Dietz an Görres, „wobei sich circa 160 Personen im Gymnasiumssaale versammelt hatten, ist zuerst des Königs Gesundheit getrunken und applaudirt worden, weil Jeder im König die gesetzliche Kraft und Ordnung ehrt, dann dem Bestand der Gesellschaft und zum Dritten die im stürmischen Applause der Bürger vollbrachte: ‚Unserem würdigen Freund und Landsmann im fremden Land — er lebe hoch und abermals hoch.' Unvorbereitet hat die Gesundheit überrascht, die Personen vom Militär, besonders unser General R., der mir gegenüber saß, wie im vorigen Jahre, kamen in einige Verlegenheit, die wir ihnen nicht verdenken wollen. Auch wohl mancher Andere. Aber es hat an lautem Jubel und Wiederholen nicht gefehlt, und lange nachher, als die Tafel aufgehoben, ist Mancher zu mir gekommen, mit dem ich sonst keinen Umgang habe, und hat mir die Hand gegeben und gedrückt. Ich gebe Dir meinen herzlichen Handschlag mit Allen zurück. Gott zum Gruß!" [1]

So war er denn in der Liebe und Theilnahme aller Wohlgesinnten und im Bewußtsein eigener Unschuld ganz wohl und guter Dinge, zumal er auch mit Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit ruhig und unbekümmert weiter leben durfte, da er seinen „Schreibtisch hinter dem Hochaltar der französischen Ehre aufgeschlagen" hatte. „Da ich in allen Dingen nur meiner Ueberzeugung gefolgt und nichts Uebles gewollt, so wird mir auch nichts Uebles widerfahren, und das Ueble selbst zum Guten ausschlagen. Das ist eben eine Ueberzeugung, die sich durch mein ganzes Leben in mir befestigt hat." „Vor Allem will ich Dir immer

[1] Ges. Briefe II. 609.

wieder an's Herz legen," schreibt er darum auch beruhigend und tröstend an seine Frau, „Dir die Sache nicht weiter zu Herzen zu nehmen, als ein gewöhnliches Lebensschicksal, das nicht ohne eine große Fügung sich in dieser Weise entwickelt hat."

Nur die Nachricht vom Tode seiner alten Mutter erfüllte ihn mit Trauer und Betrübniß. „Es ist mir aber doch lieb," schrieb er als Antwort zurück, „daß sie von der ganzen Geschichte mit mir weiter Nichts erfahren, sechs Monate früher hätte sie sich auf eine höchst betrübte Weise in ihre Phantasien verflechten können, das ist nun, Gott sei Dank! glücklich vorbeigegangen und hat sich in gelinderer Art gelöst.... Sie hat mir immer wohl gewollt, have anima pia."

In dieser Zeit seines Aufenthaltes zu Straßburg erschien auch die Frucht seiner persischen Studien, „Das Heldenbuch von Iran"[1], woran er schon vor Herausgabe des „Merkur" gearbeitet hatte, aber an dessen Vollendung er durch die politischen Verhältnisse und seine durch dieselben hervorgerufenen anderweitigen Beschäftigungen unliebsam gestört und unterbrochen worden war. Erst nach Unterdrückung jenes Blattes fand er Zeit und Muße, seine persischen Studien wieder aufzunehmen und an der Uebersetzung des orientalischen Epos mit seinen 60,000 Doppelversen weiterzuarbeiten. Nach mehr als drei Jahren war das Werk vollendet, dessen Vorrede noch „zu Koblenz im Mai 1819" geschrieben ist. Bezeichnend für die lächerliche Arroganz und Intoleranz einer verrotteten, engherzigen Bureaukratie und nur in einer Zeit wie der unserigen glaublich erscheinend ist folgende Stelle aus einem Briefe von Görres: „Von dort (Berlin) schreibt mir Reimer (der Verleger),

---

[1] Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah-Nameh des Firdusi. Von J. Görres. In zwei Bänden. Mit zwei Kupfern und einer Karte. Berlin bei G. Reimer, 1829.

wie er meinen Schah=Nameh in den Berliner Zeitungen angekündigt, der dortige Censor aber meinen Namen davon ausgestrichen, und wie er sich deswegen an das Obercensurcollegium habe wenden müssen, um diesen Schreckensnamen aussprechen zu dürfen. Dem Staatskanzler hatte er ausdrücklich in meinem Namen ein Exemplar gesendet, der hatte sich bei ihm ganz höflich bedankt, und bei Anführung des Buches im Briefe auch meinen Namen ausgelassen. Das sind die Helden der Nibelungen, der grimme Hagen und Sigurd, der Schlangentödter, gehörnt aber nicht hörnern, Infusionsthierchen im Theeaufguß, Zwerglein mit zwölf Manneskraft. Zu Schanden geht man vor Ekel und innerem Abscheu."

Die Uebersetzung jener reichen, großartigen Dichtung des Orients, welcher Görres zur nämlichen Zeit in Europa das Bürgerrecht verschaffte, als schnöde Undankbarkeit ihn selber aus der Heimath trieb, ist eine freie, jedoch vollständige Verdeutschung mit treuester Wiedergabe aller ursprünglichen wesentlichen Bilder und Gedanken, in schwungvollster, hochpoetischer Sprache, so daß Görres' Bearbeitung, nach Jules Mohls Urtheil, noch immer die beste aller sonstigen Uebersetzungen, ganz wie ein Originalwerk sich liest. Wie Görres schon bei der Arbeit den reichsten geistigen Genuß gefunden, so wünschte er auch in dieser Zeit politischer Misère und geistiger Dürre seinen Zeitgenossen einen frischen Born erquickender, lebensvoller Poesie zu eröffnen. Denn „was in der Erde Grüften, vom Sternenschein getränkt, Glanzreiches in stiller Verborgenheit gekeimt; was schimmernd von fallenden Tropfen widerstrahlt; was von Tönen schläft in der Brust des Leblosen und Lebendigen; was geistergleich in Düften durch die Räume zieht, — was als treue Liebe in zarter Seele blüht; was streitbare Männer im Kampfe wagen, was weise Rathgeber lehren im Rathe,

was Verrath im Geheimen sinnt, das ist Alles in diesem unsterblichen Werke in hellen, lauten Worten ausgesprochen in blumenreicher Rede voll morgenländischer Bilderpracht, doch so, daß nie die Einheit im Gewimmel der Mannigfaltigkeit verloren geht, daß Ein großes Bild des Heldenlebens aus den unzähligen Bildern sich gestaltet, größer zwar, als die Wirklichkeit, doch nie aus der kühngeschwungenen Schönheitslinie der Dichtung tretend." [1]

Görres hatte das Buch seinem Freunde und Gönner, dem um die Befreiung des Vaterlandes hochverdienten ehemaligen Minister Freiherrn von Stein gewidmet mit den bezeichnenden Worten:

Dem Mann, der zuerst mit starkem Arm die Keule ausgeschmiedet,
Die den neuen Zohak hat erschlagen,
Als noch Teutschland zagte vor dem grimmen Drachen,
Dem es seine Kinder zum Opfer hat geschlachtet;
Dem Freiherrn vom Steine diese Blätter!

Frau Görres sandte ein Exemplar in „grünem Maroquin" an den Freiherrn, der in folgendem schmeichelhaften Schreiben d. d. Frankfurt, 27. Januar 1820 derselben dafür seinen Dank aussprach [2]:

„Das Geschenk, welches E. W. mir Nahmens Ihres Gatten, des Herrn Professor Görres, mit dem Heldenbuch von Iran machten, ist mir sehr angenehm, sowohl wegen seines inneren Werthes als weil es von einem Manne herrührt, den ich wegen seines seltenen Geistes, seiner redlichen, dem Vaterlande treu ergebenen Gesinnungen, und seiner richtigen politischen Ansichten nie aufhören werde zu schätzen, wenn ich gleich nicht allen seinen einzelnen Meinungen beypflichte,

---

[1] Görres in der Einleitung zum Schah-Nameh p. CCXLI, und Haneberg in seiner Gedächtnißrede auf Görres S. 12 ff.

[2] Pertz' Leben Steins V. 481. — Ges. Briefe II. 611.

und bißweilen bey ihm Schonung der Convenienzen vermisse. Möge mein lebhafter Wunsch, diesen ausgezeichneten Mann dem Vaterlande und seiner liebenswürdigen Familie zurückgegeben zu sehen, bald erfüllt werden. Empfangen E. W. die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung, womit ich verbleibe

v. Stein."

Görres lebte ruhig und zufrieden im Exile, da ihm dasselbe nicht nur „Feuer und Wasser", sondern auch Bücher und Pergamente bot. Die Straßburger Bibliothek war reich an alten Manuscripten und sonstigen zum Studium anregenden literarischen Seltenheiten. Alle freie Zeit, die ihm nach Absolvirung seiner gesellschaftlichen Pflichten und der vielen geschäftlichen und freundschaftlichen Correspondenzen übrig blieb, verwandte der immer strebsame Mann zur Erlangung neuer wissenschaftlicher Kenntnisse. Namentlich interessirte ihn eine auf dortiger Bibliothek aufbewahrte Sammlung spanischer Chroniken, die der Beichtvater des Königs von Spanien dem Jesuitencolleg daselbst gesandt hatte: „So habe ich ihnen zu Liebe spanisch aus ihnen herausgelernt und lese es jetzt mit ziemlicher Geläufigkeit. Auch ein wenig isländisch für die nordischen Sachen habe ich getrieben, und meine Arbeit wird sehr stattlich aus dem, was ich hier die vier Monate zusammengefunden." [1]

XX.

Europas Urtheil über „Teutschland und die Revolution". — Eine lange fruchtlose Correspondenz.

„Teutschland und die Revolution", das jüngste Wort, das der berühmte Herausgeber des „Rheinischen Mer-

---

[1] Die angeführten Stellen s. Ges. Briefe I. 100—150.

kur“ in die Oeffentlichkeit hinausgesprochen, hatte inzwischen wie im schnellen Fluge seinen Gang durch die Welt gemacht. In weniger als zwei Monaten waren für Deutschland trotz oder vielmehr wegen des Verbotes drei starke Auflagen nöthig geworden. Schnell wurde das berühmte und gebannte Buch in's Französische, in's Schwedische und in andere Sprachen übersetzt, und in London erschienen sogar zwei englische Uebersetzungen zu gleicher Zeit.

Aber es war ein merkwürdiges Buch. Keine der beiden Hauptparteien, weder die Reactionäre und Ultras auf der einen, noch die Liberalen auf der anderen Seite, konnten sich so ganz in und mit demselben zurechtfinden. Beide schauten sich verwundert an, und jede hätte gern der anderen die erlittene Mystification spöttisch vorwerfen mögen. Die Liberalen sahen dessen Autor von „der Hälfte der Könige Europas verfolgt“, von Haus und Hof vertrieben und seine Schrift in Acht und Bann gethan. „Nun kommt das Buch mit jener wunderlichen Liberalität, die sich gar mit dem Papste verträgt, dem Adel das Wort spricht, vom Mittelalter und der Feudalität bescheiden, ja rühmend redet, eine unabhängige Kirche will, kurz, daß man schwören sollte, die Schrift sei veritable Ultra, und doch ihr Verfasser von den Cabinetten verfolgt als Liberaler und im Augenblick einer Reaction von Seite der Minister, die sicher nichts Liberales wollen.“[1] Die Ultras dagegen, die „an den Grundsätzen riechend und schnuppernd“ freilich manches Gute und Wohlriechende entdeckten, fanden hinwiederum auch manches harte, ihr ganzes reactionäre Gemüth durchschneidendes Urtheil und konnten andererseits auch des Autors Verfolgung von Seiten der ihnen befreundeten Regierungen nicht auf den rechten Reim bringen. Ja selbst manche seiner Freunde setzten sich rücksichtlich mancher

[1] Ges. Briefe I. 119.

Punkte mit ihm in Opposition. Sie standen eben nicht mit unserem Görres auf gleich hohem Standpunkte, es fehlte ihnen die Schärfe des Geistes und der helle Blick, der prophetisch in die dunkle Zukunft schaut. Bemerkenswerth sind in dieser Beziehung die Worte, die Görres im December 1819 an Perthes schrieb: „Sie schrieben mir zuletzt, es möge mir schwer werden, die von mir vorausgesetzten Absichten der Regierungen zu beweisen. Jetzt haben diese selbst den mangelnden Beweis geliefert. Schon einmal ist es mir ähnlich gegangen, als ich im Widerspruch mit allen Leuten vor zwanzig Jahren Napoleon als den Suetonischen Tyrannen bezeichnete. Heute wie damals ist freilich der Gang der Sachen nicht absichtlich, mit klarem Bewußtsein calculirt, sondern vielmehr instinktartig durch dunkle Ideen hervorgetrieben. In diesen habe ich aber etwas früher als Andere gelesen und der Welt die dunklen Ideen in deutliche Reden jetzt schon seit fünf Jahren umgesetzt; dafür haben die Herren den unbequemen Seher zum Lande hinausgejagt. Das ist aber in der Kürze die ganze Geschichte.“ [1]

Schon bald jedoch hatten sämmtliche Parteien in der Fremde, namentlich in Frankreich, mit dem Verfasser und seinem Buche so ziemlich sich versöhnt, und französische und englische Blätter aller Schattirungen sangen mit Emphase des Verfolgten Lob und der Verfolger Schande.

Nicht so im eigenen Vaterlande. Der schmähliche Preßzwang traf Vorsorge, daß fast Alles, was zu seinen Gunsten lautete, aus den deutschen Blättern ferngehalten wurde. Jeder Verunglimpfung des Exilirten aber waren sie fast ausnahmslos geöffnet, und nicht wenige veröffentlichten auf Bestellung von Oben her ganze Artikel gegen Görres, um seine Popularität zu untergraben oder die Franzosen

---

[1] Fr. Perthes' Leben II. 213. — Ges. Briefe II. 601.

gegen den Verfolgten aufzuhetzen. Furcht vor der Gewalt und Gunst und Geld der Großen haben ja noch stets über kleine und niedrige Seelen zu herrschen vermocht. Und selbst ein Theil der Liberalen war bezüglich der Verfolgung und Verunglimpfung des besten deutschen Patrioten mit der reactionären Regierung und ihren Helfershelfern in rührender Eintracht. „Es wurde der Welt abermal an einem Beispiel klar," sagt Görres schon damals über jene politische Partei, „wie gern jener Liberalism mit jeder despotischen Gewaltthat sich verträgt, wenn sie einmal sein Müthchen kühlt; und hinwiederum, wie die Tyrannei es nicht verschmäht, herablassend gemeine Sache mit einer Gesinnung zu machen, deren Richtung, wo sie ihr entgegengesetzt sich äußert, sie unaufhörlich anklagt, aber wo sie mit der ihrigen zusammenfällt, gern in ihrer Sympathie anerkennt."

Görres verhielt sich jenen Angriffen gegenüber ganz ruhig. Nur zweimal, als im stärksten Feuer die bezahlten Preßlinge gemeine Verleumdungen in die Welt hinausschickten, bestimmt, die Franzosen gegen ihn aufzuhetzen, warf er den Erbosten einige Worte zu, um deren Aufnahme er alle deutschen Blätter bat, „denen die Ehre ihres Vaterlandes nicht gleichgiltig ist." „Ein so feiges, nichtswürdiges, schändliches Benehmen," sagte er unter Anderem, „hat mir schon mehr als einmal die brennendste Schamröthe ins Gesicht getrieben, nicht um der elenden Gesellen wegen, die, längst alles Schimpfes und aller Schande bar, nur thun, was sie nicht lassen können, sondern um der Nation willen, die sie also vor dem Ausland schänden. Man müßte wahrlich sich schämen, ein Teutscher zu sein, im Anblick der Schande, die sich wieder von allen Seiten häuft, wenn man nicht wüßte, daß die Nation an solchem Schimpfe schuldlos ist; daß dieselbe Indignation, die ich hier kundgebe, Aller Herzen beim Anblick solcher Nichtswürdigkeit erfüllt, und

daß es nur immer dieselbe, wenig zahlreiche Bande ist, die, wie seit Menschengedenken so manche, so auch jene Unwürdigkeit geübt.“ [1]

Aber was hatte denn Görres eigentlich verbrochen, warum wurde so empörend und gewaltthätig mit ihm verfahren, was war denn an dem schnell berühmt gewordenen Buche das eigentlich Verbrecherische? Görres scheint wohl Recht zu haben, wenn er darauf folgende Antwort gibt: „An dem Buche ist ihnen eigentlich nichts weniger als Alles zuwider, es ist in allen seinen Theilen das allervollständigste Antipreußenthum nackt und klar ausgelegt, und sein und nicht sein kann ihnen doch unmöglich gleich lieb sein.“

So auch nur läßt sich einigermaßen jenes unkritisirbare Verfahren erklären, welches Görres gegenüber in der Folge vom Berliner Kabinet eingehalten wurde.

Am 18. October 1819, einige Zeit nach dem gewaltsamen Einbruch in den Frieden seines Hauses, dem inquisitorischen Durchwühlen aller Papiere, dem wilden Verfolgen seiner Person durch die Gaue des Vaterlandes, hatte Görres von Straßburg aus im Gefühle tiefer Kränkung, die er erfahren, an den Staatskanzler einen längeren Brief geschrieben: „Moxa, die bis zu den Knochen brennt, scharf und fressend, wie sie's verdienen, doch habe ich nicht alle Brücken abgebrochen.“ [2]

Die Antwort war folgende Erklärung in der „Staatszeitung“: „Der Professor Görres hat sollen auf Befehl Sr. Majestät des Königs verhaftet und auf eine Festung abgeführt werden. Seine Sträflichkeit liegt, ohne daß es, um sie zu erkennen, einer Untersuchung bedürfte, klar vor Augen. Ungeachtet er von der Freigebigkeit des Staates ein Wartegeld von 1800 Thalern

[1] Polit. Schriften IV. 598.
[2] Ges. Briefe I. 101, 128.

genoß, hat er sich undankbar nicht gescheut, in einer Druckschrift ‚T. u. d. R.‘ unter dem Scheine, als ob er gegen eine, den Gesinnungen und den treuen Herzen der Unterthanen Sr. Majestät ganz fremde revolutionäre Stimmung und ungesetzliche Gewaltthätigkeit warne und zum Frieden rathe, das Volk durch den frechsten Tadel der Maßregeln der Regierung zur Erbitterung und Unzufriedenheit aufzureizen, und sich der unehrerbietigsten und beleidigendsten Aeußerungen gegen seinen eigenen und gegen fremde Landesherren bedient. Er hat sich durch Entweichung aus Frankfurt am Main der wohlverdienten Strafe entzogen."

Stumm und staunend steht man vor dem in der Rechtsgeschichte unerhörten Satz, die Schuld und Sträflichkeit liege so hell am Tage, daß sie gar keiner Untersuchung mehr bedürfe. Und was das vielbesprochene Wartegeld betrifft, so wurde dasselbe gleich bei Versiegelung der Papiere in Beschlag genommen, und Görres hat in seinem ganzen Leben keinen Heller davon weiterbezogen. Als dann nach Görres' Tode seine Wittwe in einer Immediat-Eingabe vom 31. August 1849 an den König von Preußen mit der Bitte um Zahlung jenes Gehalts-Rückstandes vom 1. October 1819 bis 31. October 1827 sich wandte, wurde sie abschläglich beschieden. Desgleichen später die Erben des Professors Görres [1].

In Koblenz hatte inzwischen der Stadtrath sich des berühmten Bürgers und des ersten öffentlichen Charakters der Provinz in einer Eingabe an den König angenommen, worin er unter Berufung auf das Besitznahmepatent Ge-

[1] Vgl. darüber: „Denkschrift in der Prozeßsache der Erben des am 29. Januar 1848 in München verlebten Professors Joseph von Görres, Kläger, gegen den Königl. Preußischen Fiscus, vertreten durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, wirklichen Geheimenrath Freiherrn von Pommer-Esche zu Koblenz, Beklagten, von dem Anwalte der Kläger Justizrath Adams I. in Koblenz." Augsburg 1863.

rechtigkeit und salvum conductum im Sinne der bestehenden Gesetzgebung für denselben verlangte. Die Antwort auf diese obendrein ganz unterthänigst concipirte Vorstellung lautete kurz und barsch: Dem Professor Görres, wenn er in's Land zurückkehre, stände es zu, sich über seine verbrecherische Schrift zu verantworten, nicht aber dem Stadtrath zu Koblenz, ihn durch ein desfallsiges Gesuch zu vertreten; „die von demselben eingereichte Vorstellung ist daher eine Anmaßung, die nur mein gerechtes Mißfallen, welches ich dem Stadtrath hierdurch zu erkennen gebe, veranlassen kann. Friedrich Wilhelm.“ [1]

Zugleich mit dem Stadtrath hatte sich auch Frau Görres in einer Eingabe an den König gewandt, um das, was sie als Recht für ihren Mann fordern konnte, daß er nämlich von einem Geschworenengerichte nach den Gesetzen seiner Provinz gerichtet werde, als Gnade für sich und ihre Kinder aus den Händen Sr. Majestät zu erflehen. Als Görres hiervon hörte, schrieb er scherzend an seine Frau: „Aber Käthe, Käthe! ist Saul auch unter die Propheten und Du unter die Politiker gerathen. Der König wird eben denken, nun habe er es erst recht gut gemacht, da er den Einen fortgejagt, seien gar zwei daraus geworden, wie beim berühmten wassertragenden Besenstiel, und das andere Ding schwatze accurat wie das erste, und sei kein größerer Unterschied wie zwischen hic und haec, he-cock und she-cock, auch wird er denken, der junge Range (Guido), der tolle Füchse schießt, wächst auch heran, und dann wären es ihrer gar drei, die raisonnirten.“ [2]

Fünf Monate gingen dahin, und noch war von Berlin keine Antwort nach Koblenz zurückgelangt. Frau Görres

---

[1] Polit. Schriften IV. 586 f., 602.
[2] Ges. Briefe I. 125.

wiederholte ihre Bitte, die Se. Majestät ja nicht einmal dem gemeinsten Verbrecher abschlagen könne. Nach beinahe Monatsfrist erfolgte eine vom Staatskanzler unterzeichnete Antwort, worin in unbestimmter, jeder Deutung fähigen Fassung erklärt wurde, daß, wenn ihr Ehegatte in seine Heimath zurückgekehrt wäre, ihm eine gerichtliche Untersuchung nicht versagt und von einer, von dem Könige hierzu zu bestimmenden Gerichtsbehörde das rechtliche Erkenntniß erfolgen würde. Frau Görres erwiderte in einer Eingabe an den Staatskanzler, daß eine willkürlich eingesetzte Gerichtsbehörde eigentlich gar keine sei, und bat nochmals, ihren Mann zu seiner Familie zurückkehren zu lassen, um dann von den Gerichten und nach den Gesetzen seiner Provinz gerichtet zu werden. Weitere zwischen Koblenz und Berlin gewechselte Briefe brachten die Sache einer günstigen Entscheidung nicht näher. Da schrieb Frau Görres in gerechtem Unwillen folgende Worte an den Staatskanzler: „Da E. D. zu meiner Beruhigung auch nicht das Mindeste von der Art und Zusammensetzung jenes Gerichtes, welches man meinem Manne nach seiner Zurückkunft verspricht, articulirt haben, muß ich wohl schließen, daß dieses Gericht eine bloße Förmlichkeit ist, wohinter sich die Gewalt verbirgt, und daß man wohl weiß, daß mein Mann, abgeschreckt durch so manchen Vorgang, lieber eine freiwillige Verbannung wählen, als sich in die Hände eines Gerichtes geben wird, welches nur von der Willkür der Macht abhängt, die, zugleich Kläger, wissend oder unwissend, es aus seinen bittersten Feinden zusammensetzen kann .... Verzeihen E. D. dem Schmerz einer auf das Aeußerste getriebenen Gattin und Mutter diese mir wahrlich abgenöthigten Worte, die ich, Gott weiß! mit wie viel freudigerem Herzen in Worte des Dankes gegen E. D. verwandelt hätte.“

In der Zwischenzeit hatte auch Görres selbst sich wieder an den Staatskanzler gewandt und zwar mit der Bitte

um Herausgabe der gelehrten Manuscripte aus seinen confiscirten Papieren. Da er nach mehr als drei Monaten weder Antwort noch das Verlangte erhalten hatte, richtete er von Neuem eine Eingabe mit gleicher Bitte an denselben, worin er „die Complimente gespart und nur dargethan, daß an die Art Submission, wie sie sie verlangen, nicht zu denken ist“ [1]. Zugleich kommt er auch auf sein Buch zu sprechen und meint, daß Alles, was er in demselben getadelt, die Mißgriffe seit dem Wiener Congresse, die Fehlerhaftigkeit und Unvermögenheit der deutschen Bundesverfassung, die Nachtheile der Zögerung in Erfüllung heiliger Gelöbnisse, die Mißbräuche in dem inneren deutschen Staatshaushalt und die Desorganisation aller alten Verfassungen, daß dieß Alles seither zum Theil officiell und positiv eingestanden sei. Selbst die Ansicht, die er von jener berüchtigten deutschen Verschwörung aufgestellt, sei bis auf den kleinsten Zug jetzt durch die Mittheilungen der „Staatszeitung“ bestätigt worden. Auch die Geschichte habe gutgeheißen, was er in ihrem Namen geweissagt habe, und der Himmel habe in schreckbarer Eile die Zeichen herabgesendet, deren Nähe er verkündet.

Was Görres gewünscht und erbeten hatte, wurde ihm dießmal auch gewährt. Von Berlin aus sandte man ihm die meisten der in Beschlag genommenen Schriftstücke und Papiere zurück. Nur war Alles gehörig durchwühlt und durchmustert worden, und manche Schriftstücke und Briefe tragen noch den rothen Strich des Berliner Inquisitors an der Stirne, wie das der Verfasser dieses selber zu sehen Gelegenheit hatte. Was man für eine Untersuchung und das darnach zu fällende Rechtsurtheil betreffs der ihm vorgeworfenen politischen Umtriebe als erheblich erscheinend dort

[1] Die angeführten Stellen s. Polit. Schriften IV. 611 ff., 616, 622 f.

zurückbehalten hatte, wußte Görres selber nicht genau. Jedoch „einzelne an's Komische nahe anstreifende Mißgriffe, Vernehmungen und Protokollirungen, die dem Eigenthümer zu Ohren gekommen, konnten ihm keine hohen Begriffe von der Wichtigkeit des Gefundenen geben, wenn er nicht von sonst woher gewußt hätte, daß, wo Nichts vorhanden ist, auch Nichts gesucht werden kann. So rief jener Arme, dem die Diebe Nachts zum Dache hereingebrochen, ihnen ruhig aus seinem Bette zu: ‚Wie wollt ihr Thörichte zu Nacht etwas bei mir suchen, da ich am Tage nichts finden kann?'"

Noch ein Mal und zum letzten Male, theils um jenem ersten Schritte zur Gerechtigkeit gegenüber auch seinerseits Entgegenkommen zu zeigen, theils um die verhaßte Sache gleichsam von sich abzuthun, sandte er am 2. Juni 1820 eine längere Eingabe an den Staatskanzler, worin er seine bisherige Handlungsweise rechtfertigt und die einzige Weise angibt, in der nach seiner Meinung die ganze Angelegenheit mit Ehre geendigt werden könnte. Wir geben daraus folgende charakteristische Stelle für Görres' höheren Beruf:

„Ob ich mein Buch, die Ursache des ganzen Lärms, schreiben gedurft, läßt sich bei der Abwesenheit aller Preßgesetze nicht in Zweifel ziehen, ob ich gesollt, darf ich nicht in Frage stellen, da ich eben gemußt. Thun und Lassen in dieser Zeit und meiner bisherigen Stellung zu ihr ist nur zum Theil meiner Willkür freigestellt, mir ist nur wenig Wahl gelassen, und, einmal angefangen, habe ich nur zu folgen, wie die innere Stimme mir gebietet. Die Erfahrung meines Lebens hat mir bewiesen, daß diese Stimme nicht trüglich ist, auch jetzt hat sie wieder sich bewährt; was ich geurtheilt, das haben die Gegner selbst unwillig durch ihr Benehmen bestätigen müssen; was ich angerathen, hat sich seither als das Unabweisbare ausgewiesen; was ich gedroht, dem ist die Erfüllung auf dem Fuße nachgefolgt. Ich gebe nicht mir die Ehre, son-

dern der Macht, die mich zu ihrem Organ gewählt, und die die Klügeleien der Zeit durch die Stärke einfacher Wahrheit beschämen will, und ihren Gerichten warnende Boten voransendet.... Einer der vorzüglichsten Irrthümer in Bezug auf mich ist immer der gewesen, daß man bei mir mancherlei versteckte Pläne vorausgesetzt, da ich im Grunde nichts bin als ein Organ der Zeit und der Geschichte, und aller innere Zusammenhang in meiner Handlungsweise bloß durch die Consequenz eines Charakters begründet ist, der immer weiß, was er will, so viel dieß dem Menschen beschieden sein mag. Weil ich etwas mehr Unerschrockenheit, und vielleicht einige wenige Gaben mehr besitze als Andere, ist mir diese Sendung geworden, die ich immer mehr als eine Last, denn etwas Wünschenswerthes betrachtet. Je schärfer und klarer ich täglich mehr die völlige Trostlosigkeit des Zustandes unserer öffentlichen Angelegenheiten durchschaue, um so drückender wird mir diese Last, und ich würde den Tag glücklich preisen, der mir das Recht gäbe, sie ein für allemal von mir abzuwälzen."

Kurz nach Absendung dieser letzten Eingabe von Seiten Görres' hatte sich mit Rücksicht auf den zur allgemeinen Kenntniß gebrachten 29. Artikel des Schlußactes der Wiener Conferenzen, wonach die sämmtlichen Fürsten Deutschlands ihren Unterthanen feierlich die gerichtliche Hülfe nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen ihres Landes zusicherten, eine neue Correspondenz zwischen Koblenz und Berlin angesponnen. Anfangs schien die Sache wirklich einer friedlichen endlichen Lösung entgegenzugehen, aber der schließliche Bescheid des Königs an Görres' Gattin: „Die früherhin schon ertheilten Verbescheidungen bleiben unveränderlich", rissen den Faden der Verhandlung völlig durch und zerstörten unbarmherzig die letzten Hoffnungen einer getreuen Gattin und ihrer trauernden Kinder.

Da ist es wohl begreiflich, wenn ein Freund von Görres irgendwo die Bemerkung macht, es bleibe ihm ein psychologisches Räthsel, daß der König Friedrich Wilhelm III. die warmen, edlen Briefe der Frau Görres so beantworten konnte, wie es von ihm geschehen ist; wenn er es nicht verstand, wie ein ritterlicher deutscher Fürst eine schutzflehende Frau, die dasjenige, was sie als Recht fordern durfte, mit gerührtem Herzen als eine Gnade für sich und ihre Kinder annehmen wollte, von sich stoßen konnte.

Den Schlußstein zum ganzen Gebäude der Ungerechtigkeit und des Despotismus lieferte die zu gleicher Zeit dem Oberpräsidenten zugestellte Weisung, den Angeklagten, sobald er an seinen Wohnort zurückgekehrt sei, zu verhaften und über das Weitere alsdann nähere Befehle zu erwarten.

Wir sagen mit ganzer Ueberzeugung und voller Betonung, es war Ungerechtigkeit und Despotismus, wie damals eine zur Herrschaft gelangte reactionäre Partei in Berlin gegen Görres verfahren ist. Außer der Schrift „Teutschland und die Revolution" lag auch nicht das Allermindeste gegen ihn vor. Sie war also der alleinige Grund zur Erlassung jener Kabinetsordre, welche das inquisitorische Durchwühlen seiner Papiere, die Verhaftung seiner Person und deren Verfolgung durch ganz Deutschland anordnete. Ganz abgesehen von der wenig würdevollen, ja taktlosen Ausführung jener Befehle, abgesehen von der Ungesetzlichkeit, die ein Befehl involvirte, Jemanden ohne Anklage, ohne Untersuchung und ohne Rechtsurtheil mit Festungshaft zu belegen, abgesehen auch von der Ungerechtigkeit, daß man trotz der feierlich garantirten Rechte und Gesetze der angeborenen Heimath und trotz der Bestimmungen des Wiener Congresses dem Verfolgten eine ordentliche Gerichtsbehörde verweigerte, die ja sogar dem geringsten Verbrecher zugestanden wird, — schon der zur Rechtfertigung jenes Einschreitens in der Kabinetsordre angegebene Grund ist höchst ungerecht

und lächerlich, daß nämlich jene Schrift unter dem Scheine von Loyalität revolutionäre Absichten verberge. Wo sind denn jemals Absichten, Intentionen, die tief in des Menschen Brust verschlossen liegen, das Object einer Anklage und einer gerichtlichen Untersuchung gewesen? Wann haben jemals Intentionen den Grund zu einer vom weltlichen Richter verhängten Strafe abgegeben? Und weiterhin: wie ist es möglich, Jemanden revolutionärer Absichten zu bezichtigen, der zur selben Zeit ganz unzweideutig und ganz unverhohlen sich also äußert: „Revolutionen sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt. So furchtbarer Bedeutung sind diese Katastrophen in der Geschichte und so ernsten tiefen Inhalts, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenschaften sein; darum ist Religion, Sitte, Geist, Wissenschaft, Erfahrung, Alles ihr nur hinderlich!“ [1] — der dann mit furchtbar erschreckenden Zügen insbesondere eine deutsche Revolution ausmalt?! Doch, an revolutionäre Absichten bei Görres haben auch seine Feinde und Ankläger im Grunde ihres Herzens wohl schwerlich geglaubt. Daß Görres die Wahrheit gesprochen, so ganz und unzweideutig, wie selten ein Anderer es gethan und vermocht, daß er den Fürsten die dunklen Zeichen am Himmel der Zukunft gedeutet, das war sein eigentliches Verbrechen, das der eigentliche Grund ihres wüthigen Hasses und unersättlichen Verfolgungssucht.

> Wer in die Zeiten schaut und strebt,
> Nur der ist werth, zu sprechen und zu dichten,

sagt Göthe irgendwo. Dann war Görres werth, zu sprechen, denn wie Wenige hat er „in die Zeiten geschaut“. Und jene

---

[1] Görres in der Schrift: „Teutschland und die Revolution“, Polit. Schriften IV. 171 f.

Feinde mit all' ihrem Hasse, jene Fürsten mit all' ihrer Macht haben nicht verhindern können, daß jene Zeichen in Erfüllung gingen, wie Görres sie gedeutet hatte. Das Jahr 1789, für ewige Zeiten das große, schreckbare Warnungszeichen für despotische Herrscher und ungerechte Regierungen, war am schnellsten in jenem Lande vergessen worden, wo der Himmel es aufgepflanzt. Und Revolution, so hieß das Wort, das bald darauf in Frankreich der Schlachten Losung wurde. Durch Lug und Trug hatte der letzte Napoleon das Scepter sich errungen; Revolution hat ihm dasselbe wieder aus der Hand gerissen. Durch Ungerechtigkeit und Liebäugeln mit der Revolution säeten sich die Bourbonen in Spanien eine böse Saat, und Revolution, die Ernte, hat sie aus Spanien vertrieben. Durch Raub und Ungesetzlichkeit ist der Sardinier König vom „einigen" Italien geworden; Revolution wird wiederum das „einige" Königreich zerreißen und dem Usurpator seine Krone nehmen. Und jene wilde Furie, die, genährt und großgesäugt durch die Ungerechtigkeit der Regierungen, aufgelösten Haares und mit bacchantischem Geheul im Jahre 1848 die Gauen Deutschlands durcheilte, kann sie denn niemals, die lockeren Eisenstäbe ihres Zwingers durchbrechend, wieder ihren grausen Umzug in unserem Vaterlande halten?

„Discite justitiam moniti et non temnere Divos!"

XXI.

Die Schweizerreise. — „Europa und die Revolution".

Görres' letzte Eingabe an den Staatskanzler war nicht von Straßburg, sondern von Basel aus datirt. Um nämlich der preußischen Regierung, die, wie es schien, durch die Herausgabe der von Görres zurückverlangten Papiere einen

ersten Schritt zurück zur Gerechtigkeit gemacht, auch seinerseits einen Schritt entgegenzugehen, und zwar dadurch, daß er in wiederkehrendem Vertrauen auf seine eigene Regierung aus gesicherten Verhältnissen zu mehr unsicheren, aus Frankreich zur Schweiz überging, hatte er beim Eintritt des Frühling 1820 Straßburg verlassen und war geraden Weges nach Basel hinübergewandert. Zugleich hoffte er durch längeren Aufenthalt in diesem Lande gewaltiger, schöner und reiner Natur Geist und Körper zu erfrischen und zu stärken. Er durchwanderte dasselbe von Gau zu Gau in allen Richtungen, bestieg jene Alpenhöhen, deren Häupter grau und greis geworden, wahre Titanen, die die Blitze niedergeschmettert, und von den wilden Strömen gleich Schlangen umzischt und umringelt werden; wo der altersgraue und immer an Kraft noch jugendliche Naturgeist, den die Cultur aus den Ebenen und Vorbergen vertrieben, unter Klippen, Granittrümmern, Felsenhörnern, Schneefeldern und Gletschern einsam wohnt, in wehendem Sturme Wolken jagend über die Gipfel schreitet und mit den Wassern sich von den Steinwänden niederstürzt. Er sah die Ströme seiner Heimath in der Felsenwiege, wanderte durch üppige Thäler und grünende Matten, hinab dann durch die lagernden Wolkenschichten in's Land der heiteren Lüfte, zu dem reizenden See und den borromeischen Inseln, wo er, als Geisterseher und Wetterzauberer den Leuten erscheinend, verhaftet werden sollte; dann wieder gen Norden, bald mit germanischen, bald mit italischen, dann wieder mit gallischen Völkerschaften verkehrend. Er sah jene Hirtenrepubliken in den Hochthälern, schlicht und einfach nach dem Herkommen sich regierend, im übrigen Lande nicht zwar republikanische Tugenden im großen Stile, aber viel rechte und schlichte Sinnesart, viel Emsigkeit und Fleiß. Ueberall Regierungen, mäßig, bescheiden, billig, nirgendwo verschwenderische Höfe, die des Landes Armuth vergeuden; wohl viel Waffenlärm und mitunter

Epaulettennarrheit, doch nirgend jene Schaaren stehender Müßiggänger, die im Frieden den Wohlstand des Volkes fressen, damit sie ihn im Kriege nicht zu vertheidigen haben; selten und nur als einzelne Liebhaberei jenes Polizeiunwesen, das die Gesellschaft zum Correctionshaus für Sträflinge macht, die unter beständiger Obhut und Aufsicht stehen. So hat er die Schweiz gefunden, deren Alpen ihn mit der Gewalt und dem wirklichen Zauber ihres Eindrucks auf das Freudigste überraschten und in sein Leben ein ganz neues Element hineinbrachten, und deren Bewohner ihm mit viel Wohlwollen und viel Theilnahme entgegenkamen, da überall noch der alte „Merkur“ als Bote vor ihm herlief[1]. Auch mit alten Freunden traf er wieder zusammen, mit Freiherrn v. Stein, Arnim, Steingaß, Ebel; und zu den alten gewann er neue Freunde und Gönner, unter Anderen die edle Fürstin von Fürstenberg, geb. Thurn und Taxis, „bei der man nicht die alten Pergamentbücher aufzuschlagen braucht, um sich in bessere Zeiten zu versetzen“, den gastfreundlichen Freiherrn v. Laßberg in Eppishausen und den strebsamen Stadtpfarrer Bock in Aarau. Auch für seine wissenschaftlichen Forschungen fand er in den schweizerischen Bibliotheken manches schätzbare Material, und die vielen privaten und öffentlichen Gemäldesammlungen gaben seiner Vorliebe für die Kunst neue Anregung und Nahrung.

Etwa vier Monate, den Frühling und Frühsommer hindurch, hatte die Reise gewährt. Nun, nach voller Jahresfrist, war ihm von Berlin aus noch fortdauernd sein gutes

[1] Vgl. Ges. Briefe I. 180. Die Briefe von S. 154—229 enthalten treffliche Reiseschilderungen in Form eines Tagebuches. — Vgl. außerdem Polit. Schriften IV. 614 ff. und Bd. XIX. S. 317 ff. des Mainzer „Katholiken“: „Der Ubligenschwyler Handel“, wo gleichfalls die Schweizerreise beschrieben ist.

Recht verweigert worden, vielleicht in der Hoffnung, „man werde nicht aushalten bis zum Ende und im gewöhnlichen Ungeschick das Ende nicht zu finden wissen. Wir müssen uns darum schon noch gedulden . . . und ich habe niemals Ursache gehabt, gegen die Führung in meinem Leben zu murren . . . Auch ist man es nicht bloß der Welt, man ist es sich selbst schuldig, den Leuten, die an nichts glauben, zu zeigen, daß es Etwas gibt, was sie weder bezwingen noch auch beugen können, und den Beweis zu machen, daß keine Macht aufkann gegen Recht und Wahrheit“ [1]. So beschloß er denn, auch seine Frau und Kinder zu sich herüberkommen zu lassen. Dieselben verließen Mitte September Koblenz, nachdem Freund Dietz als „Rentmeister des Görres'schen Hauses“ bestellt worden war, und trafen Ende dieses Monats in Straßburg mit Görres zusammen, überglücklich vor Freude, den heißgeliebten Gatten und Vater nach so langer Zeit wohl und zufrieden wiederzusehen und von nun an das Loos der Verbannung mit ihm theilen zu können.

Görres ging mit ihnen nach der Schweiz zurück und nahm seinen vorläufigen Aufenthalt in Aarau, wo er sammt seiner Familie zehn Monate lang in des Bürgermeisters Haus „angenehm und geräumig“ wohnte.

Auch jetzt setzte er seine alte Gewohnheit, herumzustreifen in Gottes freier Natur, eifrig fort, und manche Ausflüge auf die schönen Berge der nahen Umgegend wurden nun gemeinsam von der Familie gemacht. Auf einem derselben traf er mit dem Historiker Ernst Münch zusammen, der folgende, etwas derbe Schilderung von ihm entwirft: „Er war ein Mann von gesetzten Jahren, in einem abgeschabten altteutschen Rocke, nachlässig geknöpft, durch den eine halb

[1] Ges. Briefe I. 174 f.

zerknitterte Halskrause sich gleichsam Luft machte, mit einigen Tabaksresten besäet. Das mehr rothe als gelbliche Haar in dithyrambischer Freiheit durch einander und mehr emporstehend als sich legend. Am Arme führte er eine sehr einfach, aber reinlich gekleidete Dame von kräftigem Körperbau und völliger Gesundheit, mit Spuren ehemaliger Reize, und es stellte sich hier wirklich ein Bild altteutscher Hausväterlichkeit dar. Diese zeigte sich in seinem Familienleben. Des Vaters tüchtige Natur, die jugendliche Innigkeit, mit welcher er an seiner treuen Gattin hing, die anmuthige älteste Tochter, die ungeschminkte Frömmigkeit, die freie und doch von aller steifen Sitte entfernte Ungebundenheit der Erziehung — alles dies stellte ein merkwürdiges Bild dar, ganz verschieden von der gewöhnlichen Lebensweise der Aarauer, die an der rohen Ungebührlichkeit des Fremdlings Anstoß nehmen, so sonderbare Gestalten sich auch zu jener Zeit in ihrer Stadt zusammengefunden hatten."

Inzwischen hatten auf dem Welttheater sich furchtbar ernste Scenen abgespielt. Die Ansichten, die Görres in „Teutschland und die Revolution" über das Treiben und die Gährung der Zeit entwickelt, hatten sich bewahrheitet; die Befürchtungen, die er dort ausgesprochen, die prophetischen Warnungsworte, die er den Fürsten zugerufen hatte, waren zum Theile schon in Erfüllung gegangen. Der drohende Vulkan, auf dem Europa stand, hatte zunächst in Spanien seine Eruptionen gemacht. Vom König Ferdinand VII. war schon 1814 die Verfassung der Cortes, unter welcher er aller Macht beraubt gewesen wäre, für aufgehoben erklärt worden. Das hierdurch gereizte Volk machte mehrere Aufstandsversuche, welche aber rasch mit bewaffneter Gewalt unterdrückt wurden. Nun brach im Jahre 1820 im Heere selbst, das zur Wiedereroberung der Colonien nach Amerika eingeschifft werden sollte, eine große Empörung aus, die den König zur Anerkennung der von ihm verworfenen Verfassung zwang.

Der einmal entfesselte ungebändigte Geist der Revolution zog nun weiter seine Straße nach Portugal und erzwang auch hier eine ganz freie Constitution; von da wanderte er weiter über's Meer nach Brasilien, das sich vom Mutterlande trennte, und zurück nach Sicilien, wo die berüchtigten Carbonari sich erhoben; dann weiter nach Sardinien, wo die empörten Truppen, gleich denen in Sicilien, eine freie Verfassung erzwangen und den König zu Gunsten seines Bruders abzudanken nöthigten.

Görres konnte solch' folgenschweren Ereignissen nicht ruhig und stillschweigend zuschauen, und „während er über die Hochalpen dahinschritt, trug er die Schicksale Europas tief erwägend in seinem Geiste, und wie sein leibliches Auge aus der klaren Höhe die Niederungen überschaute, so blickte sein geistiges Auge von den Höhen der Geschichte in die innerlich zerrissene, tief aufgeregte Gegenwart und hinaus in die drohende Zukunft".

Der Geist, der zu der früheren Schrift getrieben, gebot, wie er selber sagt, abermals das Wort zu nehmen, und so schrieb er zu Aarau im Frühjahr 1821 binnen siebenundzwanzig Tagen die zweite und „tiefgreifendste politische Schrift der deutschen Literatur": „Europa und die Revolution" [1].

In jener klaren Spiegelluft, die jeder großen Wetterveränderung voranzugehen pflegt und dem Auge das Fernste in Formen und Färbung wie in Tönen nahe rückt, möchte sein Geist noch einmal von einer der hohen Alpenfirnen der Zeit, dem Schauplatz der arbeitenden Parteien selbst entrückt, die weite, tief bewegte Gegenwart mit all' ihren Gewittern überschauen, die langsam und drohend aus der Ferne durch ihre Klüfte herangezogen kommen, und das

---

[1] Stuttgart bei Metzler 1821. Wiederabgedruckt in den Polit. Schriften IV. 247—482.

Rundgemälde dessen, was er erblickt, seinen Lesern darlegen. „Daß es kein Lügengeist sei, der bisher aus ihm geredet, hat sich nun wohl dem Blindesten erwiesen. Jener Jehovah, vor dem her die Wetter dräuend gehen, hinter dem die Gerichte erfüllen, was die voranschreitenden Boten gedroht, sie haben die Verkündigung seiner Nähe als ein leeres Schreckbild verlacht. Wohl, jetzt ist er Allen erscheinend über den Gesichtskreis heraufgestiegen, und die Weltklugen stehen zagend, und die Verwegenen glauben mit den Speeren das Bild des Schreckens abzutreiben! Aber es soll Keiner zagen, der im Rechte steht, und Keiner, der in der Macht, dem Herrn trotzen: denn Keiner ist stärker als er. Der Wahrheit aber, wo sie herkomme, soll Niemand sich verschließen.“

Die Schrift ist in vier Abschnitte eingetheilt. In der Orientirung gibt der Verfasser eine doppelte Auffassung der Weltgeschichte, eine vom geocentrischen Standpunkte, der inmitten der irdischen Verhältnisse nur diese in ihrer vielfachen Verzweigung zu überschauen vermag: der Standpunkt des Protestantismus und des modernen rationalistischen Wissens im engen Bunde mit dem Erdgeiste. Die zweite Auffassung der Weltgeschichte ist die aus dem heliocentrischen Standpunkte, aus dem der Katholicismus und mehr oder weniger das Priesterthum aller Zeiten die Dinge dieser Welt betrachtet: der Standpunkt des Geistigen, Uebersinnlichen, des Glaubens. In dem Hader, der hier die beiden Geister entzweit, in dem Streite zwischen Glauben und Wissen, zwischen Katholicismus und Protestantismus, Dogmatismus und Skepticismus, Supernaturalismus und Rationalismus liegt die innerste Wurzel des Streites, der jetzt wie immer die Welt entzweit. Das ist nach ihm der doppelte Januskopf, unter dessen zweifacher Signatur alle Dinge dieser Welt ausgehen und in ihrer irdischen Befangen-

heit sich nie des eingebornen Zwiespalts entschlagen mögen. „Das eine Haupt bergend unter dem Sternenschleier der Sibylle Antlitz in edlen, ernsten, strengen Zügen; das dunkle, begeisterte Auge gegen höhere Welten aufgehoben, deren Licht aus seinen Tiefen wiederstrahlt; den Mund geöffnet zu jenem gewaltigen Chorale, in dem sie in schweren, dunkeln, feierlichen Tönen, die langsam durch die Gewölbe des Himmels gleich fernem Donner rollen, die Apokalypse des Alls und der Geschichte singt. Das andere Haupt unter Helmes Dach, fest, keck, scharf in allen Zügen, die Augen trotzig in eigenem Lebensfeuer sprühend, in Blitzschlägen die innere Gedankenwelt entladend, von den Lippen fließend Heldengesang, das große Epos der Geschichte. Von beiden Erdregenten gebührt jenem sonder Zweifel die erste Würde, denn sein Gebiet ist das Wesenhafte, das wahre, auf sich selbst begründete Sein."

Unvergleichlich tief, schön und weihevoll ist die kurze, bündige Darstellung der Weltgeschichte, die alsdann der Verfasser von jener uralten großen Weltanschauung aus uns gibt, welche, wie der Adler auf seinem Sonnenfluge, oben von der Höhe allein die Dinge dieser Welt beherrscht, wogegen die Auffassung des redend eingeführten Erdgeistes, der zugleich seine Pläne in den Geschicken der Erde und deren Bewohner enthüllt, erschreckend und ganz geisterhaft uns anweht.

Der zweite Theil der Schrift, Vergangenheit überschrieben, führt in trefflicher, pragmatischer Weise die nächsten Jahrhunderte uns vor Augen, die der Gegenwart vorangegangen und die Keime ihrer Ereignisse in sich beschlossen haben; nur aus der Geschichte der Vergangenheit kann ja die Gegenwart verstanden werden, und weil eben diese in all' ihrer Zerrüttung, in ihren Kämpfen und Umstürzen, in ihrer Trostlosigkeit und allen ihren Hoffnungen das Werk zweier großer Katastrophen ist, die sich im Natur-

gange der Geschichte aus dem großen Streite der geistlichen und weltlichen Macht, der das Mittelalter zerstört, entwickelt haben, so concentrirt sich füglicher Weise die rückschauende Betrachtung in dem diese beiden Mächte in ihrem Laufe durch die Jahrhunderte verfolgenden Blick. Wir sehen, wie im Gefolge jenes Kampfes die „alte Europasburg“ zerfallen daliegt, um auf veränderter Grundlage neugestaltet zu werden, „und nahe ist die Weissagung erfüllt, die Revolution werde die Umreise um ganz Europa halten“.

„Getragen vom Strome der Begeisterung ist die Betrachtung nun in der Gegenwart angelangt. Was sich ihr kundgegeben, ist ein furchtbares Her- und Hinüberschwanken, ein beständiges, convulsivisches Abspringen von einem Aeußersten zum anderen.“

In geistvoller Schilderung zeigt er dann, wie alle Nationen Europas von den Paroxysmen dieses Wechselfiebers heimgesucht werden, bald in den Schauern des Despotismus zähneklappernd, dann wieder von fliegender Revolutionshitze heiß überlaufen.

Im vierten Abschnitte endlich, Zukunft überschrieben, bezeichnet er diesen Nationen nach ihren geschichtlichen Verhältnissen und ihren natürlichen Eigenschaften ihre künftige Bestimmung. Allen prophezeit er furchtbare Katastrophen, durch die sie hindurchgehen müssen, ehe die Ruhe des Gleichgewichts in Europa wieder hergestellt wird.

Merkwürdig und beachtenswerth sind die Worte, die er Italien oder vielmehr dessen Mittelpunkt, dem alten Rom, gewidmet:

„Italien ist fortdauernd ein Mittelpunkt für alle religiösen Verhältnisse geblieben; der alte Felsen hat fünfzehn Ellen hoch über die höchste Fluth der neuen geistigen Ueberschwemmung herausgeragt; und der Altar des neuen Bundes wird immer auf dieser Höhe des

Ausgangs stehen. Mag in diesem Lande wie allerwärts religiöse Gleichgiltigkeit sich durch alle Stände verbreitet haben; . . . mag die Idee in Formen erstarrt, wie im Winterschlafe liegen: das Alles ist bloß negativer Art und darum vorübergehend: die unvertilgbare Wurzel des Positiven, die sich unter der Umhülle verbirgt, bedarf nur eines Sonnenblickes, um fröhlich und schnell wieder auszuschlagen, und bald die Blätterschirme wieder in den erwärmten Lüften umzubreiten. . . . Jetzt, wo die Systole aufgehört, naht die Dyastole; aus Unglauben neigt die Zeit wieder zum Glauben hin; und der innere Brunnquell, der ausgesetzt, beginnt wieder zu fließen. Im Verhältniß aber, wie diese Idee sich mehr belebt, wird auch ihre äußere Darstellung in der Kirche sich wieder mehr centriren; und das in ihr verjüngte Rom wird aufs Neue sein altes Recht behaupten. . . . Rom wird fortdauernd für ganz Europa die Mitte und der Anknüpfungspunkt aller wieder belebten religiösen Ideen sein."

Seit man die Idee, meint er, die Alles einst zu einem Ziel verbunden, als gefährlich und entbehrlich ausgetrieben, und der Dienst des einen wahren Gottes sich in jene Vielgötterei aufgelöst, ist die Zwietracht suchend eingekehrt, und es harren die Gewappneten nur des Steines, geschleudert durch des Schicksals Hand, um sich wechselweise zu erwürgen. „Zwar fehlt es . . . nicht an allen mechanischen Mitteln zum Angriff wie zur Vertheidigung, und die Schlangensaat der Militärdespotie hat uns Geharnischte genug aus allen Furchen, die die feuerschnaubenden Stiere tief einschneidend in die Zeit gezogen, hervorgetrieben. Seit Schwertes Gewalt die alte, christliche Theokratie zerstört, ist ein Soldatenreich an die Stelle des Priesterreichs getreten; Europa ist ein Feldlager geworden und die Fürsten Kriegsobristen; laut lärmt die Trommel auf allen Wegen und auf

allen Stegen; an Flinten, Bajonnetten und Kanonen ist kein Mangel; aber es wohnen nur physische Kräfte in dieser Höllenmaschine und keine erhebende Begeisterung naht dieser Werkstätte blinder, lebloser Betriebsamkeit."

Was wohl würde der alte Görres, wäre er noch im Leben, über die vom Militarismus ganz überwucherten Verhältnisse unserer Tage sagen?

Einigen Trost gegen die trüben Befürchtungen der Zukunft geben folgende Worte des Sehers: „Die Zukunft Europas wird die hinschreitende Evolution weiter führen, indem sie einerseits den angefangenen Zersetzungsprozeß zu seinem Ende drängt, und andererseits die begonnene Umbildung bis zu ihrer vollen Reife leitet. Während daher die täglich fortschreitende Zerstörung des Alten die Anhänger der Stabilität und diejenigen, die zur Erhaltung des Bestehenden berufen sind, ängstigt ohne Unterlaß, werden dem aufmerksamen Blick immer sichtbarer die Ansätze zur neuen Ordnung, die sich gestalten will, und die plastischen Kräfte, die in wirksamer Arbeit die Masse durchfahren, treten immer unverhüllter mit ihrem Werke ans Tageslicht hinaus . . ." Auf neue Fluthen werden neue Rückläufe folgen; wie das irdische Element auch stürmend sich bewege, es wird nur dienen, den Willen dessen zu erfüllen, der in der Geschichte gebietet, und der auch dann wahr machen wird, was jener königliche Sänger schon von ihm gesungen: „Dominus confregit reges; judicabit in nationibus, implebit ruinas, conquassabit capita multorum" [1] (der Herr zermalmt die Könige, wird richten in den Nationen, Leichen häufen, die Häupter in dem Lande Vieler schlagen).

---

[1] Psalm 109, V. 5—6.

Mit diesen Worten schließt das merkwürdige, geistvolle Buch [1].

Es ist freilich wahr, die Schrift mit ihrem tief durchdachten Inhalte und der großartigen, bilderreichen Sprache ist nicht so schnell und leicht wie ein Roman zu lesen; nicht Alles ist gleich im ersten Augenblicke klar und verständlich, weil sie nicht in jener beliebten geistreichen Oberflächlichkeit bloß an der Schale der Dinge herumnagt, sondern tief in ihre innere Natur eindringt; aber wenn man, um Görres' eigenen Ausdruck zu gebrauchen, nicht durch die „philosophische Dornhecke", die er darum gezogen, sich abschrecken läßt, weiter vorzudringen, so wird man sich schon bald zurechtfinden und in staunender Bewunderung über den gewaltigen Geist eines Mannes sich freuen, dessen Feder in spiegelglatter Fluth die geistreichsten Gedanken entströmen, der alle, auch die scheinbar heterogensten Begriffe in harmonischen Einklang zu bringen versteht und aus dem Ganzen ein mächtiges, wundervolles Gebäude errichtet, das zum Fundament die Wahrheit, zum Eckpfeiler das Recht und zum Bewohner die Freiheit hat.

So war es denn auch natürlich, daß, wie er selber sagt, jener gleich beliebte und gleich leere und oberflächliche Kriticismus erwünschte Gelegenheit fand, über Metaphysik, Naturphilosophie und abstracte Theorie sich unwillig auszulassen, während die Wassergeister, mit denen die Himmelsurne die Marschen unserer Literatur so satt und reichlich getränkt, in Nebeln aufgestiegen, greifliche Dunkelheit und Unverständlichkeit nachwiesen.

Nicht minder war es in der Ordnung, daß ein Buch, welches gegen so viele fixe Ideen scharf ankämpfte, in denen die Zeit, durch eine unsägliche Selbstgefälligkeit geblendet,

---

[1] Die angeführten Stellen s. Polit. Schriften IV. 251 f., 310, 371, 428, 470, 482.

wie im Rade umging, wähnend, sie steige gerade auf zu den Sternen, nothwendig alle diese in ihrem Thun irre gemachten Gewohnheiten gegen sich bewaffnen und unzählige Feinde sich schaffen mußte; daß an ihm, so wie es erschienen war, jene klapperdürre, an Thun und Denken bettelarme, nur in Phrasen reiche, aber kindisch selbstvergnügte Species des Liberalismus durch vorlaute, anmaßliche, absprechende Seichtigkeit sich prostituirte und ihre flache Nüchternheit preisgab; daß endlich die preußische Regierung auch diese Schrift in ihren Landen verbot, weil dieselbe Theorien und Aeußerungen enthalte, die auf Erschütterung der Monarchie und der in den deutschen Staaten bestehenden Verfassung abzielten.

Ihnen Allen ja hatte Görres den blanken Spiegel hingehalten, in dem sie sich in ihrer ganzen Häßlichkeit und Nichtigkeit beschauen konnten. Und da er immer ohne Rückhalt und Menschenfurcht und ohne Interesse die Wahrheit, wie er sie erkannt, ausgesprochen, ohne je mit schlechten Leidenschaften zu kuppeln oder sich gemein zu machen, so sind seine Werke zu aller Zeit wie ein zweischneidiges Schwert unter die streitenden Interessen hineingefahren, an dem entgegengesetzte Uebertreibungen sich blutig wund gerieben, ohne daß sie seinen guten Stahl je angefressen oder schartig gemacht [1].

XXII.

Neue Schriften. — Aufenthalt und Studien in Straßburg.

Görres war im October 1821 mit seiner Familie von Aarau wieder nach Straßburg gezogen. Kurz vor seiner Abreise hatte er daselbst noch die von uns bereits vielfach citirte Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und

[1] Vgl. Polit. Schriften IV. 631 ff., 635.

in eigener Angelegenheit"[1] fertig geschrieben, welche jedoch erst im folgenden Jahre erschien. Dieselbe ist zur Beurtheilung von Görres' Wesen und Charakter von besonderer Wichtigkeit. Er redet darin von den Angelegenheiten seiner Persönlichkeit mit der ruhigen Fassung, als gelte es das Interesse eines Dritten, der in anderer Zeit oder in anderem Welttheil lebt, und dessen Sache er vor einem öffentlichen Geschwornengericht zu führen hätte. Zwei Jahre lang hatte er vergebens gehofft und geharrt, daß ihm von den Regierungen schließlich sein Recht gegeben werde. Nun glaubte er endlich der Pflicht gegen sich selber Gehör geben zu dürfen und achtete sich verbunden, durch eine wahrhafte Erzählung der Ereignisse die Nichtigkeit von Beschuldigungen darzuthun, die auf sich haften zu lassen seine Ehre ihm nicht gestattete, zumal seine Geschichte so nahe mit der Angelegenheit der Provinz, der er angehörte, zusammenhing, daß die Erzählung der einen nothwendig in eine Darstellung der anderen aufgehen mußte. Im ersten Theile dieser Schrift gibt er eine getreue Darstellung der bekannten Adreßgeschichte, des Besuches des preußischen Kronprinzen und des Staatskanzlers v. Hardenberg in den Rheinlanden und erzählt im zweiten Theile mit gleich historischer Treue das Verfahren der preußischen Regierung gegen ihn unter Beifügung sämmtlicher zwischen Berlin und Koblenz gewechselten Briefe und Aktenstücke.

Die Schrift konnte ihren Eindruck nicht verfehlen; sie war die beste und nachhaltigste Vertheidigung, die seiner angegriffenen Ehre nur immerhin werden mochte. Die Unabhängigkeit seines Geistes und die Unbescholtenheit seines Charakters, die sich von Neuem und noch obendrein durch hohes amtliches Zeugniß bestätigt darin manifestirte, waren aber all-

---

[1] Stuttgart bei Metzler 1822. Wieder abgedruckt in den Polit. Schriften IV. 483—666.

bekannt, und selbst seine ehrlichen Feinde mochten wenigstens in ihrem Innern ihm Glauben schenken, wenn er am Schlusse jener Schrift also schrieb: „Der König ist nicht reich genug, ihm eine seiner guten Ueberzeugungen abzukaufen; die Höfe haben nichts, das sie ihm bieten könnten, um ihm die Ruhe seines Gewissens dafür abzutauschen; die Unabhängigkeit seines Geistes und die Unbescholtenheit seines Charakters, wenn sich auch Käufer dazu gefunden, wären ihm um keinen Preis feil gewesen. Er beugt sich vor Gott und seinem Worte, vor der Majestät, der Wahrheit, der Sittlichkeit, dem Rechte und der Gerechtigkeit, aber nimmer vor der Willkür und rohen Gewalt, in welchen Formen sie ihm entgegentrete. Ob sie drohend oder lockend, von Oben oder von Unten an ihn komme: er hat sich nicht befugt gehalten, ihr einigen Einfluß auf seine Ueberzeugung zu gestatten, die sonst im Bewußtsein eigener Menschlichkeit keiner Verständigung durch Einsicht noch Recht und Billigkeit sich verschlossen hat. Mag man ihm daher auch noch jahrelang sein Vaterland unrechtlich und ungesetzlich vorenthalten; man darf sich nicht schmeicheln, damit auf seine Gesinnung und sein Benehmen den mindesten Einfluß auszuüben; aber eben so wenig wird er sich durch die Zudringlichkeit und das Geschrei der Parteien und ihr Loben oder Schelten irre machen lassen.“ [1]

In Berlin freilich wuchs nun der Haß und die Erbitterung gegen ihn noch um so mehr, und nach wie vor blieb ihm ein ordentliches Gericht versagt; aber im Volke hat er damals ein Geschwornengericht gefunden, das ihm seine angegriffene Ehre voll und unverkürzt zurückgegeben, und auch der Nachwelt wird sein Buch ein unwiderlegbares Document seiner vollen Unschuld sein.

„Die handelnden Hauptpersonen des Dramas dieser

---

[1] Polit. Schriften IV. 487, 639 f.

Schrift," sagt Ernst v. Lasaulx, „sind jetzt alle gestorben: Hardenberg, Schuckmann, Ingersleben, der König und Görres selbst; ihre Leidenschaften haben mit ihren Herzschlägen aufgehört, und der Abendwind weht durch das Gras auf ihren Grabhügeln. Jedem edeldenkenden Manne aber, der dieß Buch, dessen Inhalt der Geschichte angehört, jetzt wiederliest wie eine Shakespeare'sche Tragödie, wird über der Lectüre oft das Blut in die Wangen steigen, er wird sich erhoben fühlen mit dem Verfasser, aber er wird sich auch tief schämen in die Seele seiner Gegner."

Inzwischen war das große Drama, deren Dichter „der Alte der Tage ist, der da im Verborgenen wohnt", auf der weiten politischen Weltbühne um einen Akt weiter fortgespielt worden. Fast hatte die Revolution in Europa die Runde gemacht. Um dem drohenden Unheile zu begegnen, hatten die Glieder der heiligen Allianz zuerst in Troppau (1820), dann in Laibach (1821) eifrigst Berathungen gepflogen. Im Jahre 1822 folgte der Congreß zu Verona, wo neue Berathungen stattfanden, welche die Mächte des heiligen Bundes in ihren gegen das Revolutionswesen der Zeit gerichteten Entschlüssen befestigen sollten.

Görres konnte begreiflicherweise die mannigfachen Gedanken, Befürchtungen und Wünsche, welche bei dieser Gelegenheit seine ganze Seele erfüllten und sein Inneres bestürmten, nicht länger verschlossen in sich tragen. „Wenns eben innen überkochen will," schrieb er an Jean Paul, „dann stelle ich ein Gefäß unter, und dann läufts zu einem solchen Buche voll, in der Regel zum Verdruß der meisten Leute, da ich einmal die bescheidene Selbstschätzung der gegenwärtigen Generation und ihre Selbstcomplimentirung nicht so recht von Herzen mitmachen kann." [1] So stellte er auch jetzt, da es eben innen überkochen wollte, ein Gefäß

[1] Ges. Briefe III. 28.

unter, und es lief zu einem ganzen Buche voll, das den Titel bekam: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse von Verona“ [1].

Was er in diesem Buche niedergeschrieben, waren Strophen und Gegenstrophen des Chorus in jenem Drama der öffentlichen Meinung, die durch den zunehmenden Lärm, mehr und mehr von dem tobenden Geschrei überdeckt, aber stets noch vernehmlich, warnend und wahr in kurzer gediegener Sprache in das Getümmel hineinredete. Noch einmal legte Görres darin seine politischen Ideen nieder, zeichnet den Charakter des großen Parteikampfes, des Kampfes zwischen dem Dogma der absoluten Souveränetät des Regenten und dem andern von der absoluten Souveränetät des Volkes, nach beiden Seiten hin Mäßigung predigend und Einhaltung der rechten Mitte empfehlend, und stellt an den Congreß die gerechte Forderung, nun auch wirklich nach den christlichen Grundideen der heiligen Allianz zu beschließen und zu handeln.

„Ich habe mich darin,“ schreibt Görres selbst von seinem Buche, „mitten in die heilige Allianz gesetzt, wie der Däumling ins Ohr von seines Vaters Roß, und interpretire dort ganz gelassen und gründlich, was den Theilnehmern, wie es seither erschienen, dunkel und unverständlich in ihren eigenen Worten geblieben. Der Ort ist, wie Sie sehen werden, für mich ohngefähr so sicher, wie des Bären Nase für die Fliege, er kann mich nicht wohl abreichen, ohne sich selber blutig zu schlagen, also dürfen Sie des vergeblichen Wagstücks wegen für mich keine Sorge haben, es wird eben wie bei den früheren wieder lange, breite, sauer-süße, zornig-gnädige, vergnügt-verdrießliche Gesichter setzen, und die derangirten Züge wieder in Ordnung

---

[1] Stuttgart bei Metzler 1822. Wieder abgedruckt in den Polit. Schriften V. 1—124.

zu bringen, wird sie so sehr beschäftigen, daß sie des unschuldigen Urhebers vergessen, und während die lächelnde Hälfte des Gesichtes der verdrießlichen Vernunft zuredet, läuft die Sache ab und ich . . . habe wieder einmal meine Schuldigkeit verrichtet.“ [1]

Am Schlusse seines Buches ruft er den versammelten Fürsten also zu: „Darum sei der Congreß der Fürsten zugleich auch ein Congreß des Volkes und der Völker: ein kleiner und ein großer Rath, zur Förderung des gemeinen Wohles vereint. Alle Forderung sei gegenseitig, aller Anspruch auf Leistung der einen durch Leistung von der anderen Seite bedingt. Wenn so Jeder, die Oben und die Unten, thun, was ihres Amtes ist, dann könnte es vielleicht geschehen, daß von dem Tage, an dem sich dieser Völkerrath vereint, die Erfüllung dessen, was die Völkerschlacht (bei Leipzig) verheißen: die wahre Befreiung von Europa sich datire, und daß er — einst ein Tag des Volkes, dann schmählich zu einem Hof- und Galatag herabgesunken — wieder zur alten Würde sich erhebe.“ [2]

Daß auch diese Schrift, schon allein deßhalb, weil sie aus Görres' Feder stammte, wieder einen gewaltigen Rumor in den Kabinetten verursachte, lag auf der Hand. Selbst in die stillen Kreise der ruhigen und gemäßigten deutschen Politiker brachte sein Buch Aufregung und Bewegung hinein. Nach Weise des verständigen ausübenden Arztes hatte er dem „werthgeschätzten teutschen Michel“ jedes Glied und Gliedesglied gelind mit dem Stöcklein Rühr Dich! das er jedoch nach Faustischer Art zuvor mit Oel besalbt, bestrichen. „Dafür weiß nun freilich der gute ödematöse, rheumatische, cachektische, hypochondrische Kerl mir wenig Dank. Jedes geriebne Glied brummt, knurrt, murrt, miaut,

---

[1] Ges. Briefe III. 40.

[2] Polit. Schriften V. 123 f.

bellt, pfeift und schrillt mich nach seiner Art und Weise an, und jedem Gaste habe ich seinen Theil nicht reichlich genug mit Mandelkernen und Rosinen bespickt. Das laß ich mir aber gern gefallen, eben weil ich dem Patienten wohl will und er eigentlich mein nächster Blutsverwandter ist. Während er sich über mich ereifert und sich im Widerspruch erhitzt, kommen seine Lebensgeister in eine heilsame Bewegung, und am Ende findet er durch eingetretene gelinde Transspiration sich merklich erleichtert, und dankt mirs sehr, und das ist Alles, was man von einem dummen todten Buch erwarten kann.“ [1]

In Berlin freilich wurde dießmal die Schrift nicht verboten, obgleich auch der Trank für dort mit Wermuthextract vermischt worden war. Dafür glaubte man nun in Stuttgart aus lauter Angst und Schreck vor dem etwas unsanft mitgenommenen Congreß der heiligen Allianz das Buch confisciren und verbieten zu müssen. Auf seinen Wunsch, das Nähere über die Beweggründe zur Confiscation zu erfahren, theilte ihm sein Freund Sulpiz Boisserée, der sich damals zu Stuttgart aufhielt, nach eingezogenen Erkundigungen die betreffenden Stellen mit, worin nämlich von der Popularität der Demagogen und Carbonari den Fürsten des Congresses gegenüber, sowie von den leitenden Staatsmännern die Rede ist.

Görres hatte nun einmal wieder vom Herzen weggeredet, was sich seit Jahr und Tag angesammelt, und so die nöthige Luft und Freiheit wiedergewonnen, um zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen zurückzukehren. Er beschäftigte sich allen Eifers wieder mit den Vorarbeiten zu einer großartig angelegten allgemeinen Sagengeschichte, woran er schon seit Vollendung seiner Mythengeschichte gearbeitet und namentlich auch seinen Aufenthalt im Exil dazu

[1] Görres an Jakob Grimm. Ges. Briefe III. 75.

benutzt hatte, aus allen möglichen Bibliotheken den sehr zerstreut liegenden Stoff zu sammeln. Er versuchte, wie es in einem Briefe an Jakob Grimm heißt, daraus ein Werk zu schaffen, das etwa dessen deutscher Grammatik oder Ritters vergleichender Geographie an die Seite zu setzen wäre. Doch schien sie ihm bald ein verwegenes Unternehmen für einen einzelnen Menschen, da wohl Hundert die Hände voll zu thun hätten, um der Fülle andringender Sachen einigermaßen Herr zu werden, die einen Einzelnen wohl gar verrückt machen könnten. Darum beabsichtigte er, um vorläufig wenigstens einen Theil des gewaltigen Materials bewältigen zu können, zunächst eine Schrift unter dem Titel „Altteutschland" aus ihm herauszuarbeiten. Beides blieb in Folge seiner nun bald veränderten Lebensstellung, die zugleich seine Ideen auf ein weit idealeres und großartigeres Gebiet hinüberleitete, leider nur Project.

Um diese Zeit besuchte Sulpiz Boisserée die Familie Görres in Straßburg. „Görres fand ich wie sonst," schreibt derselbe an seinen Bruder Melchior, „nur freilich etwas müde, auch hat die Frau gar kein Hehl, daß ihr die Verbannung sehr lästig fällt. Die Kinder sind sehr groß geworden, Guido und Marie haben die Kinderschuhe völlig ausgetreten. Die Görres leben hier sehr eingezogen, sie wohnen am äußersten Ende der Stadt, in einem geräumigen alterthümlichen Hause, wo sie über den Fall ins Freie hinaus sehen und sich nach Koblenz zurück sehnen. — Daß er in wissenschaftlichen Arbeiten um so thätiger ist, je mehr er dem Antheil an den Welthändeln entsagt, das brauche ich Euch nicht zu versichern. Er sieht übrigens die Dinge recht vernünftig an und schilt auf beide Parteien." [1]

Bald darauf, nämlich im Juni 1824, hatte auch der edle Böhmer in Straßburg Gelegenheit, mit Görres, diesem

---

[1] Vgl. Sulpiz Boisserée, I. 412 f., 414.

„nächst Stein weitaus größten deutschen Ehrenmann“, in nähere Verbindung zu treten, der ihn schon früher zur Veranstaltung einer Sammlung von Volksliedern ermuntert hatte, und zu dessen Familie er seit 1820 in freundschaftlichen Beziehungen stand. Der jüngere Böhmer arbeitete damals in Straßburg für die Zwecke einer historischen Gesellschaft, aber nach seinem Grundsatze: „Bei einer persönlichen Begegnung mit einem großen Manne läßt man am Besten die Bücher liegen, denn das Lebendigste und Fruchtreichste für den Menschen ist das lebendige Wort“, widmete er „dem Umgange mit dem edlen Verbannten so viele Zeit, als dieser verstattete, und kam stets reich bescheert nach dem Gasthaus zurück“. Seit dem Straßburger Aufenthalt, zwischen dem 11. bis 24. Juni 1824, konnte Böhmer sich als „liebwerthen Hausfreund“ von Görres betrachten, den er nach Steins und Thomas' (des Frankfurter Senators) Tode in seinen Briefen von allen Männern am meisten rühmt. „Ich weiß Niemand,“ sagt er, „der so verstehend, so billig, so heiter, so freundlich, so einfältiglich im edelsten Sinne des Wortes wäre, als er. Wahrlich, der alte Görres ist von allen Lebenden derjenige, den ich am meisten ehre. Da ist Kraft und Einfalt und rheinische Offenheit, das ungezwungenste Leben und Verkehren.“ Jeder Verkehr mit Görres war ihm „wohlthuend wie Gnadengabe“ bis zu dem Tage, wo er im Januar 1848 an dessen Todesbette stand, „am Todtenbette des großen rheinischen Sehers, der das Kommende schon vor dreißig Jahren vorhergeschaut und, dafür rechtlos von Haus und Heimath vertrieben, dennoch unablässig, aber vergeblich das Mene, Mene Tekel vor den Augen der Regenten und der Regierten an die Wand geschrieben hatte.“ [1]

Görres stand im achtundvierzigsten Lebensjahre, auf der

[1] Vgl. J. F. Böhmers Leben. Durch J. Janssen. I. 127 f.

Höhe voller Manneskraft. All' die Zeit seines vielbewegten Lebens hatte er bisher der einen patriotischen Idee, der Beglückung und politischen Wiederauferstehung seines Volkes gewidmet und für deren Verwirklichung mit der ganzen Kraft seines großen Geistes gesprochen und gehandelt, gelitten und geduldet. Wohl selten, das darf man kühn behaupten, hat je Einer sein Vaterland uneigennütziger, reiner und glühender geliebt als Görres. Und welcher Lohn ward ihm dafür? Der Lohn, der noch fast allen großen Wohlthätern der Menschheit zu Theil geworden: Undank! Deutschland, für dessen Ehre er stets gestritten, dessen Freiheit er an erster Stelle miterkämpft, lohnte ihm mit Verleumdung und Verbannung. Und der moderne „Liberalismus" schalt ihn einen Obscuranten, Finsterling, unklaren Kopf, ihn, der an Genialität und Tiefe des Geistes, an Klarheit der Ideen und Reichthum des Wissens fast alle seine Zeitgenossen um Kopfeslänge überragte. Wie sehr hatte da doch Jean Paul recht, als er in ehrender Bewunderung der hohen Bedeutsamkeit unseres Görres an ihn also schrieb: „Die politische Versündigung an Ihnen ist ein wissenschaftlicher Raub an Deutschland. Aber zum Glücke bleiben Sie als Coriolan auch im Ausland unser Römer." [1]

Nicht minder wahr und schön sind folgende Worte, mit denen Wolfgang Menzel seine Skizze über Görres beschließt: „Es wäre besser gewesen, Görres hätte Preußen nie verlassen dürfen . . . Hätten alle deutschen Fürsten damals gewollt, was Görres wollte, wahrhaftig, ihre eigene Sache, wie die ganz Deutschlands stände sicherer! . . . Die Wünsche, die Görres ausgesprochen, erscheinen heute alle als erlaubt und gerecht. Die Rathschläge, die er dem Vaterlande ertheilt, erscheinen heute alle als natürlich, bündig, vernünftig

[1] Ges. Briefe III. 23.

und weise. Man nannte ihn oft den alten Demagogen und hielt ihn für revolutionär, und doch war er unendlich conservativer, als Viele, die ihn verdammt haben. Der Haß, der ihn verfolgte, war nicht der Haß der Legitimen gegen den Demagogen, sondern viel öfter noch der Haß der Beschränktheit, welche durch Geistesüberlegenheit genirt wird. Man ließ seichte Geister gewähren, die, wenn nicht den Staat, doch die Kirche revolutionirt haben, und verbannte den tiefen Geist, der auf Jugend und Volk conservativ gewirkt haben würde. Dem preußischen Staate ging an Görres ein großer Bürger, ein großer Lehrer und eine Stütze des besseren Systems verloren, welches seit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs (Friedrich Wilhelms IV.) mit unendlicher Mühe und Sorge das leichtsinnig Zerstörte wieder bauen, das Zerstreute wieder sammeln muß. Wenn man seine kraftvolle Stimme jetzt am Rheine vermißt, so möge wenigstens sein patriotischer Geist auf den Rheinländern ruhen."

Den Undank übrigens, der unserem Görres für seine edlen Bestrebungen zu Theil wurde, hätte er eher verwinden können. Weit trauriger noch und schmerzlicher berührte es ihn, daß er das politische Spiel für verloren halten mußte, daß, wie einst der schöne Jugendtraum von einer europäischen Völkerrepublik verflogen, so nun auch alle vaterländischen Hoffnungen, für die sein männliches Herz erglüht, zu eitlen Illusionen wurden, zerstört durch eine düstere Wirklichkeit. Wo nun sollte er für diese Trost und Ersatz sich suchen, wo neue Hoffnungen für eine bessere Zukunft seines Vaterlandes sich erholen? Wo anders als in jenem idealen Reiche des Glaubens und heiliger Wissenschaft? So hielt er denn auch fortan ein Besserwerden der politischen Zustände, ein Wiedererstehen des deutschen Volkes zu alter Ehre und altem Glanze nur für

möglich auf dem Wege innerer religiöser Umkehr; und all' sein Streben, all' die Ideen, die fortan in der letzten Periode seines Lebens Geist und Seele füllten, concentrirten sich auf die Erkenntniß des inneren geistigen Lebens und galten vorzugsweise und eigentlich der Vertheidigung der Kirche in dem nun bald entbrennenden Kampfe derselben mit dem Staate. Wie einst Dante mit seinem Uebergang von der Guelfischen zur Ghibellinischen Partei seiner Ueberzeugung nach gehandelt habe, daß er das Heil der Nationen nicht von der Kirche, sondern vom Staate erwartete, so, meint W. Menzel, sei bei Görres jetzt die entgegengesetzte Ueberzeugung und der entgegengesetzte Schritt entschieden.

XXIII.

Görres' religiöse Entwickelung.

Wohl mag bei der Lektüre des Vorhergehenden an manchen Leser die Frage herangetreten sein, wie denn eigentlich jener große Mann, der wie kaum ein zweiter mannhaft und unablässig für die Rechte seines Volkes und das Wohl des Vaterlandes gestritten, zur Religion und zu seiner Kirche gestanden habe. Wir sind bisheran dieser Frage mit Absicht aus dem Wege gegangen, weil wir um des großen Interesses willen, das die Beantwortung derselben gerade bei Görres gewährt, statt gelegentlich eingestreuter Bemerkungen lieber ein volles, abgerundetes Bild seiner religiösen Entwickelung dem Leser vorzuführen gedachten, das zugleich seine reiche, ausschließlich politische und wissenschaftliche Wirksamkeit beschließt und der letzten großartigsten Periode seines Lebens, die vorzugsweise der Vertheidigung und Verherrlichung der Religion und der Kirche galt, unmittelbar vorangehend den Schlüssel zu deren Verständniß liefert. Damit nun aber ein solches Bild von den ersten

Conturen bis zu seinen letzten Farben und dem unterstehenden Hintergrunde richtig und wahr dargestellt, sowie in abgeschlossener Rundung uns erscheint, ist es nöthig, Görres von seiner Kindheit an durch die brausenden Jahre revolutionärer Begeisterung bis hinauf zum Höhenpunkte des kräftigen Mannesalters unter steter Rücksichtnahme auf die Zeitverhältnisse zu geleiten. Und so wird denn der gerade aufwärts strebende Lauf seines socialen und intellectuellen Lebens in religiöser Hinsicht als ein voller Kreislauf sich gestalten, der ihn am Ende wieder zum Ausgangspunkt zurückführt, zu dem Glauben und den Sakramenten seiner Kindheit.

Görres' erste religiöse Erziehung war eine gläubige und kirchlich fromme. Das Wort und Beispiel seiner braven Eltern, sein erster Unterricht, die emsige Lektüre ernster katholischer Schriften und alter Volksbücher, die Eindrücke seiner katholischen Vaterstadt — alles das war wohl geeignet, den alten Glauben dem empfänglichen Gemüthe des feurigen Knaben lieb und theuer zu machen. Gewiß wäre die sorgsam eingelegte Saat auf so fruchtbarem Erdreich zur herrlichsten Blüthe emporgediehen, wenn sie erst Wurzel hätte schlagen können, wenn nicht allzu früh der Wurm des ungläubigen Zeitgeistes an ihr genagt, und der eisig kalte Sturmwind völliger Negation zerstörend über sie hinweggefahren wäre.

Die in Baiern und am Rhein florirende Literatur der Illuminaten, deren Orden gerade in dem Geburtsjahr von Görres gestiftet worden war, die meist vom Gifte josephinischer Aufklärung durchtränkten religiösen Schriften, der pantheistisch-materialistische Unglaube nordischer Philosophen und Dichter, der auch zum Süden hingekommen, namentlich aber die vielen französischen, Sitte und Glauben verhöhnenden Uebersetzungen encyclopädistischer und jansenistischer Schriften mußten endlich auch in den Herzen der Jugend ihre schlim-

men Früchte tragen und aus der Seele des wißbegierigen und lesesüchtigen Knaben bald das als veraltet hinwegdrängen, was frommes Elternwort und altehrwürdige Ueberlieferung mit so viel Mühe in sie hineingetragen hatte. Es kam noch hinzu, daß der damalige traurige Zustand der Kirche, deren Diener überdieß sowohl sich als ihrer Mutter gar wenig Ehre machten, nach Außen hin keinen erfreulichen und anziehenden Eindruck gewährte.

So war es denn bald zur Mode geworden, dem negirenden Zeitgeiste ein Stück des alten Glaubens nach dem anderen zum Opfer zu bringen oder gar in Voltaire'scher Manier über denselben zu spötteln und zu witzeln. Und nur der herrschende Geist der Zeit sprach aus dem erst zwölfjährigen Knaben, als er in jener poetischen Epistel ganz gewiß ohne bösen Willen den geistlichen Hof von Kur-Trier, dessen Residenz damals Koblenz war, mit beißendem Witz verspottete.

Als dann die Revolution hereinbrach, die in gewaltiger Stromesfluth alle politischen Institutionen der Vergangenheit hinwegschwemmte und, von Allen mit bacchantischem Freudentaumel begrüßt, auch die gesundesten Köpfe verwirrte, da warf die unerfahrene stürmische Jugend mitsammt dem politischen Zopf auch den Glauben und die Religion der Vorzeit jauchzend über Bord. So erscheint denn unserem Görres in seiner ersten, 1797 abgefaßten Schrift: „Der allgemeine Frieden, ein Ideal", die Kirche in der Geisterwelt, was der Staat in der irdischen, die eine ein völliges Analogon des anderen, darum die kirchliche Hierarchie ebenso unhaltbar als der politische Despotismus [1]. Und wie die damaligen politischen Zustände ihm gänzlich verrottet erschienen, und seine enthusiastischen Wünsche eine aus der vermoderten alten Zeit erstehende glückliche Zukunft vor

---

[1] S. 72.

seine Seele zauberten, so sah er auch die alte Kirche als in sich abgestorben, ihre Institutionen als abgelebte an, und an Stelle der alten Religion werde, so meinte er, eine neue verjüngte sich erheben. Das war der Standpunkt des stürmischen Republikaners im „Rothen Blatt“, und im Ganzen auch im „Rübezahl“, jedoch im Anschluß an seine weitere politische Entwickelung schon weniger schroff und vielfach gemildert. „Die bisher herrschende Religion,“ so sagte er in seiner schon erwähnten Rede vom 12. Nivose VI. Jahres [1], „bereitet sich, ihrer verjüngten Mutter das Feld zu räumen.“ Und wenn er dann sowohl über die verrotteten politischen Zustände wie über die nach seiner Ansicht wurmstichig gewordenen kirchlichen Institutionen die Geißel seiner Satire schwingt, wenn er der Pfaffheit die Larve abziehen, Heuchler und Hypokriten verfolgen will, wenn er, ganz ein Kind der Zeit, über Ablaß und Inquisition, Bann und Interdikt, Mönche und Nonnen die scharfe Lauge seines Spottes gießt, wenn die Hierarchie als ein schreckliches Gespenst ihm erscheint und seines Herzens Jubel in die Worte ausbricht: Rom ist frei! als die ewige Stadt dem Heere der französischen Republikaner in die Hände gefallen war — dann ist das eben der folgerichtige Ausdruck jener noch unabgeklärten Anschauung des titanenstürmischen Republikaners [2].

Doch mit dem Glauben fällt auch das Recht, und mit dem Recht die Treue und die Tugend. Diese Wahrheit sollte Görres schon bald bei seinem Aufenthalt in Paris, „dieser feilen, von ihren Ausschweifungen ermatteten Dirne“, erfahren, wo er das recht- und tugendlose Getriebe der gottentfremdeten Revolutionshelden mit eigenen Augen durchschaute. Darum wünscht er keineswegs die Ausrottung der

---

[1] Mitgetheilt im „Rothen Blatt“, erstes Trimester, S. 34 f.

[2] Vgl. „Rothes Blatt“, erstes Trimester, S. 21, 93, 110 ff.

Religion überhaupt, sondern nur die „Lossagung des Staates von dem Einflusse der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiösen von den politischen Institutionen“[1].

Aber trotz dieses freien religiösen Standpunktes hat niemals in seinem Leben — und das muß hier ausdrücklich zu seinem Lobe hervorgehoben werden — jener Apostaten- und Sectirerhaß aus ihm gesprochen, der aus gemeinen, niedrigen Motiven Religion und Kirche mit Spott und Verleumdung begeifert, noch auch hat jemals sittliche Verderbniß ihn befleckt.

Davor schützte ihn Gott und der Edelmuth seines Charakters: die hingebendste Treue zu seinem Berufe, die Reinheit seiner Absicht, die nie sich selbst suchte, und das ausgebildetste Gefühl für Gerechtigkeit, das in dem stets praktisch durchgeführten Grundsatz seines Lebens sich kundgab: „Alles will sein Recht haben“; sie haben ihn von den politischen Irrthümern seiner Jugend geheilt, und endlich ihn zurückgeführt zu der einen, reinen Wahrheit, wenn auch der Weg dorthin ein langer und beschwerlicher war.

Es ist ein unumstößlicher Erfahrungssatz, daß wohl bei jedem un- oder irrgläubig gewordenen Menschen die göttliche Gnade zuweilen dessen Geist, wenn auch auf Augenblicke nur, geheimnißvoll durchleuchtet, daß schmerzliche Gedanken an eine frühere glaubenstreue Lebenszeit in seine Erinnerung steigen, daß hin und wieder das Verlangen der Sehnsucht nach den Tagen einer frohen, vom Irrthum ungetrübten Jugend sein armes Herz ergreift und Alles um so mehr, wenn weniger eigene positive Schuld, als vielmehr schlimme Zeiten und Verhältnisse der Grund des Unglaubens gewesen sind, wenn ein im Grunde unverdorbenes, tiefes Gemüth, eine Seele frei von gemeinen Lastern dem

[1] „Resultate meiner Sendung nach Paris“ S. 106.

Irrenden innewohnt, zumal wenn er so zu sagen mit der Muttermilch und mit der Luft der Heimath die Religion und Liebe zu derselben eingesogen hat, wie das der Fall bei unserem Görres war. Darum kann es nicht befremden, wenn in den Jahren seines Irrthums derartige sehnsuchtstraurige Gedanken an ihn heran sich drängten und manche, wir möchten sagen, unbewachte Stunde kam, wo nicht der calculirende Politiker oder reflectirende Gelehrte, nicht der Naturphilosoph oder Historiker, sondern das natürliche ihm tief innewohnende religiöse Gefühl des Kindes aus ihm sprach. Das gilt vor Allem von der schon erwähnten wunderlieblichen Erzählung „Das Christkindchen“[1], welche im Jahre 1802 von ihm geschrieben wurde und uns zeigt, daß er auch die Fähigkeit in sich trug, Empfindungen einer märchenhaften Zartheit, wie Haneberg sich ausdrückt, um das Christbäumchen schweben zu lassen. Sie ist geschrieben wie aus Kinderherzen, so kindlich demüthigen Sinnes, so frei von aller seelenlosen Aufklärung der damaligen Zeit, und darum auch so ganz zu Kinderherzen sprechend. Der eigentlichen Erzählung geht ein poetischer Prolog voraus, welchen wir, da derselbe eins der beiden einzigen in gebundener Rede geschriebenen poetischen Produkte aus der Feder unseres Freundes und zugleich den Charakter des Ganzen zu zeigen geeignet ist, hier folgen lassen:

Umspült vom wilden Strom der Zeiten, liegt
Romantisch eine Zauberinsel da,
Ein lieblich süßer Duft hält sie umschwebt,
Und Engel steigen in den Duft herab,
Hernieder zu der Unschuld munter'm Spiel
Und zu der Jugend harmlos frohem Thun.

---

[1] Zuerst veröffentlicht im Frankfurter Taschenbuch 1806. Wiederabgedruckt im „Deutschen Hausbuch“ von G. Görres. München 1848. II. Bd. S. 165 ff.

Ihr Alle habt das Eiland einst bewohnt,
Die frohen Spiele habt Ihr mitgespielt,
Bis rasche Kraft Euch in die Fluthen trieb
Den stolzen, himmelhohen Bergen zu,
Die lange aus der Ferne Euch gewinkt.
Da steht Ihr auf den hohen Bergen nun
Und noch auf rauhem Pfade eilt Ihr fort,
Rastlos zum schneebedeckten Gipfel hin,
Wo Hohes, Wunderbares wohnen soll.
Vergönnt dem Dichter einen Augenblick
Nur Rast, dann lenken will er Euch zurück,
Wo Ihr die Wunderinsel liegen seht,
Die Eure Jugend sorgsam zart gepflegt.
Wohl weiß er's, lieblos rauhen Sinnes sind
Unfreundlich, trotzig Viele unter Euch.
Denn groß und breit sind sie geworden nun
Und schämen itzt der alten Zeiten sich,
Wo man sie wohl noch schön und lieb genannt.
Tand ist den Weisen nun ihr kindisch Thun,
Sie wollen nur verständig altklug sein.
Mit Solchen hat die Dichtung Nichts gemein,
Sie mögen mürrisch ihre Straße zieh'n
Und bleiben hochgelehrt und ehrenfest.
Nur solch' ein zart und liebevoll Gemüth,
Das gern, ein Kind selbst, unter Kindern weilt,
Mag sich vertraulich ihrem Kreise nah'n.
Vor Allem aber holde Frauen Ihr,
Die Ihr auf jener Insel heimisch wohnt,
Euch, Eurer Liebe sei das Bild geweiht!
Wenn es in Eures Busens Tiefen nur
Die vielgeschwung'ne Saite tönend regt:
Dann ist des Bildners Mühe hoch belohnt.

Der poetische Anfangssatz der Erzählung selbst lautet also: „Es war Christabend und die Bäume blühten blinkend und blendend im geronnenen Duft, und weit umher war die Erde von den herabgefallenen Blüthenflocken bedeckt, und die eben untergehende Sonne schien vom blauen, stillen Himmel herab durch die gefrornen Fenster, und die

Strahlen spielten mit den freundlichen Flammen, die im Kamine flackerten."

Die Entwickelung der politischen und religiösen Ideen gingen bei unserem Görres Hand in Hand. Wie die sittliche Verworfenheit und das ehrlose Handeln der treibenden Kräfte im Revolutionsparoxysmus dem sittlich strengen und trotz allem Idealismus gründlich forschenden Jüngling den ganzen Revolutionsschwindel von Grund aus verleideten, und der ganze Republikanismus, wenigstens der französische, von Tag zu Tag ihm weniger zusagte, ebenso entschieden wurde auch seine Abneigung gegen jene Factoren, welche als eigentlich bewirkende Ursachen jener plötzlich traurigen Erscheinungen gelten mußten: die von Locke und Hume begründete destructive Philosophie, welche wie ein vergiftender Samum von England her über den ganzen Continent gezogen kam, in Frankreich wüthig wirkend mit der von Voltaire, Diderot, Rousseau und Anderen atheistisch durchschwängerten Luft sich verband, in Deutschland aber die Schriften der Philosophen durchwehte und in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek" wie in den Schriften der Wiener Coterie zum vollen Ausdruck kam, um dann endlich, zu einem entsetzlichen, brausenden Orkane angeschwollen, Thron und Altar, Glauben und Moral, Staat und Gesellschaft unter ihren Trümmern zu begraben. Es war die reine Negation, der Atheismus in seiner nacktesten Gestalt, Theorie und Praxis ohne alle Religion. So kam denn um so mehr bei unserem Görres die wissenschaftliche, historisch gewonnene Ueberzeugung und Gewißheit zum Durchbruch, daß, ganz abgesehen von dem Leben des Individuums, auch der Staat und die menschliche Gesellschaft zum Fortbestande und zur weiteren gedeihlichen Entwickelung die Religion, und weil es eine andere gar nicht geben kann, die positive Religion durchaus vonnöthen habe. Aber welche, das war ihm unklar. Bestand sie noch, oder war sie in den Stür-

men der Zeit ihrem inneren Wesen nach zu Grunde gegangen, oder aber war sie in einer jetzt bestehenden in ihrer vollen Reinheit etwa noch vorhanden?

Wir sahen früher schon, wie Görres nach dem ersten Austoben der Revolution, als die Plage der napoleonischen Despotie auf die Völker herabgestiegen kam, in gänzlicher Zurückgezogenheit Trost und Erquickung in der stillen Betrachtung der Natur zu finden suchte. Dieses ernste Studium der Naturwissenschaften, als dessen Frucht verschiedene werthvolle Abhandlungen und Schriften erschienen, mußte weiter günstig fördernd auf seine staatswissenschaftlichen Ueberzeugungen einwirken.

„Dem Naturforscher, dem Arzte," heißt es treffend in dem Vorwort zu Görres' „Politischen Schriften", „mußten die Worte: Bildungsgesetz, Organisation, Constitution, etwas Anderes sein und bedeuten, als dem politischen Ideologen; ihm mußten sie als bezeichnender Ausdruck gelten für ein centrales, die peripherischen Kreise wie die Seele den Leib durchwohnendes und bestimmendes Princip, sowie für die selbstständig ausgeprägten, dem gemeinsamen Lebensprocesse dienenden Organe. In der einförmig nivellirten, desorganisirten Volksmasse, wie sie dem Sinne des modernen Constitutionalismus entspricht, hätte er nur die beginnende Verwesung oder das noch unentwickelte Material, gleichsam das Zellgewebe einer unfertigen Staatsformation erkannt. Darum tritt auch schon in den früheren Arbeiten die Ansicht von der ursprünglichen Wichtigkeit der Familie, der Corporation und der Gemeinde für das Gedeihen der Societät, und die Hinneigung zu einer ständischen Gliederung nach den wandellosen Interessen derselben hervor." So wird es auch begreiflich, wenn wir sagen, daß auf Grund jener Studien in gleicher Weise die religiösen Anschauungen unseres Freundes zu immer mehr fortschreitender Ausbildung gelangten. Die Natur im Allgemeinen wie in ihren

kleinsten Theilchen, ihre wunderbare Harmonie, ihre Gesetzmäßigkeit kann ja unmöglich das Werk blinder Willkür und von selbst entstanden sein, da ein etwa so verstandenes „ex nihilo fit nihil (aus Nichts wird Nichts)“ im höchsten Grade absurd ist; vielmehr zeigt Alles in ihr auf ein außerordentliches, persönliches und höchst intelligentes Wesen als den gemeinsamen Ursprung aller Dinge hin, zu welchem die Natur und somit auch der Mensch zunächst schon von seiner corporellen Seite sowohl bezüglich seiner Existenz als auch seiner Erhaltung und Bestimmung in innigster Beziehung steht. Und andererseits, wenn Görres schon durch sein Naturstudium die ersten Elemente einer gesunden politischen Grundanschauung, die Ansicht von „der ursprünglichen Wichtigkeit der Familie, der Corporation und der Gemeinde für das Gedeihen der Societät und die Hinneigung zu einer ständischen Gliederung nach den wandellosen Interessen derselben“ sich erworben hatte, so mußte er seine schon gewonnene Ueberzeugung von der absoluten Nothwendigkeit der Religion um so mehr bestärken, als Familie, Corporation, Gemeinde, jene Grundpfeiler eines gesunden Staatslebens und der menschlichen Gesellschaft überhaupt, nur bestehen und sich gedeihlich entwickeln können auf wahrhaft religiöser Grundlage.

Zeigen wir diese Phasen in der religiösen Entwickelung unseres Görres an einzelnen Gedanken aus seinen damaligen Schriften.

In der 1805 zu München erschienenen Schrift „Glauben und Wissen“ führt er alle religiösen Ansichten der späteren Zeit auf das Erste, Ursprüngliche, von dem sie alle ausgegangen seien, zurück, schildert in geistreicher Weise das Wesen des Heidenthums und Christenthums, und verficht den krassen, naturalistisch-pantheistischen Ideen des ersteren gegenüber die Idee Gottes als eines persönlichen, außerweltlichen Wesens.

Und in der in gleichem Jahre von ihm herausgegebenen

„Exposition der Physiologie“ tritt er schon den flachen rationalistischen Bestrebungen der Nicolaischen und Vossischen Clique entgegen und erklärt die Gründe ihres Hasses gegen alle Romantik in beißender Ironie folgendermaßen: „Man kenne schon, haben die Pfiffigern ausgeklugt, die Conspiration der Dichter und Philosophen, allen alten Aberglauben wieder aufzuwärmen: Die Ersten den Mysticism unter dem Namen des Romantischen, und mit ihm jede Art von religiöser Schwärmerei, Geisterseherei, das Wunderwesen und den Heiligenkram; die Anderen unter dem Vexirwort ‚Idee‘ allen cabalistischen Unsinn, Alchymiam, Astrologiam und Chiromantiam; so werde die Menschheit in ihrem Gange regressiv, und das ganze Paket, wohl zugeschnürt, wolle man den Jesuiten übergeben.“

Görres war freilich zu jener Zeit gewiß kein Atheist oder Pantheist, aber auch noch kein vollbürtiger Anhänger der geoffenbarten Religion; seine religiöse Ueberzeugung war eben noch in unklaren, verschwommenen Ideen eingehüllt. Religion schien ihm damals, wie aus den „Aphorismen über Kunst“ (1802), sowie aus der vorhin erwähnten Abhandlung über „Glauben und Wissen“ hervorgeht, nichts Anderes zu sein, als die Philosophie der Natur, wie die Mythen ihre Poesie, die christliche eine höhere Potenz der indischen und der griechisch-römischen; der Glaube gehöre wesentlich dem Süden an, die Erkenntniß dem Norden, der Gott des Südens sei ein poetischer, der des Nordens ein Ideengott, weßhalb auch im europäischen Leben der Katholicismus vorzugsweise im romanischen Süden, der Protestantismus im germanischen Norden herrsche. Das Christenthum im Allgemeinen, zunächst lediglich von seiner speculativ-philosophischen und ästhetischen Seite gefaßt, ist ihm freilich die vollkommenste Religion, aber die Dogmen müssen sich unter seiner Hand noch oft eine willkürliche Deutung gefallen lassen. So versucht er beispielsweise in

„Glauben und Wissen“ [1] eine Geschichte des Weltalls zu geben und den nach Pantheismus riechenden Satz zu beweisen, daß der Akt des göttlichen Selbstbewußtseins zugleich der Schöpfungsakt sei, und daß aus Gott alle Metamorphosen des Alls sich entwickelt hätten [2]. Dieser sowie andere Irrthümer auch in den noch zunächst folgenden Schriften lassen sich leicht und einfach aus der Thatsache erklären, daß wie damals beinahe Alle, so auch Görres in der zu jener Zeit im Flor stehenden Gefühls-, Natur- und idealistischen Philosophie eines Jacobi, Schelling und Fichte befangen war.

Seit seiner Uebersiedlung nach Heidelberg und seiner literarischen und freundschaftlichen Verbindung mit Achim v. Arnim, Brentano, Creuzer und Anderen nahm seine ganze religiöse Richtung einen entschiedenen Fortschritt zum Besseren, und zwar wiederum mit und durch seine fortschreitende politische Entwickelung. Die politische Misère jener Zeit war eben zu groß, als daß ein wahrer Patriot, wie es ja Görres bis zur letzten Faser seines Herzens war, nicht Alles zur Rettung des armen Vaterlandes gethan hätte. Das Wesen uralter kerniger Zeit, wie sie in den kraftvollen Sagen und Dichtungen, in den ehrwürdigen Institutionen und den grandiosen Kunstdenkmalen einer gesunden, gottbegeisterten Vorzeit in der Erinnerung sich weiterspann, schien den befreundeten Männern das tauglichste Mittel, dem erstarrten Leben der Gegenwart neuen, frischen Lebensodem einzuhauchen.

So kam Görres zu seinen historischen Studien, die

---

[1] S. 19.

[2] Nur muß die dermalige Anschauungsweise unseres Freundes sehr wohl von jenem, vorzugsweise in seinen späteren Schriften zur Anwendung gekommenen universal-wissenschaftlichen Bestreben, alle Einzeldinge constructiv aus einem höchsten Ganzen abzuleiten, unterschieden werden.

er auch dann noch fortsetzte, als er, von Heidelberg nach Koblenz zurückgekehrt, gleichwohl das nächste Ziel seines Strebens, die Rettung seines Volkes aus der „politischen Niederträchtigkeit", als für die nächste Zukunft unerreichbar aufgegeben hatte, indem es unfruchtbare Mühe sei, Blumen zu pflanzen, ehe der Frühling gekommen. Und indem er dann alle Gebiete der Geschichte forschend durchwanderte, in die alten Mythen und Sagen sich vertiefte, wie das alte Germanien vom südlichen Alemannien bis zum skandinavischen Norden, und weit im Osten das alte Inderland und Persien sie geschaffen, indem er urkundliche Quellenwerke der fernen Fremde wie des eigenen Landes mit der ihm eigenen Zähigkeit des Geistes durchforschte und mehr und mehr das innere Wesen und die eigentlichen Motive der herrlichen Schöpfungen einer großen Vorzeit in staunender Bewunderung erfaßte, wurde eben dadurch seine Auffassung des Völker- und Staatslebens immer richtiger und vollkommener, und mit den politischen schritt er hinwiederum auch in seinen religiösen Anschauungen stets weiter fort.

Auf der einen Seite erschloß sich ihm das ganze innere Wesen des Heidenthums als das Werk der Sünde, auf der anderen Seite sah er deutlich als lichte Punkte in dichter Finsterniß die Ueberreste jener göttlichen Uroffenbarung, wie sie in der Bibel uns aufgezeichnet ist, während ihm das Studium des viel verkannten Mittelalters gewissermaßen als der vertraute Völkerfrühling erschien, wo die Idee des imperium mundi ihrer Realität nahe war, wo Kirche und Staat in wohlgeordneter, wechselseitiger Beziehung standen, wo die Repräsentanten beider, das Papstthum und das Königthum, gleichsam wie zwei Brennpunkte in einer Ellipse jedes das Centrum für die Ideen und Kräfte, für Wahl und Ziel, dieses auf leiblich irdischem, jenes auf geistig religiösem Gebiete für die Menschheit waren.

So bildete sich bei ihm allmählich auf autodidaktischem Wege jene Ueberzeugung, jenes System religiös-politischer Grundanschauungen, die wahrhaft christlich, ja specifisch katholisch waren, und wofür er in der letzten Periode seines Lebens so mannhaft und so unerschütterlich gestritten.

An den Schriften aus jener Zeit haben wir wiederum gleichsam das Barometer dieser religiösen Entwicklungsphase unseres Görres. Sein Herz schlägt nun schon wärmer für die Religion, sein Interesse concentrirt sich nicht mehr in bloßer wissenschaftlicher Abstraction, nein, auch das Gemüth erhält nun seinen Antheil, und weiterhin, nicht bloß die Religion überhaupt, sondern die positive Religion des Christenthums ist es, für welche er von jetzt an vertheidigend und kämpfend in die Schranken tritt.

Die bedeutendste und nächste Frucht jener historischen Studien war die „Mythengeschichte“ (1810). Es ist eine Freude, zu sehen, mit welchem Aufwand von scharfsinniger Gelehrsamkeit und begeisterter Liebe Görres hier überall den alten Spuren einer Uroffenbarung nachgeht, wie er entgegen dem rationalistisch-humanistischen Bestreben Herders (in dessen „Geist der hebräischen Poesie“) die Verwandtschaft vieler heidnischer Mythen und Sagen mit den in der Bibel niedergelegten historischen Traditionen der Hebräer nachweist, so zum Beispiel die Uebereinstimmung der bezüglichen chaldäischen Sagen mit der biblischen Erzählung vom Baume des Lebens und dem Fall der ersten Menschen 2c., wie er als begeisterter Apologet für das Institut des Priesterthums eintritt und die Stufen alles eigentlichen Gottesdienstes bis zu seiner geistigen und sittlichen Verklärung im Christenthum nachweist. Und die leider Projekt gebliebene Sagengeschichte hatte gar, wie er 1824 an Dr. Räß schrieb, in letzter Instanz theologischen Zweck; denn er will die Bibel aus den Urkunden und Ueberlieferungen aller Völker gegen die Angriffe der Seichtigkeit

vertheidigen, und ihr aus den Angriffswaffen selbst eine Trophäe bereiten [1].

Am wichtigsten aber zur Beurtheilung des damaligen religiösen Standpunktes unseres Freundes ist eine längere um dieselbe Zeit (1810) geschriebene Abhandlung, „Fall der Religion und ihre Wiedergeburt", welche in Folge einer von Fr. Perthes erhaltenen Einladung für das „Vaterländische Museum" geschrieben wurde, wegen des schnellen Endes dieser Zeitschrift aber nicht zum Abdruck kam [2].

„Jener Aufsatz," sagt sehr schön und treffend die Herausgeberin, „bezeichnet am klarsten die Mittelstufe, welche Görres in der fortschreitenden Bewältigung jener antikirchlichen Aufklärungsepidemie schon damals erreicht hatte. Die früheren Täuschungen sind bereits als solche erkannt; seine Studien haben ihn bis vor die Pforten der Kirche hingeführt, und mit Liebe würdigt und bewundert er ihre großartige Mission und geschichtliche Erscheinung. Die poetisch-speculative Auffassung der Religion ist jedoch noch übermächtig, denn die geschichtlichen und dogmatischen Forschungen sollen erst zum wissenschaftlichen Abschlusse kommen; und so fühlt auch er sich versucht, über der alten Kirche in seiner produktiven Phantasie eine höhere, geistig mündigere aufzubauen, die das religiöse Bewußtsein aller Zeiten und Geschlechter umfassen und verklären werde. Doch wie nach J. v. Eichendorffs Worten Friedrich v. Schlegel, so erkannte auch Görres in der nächsten Zeit mit der vollen Harmonie von Glauben und Wissen, daß nicht nur das Werk der Heiligung alles Lebens in der alten Kirche wurzle und fortwirke, sondern daß ihr auch in dem sie durchströmenden göttlichen Lebenshauche die unerschöpfliche Macht und Kraft zur fortschreitenden Erneuerung und Wieder-

[1] Ges. Briefe III. 143.

[2] Abgedruckt in den Polit. Schriften I. 132—188.

geburt ihrer zeitlichen Formen und Bildungen verliehen und eigen sei." [1]

Liefern wir an einzelnen Stellen den Nachweis des eben Gesagten.

„Nur solchen leeren gedankenlosen Zeiten," heißt es in dem genannten Aufsatz, „ist die Religion entfremdet, die, vergessend, was vergangen und was kommen soll, sich in enger Gegenwart zerstreut und den Augenblick nicht mehr befragen um seinen Ursprung, und das Leben nicht um seine Quelle, wo Alles in feister Gemächlichkeit erstarrt, wie ein anderes bewußtloses Naturprodukt sich in der Idee niedergeschlagen und so viel thunlich von ihr ausgeschieden hat. Solche Zeit war für Deutschland die nicht längst vergangene und der größte Theil der Gegenwart noch gehört ihr an."

Und welche Religion erkennt er als die wiedererweckende und wiederbelebende? Es ist, wie schon gesagt, das Christenthum. „Gleich dem Samenkorn, das vom Himmel herabgefallen," — so beginnt eine warme und begeisterte Schilderung seiner die Jahrhunderte durchlaufenden Geschichte — „kam das Christenthum in die Welt, um eine neue Ordnung der Dinge zu begründen. Der religiös-classische Boden des Alterthums hatte es aufgenommen, dort begann der Wunderbaum zu keimen, von der Geschichte kaum bemerkt, während die Weisen des Morgenlandes, von alten Weissagungen nach dem Westen hingeführt, den Stern über Judäa stehend gewahrten, der glanzvoll in den leuchtenden Augen des Kindes wiederschien. Welch ein milder, zarter, lieblicher, orientalischer Parabelgeist schien nicht aus diesem Auge, wars nicht, als ob die gesammte ethische Weisheit des Alterthums hier in Kinderunschuld wiedergeboren, aus dieses Kindes Mundes spräche, vor dem all' die alten

---

[1] Abgedruckt in den Polit. Schriften I. 132 f.

Orakel verstummen mußten? Wie redete der Stifter ruhige Weisheit in die wilde selbstsüchtige Welt hinein, die wohl um irdischen Lohn sich ihm verschreiben, aber seine höheren Zwecke nicht begreifen mochte! Wie setzte nicht die einfache Weisheit die Bosheit des Pöbels in Aufruhr, daß er nach seiner Weise mit Steinen nach ihm warf und den Sprecher, um sich von ihm zu befreien, ermordete! Aber schon hatten die zwölf geheimnißvollen Männer sich hinzu gefunden, die in allen großen Perioden der Geschichte immer helfend wiederkehren; sie hatten mit dem scheidenden Lebensgeiste sich durchdrungen, der in flammenden Zungen über ihren Häuptern glänzte, und wirkten fort im Sinne des Meisters und bewahrten das Gesetz und die Lehre, die er mit herabgebracht. Im weiteren Kreise um sie her ordneten sich die Bekenner; es kamen die Aeltesten der Gemeinde und zündeten im heiligen Kreise die Lampe, die noch heute nicht erloschen; und es lief von Mund zu Mund das Wort bis fern in den Osten, von wo jene Weisen hergekommen. Vergangen war das alte Heidenthum und zersetzte sich in Verwesung, und immer kräftiger wuchs aus seinen Elementen, die es sich angeeignet, das neue Gesetz. Und was sie zu seiner Vernichtung unternehmen mochten, schlug Alles zu seinem Gedeihen aus, und wie griechisch Feuer brannte es unter dem zugegossenen Wasser immer heller auf. Es erhoben sich die Kirchenväter, jene hochbegeisterten, trefflichen, wunderbar von Gott ergriffenen Menschen, die wie ein großer, mächtiger Säulengang die erst eben erbaute Kirche tragen und zieren. Clemens in aller Weisheit des Alterthums erfahren; Eusebius nicht minder gelehrt, Tertullianus von der dunklen afrikanischen Gluth getrieben, und wieder Dionysius von erhabener Mystik, wie von Adlerflug getragen, an den Himmel strebend; Augustinus selbst erster Bürger seiner Himmelsstadt, dann Hieronymus und Johannes goldenen Mundes und so viele An-

dere. Welche tiefe, innige Ueberzeugung lebt in allen ihren Werken von der Herrlichkeit der neuen Welt, die in ihnen beginnen soll, und von der Gnade, die jetzt in der neuen Religion ihre Flügel über die Erde ausgebreitet, wie sind ihnen die Sünden des Heidenthums in innerster Seele ein Greuel, und wie beseelt ein Gedanke ihre gesammte Natur: daß fortan nur ein Reich der Liebe, der Tugend, der Milde und Gottergebenheit unter den Menschen sich gründen solle. Zu welchen gewaltigen Werken, zu welchem thatenvollen Leben, das sie zuletzt meist Alle mit dem Martyrertode besiegelten, hat dieser heilige, herrliche Enthusiasmus sie nicht begeistert; wie haben sie nicht mit so richtigem Takte ihre Zeit gefaßt und den Geist des Christenthums und seiner heiligen Schriften durchdrungen und verstanden, und nun ausrottend all' das Wurzelgestrüppe, das in den Ketzersystemen um den Kernstamm her aufgewuchert, weil die menschliche Weisheit, ihrer Natur gemäß, alsbald das Eine in vielfache Gegensätze auseinandergebrochen; ergreifend mit sicherer Hand immer das Rechte und Gedeihliche, haben sie immerdar den Geist der neuen Religion bestimmt und befestigt. Wie nun die Völkerwanderung erst hereingebrochen und die Schleusen des Nordens aufgegangen und ein Geschlecht gleich jenem alten hellenischen, das unter den Priestern aus Aegypten und vom Kaukasus zuerst jenes griechisch-römische Heidenthum gegründet hatte, sich über das mittägliche Europa verbreitete, und das von seinen sieben Hügeln über die sieben Inseln der Welt herrschende Rom zerstörte, und nun die Wölfin, die Alles zerrissen, selbst blutete: da gingen die Enkel jener Väter unter diese neugeborenen Völkerschaften, und es gelang ihnen bald, den gesammten Welttheil jenem Gesetze zu unterwerfen."

Da aber kam der Muhamedanismus in die Welt, und Rom und Bagdad, das Papstthum und das Chalifat standen drohend sich gegenüber. Nun entzündete sich in der Christen-

heit jener jugendliche Heldenmuth, der Gut und Blut, Familie und Vaterland zur Wiedereroberung des alten heiligen Landes freudig opferte. Die nun folgende Schilderung des Mittelalters ist zu schön und zu bezeichnend für den religiösen Standpunkt unseres Freundes, als daß wir sie unseren Lesern vorenthalten sollten.

„Eine stolze schlanke Palme war, in Mitte all des Lebens und freudiger Beweglichkeit, die Religion himmelan gestiegen. Jetzt, nachdem die Heldenzeit vergangen, kam die Zeit der Liebe, und es öffnete oben im Wipfel die schwellende Blüthenknospe den grünen, schuppigen, wohlbewahrten Panzer, und von Innen heraus brach nun die ganze Fülle lieblichen Farbenspiels, schöner Form und zarten Wohlgeruchs hervor. Es war die Liebe, die unten tief im Kelche braunte, es knieete die Schönheit: eine reine Jungfrau, und muthige Ehre: ein nothfester, kräftiger Jüngling im Wappenrocke, am Fuße des blühenden Gewächses, und himmlische Liebesgeister sangen in den Zweigen. Aus dem Stamme aber sprachen die Chöre der Gottbegeisterten, die Heiligen und Ordensstifter Andacht und goldene Worte heißer Inbrunst aus. Jene Schaar von Mystikern des Mittelalters, die von dem alten Dionysius dem Areopagiten an in vielen Generationen durch das Mittelalter ziehen, und selbst durch die spätere Periode bis nahe an unsere Zeit gereicht, wie haben sie nicht, besonders die weiblichen Naturen in ihrer Mitte, das religiöse Gefühl, jene sehnende göttliche Minne, in einer Zartheit und einem Umfange ausgebildet, womit kaum, was die neue Poesie in der tieferen irdischen Liebe und ihrem Affect gethan, an Vollendung und Durchbildung sich messen darf. Wie hat dieß gottselige Geschlecht den Menschen, sonst nur ein enges Haus, in dem die kleinen irdischen Sorgen und Freuden und Leiden wohnen, zu einem weiten großen Gotteshaus verklärt, wo unter den hohen Säulen der Geist des Herrn gewandelt

und vom innersten Heiligthum sein Glanz ausgeht und seine Frucht und seine Liebe. Wie hat in ihnen siegreich der Geist dem Fleische obgelegen, daß dieses, vom Himmelslicht durchzogen und getränkt, ihn wie ein leuchtend Gewölke nur umzog, daß die Schwere ihre alte Macht über den hochbegeisterten Körper kaum üben mochte. Aus dem Weine des Christenthums, wie er in den Kirchenvätern zuerst gereift, haben sie durch die Macht dieser Begeisterung den geflügelten Alcohol, jene Tinctur des höheren Lebens ausgetrieben, die gemeine Naturen nur berauscht, die gleichartigen nährt und stärkt. Die Symbolik des Christenthums ist in ihrem Gemüthe erst so reich geworden, jener Schatz von bedeutsamen, bis ins Zarteste ausgeführten Bildern; jene Beseelung der Lehre in einer Fülle lieblicher Gestalten; jene heitere Milde der Empfindungen, die wie warme Himmelsluft unendlich schmeichelnd und liebewarm das Gefühl berührt, Alles ist in diesem heitern blühenden Frühling des europäischen Völkervereins durch sie geworden und hervorgegangen, und sie haben es in ihren Schriften niedergelegt, früher in der lateinischen nicht classischen und doch so eigenthümlich schön in ihrem Munde fortgebildeten, später in der gewichtigen, metallenen teutschen Sprache, die sich ihrem Wesen so genau und innig angefügt, und Miene und Gestalt und Art und Alles so rührend treu bewahrt. Sie waren die Weisen dieser Zeit, in ihnen lebte eine göttliche Poesie, und alle andere ging von dieser wie von ihrem Mittelpunkte aus.

Sie sind die Erbauer jener großgedachten Tempel, die jetzt als die Mausoleen ihrer Zeit dastehen. Mit tiefsinniger, bedeutungsvoller Weisheit die Zahlen ordnend und die Formen zusammenrückend, wollten sie das Bild der Kirche zugleich, wie sie es lebendig in sich trugen, wie die Geschichte es allmählich in der Zeit entwickelt hatte, wie es endlich nach Außen in der Hierarchie sich gestaltete und wie es in

der Idee im Himmel selbst bestand, abbilden und wiedergeben auf Erden in dem wundersamen Bau. Wie jene Säulen im Chor das Allerheiligste ehrerbietig im Kreise umstehen und den Thronhimmel über ihm auf ihren Häuptern tragen, so die Engel Gottes um den Thron des Ewigen, so die zwölf Boten um seine Erscheinung hienieden auf der Erde, so die Fürsten der Kirche um seinen Stellvertreter. Des Herrn Haus aber öffnet sich gegen den Abend hin den Menschen zum Haus der Andacht und der Erhebung; es sproßt ein heiliger Säulenhain aus der geweihten Erde, schirmend verflechten sie über die Gemeinde zum Schiffe ihre Ranken, es sind die Väter der Kirche, ihre Heiligen, Blutzeugen und Geweihten, die sie auf Erden gegründet und befestigt haben. Und es erheben sich himmelan die Thürme, Gottes Wort ist in sie hineingelegt, und sie rufen laut herab, damit Alle sich im Schoß der Kirche sammeln, und ein Band der Andacht sie in der Kreuzesform, dem uralten Symbol ewigen Lebens, vereinige. So hatten sie den todten Stein zum Priester in seiner Art geweiht, und er sprach auch auf seine Weise Gottes Lob mit der Gemeinde; und das Gebäude war wie eine Bibel, die ein beredter Prediger dem Elementenreiche vorgehalten, und die dieses wohl verstanden und nun in seiner gewichtigen Sprache nachgesprochen. Wie die Baukunst und jede andere Kunst mit ihrem Geiste durchdrungen und belebt, jene Engelsmilde in den Bildern aus jener Zeit, jene überquellende süße Heiterkeit, jene wundersame Beleuchtung wie von Innen heraus, die ihre durchsichtige Carnation durchdringt; jene fromme Geschämigkeit und der ganze in sich zurückgewandte Ausdruck: ist es nicht Alles der Abglanz des göttlichen Lebens, das in jenen Sehern lebte und von ihnen ausquoll, wie nach der Sage das Wunderöl aus den Gebeinen der Heiligen! So war es beschaffen um diese Zeit, die sie schmähen mit leerem Spott und hochmüthig über

sie hinfahren. Auf die gewöhnliche seichte Weise haben sie nur in sie hineingeblickt, und zürnend ist ihr Geist ihnen fern geblieben."

Aber mit der Reformation, „die das Wissen zuerst in die Religion hineingetragen", und damit die alte Liebe und den alten Glauben herausgetrieben, meint er, sei die himmlische Natur, die in der Religion Mensch geworden, zum Ewigen zurückgekehrt, habe sich das große Phönixjahr zu Ende geneigt und sei der Rest, nachdem eine so große Masse des Geistes von der Kirche ausgeschieden, wie eine todte erstorbene Materie zurückgeblieben. Mit der Renaissance seien die alten Götter, die unter dem Schutte der alten Tempel begraben lagen, wieder über die Erde heraufgestiegen und die kritische Wissenschaft, immer schärfer werdend und den spottenden Witz sich zugesellend, mit mancher christlichen Grundanschauung in Conflikt gerathen.

„Was die Reformation begonnen hatte," sagt er dann weiter, „endete die französische Revolution, und ihre Nachwirkungen arbeiten und graben noch immer zerstörend fort. Die Zeit zwischen jenen beiden großen Epochen der Geschichte könnte man recht wohl, ein Bild aus der Religion selbst entlehnend, die Passion des Christenthums nennen: wie ihren Stifter haben sie es durch Verrath gefangen, gegeißelt, verspottet und verhöhnt und zuletzt ans eigene Kreuz geschlagen. Während die Kriegsknechte aber würfeln um sein Gewand, salben Joseph von Arimathia und Martha und Magdalena den Leichnam mit wohlriechendem Oele und Spezereien, um ihn in die Gruft zu bestatten und versammelt mit den Jüngern vertrauend und gläubig seiner glorreichen Auferstehung zu harren.... Den Kirchen sind wie den alten Ritterburgen ihre Bewohner abgestorben; sie liegen begraben in den Gräbern unter ihnen und um sie her. Wie in den Propyläen des Todes schleicht die scheidende Generation noch in ihnen um, die werdende aber geht auf

ganz anderen Wegen als jenen, die zu diesen verlassenen Gewölben führen. Man glaube nicht, das sei zufällig und könne durch Wort und gute Rede wieder anders werden. ... Wollen die Meister nur zu den Dienern sich gesellen, es wird ein neues großes Werk sich wieder erbauen lassen, und eine neue Kirche um die alte.“ [1]

Man sieht also, daß Görres noch nicht in das Innere seiner Kirche eingedrungen war, daß er über dem Aeußeren, Sichtbarlichen der Kirche, die damals eben in den Fesseln der Erniedrigung seufzte, das innere, eigentlich göttliche Element derselben weniger kannte und übersah. Aber anderseits stand er ihr nicht feindlich gegenüber, gab ihr vielmehr vor allen anderen kirchlichen Gesellschaften bei Weitem den Vorzug, bewunderte ihr großartiges Wesen und ihre segensreiche, welterfüllende Wirksamkeit; kurz, seine Studien haben ihn nun bis „vor die Pforten der Kirche“ hingeführt.

Mit den fortgesetzten historischen und dogmatischen Studien wuchs auch die Liebe und die Kenntniß ihres Wesens. Dazu kamen die großartigen, welterschütternden Ereignisse, die planmäßigen, schlauerdachten Unterdrückungen der Kirche, denen jede andere als göttliche Institution nothwendig zum Opfer hätte fallen müssen. Und so begreifen wir, wie schon der „Rheinische Merkur“ in manchen Fällen der beredte und einflußreiche Anwalt der Kirche und des Papstthums werden konnte. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung der Aufsatz: „Papst Pius VII. und sein Streit mit Napoleon“. Kein Katholik kann wärmer fühlen und empfinden, keine Feder schönere und erhabenere Züge zeichnen, als Görres dort von der Kirche und ihrem ehrwürdigen Oberhaupte sie entworfen hat. Wir lassen den Anfang und den Schluß des schönen Aufsatzes hier folgen:

---

[1] Polit. Schriften I. 135, 149, 152, 158, 161, 165.

„Unter den Helden, denen die Welt ihre Befreiung dankt, nennen wir vor Allem zuerst dieses ehrwürdigen Greises Namen, der mit dem stillen, milden, wohlthätigen Lichte seiner Größe ferne Jahrhunderte durchstrahlen wird, wenn längst schon der Höllenpfuhl geschlossen und verschüttet ist, der seine blauen, giftigen Schwefelflammen dampfte, an denen die Menschheit sich erwärmen sollte. Einen einfachen Mönch, der die Welt nie von sich reden machen, hatte die Vorsehung erlesen, damit er ihr in der allgemeinen Trübsal zum Beispiele diene, was ruhige Festigkeit und ein Gott ergebener Sinn vermögen. Nicht mit großen Heeren hatte sie ihn umgeben, nicht das Schwert der Gewalt in seine zitternde Hand gelegt; allein, wehrlos, von der Last der Jahre gebeugt, so sollte er, ein Streiter des Herrn, mit dem Ungeheuer, das die ganze wüthende Revolution verschlungen und darin sich bis zur Raserei berauschend, wie ein tausendarmiger Riese sich stolz aufbäumte, auf den Kampfplatz treten. Und er trat heraus der Oberhirte, nur Stein und Schleuder führend, nur die Macht des Rechtes und der Wahrheit war auf seiner Seite, und nur die Geberde durfte er geben, Gott selbst schleuderte dem Stolzen den Stein an die Stirne, daß krachend sein Gebein zusammenbrach. Der, den das Jahrhundert seinen Helden nannte, den fünfzig Schlachten schon umdonnert, der so viele Könige gebeugt, den der Himmel in seinem Zorne als Strafruthe der Welt gebunden zu haben schien, er sollte von so unscheinbarer Gewalt geschlagen werden: nicht Thaten ihn zuerst besiegen, nur ein sich selbst verleugnendes Leiden, wie beim erhabenen Stifter des Christenthums, konnte die großen Sünden der Welt versöhnen, daß ihre Geißel gebrochen wurde und die Schmach ihrer Schuld von ihr genommen. Mit Sanftmuth und mit Liebe begegnete er hochfahrendem Uebermuth; was die Bosheit zu seiner Peinigung ausgesonnen, Alles wußte er mit stillem Gleichmuth

zu ertragen; und so hat er in so später Zeit noch die Krone des Märtyrerthums sich erworben".... „Du aber edler Greis!" so ruft er am Schlusse aus, „Deine Leiden nahen ihrem Ende, bald werden die Donner der letzten Schlacht an Dein Ohr anschlagen, und wenn die Erde die Letzten aus der Rotte der Frevler verschlungen, dann werden Deine Befreier, die Helden von Norden nahen, dieselben, deren Väter auch einst in voriger Zeit die Macht des alten Heidenthums gebrochen. In der Mitte dieser Schaaren muthiger Streiter des Herrn wirst Du wie einst Leo stehen; Russen, Schweden, Teutsche, Engländer, Spanier und Italiener werden dort auf dem Felde Sennar bei Babylon Dich umgeben und Du wirst die Häupter und die Waffen segnen, die der Welt den Frieden und der Kirche Ruhe und Eintracht im harten Kampfe erstritten. Im Triumphe wirst Du dann durch alle die Landesstriche und über die Gebirge ziehen, durch die man Dich mit Schmach und unter Mißhandlungen führte; jubelnd werden Deine Römer Dich begrüßen; sie werden Palmen streuen dem Sieger, der in Demuth einzieht durch die Pforten der hohen Roma; es wird ein Freudenrausch sein, von einem Ende Italiens zu dem andern, wenn die Schlachtopfer der alten unsinnigen Wuth aus ihren Kerkern gehen; und auch dort wie überall wird eine neue und bessere Zeit beginnen, worin der Geist herrscht, der vom Himmel kommt und ein neues Geschlecht von Heroen der Kirche weckt."[1]

In einem anderen Aufsatze des „Rheinischen Merkur", der unter der Ueberschrift: „Die eingedrungenen Bischöfe" mit unerbittlicher Strenge gegen diese falschen Hirten und Miethlinge zu Felde zieht, findet sich schon der überraschende Satz: „Die Kirche muß in ihrem

---

[1] Polit. Schriften I. 208 f., 229 f.

Wesen ganz anerkannt oder ganz ausgetilgt werden." [1]

Nach Unterdrückung des „Merkur" setzte Görres seine Studien mit allem Eifer fort. Aber es fehlen uns für einige Jahre die Zeugnisse, an denen wir den Stand der religiösen Entwickelung unseres Freundes ermessen können. Seit dem Jahre 1814 aber liegen uns deren wieder eine ziemliche Anzahl vor. In einem Briefe vom 16. Mai dieses Jahres an den bekannten politischen Schriftsteller, Convertiten und österreichischen Hofrath Adam Heinrich Müller, welcher seine neueste auf streng katholischen Principien ruhende Schrift: „An den ‚Sprecher der Stadt und Landschaft Koblenz' (Leipzig 1818)" an diesen übersandt hatte, ist Görres zwar in den meisten Punkten mit Jenem einverstanden, doch faßt er noch das Verhältniß des Christenthums zu den anderen Religionsbekenntnissen als ein falsches auf: „Alles auf seine Wurzel zurückbezogen," heißt es da, „möchte wohl der Grund der Verschiedenheit unserer beiderseitigen Ansichten darin liegen, daß Sie das Christenthum für Religion, ich aber für eine Religion, aber freilich Gipfel und Mitte und Geist und Seele aller andern nehme. Darum ist mir der Dienst der Urwelt das kindliche Christenthum, das Judenthum mit den Mysterien des Heidenthums seine Jugend, die in vielen, oft sehr excentrischen Bahnen sich versucht, endlich das eigentliche Christenthum die Reife, die aber, wie alles großartig Historische, seinen Phönix, aber keinen absoluten Schluß und Ende hat. So gewinne ich Raum vorwärts und rückwärts, um auch das unterzubringen, was ja Gott selbst nicht verurtheilen muß, weil er es mit Wohlgefallen geduldet, da alles Böse immer von ihm zu nichte worden." [2]

---

[1] Polit. Schriften I. 272.
[2] Ges. Briefe II. 559.

In den nun folgenden größeren Schriften erscheint uns Görres nicht mehr „vor den Pforten" stehend, sondern als schon eingetreten in die Vorhalle der katholischen Kirche. So vertheidigt er in „Teutschland und die Revolution" (1819) die Unfehlbarkeit und die Hierarchie der Kirche, ja selbst die Jesuiten gegenüber den lächerlichen Angriffen ihrer Feinde[1]. Die nachfolgende Stelle ist zu charakteristisch, als daß wir dieselbe unseren Lesern vorenthalten sollten: „Unterdessen wird denn auch der religiöse Sinn wieder sich seiner jetzigen Beschaffenheit entwinden, und man wird wieder allgemein erkennen, daß Religion nicht das Märchen ist, das die Amme Goldmund den kindisch horchenden Völkern vorerzählt; sondern das Band, das die Geister eint, das Wort des bildenden Weltgeistes in der Menschensprache ausgesprochen; daß selbst die Natur bewußtlos ihre Mysterien feiert, daß der Staat nur das Erdgeschoß der Kirche ist, und das öffentliche Leben und die Pflege der Wissenschaften selbst ein Gottesdienst. In der katholischen Geistlichkeit wird aus der sittlichen Reinheit, die sie durchgängig in Teutschland noch immerfort bezeichnet, wieder leicht jener höhere Sinn erblühen, und in ihm sich jene Begeisterung entzünden, die die jetzige Erstarrung löst und den Formen den vergessenen Inhalt wieder gibt. Sie wird erkennen, daß nicht ein dumpfer, schwerer Obscurantism zu diesem Ziele führt, der in unverständigem Eifer Gottes edelste Gabe, das Licht, verfolgt. Frevelnd an der Wahrheit, die sich selber siegreich überall behauptet und die nur ein verworrenes Wissen sich selbst zum Nachtheil trübt, ein ganzes und gründliches aber immer auf's Neue sichert und bewährt; frevelnd an der Freiheit, die Gott dem Menschen vergönnt, die halb gebraucht wohl zum Irrthum führt, in voller Entwickelung aber, wenn sie nur aufrichtigen Herzens

[1] Polit. Schriften IV. 127.

ist, sich selbst wieder ihr Maß gibt und ihre Grenze, indem sie selbst im Heiligthume die Fackel zündet, die mit der Finsterniß auch die Frivolität zerstreut, in die allein der Unglaube von je seine Wurzeln geschlagen." [1]

Wenn Görres in dieser Schrift namentlich für die politische Freiheit seines Vaterlandes eintritt, so will er aber auch nicht minder die kirchliche und religiöse Freiheit, da jene ohne diese schlechterdings ein Unding ist. „Immer tiefer," sagt Joseph von Eichendorff, „begründet sich in ihm die Ueberzeugung, daß die Freiheit nur bei der Wahrheit, die unerschütterliche, weil von Gott selbst beglaubigte Wahrheit aber in der Kirche, mithin geistige wie politische Freiheit mit der Freiheit der Kirche identisch sei. Am vollständigsten hat er diese Gedanken niedergelegt in „Europa und die Revolution", wo die wesentlich kirchliche Bedeutung aller Geschichte und der gesunde, volksthümliche Staat, in seiner Mission, das Irdische und Göttliche zu vermitteln, als eine nothwendige hierarchisch-moralische Gliederung nachgewiesen wird. Und von jetzt ab, nachdem er so Grund und Boden gesäubert und abgemarkt, stellt er zu Schutz und Trutz als geharnischter Hüter sich an die Grenzen."

Als Probe jenes Nachweises von der kirchlichen Bedeutung aller Geschichte lassen wir aus einem längeren an die Bezeichnungen der Astronomie sich anschließenden historischen Excurse die nachstehende bilder- und gedankenreiche Stelle folgen:

„So gingen trübe Tage über die Erde her, die alte Nacht hatte den weiten Mantel um ihre Orgien und ihre Träume hergebreitet; blasser Mondschein, von einer verhüllten Sonne wiederstrahlend, ergoß sich aus den Mysterien über die Träumenden: aber am Gesichtskreis stand

---

[1] Polit. Schriften IV. 233.

tröstend die alte Verheißung in mildem Schimmer gleich der Säule des Zodiakallichtes. Lange hatten die Magier im Morgenlande auf der Warte des verkündeten Gestirns geharrt, das von Strahlen umwoben, eines Kindes Gestalt bergen sollte; endlich als die Zeiten verlaufen waren, erschien das längst ersehnte und geleitete sie hin zum Fuße des Libanon. Da war im Zeichen des Lammes das Wunderkind geboren, mit dem Wintersende nun herangekommen, und nach dem Schlusse der zweiten Zeit Frühlingsanfang beginnen sollte. In furchtbaren Bewegungen hatte das gewaltige Römerreich beim Nahen der Nachtgleichen gestürmt; jetzt als die junge Geistersonne, der Lichtträger in der Finsterniß aufgegangen, war heitere Ruhe und ein stiller Friede über alle Erde ausgebreitet. Der Knabe, von den Himmlischen mit Jubel begrüßt, von der Einfalt im Hirtenlande um die Jordanquellen freudig aufgenommen, von der Tücke arger Tyrannei schon in der Wiege angefochten, wuchs fröhlich heran; große Wundergaben waren auf sein Haupt gelegt, milde Lehre floß von seinen Lippen, nicht zu den Schriftgelehrten, sondern in des Volkes Herzen; der Geist, der von Oben kommt, war immerdar mit ihm, und in ihm hatte er den Erdgeist, der als Versucher vor ihn hingetreten, siegreich abgetrieben. Als nun erfüllt waren alle Weissagungen, ging er hinauf zu jener Höhe, auf daß er überantwortet werde, und seine Sendung zu ihrem Ende komme. Und jenes Kreuz, das dastand auf der Schädelstätte der alten Welt, wurzelnd in der Erde Mitte und hinansteigend in alle Himmel reichte, sollte der fernsten Zukunft ein Zeichen der Versöhnung werden. Als das Sühnopfer vollzogen war, da wand der alte Drache sich tief im Grunde, daß die Erde bebte und die Gräber ihre Todten gaben und die Sonne sich verfinsterte: er aber stieg hinab in die Höhle und der Schlange wurde der Kopf zertreten. Siegreich fuhr er dann wieder

aus dem Unterreiche, er, der Phönix, der aus eigener Asche aufgeflogen, um durch die aufsteigende Pforte, nachdem der Tod und Sünde überwunden, zur Rechten der Kraft zurückzukehren. Nun stieg immer höher am Sternenpfad über die Winternebel das Lichtgestirn; und mit ihm schritt der junge Frühling seine Erdenbahn von Mittag nach Mitternacht... Es entstand die Bökerwanderung, und als die den alten Moder weggeschwemmt, begann die dritte Zeit schnell aus der Verwirrung sich zu ordnen. Zwei hohe Gipfel, die Brennpunkte des germanischen Europa, hatten aus dem zusammenstürzenden Alterthum sich erhoben: Rom mit der Hierarchie und am Rheine das Kaiserthum: geistliche und weltliche Macht; die Zwillinge im Himmelszeichen, unsterblich der Eine und dem Aether zugewendet, sterblich der Andere und dem Schattenreiche zugeneigt. Und es fügten sich die Erdenkräfte willig unter beide Mittelpunkte, und es wuchs und gedieh die Christenheit, und Gottes Reich zukam der Erde, Heiligung tauschte der Staat von der Kirche um den Schutz, den er ihr gewährte. Da ergrimmte der Erdgeist ob solcher Herrlichkeit.... Da hat sich der gallenbittere Krieg zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, den Kaisern und den Päpsten, zuerst entzündet, in dem Europa, besessen von allen bösen Geistern, von den guten mühsam nur geschirmt, in furchtbaren Zuckungen heiliger Krankheit, im Kampfe der edelsten Lebenstheile sich innerlich aufrieb und zerrüttete."

Nachdem er dann den grausigen Doppelkampf des Drachen und des heißblütigen Löwen, der im „Propheten von Hedschaz" sich erhoben hatte, mit der Jungfrau geschildert, wendet er seinen Blick zur Reformation. „Neben den Baum des Lebens, den im Kreuze der Erlöser wieder in die Erde eingepflanzt, hatte er einen neuen Baum der Erkenntniß hingestellt, und die Schlange, die sich um ihn

hergewunden, zischte von Neuem die Menschen an: ‚Eßt von meinen Früchten, die aus Mißgunst die Elohim neidisch euch verboten, und ihr werdet ihnen gleich in Wissen und aller Herrlichkeit!' Da ließen die Thörichten, wie früher ihr Urvater, sich verlocken, und es erfolgte die Reformation, der zweite Sündenfall. Ueber den aber ist der andere Fluch gekommen: weil ihr dies gethan, darum soll die Idee fortan von euch genommen sein, und ihr sollt in mühsamer Begriffsverbindung, die verloren in Mühe und Arbeit, suchen und nimmer finden, was euch ewig flieht! Dieweil ihr dem Glauben abgesagt, wird mit dem Unglauben der Tod die verlorene Herrschaft wieder über euch gewinnen, und unter den Schmerzen der Wiedergeburt allein könnt ihr, was der Frevel euch genommen, auf's Neue im Schweiße eures Angesichts euch erwerben. Die Schlange des Hochmuths aber, die euch verführt, soll fortan im Staube kriechen, mit irdischen Gedanken und irdischer Mühsal sich schleppend immerdar. Und es erfolgte nun jene unheilschwere Glaubenstrennung, in der die Kirche, wie es ihrem Stifter geschehen, von Nord nach Süd gekreuzigt wurde; und es theilte sich Teutschland in den Stämmen, und die Hälfte wich von der alten Höhe, auf deren Felsen der gemeinschaftliche Tempel gegründet war, und baute auf Garizim andere Altäre, um einem anderen Gotte als dem Gotte ihrer Väter an ihnen zu dienen. Und es entzweiten sich die Brüder, da jeder die Erstlinge seines Fleißes auf den Altar gelegt, und die Rauchsäule von des Hirten Opfer geradeauf himmelwärts stieg, die des Ackerbauers aber schwer und dick auseinanderfloß, und es erfolgte jener dreißigjährige Brudermord, die erste Rache der begangenen Sünde." [1]

Nichts war unserem Freunde mehr zuwider als jener

[1] Polit. Schriften IV. 291.

flache, seichte Rationalismus, wie er in Nicolai und Voß verkörpert, mit den widerlichen Mitteln der Verleumdung und des wohlfeilen Spottes alles Uebernatürliche und namentlich die katholische Kirche mit ihren Dogmen und ihren Instituten bekämpfte. Nicht etwa als Katholik, sondern lediglich schon in Folge seines edlen Charakters, dem jene ungerechten Angriffe einer hohlen, abgeblaßten Wissenschaftlichkeit gegen das positive Christenthum und insbesondere gegen die katholische Kirche in der innersten Seele zuwider waren, hatte Görres bereits bei seinem Aufenthalte in Heidelberg dem Treiben des alten hexametrischen Hofraths Voß und Genossen auf den Grund geschaut; und schon bald entstand zwischen beiden eine tiefgehende, dauernde Spannung. Göthes Spottvers auf Nicolai:

Er schnobert, was er schnobern kann,
Er spürt nach Jesuiten,

paßt nicht weniger auch auf Voß, den der „edle" Heine mit folgenden Worten in seine Protection nimmt: „Ein niedersächsischer Bauer, körnig wie Luther, der die romantische Schule ohne alle Courtoisie und Graciösität (im Grunde durch gemeine Verdächtigungen und dummdreiste Lügen in wüthiger Dreschflegelmanier, nicht aber) durch Enthüllung der katholischen Umtriebe in den Augen des Publikums völlig zu Grunde gerichtet hat." Von welch' merkwürdiger Angst jener „niedersächsische Bauer" gegen das positive Christenthum und den Katholicismus befallen war und überall die „Spitze des römischen Dolches" witterte, zeigt uns folgende Stelle aus einem 1816 an seine Frau geschriebenen Briefe des Hamburger Perthes: „Der Alte führte mich in seinen Garten und war bei den Blumen höchst liebenswürdig. Ich mußte zu Mittag bleiben. Anfangs sprach er mit patriarchalischer Luisenhaftigkeit von Gottes schöner Natur, von Blumen und Gewächsen, von alten Zeiten und einfachen Menschen; plötzlich aber fuhr,

als Fouqués Name genannt ward, ein Geist des Hasses, der mich erschreckte, in den alten Mann: auch diesen Fouqué, rief er aus, hat die Bubenrotte von Pfaffen und Adelsknechten verführt und wird ihn katholisch machen, wie sie Stolberg katholisch gemacht hat. Dann schalt er heftig auf die Kartoffel- und Grütznatur der Mecklenburger und Holsteiner, dann sprang er über auf Claudius und sagte, daß er vorhabe, von dem Wandsbecker Boten eine Ausgabe zu veranstalten, in welcher er alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, die der finstere Geist des Aberglaubens dem Wandsbecker eingeräumt habe.... Nach Tisch ging Voß mit mir allein in den Garten; schnell nacheinander besprach er eine Reihe von Männern und nannte sie, einen nach dem anderen, Schleicher, heimtückische Betrüger, Schurken. Ich stand auf und floh.... Glaube mir, in diesem Hause waltet trotz aller Familienhaftigkeit und Blumenfreude ein Haß, der mich tief ergriffen und erschüttert hat.“ Und dieser Haß blieb dem „Alten“ bis zu seinem Ende, geblendet von diesem Hasse schickte er gegen seinen Wohlthäter, den edlen Convertiten Grafen Friedrich von Stolberg, jenes beispiellos gemeine Pamphlet in die Welt hinaus: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ Gestachelt von diesem Hasse schrieb er später gegen den schon öfters genannten Symboliker Creuzer seine „Antisymbolik“, in welcher sich nachfolgende auf die religiöse Entwickelung unsers Görres bezügliche Schmähstelle findet: „Wenig verblümt hatte Görres in der bekannten Schrift (‚Teutschland und die Revolution‘), die seine Obrigkeit strafbar fand, seine hinlänglich bekannte Theokratie empfohlen. Er wünschte Eine Religion, vom römischen Oberpriester besorgt, und Ein heiliges römisch-teutsches Reich mit Einem weltlichen Oberhaupte und lediglich mit abhängigen Reichsämtern, wie der römische Stuhl sie anerkennt. — Lange vernahmen wir Andersgläubige in des Päpstlers Görres dunkler Bildersprache nur

unschuldig verirrte Phantasie, nur arglosen Aftersinn; und was wie asiatische Urmythen sich geberdete, schien gleich arabischen Märchen unverfänglich. Mancher lobte sogar die Gefälligkeit, daß ein Schullehrer zweiter Art aus Koblenz, wie verlautete, hier in Heidelberg an der erneuerten Universität eine Gastrolle übernommen, um der Jünglinge wissenschaftlichen Ernst durch etwas poetischen Schwung aufzumuntern. — Wenn Görres sich seiner vormaligen Genossen treu erinnert, so nennt er Gute die, bei denen er jedesmal etwas zu gewinnen denkt. Er, jetzt Schwärmer für Hildebrand'sche Priestergewalt, war vorher Schwärmer für jakobinische Pöbelherrschaft; von jeher ein Feind der wahrhaft Guten, denen heilig ist Gottes Lichtreligion, Menschenwohl und gesetzliche Fürstenmacht. Was er seit 1805 als heilige Religion bekannte: Roms Hierarchie über Fürsten und Volk, das war ihm wenige Jahre zuvor ein Abscheu" u. s. w.[1]

Görres' nächste Antwort auf dergleichen Invectiven war — Schweigen, und erst einige Jahre später gab er in dem interessanten Aufsatze: „J. H. Voß und seine Todtenfeier in Heidelberg" eine würdevolle, aber bündige Erwiderung.

Zur Kennzeichnung der schon gleich Anfangs von Görres jenem Vossischen Rationalismus gegenüber eingenommenen Stellung, sowie überhaupt zur Darlegung seiner damaligen Denk- und Gesinnungsweise Rom und der katholischen Kirche gegenüber, heben wir aus einem Briefe an Creuzer d. d. Aarau, 16. September 1821, folgende Stelle aus, die zugleich als prächtiges Muster einer beißenden, zermalmenden Ironie auf die Vertreter des neuheidnischen Classicismus gelten kann: „Ungemein," so heißt es dort, „hat mich vor wenig Tagen ergötzt die Brühe von echtem Noetischem

[1] 2. Th. S. 252 f.

Schechar und polyphemischer Sikera, die der Alte (Voß) darüber hergegossen. Die wenigen ironischen Lobsprüche, die zwischendurch seitab für mich abfallen, habe ich für ernstliche genommen, und sehe nun in Gemüthsruhe und Gemächlichkeit zu, wie sie in der Sauce herumpatschen. Da der eifrige Mann eben vom Requiem des christlichen Katholicismus in Stolberg heimgekommen, hat er das annoch rauchende Schwert seines Zornes gegen die Schleicher im Heidenthum gezogen, die dem Homer dieselbe Tonsur geben wollen, die sich Herodot heimlich bei den Pfaffen in Memphis und Theben genommen und nun als ein mystischer Glatzenträger heimkehrend, vor das versammelte griechische Volk, ein falscher Kryptokatholik im Herzen, außen ein glatt ausgebohnter Classiker, tretend, Missionsgeschäfte geübt und Reckenmärchen ausgebrütet. Ich habe den Alten in sein Gericht begleitet, das er endlich herabfahrend über ihre Bestien gehalten, über ihre Betelkauer, Bangfresser, Opiumkauer, Hanfraucher und all das Gesindel, unter dem er jene greuliche Niederlage angerichtet, er selbst ein weinlaubgekrönter Dionysos in großblumiger flanellgegürteter Draperie unter die Mänaden und Thyaden fahrend, und mit dem Apisziemer sie heimprügelnd an ihre Spinnräder, zum Nähtisch und zu den geplagten Männern, denen unterdessen Niemand den Kaffe gekocht und die Pfeife gezündet. Ich habe in die Hände geklatscht, als ich den Mann so reine, rechtschaffene Polizei handhaben sah, und Recht und Gerechtigkeit geübt an den symbolischen Vagabunden und Zigeunern, die, man weiß nicht woher, ob aus Indien, Aegypten, Nubien eingewandert, ihre eigene, nur ihresgleichen verständliche Spitzbubensprache reden, auf Höfen und Vorwerken alles classische Federvieh wegmausen und ihre Zelte mitten in die Studirzimmer ordentlicher Gelehrten aufschlagen. Ich habe dem Mann in Allem Recht gegeben und ihn im Herzen noch mehr angefrischt, ich habe geschändert

bei jeder Stelle, wo es gefordert, und tausendmal Beifall gerufen. Ich weiß recht wohl, daß das Christenthum mit Luther angefangen, daß, was sie dahinter von einer anderthalbjahrtausendalten Kirche reden, Alles erstunken ist und erlogen, Alles Märlein von römischen Glatzenpfäfflein ausgebrütet, Alles später erdichtet, als Rom vom Lutherthume abgefallen und, um die schlechte Apostasie zu beschönigen, nun hinter sich nach Thibet gegriffen, sich Dreck vom Dalailama verschrieben und eine erlogene Folge von beinfelten Gottmenschen nach dem Capitol hinüberverpflanzt und der Welt weis gemacht, sie hätten seit Jahrhunderten dort geherrscht und eine Kirche begründet, die doch, wie diese Welt weiß, erst in Wittenberg im Kampfe mit den blinden schwarzbekutteten Währwölfen und ihrem Buschhottentotten über den Bergen hervorgesprungen, und jetzt erst in ihr viertes Jahrhundert geht. So ists gerade mit den Alten: Homer ist der einzige Kirchenvater, der Schlüsselträger zu Elysium und dem Tartarus, darauf sein Famulus Hesiodus u. s. w., Ehrensuperintendent Pfarrer Pindar, Aeschylus u. s. w. Hinter Homer aber ist nur noch etwas Thrazien über dem Böhmerwalde. Da ziehen die böhmischen Musikanten um, Musen und Linussöhne, dazu Bergknappen mit der Sackpfeife und dem Arschleder, das heißt Daktylen, Korybanten und Cabiren. Da an den sonnigen Abhängen der Mulda ward der echte Dionysos geboren, der in Constanz als Hus in den Flammen der Semele verbrannt, bald als Phönix der neuen Lehre aufgeflogen. Orpheus aber ist gar Nichts als ein Ablaßkrämer, höchstens ein Rosenkreuzer, ein liederlicher Phallusdiener, gerade wie die Pfaffen des Mittelalters, die in ihren Münstern, von sogenannten Päpsten der babylonischen Hure gebaut, die Orgien ihrer Metzenfürstin feierten.

So sind Sie ganz und radikal geschlagen, ich trete völlig auf Seite des reingläubigen Eiferers und sage mich los

vom Nebelungalande und Niflheim, wo man kaum die Hand vor den Augen sieht. Sie sollen, wie ich höre, etwas dagegen geschrieben haben, das mir nicht vor Augen gekommen; aber schwach, wie's nicht anders sein kann. Wenn ich für mein Theil auch dem Ganzen nicht beistimmen könnte, so würden mich doch jene Menge unvergleichlich sublimer hingestreuter Züge gewonnen haben, so z. B. daß Noe nicht den rechten Wein gefunden, sondern einen berauschenden Most, ein rechtes seither verloren gegangenes Arcanum, den Most berauschend zu machen, und wenn er es ist, ihn vor der Gährung so sorgfältig und künstlich zu bewahren, daß er erst nach 800 Jahren bald vor dem trojanischen Kriege zu Wein wird, worauf dann sofort erst in der Reformation der echte moussirende Champagner gekommen. Ich bitte Sie nun, mir meine früheren Briefe und sonstigen Kleinigkeiten zurückzusenden, wie ich Ihnen auch die Ihrigen übermachen werde, dann ziehe ich mit Kind und Kegel in die Anatomie und halte es mit dem Alten, der die gute Feder führt." [1]

Wie Görres in der dann folgenden Zeit, so namentlich bei der Adreßangelegenheit und in seiner Schrift „In Sachen der Rheinprovinz rc." auch für die religiösen Angelegenheiten mannhaft eingestanden ist, haben wir schon berührt. In dem Vorwort zu der 1822 erschienenen Schrift „Die heilige Allianz und der Congreß von Verona" sagt er mit einem Anflug von Ironie, zarte, classisch gebildete Ohren, die dergleichen leicht verletze, möchten es verzeihlich finden, wenn in dem, was als volksmäßig erscheinen wolle, neben dem gesunden Hausverstande hie und da einiges Christenthum scheu durchblicke.

Wir haben bereits verschiedentlich darauf hingewiesen, daß, wie es auch naturgemäß ist, die fortschreitende Ent-

[1] Ges. Briefe II. 642 ff.

wickelung der religiösen Anschauungen unseres Freundes Hand in Hand mit der seiner politischen Ideen zum Besseren sich vollzog. Wohl schon am Ende des Jahres 1822 mochte diese Entwickelung, wenigstens von theoretischer Seite, so ziemlich ihren Abschluß gefunden haben, wenngleich er auch in einzelnen Detailfragen noch nicht zur vollen Klarheit durchgedrungen sein mochte.

Zum Belege des Gesagten setzen wir aus einem Briefe d. d. Straßburg am 15. September 1822 an G. Liesching in Stuttgart, den Herausgeber des „Deutschen Beobachters", der unsern Görres um seine Mitarbeiterschaft an der neuen Zeitschrift angegangen hatte, folgende Worte hierher, die in gewissem Sinne als sein officielles religiös-politisches Glaubensbekenntniß gelten können: „Meine Ueberzeugung ist . . . in allen Dingen, die Sie berührt, geradeswegs das Gegentheil derjenigen, die Sie mir als die Ihrige vorgelegt, und ich theile darin Nichts mit Ihnen, als die Aufrichtigkeit und die Ehrlichkeit der Gesinnung, was freilich eine Hauptsache ist. Ich bekenne mich nämlich, um's mit Wenigem zu sagen, mit entschiedener Vorneigung zum politischen Idealism, wie zu jedem anderen; Ihre ist aber im Gegentheil auf einen derben Realism gestellt. Ich halte also keineswegs die demokratische Form für die allein vernünftige, vielmehr für ganz unvernünftig, ob ich ihr gleich darum die Verständigkeit nicht abspreche. Ich halte keineswegs dafür, daß dem Volke allein ausschließlich Rechte inhäriren; seine Pflichten, die Niemand ableugnen kann, deuten auf eine andere Rechtsquelle, die außer ihm ist, und deren Fassung ich nun allerdings in die Fürsten lege. Verfassungsverträge, vermittelt zwischen den Organen der höchsten Gewalt und dem Volke, und von der Autorität sodann sanctionirt, halte ich mit Nichten für nichtig und unsinnig, sondern für völlig gesetzlich und verbindlich. Ich leugne keineswegs, daß nicht der Fortschritt der Cultur seit einem Jahrhundert

und länger gegen die Demokratie hingeführt; ich glaube aber, daß wie die Magnetnadel, wenn sie zur äußersten Abweichung gekommen, wieder rückgängig, so auch in unserer Zeit der Punkt der höchsten Ausweichung entweder schon erreicht, oder wenigstens nahe ist, und daß alsdann eine gewisse Compensation eintreten wird. In Hinsicht auf das Kirchliche halte ich dafür, daß die Kirche keineswegs dem Staate und seinen Interessen untergeordnet, sondern dieser vielmehr in ihr, als ein Organ ihrer höheren Zwecke dienen soll, und eben so wenig kann ich den Gegensatz der Confessionen für einen nichtigen erklären; er ist mir vielmehr in der gegenwärtigen Zeitenlage ein durchaus nothwendiger und darum durch die Vorsehung herbeigeführt. Auch will ich keineswegs, daß die Religion in den Schmollwinkel des Herzens eingesperrt werde, sie hat wohl nach außen gar viel zu bestellen, und ich gönne der Kirche neben dem Markte auch eine geräumige Stelle."[1]

Das ist in der That der grellste Contrast zu jenen pseudo-philosophischen Ideen der Neuzeit über den omnipotenten Staat; aber die volle Harmonie mit den im Mittelalter gewissermaßen zur Realität gewordenen Anschauungen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, die Ueberzeugung endlich von jener echt christlichen Grundwahrheit, daß die Kirche, wie so schön Ludwig v. Haller[2] sagt, allein das ganze Menschengeschlecht zusammenknüpft, die Krone und das Bindungsmittel aller Völker, aller Fürsten und Republiken ausmacht, den wahren Weltbürgerstaat, das über den ganzen Erdkreis sich erstreckende Gemeinwesen bildet, und was unser verblendetes Zeitalter nicht erkennen

[1] Ges. Briefe III. 33 f.

[2] Restauration der Staatswissenschaften V. p. XXII.

will, was aber am meisten bemerkt zu werden verdient, daß ihre geistige Autorität zugleich die populärste von allen ist, die einzige, die nie auf den Nutzen der Herrschenden Rücksicht nimmt, sondern bei welcher Alles ohne Ausnahme auf die Zwecke und Interessen der Communität, d. h. der Gesammtheit des gläubigen Volkes und seiner einzelnen Mitglieder, berechnet ist.

So darf es nicht mehr auffallen, wenn Voß unseren Freund den Päpstler nennen und Perthes zu Anfang des Jahres 1823 also an ihn schreiben konnte: „Sie nun vollends haben's ganz verschüttet, seit man gewahr geworden ist, daß Sie katholisch sind und wirklich darauf etwas halten, und obenein billig und auch geistreich. Sie kennen so nicht wie ich diese Tagesblätter und Hefte und Journäle und die Gemeinheit." [1]

So hat Görres fortwährend nach der Wahrheit geforscht, nach ihr geseufzt in Freud und Leid, nach ihr gerungen inmitten der Stürme der Zeiten, wie in der stillen Ruhe wissenschaftlichen Strebens, um sie gekämpft in den sonnigen Tagen ideal- und hoffnungsreicher Jugendzeit, wie im gesetzten aber sturmdurchtobten Mannesalter; aber er hat gekämpft und gerungen mit unverzagtem Muthe, lauteren Sinnes, in demüthiger Kindesweise, bis endlich ihm der helle Stern erschien, und gleich den frommen Weisen aus dem Morgenlande auch ihn gen Bethlehem führte, zurückführte in den Schooß der allein wahren, der katholischen Kirche.

Ganz schön und treffend hat Marie Görres diesen religiösen Lebensgang ihres Vaters also gezeichnet: „Wie nach der Legende der heilige Christophorus nur dem Stärksten dienen mochte, so kann man vom Vater im eigentlichen Sinne des Wortes sagen, daß er der Wahrheit und nur

---

[1] Ges. Briefe III. 85.

der Wahrheit habe dienen wollen. Bei der Herzensaufrichtigkeit, mit der er diesem Ziele nachstrebte, wurde er auf seinem Lebenswege immer näher zum Urquell aller Wahrheit hingeleitet, und wurde seinem geistigen Auge nicht bloß weitere Aussicht, sondern auch tiefere Einsicht eröffnet. Die geoffenbarten Wahrheiten waren ihm keine Schranke für die Wissenschaft, sondern gaben ihm erst die sicheren Fundamente, auf denen er ohne Furcht vor Täuschung mit Zuversicht weiter bauen konnte. Nicht irgend einem Systeme wollte er die Wahrheit dienstbar machen, sondern vielmehr ihr sich anbequemen. Darum kam ihm, wie er sich äußerte, auch nie der Gedanke, daß das, was er sich ausgeklügelt, die unbedingte Wahrheit, und daß das Dogma irrig sei, wenn es nicht mit den Resultaten seiner Forschungen übereinstimmte, sondern er suchte den Fehler in seiner Arbeit, ging die mühsamsten Studien erneuernd bis zum Punkte der Uebereinstimmung zurück und fand dann auch jedesmal, wo der von ihm begangene Irrthum lag.“ [1]

Die eigentliche und zugleich auch praktische Durchbildung aber erhielt Görres in den nun folgenden Jahren seines Straßburger Aufenthaltes, wo er in inniger Verbindung mit den kirchlichen Männern und dem Einflusse seiner speciell kirchenhistorischen und dogmatischen Studien bald zu jenem warmen Eiferer für die gute Sache und jenem beredten und gefürchteten Anwalte der katholischen Kirche wurde, als welchen Gott ihn eigens für die kommenden Stürme seiner heiligen Kirche berufen und bestimmt zu haben scheint, die dankbare Nachwelt aber mit Verehrung ihn den großen Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht nennt.

---

[1] Ges. Schriften I. p. IX.

XXIV.

Görres als Vorkämpfer des Glaubens und der Rechte der Kirche im „Katholik".

„Seht die Pfeiler unserer Münster... Sie sind schweigend in den Menschenfluthen gestanden und sind heute, was sie vor Jahrhunderten gewesen. So stehen die Grundpfeiler von Religion und Ethik in der Geschichte, sie zieht hindurch, umspült sie, brandet an ihr und reibt sie glatt, vermag aber nicht sie zu erschüttern: denn ihr Bau ist nicht Menschenwerk, sondern Gottes Anstalt, an dem die Zeit abgleitet und an dem alle ohnmächtigen Versuche des Angriffes zu nichte werden." [1] So schrieb Görres bereits im Jahre 1822. Es sind Worte jener innersten heiligen Ueberzeugung, zu der nun Görres durch Gott und eigenes redliches Streben gelangt war. Er hat sie gesprochen zu einer Zeit, wo unsere Münster mit ihren kahlen verwitterten Mauern traurig gen Himmel schauten, wo einsam und verlassen sie dastanden inmitten einer neuen ihnen fremd gewordenen Generation, allein noch die stummen Zeugen einer glorreichen Vergangenheit, zu einer Zeit, wo die „Grundpfeiler der Religion und Ethik" mehr als je von den Sturmesfluthen der Lüge und des Hasses umspült und umbrandet wurden, wo von einer falschen anmaßenden Wissenschaft gegen den Glauben das Faustrecht geübt, wo von der Macht des modernen Regierungsmechanismus Religion, Liebe, Gemüth und Poesie im Leben, im Staate und in der Kirche unterdrückt und verdorren gemacht, die Kirche selber aber in ihren edelsten Organen fortdauernd gelähmt, bei jedem Schritte bewacht und bedrückt und dazu arm und bis zur Nacktheit ausgeplündert sie die Freigeborene als niedere

[1] In den bisher ungedruckten Aphorismen aus den Jahren 1822 und 1823. — Polit. Schriften V. 129 ff.

Magd in Unterwürfigkeit gehalten wurde, während der Protestantismus im Besitze der ganzen Literatur und Presse, allein tonangebend im alten katholischen Germanien, offenen Triumph über Rom und den Katholicismus feierte. Aber der Triumphator war im Grunde schwächer als sein schwacher Gegner. Bedroht in seiner ganzen Existenz, von oben durch die Willkür despotischer Regierungen, von unten durch die wildeste Anarchie der Meinungen, ging er selber, das Fundament vom seichtesten Rationalismus unterhöhlt, mehr und mehr der inneren Auflösung entgegen. Nur wenn es gegen die Kirche ging, wurde überall Halt gemacht, ein Waffenstillstand abgeschlossen, und in trautem Bunde zogen nun Kantianer und Vossianer, die Männer der hohen Wissenschaft und der literarische Pöbel, Conservative und „Liberale" zum Angriffe gegen die Verhaßte. Da galt es mehr als gewöhnlichen Mannesmuth, diesem ganzen feindlichen Troß vertheidigend sich gegenüber zu stellen; es forderte ganze Männer, Männer, groß an Geist und an Charakter. Und wenn Görres, der schon in früher Jugend mit ganzer Kraft für die vermeintlichen Rechte der Menschheit eingetreten, der dann im gesetzten Mannesalter mit Aufopferung seiner Freiheit und seiner materiellen Güter für das politische Wohl seines Vaterlandes gestritten, nun endlich auch, nachdem er eingesehen, daß nicht mehr von der irregehenden Politik, sondern nur allein vom Glauben und der Kirche das Heil der Menschheit zu erwarten sei, als Kämpfer für die religiöse Freiheit seiner Zeit und seines Volkes auf den Kampfplatz trat, so ist das ein neuer Beweis für die Größe und den Edelmuth seines Charakters, der stets und überall uneigennützig für das Wohl der Menschheit eingetreten.

Es war im Jahre 1821, als zwei junge glaubensbegeisterte Professoren des Mainzer Seminars, Dr. Räß und Dr. Weiß, unter Mitwirkung Liebermanns und An-

derer eine „religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung“ in dieser Zeit religiöser Misère begründeten, die mit dem Titel „Katholik“ Ziel und Tendenz gleich muthig an der Stirne trug. Das Blatt führte mit Kraft und Wärme die Vertheidigung der von allen Seiten angegriffenen und fast wehrlos dastehenden Kirche auch solchen Maßregeln gegenüber, die von kirchenfeindlichen Regierungen ausgehend neue Unterdrückungen der Kirche und ihrer Organe zum Zwecke hatten. Aber eine engherzige Censur trieb den Verlag des „Katholik“ von Mainz nach Speier und aus Baiern weg zum gastlichen Straßburg, wo ja auch der exilirte Görres seine Heimath aufgeschlagen hatte. Mit jenen Männern nun trat dieser in nahe, innige Berührung, und auf direkte Einladung von Räß und Liebermann betheiligte er sich in den nun folgenden Jahren mit lebhaftestem Eifer an jener Zeitschrift. Er, der berühmteste Publicist Deutschlands, der seiner Zeit mit der Macht seiner Feder eine ganze Großmacht aufgeboten, der mit unerhörter Kraft für die politische Freiheit seines Volkes eingestanden war, nun aber allein noch von der Rückkehr der Völker zum Glauben und zur Kirche alles Heil erwartete, mußte ja auch nothwendig da mit der Titanenkraft seines Geistes und seines Willens eintreten, wo es die Vertheidigung jenes Glaubens und der heiligen Rechte der Kirche Gottes galt. Cl. Brentano, der auch mit jenen Männern „der Cidatelle“ in Berührung stand, erzählt in einem Briefe seinem frommen Bruder Christian, von welchem unser Görres gleichfalls bei Gelegenheit eines längeren Aufenthaltes desselben in Straßburg viel religiöse Anregung empfangen hatte, von dieser neuen Richtung des alten Freundes also: „Liebermann und Räß baten Görres zum Mitarbeiter. Er begann den letzten Jahrgang zu durchblättern und glossirte nun in den neuen Heften alle Themate der letzten Jahrgänge mit großem Geist, einer erstaunlichen Schärfe und hie und da mit gewaltigen theo-

logischen Blicken. Es ist vielleicht seit Jahrhunderten mit solcher Schärfe und Kühnheit und so lebendigem, bilderreichem Feuer in katholischen Dingen nicht geschrieben worden. Er warf sich mit ganzem Herzen hinein. Ich aber sage: er hat so niemals geschrieben, es ist ihm ernst und er that nur was er glaubt; er ist wieder herzlich bei seiner Kirche, die Geistlichen lieben ihn sehr und er sie, und seine Tochter (Marie) ist sehr fromm."[1]

In den dann folgenden kirchenhistorischen und dogmatischen Studien hat Görres, der von nun an auch im Leben sich stets als musterhaften Katholiken bewiesen, den unmittelbaren Grund zu seiner dereinstigen Bedeutung als ersten Vorkämpfer der katholischen Interessen gelegt.

Fast drei Jahre lang hat Görres dem „Katholik" seine Kraft und Zeit zugewandt. Die Jahrgänge 1824, 25 und 26 enthalten zahlreiche und die verschiedensten Aufsätze aus seiner Feder. Fast in allen Heften jener Jahrgänge findet sich ein längerer oder mehrere Aufsätze von seiner Hand, ja manche Hefte sind ganz allein von ihm verfaßt. Es ist das um so staunenswerther, als die darin abgehandelten Materien sehr oft längere, umfassendere Studien erforderten, und Brentano hat ganz Recht, wenn er diese Thätigkeit seines Freundes für den „Katholik" eine „vulkanische Produktion" nennt. Nur ein Heft war ohne Antheil von ihm geblieben, als er, vielleicht durch Ueberanstrengung, an einem heftigen Wechselfieber darniederlag, das sein „Portefeuille an guten Aufsätzen sehr erschöpfte". Doch auch da noch war er für die Zeitschrift thätig. „Ich schreibe Ihnen," heißt es in einem Briefe an Räß[2], „vom Krankenlager, auf das mich ein Wechselfieber hingeworfen. Ich bin lange damit herumgegangen, endlich ist es denn mit greulicher

---

[1] Brentanos Ges. Briefe II. 110.

[2] Ges. Briefe III. 238.

Furie losgebrochen. Keine Kälte, aber Hitze wie im Fegfeuer, daß alle Sünden mürb und weich gebrüht werden und hernach leicht abzuführen sind. Die Woche hindurch muß noch auf dem Rost ausgehalten werden, dann hoffentlich wirds abzutreiben sein und allerlei Plackereien mit hinnehmen. Sie wissen nun, warum ich so lange geschwiegen. Das war's nicht allein, der erschreckliche Ueberfall mit Sachen und Ansprüchen aus Teutschland und nun auch aus Frankreich; entweder kleine Briefe, die große Antworten erfordern, oder dicke Bücher, die gelesen sein wollen: das ist eine böse Plage. Und ich hatte Ihnen über so Vieles zu schreiben.... Lassen Sie einen armen Kranken, der morgen wieder auf den Rost muß, Ihrem Gebete empfohlen sein." Doch die Krankheit währte nicht gar lange, und schon ein paar Wochen später schreibt er an denselben: „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und daß Sie meiner in Ihrem Gebete und im heiligen Meßopfer gedacht. Es wird sicher nicht ohne Wirkung gewesen sein, wie denn Gott in der ganzen Sache mir nahe, und ohne seine Hülfe aus dem Labyrinthe kaum zu entrinnen."

Um jene „böse Plage" zu verstehen, sei erwähnt, daß er eine Zeit lang allein die Redactionsgeschäfte besorgte und daneben auch für die formelle Vervollkommnung und weitere Verbreitung des Blattes äußerst thätig war. Der interessante Briefwechsel zwischen ihm und Räß zeigte so recht diese seine Geschäftigkeit.

So schreibt er 1825 also an Räß: „In Hinsicht des „Katholik" habe ich Ihnen einige gute Wünsche mitzutheilen. Es ist nothwendig, daß das katholische Teutschland eine allgemeine durchgreifende, nicht bloß provinziell beschränkte Zeitschrift erhalte. Die Ihrige ist am nächsten, diese Verbreitung zu erlangen, und ich glaube, daß mit einiger Anstrengung dem noch Fehlenden leicht abzuhelfen ist. Ich zähle unter die dahin führenden Mittel zunächst

eine noch strengere Redaction, als die bisherige. Ich weiß es aus Erfahrung, welche Schwierigkeiten diese Strenge hat. Viele wacker gesinnte Leute, die man zum Theil persönlich kennt, an deren guter Gesinnung man keinen Zweifel hegt, schicken Aufsätze ein, die gut gemeint, aber schwach gedacht oder ohne das nothwendige Geschick der Form nach ausgeführt sind; man will die Verfasser nicht kränken oder ihrem öffentlichen Auftreten nicht im Wege sein, und so nimmt man Dinge auf, die man selber besser geschrieben hätte. Da muß der Redacteur aber nun wirklich den ledernen Koller anziehen und Alles, was der Art aufregnet, an sich vorübergleiten lassen. Es wird Ihnen fortan, da der Kreis sich stets erweitert, in keiner Weise an tauglichem Material fehlen, das Ihnen von allen Seiten zugebracht wird, und dann wird der Einzelne sich um so eher bescheiden, wenn er gleich selbst den Grund erblickt, warum seine Sache keinen Platz gefunden. Um inzwischen doch jeder Kränkung zu begegnen, würde ich Ihnen rathen, eine eigene Rubrik in der Zeitung anzulegen, wo Sie aus dem, was einläuft, jedesmal das wirklich Treffende, Interessante oder Pikante, aus der übrigen Wortzugabe ausgehoben, niederlegten in fragmentarisch abgerissenen Sätzen und Artikeln."

Eine Reihe weiterer Briefe behandelt die Honorar- und Verlagsangelegenheit des „Katholik", in anderen gibt Görres dem jungen, mit Arbeit überbürdeten Mainzer Seminarregens gute Vorschläge, wie er diesem Uebel nach Möglichkeit sich erwehren könne. „Sie müssen sich," schreibt er an Räß, „für das literarische Wesen Ihre jungen Leute, so viel dies ausführbar ist, als Gehilfen anziehen und dadurch sich selbst eine Erleichterung und Ihnen die Gelegenheit zur Ausbildung verschaffen. Das Beschwerlichste für Sie bei der Redaction, in der Art, wie Sie sie fortan führen wollen, ist nämlich die Rubrik der Literatur, und gerade hier könnten jene Ihnen von der besten Hülfe sein. Wenn Sie die ein-

gehenden Bücher sammt den Recensionen, die Sie darüber erhalten, jedesmal unter die jungen Leute austheilten, in deren Fach sie ohnehin alle einschlagen, wenn Sie sie gewöhnten, sie mit Aufmerksamkeit zu lesen, das Charakteristische, Neue, Vorzügliche, Löblichste oder auch Tadelhafteste herauszufinden und auszuzeichnen, und dann auch allenfalls über ein oder das Andere ihre Gedanken mitzutheilen: dann könnten Sie hernach Ihr Amt um vieles leichter üben, da sie unmöglich das viele jetzige Geschreibe lesen könnten. Das gilt von dem sogenannten Mittelguten, das Sie doch nicht ganz ausschließen können." Räß dankte für die guten Rathschläge und antwortete folgendermaßen: „Unter unseren Seminaristen haben wir viele talentvolle junge Leute; allein vier Professoren der Theologie, deren jeder glaubt, sie gehören ihm allein an, laden ihnen der Arbeit so viel auf, daß ich den vorgezeichneten Mechanism nur mit der größten Umsicht und Schonung in's Werk setzen kann. Die theologische Bildung, die man von dem geistlichen Stande fordert, besonders in Betreff der Exegese, muß fast jede Minute in Anspruch nehmen. Da jedoch diese Arbeit, wie Sie richtig bemerken, in ihr Fach einschlägt, so werde ich wenigstens Einige zu diesem Zwecke verwenden. Hätten wir Bischöfe, und zwar wie sie sein sollen, so würde sich dieses auch mit jungen Landgeistlichen versuchen lassen. Anregung von Oben ist, wo nicht schlechterdings nothwendig, doch wenigstens sehr förderlich." [1]

Görres trug damals längere Zeit einen Plan bei sich herum, der, wenn er sich hätte in's Werk setzen lassen, unzweifelhaft von den wohlthätigsten Folgen für das katholische Deutschland würde gewesen sein. Er hoffte nämlich, durch katholische Mildthätigkeit irgend ein altes Klostergebäude, etwa im baierischen Mainthale, zu erlangen, wo-

[1] Ges. Briefe III. 149 f., 152, 159 f.

hin man die Liguorianer oder andere Orden setzen könne, welche dann, ganz ähnlich wie später die verdiente Mechitaristencongregation in Wien, aus dem vom „Katholik" bereits angesammelten und von den Leuten herum erbettelten Kapital eine Druckerei anlegen, den „Katholik" übernehmen und mit Hülfe des langsam sich ansammelnden Fonds für möglichst geringe Preise gute Bücher beschaffen könnten, deren Vertrieb durch ganz Deutschland wie der der Volksbücher auf Jahrmärkten und durch wandernde Umträger geschehen müsse. Aus dem etwaigen Ueberschusse könnten dann anderwärts wieder neue Niederlassungen gegründet und so aus einer Mitte das Gute immer weiterhin verbreitet werden. Ein ähnlicher Plan, der namentlich von Brentano mit aller Wärme aufgenommen und reiflichst überlegt wurde, war die Veranstaltung einer „Sammlung religiöser und erbaulicher Schriften für's Volk", die nicht nur im katholischen, sondern auch im protestantischen Deutschland colportirt werden sollten. Der schöne Plan unseres Görres ist leider wegen der Ungunst der Zeiten damals nicht zu Stande gekommen, hat aber später unter seiner Aegide in Baiern sowie bei den eifrigen Wiener Mechitaristen und dann im Borromäus- und Görres-Verein seine schönste Ausführung gefunden.

Im Herbst des Jahres 1825 besuchte Clemens Brentano nach langer Trennung wieder einmal seinen alten Freund in Straßburg, wo er ein paar Monate mit ihm zusammenlebte. „Es war mir ungemein lieb," schreibt Görres an Jakob Grimm, „mich einmal wieder mit ihm zusammenzufinden, und wo die Lebenswege sich abermals kreuzten, eine Zeit mit ihm zu durchreden und zu vergleichen, wie das Leben jedem verschieden sich gestaltet und eingewirkt. Wir haben uns recht wohl verstanden." [1] Auch Brentano dachte

[1] Ges. Briefe III. 196.

noch lange an die glücklichen, mit Görres verlebten Stunden. „Ich war ... bei Görres sechs Wochen," schreibt nun dieser seinerseits an Jakob Grimm. „Er ist wie immer in Form und Geberde des Lebens und Gebens; aber den eifrigen, redlichen Arbeiter hat Gott vom Thurm von Babel zum Tempel von Jerusalem geführt. ... Er schreibt seit 1825 viele scharf katholische Aufsätze in das Religionsjournal: ‚Der Katholik', aus innerstem Andrang, ohne allen Lohn. Seine Theilnahme an diesem Blatte mehrt sich, und er erscheint in diesen Aufsätzen oft viel bedeutender und gesegneter als im Merkur. Es ist sehr interessant, ihn in diesen Arbeiten kennen zu lernen; es existiren keine ähnlichen Arbeiten. Wie wunderbar hat Gott diesen reichen, edeln, freien Geist auf das Gebiet der vielen Gemeinden, die er in den Hungerjahren erquickt, unter das sanfte Joch Jesu, an den Bau seiner Kirche geführt!" [1]

Und in einem Briefe an Görres selbst heißt es also: „Wir haben Vielerlei in Straßburg gesprochen, ich habe viel Herrliches seither von Dir gelesen, aber nur zwei Worte sind mir allein geblieben, wie einem von den reichsten Mahlzeiten im letzten Begriff nur Brod und Wein und von allem Gebet nur das Vaterunser bleibt; nämlich einmal auf dem Wall fiel Dir die echte Perle von dem Mund: ‚Die armen guten Leute in der Eifel haben (in Folge der 1817 vom Koblenzer Hülfsverein erhaltenen Wohlthaten) viel für mich gebetet' — und bei der Apolone (Filzinger, einer Stigmatisirten) sagtest Du: ‚Das ist das Ernsteste, was ich gesehen habe'. In diesen beiden Worten liegt mir Dein ganzes Gesetz und Deine Propheten groß und klein. Die immer mangelhafte Ausführung solcher inneren Begebnisse in übrigen Aeußerungen vergessen sich leicht, wie sich ganze Perioden von Individuen unter dem Namen einer Person

[1] Brentanos Ges. Briefe II. 84.

verlieren, der auch allein ihre gesammelte Kraft ist. Was bleibt als Resultat aller Geschichte? Nichts als zur linken, zur rechten, Schafe, Böcke, zu Gott, zum Satan. So blieben mir diese beiden Worte von Dir als Zeugnisse, daß Du mehr als durch eigenen Verstand billig, daß Du auch durch Gott untergeordneten Verstand demüthig und gläubig seiest, ach, eine unaussprechliche Gnade!" [1]

Nach allem diesem ist es begreiflich, wenn seine Aufsätze im „Katholik" durchaus katholischen Geist athmen. Und in der That, alle durchströmte der Strom glühender Begeisterung und innigster Liebe zur Kirche, deren Dogmen ihm fortan göttlich, deren Institutionen ihm heilig und ehrwürdig sind. Er hat geschrieben aus tiefster Seele, geschrieben mit seinem Herzblute, wie zur Zeit der nationalen Erhebung, als er im „Rheinischen Merkur" wie ein Gottgesandter zu seinem Volke redete. Dieselbe überlegene Kraft, derselbe weit ausschauende Blick, gleiche Uneigennützigkeit und Wahrheitsliebe spricht aus seinen Worten. In seinen trefflichen „Glossen", „Stromata" und „Quodlibets" [2] geißelt er mit unvergleichlicher Ironie die Schwächen der Zeit und ihrer Freunde, polemisirt mit Kraft und Geist gegen den unduldsamen Sectengeist des Protestantismus, charakterisirt vortrefflich die derzeitige „Beamtenhierarchie", weist kirchenfeindliche Regierungen mit ihren cäsareopapistischen Gelüsten in die rechten Schranken, kämpft gegen den Lehrzwang für Lehrfreiheit, legt für den schmählich verleumdeten Jesuitenorden eine kräftige Lanze ein und lehrt seine katholischen Mitbrüder, sich und ihre heilige Sache wieder zu achten und hochzuhalten.

Der „Katholik" war bald das angesehenste und ver-

---

[1] Ges. Briefe III. 281.

[2] Kleinere Aufsätze, zum Theil wieder abgedruckt in den Polit. Schriften V. 177 ff.

breitetste Blatt in ganz Deutschland, und in einem eigenen Schreiben dankte der hl. Vater der Redaction für die glänzende Vertheidigung des Glaubens und der Rechte der Kirche. Die Regierung aber blickte mit scheelem, furchtsamem Auge auf den mächtigen Widersacher, der vom weiland „Rheinischen Merkur" noch in lebhaftem Andenken stand. In Preußen war es den Buchhändlern verboten, den „Katholiken" anzuzeigen, und selbst in Baiern setzten manche mißliebige Artikel so viel böses Blut ab, daß eine Zeit lang ein vollständiges Verbot zu befürchten stand. Alles das that freilich der Zeitschrift beim katholischen und dem wohldenkenden andersgläubigen Publikum keinen Eintrag. Selbst im protestantischen Berlin wurde er viel gelesen, namentlich im Kreise der drei Herren v. Gerlach, welche, wie Brentano schreibt, „immer die Coryphäen billiger und geistreicher Meinungen in Berlin waren, ja man kann sagen, immer die äußersten Vorposten neuer gründlicher Ansichten bildeten... Mich freute sehr, so zu hören, daß der ‚Katholik' doch dieses ausgezeichnetste Publikum in Berlin hat." In einem Briefe Windischmanns an Görres heißt es: „Ihre Glossen haben mir sämmtlich große Freude gemacht und dem katholisch gesinnten Publikum ein Vertrauen abgewonnen, welches Ihr gesunder tüchtiger Geist und Wille noch zu vielem Heilsamen benutzen kann und wird. Ihre Entschiedenheit und energisches Wort hat mir die innigste Achtung erweckt noch in höherem Grade, als ich sie immer schon gegen Sie hatte, die Achtung nämlich, welche ein Wohlgesinnter unausbleiblich fühlen muß, wenn er sieht, wie ein braver Mann nicht seine Meinungen und Ansichten, sondern die Sache Gottes will und die Gemeinschaft Aller in der Wahrheit." [1] Aehnlich schreibt der edle Böhmer an Joh. Janssen: „Auch mir haben die Görres'schen Auf-

---

[1] Ges. Briefe III. 156, 255.

sätze aus dem „Katholik" zur Zeit ganz besonders zugesagt. Sie bezeichnen die Periode der innern Umkehr, als das äußerliche politische Spiel für Deutschland verspielt war, und nicht mehr die Hoffnungen darauf gesetzt werden durften."[1] Der berühmte Graf de Maistre sagte von Görres' Arbeiten im „Katholik", daß in denselben die Polemik zuerst sehr großartig, genial und gerecht, und dennoch derber, zerschmetternder als je ausgeübt werde.

Die innigste Freude aber über Görres' gesegnete Thätigkeit empfand der nun fromme und für Gottes Ehre eifernde Brentano; er ist ganz entzückt und stets voll des Lobes für seinen großen Freund. „Mit Görres," schreibt er in einem Briefe an seinen Bruder Christian, „ist ganz eingetroffen, was Du ihm bei Deinem Besuche in Straßburg gewünscht hast: er möge doch statt der Politik der Kirche dienen. Er hat durch seine sehr großartigen und kühnen Aufsätze den Katholiken in große Achtung gebracht; noch keine Stimme hat sich gegen ihn erhoben und er hat doch keine Blöße geschont an Hoch und Niedrig; aber er ist so gerecht und wahr und gewaltig in seinen Worten, und dabei so lustig im größten Ernste, daß die Gegner mit Schweigen ihn möchten vergessen machen. Du kannst Dir denken, welche Freude es den wackeren Leuten in der Citadelle (Räß und Weiß) macht, daß sie auf einmal diesen feuerspeienden Berg als Artillerie-Director haben, und er arbeitet auch getreu und bisher ohne einen Heller Sold.... Der „Katholik" ist von großer Wirkung und Stärkung für die katholische Geistlichkeit und jungen Männer. Alles erstaunt über den Glanz und die Fertigkeit des Görres in dieser Rüstung und unter dieser Fahne."[2] Namentlich aber gefiel ihm dessen „fulminanter" Aufsatz: „Die Kirchenverfolgung in

[1] Böhmers Leben. Durch Joh. Janssen. III. 367.
[2] Brentanos Ges. Briefe II. 112 f.

Holland", sowie die herrliche Beschreibung der Straßburger Mission, welche von den eifrigen Priestern des Monseigneur de Forbin Janson damals abgehalten wurde und zugleich den Schlußstein in unseres Freundes Bekehrungsgeschichte einfügte. „Der Eifer und die Wirkung dieses trefflichen Menschen für die Kirche ist der Art," schreibt Brentano aus Anlaß jener Artikel, „daß er Aufmunterung und Anerkennung von Rom aus verdient; es würde mich sehr rühren, wenn der hl. Vater diesem Paulus sein Gebet oder seinen Segen angedeihen ließ." [1]

In einem anderen Briefe heißt es mit Bezug auf Görres' Recension über Kerz' Fortsetzung der Stolberg'schen Religionsgeschichte also: „Jener Aufsatz ... ist sehr tief schildernd und geistreich; vortrefflich erscheint die philosophisch-dogmatische Auseinandersetzung darin. Ob sie im Curialstyl ist, weiß ich nicht. Ich wünschte immer, er möge auf solche Weise ein ganzes Bild der katholischen Kirche schreiben. Er kann es allein." [2]

Görres, dem das zu Ohren gekommen, beklagt sich scherzend darüber, daß Brentano ihn „zum Doctor der Theologie" creirt und als Inauguraldissertation nichts Geringeres, als so die Theologie im Ganzen aufgegeben. „Du Barbar bedenkst nicht, daß Dein Nebenmensch nur ein schwacher, gebrechlicher, sterblicher Mensch ist wie Du, dem eine Fee die Sachen nicht in die Windeln eingebunden, sondern der pflügen und eggen und säen muß und dann erst erndten kann, was Gott bescheert. Hoffärtig bin ich auch nicht genug, um damit zu ersetzen, was an ganzer Summe fehlt; hexen darf man nicht in der Materie, und ich kann's auch nicht: also siehst Du, daß Deine Aufgabe so zu sagen überschwänglich ist, und ein Gerechter schont sogar seines Viehes,

---

[1] Brentanos Ges. Briefe II. 124.

[2] Vgl. Stimmen aus Maria-Laach III. Bd. 549.

und Du wolltest gegen Deinen Bruder, der mit Dir unter einer Haut den Uhrmacher (Bogs) componirt, also wüthen! Es muß also dabei bleiben, wie's bisher gewesen; wo ich hingehe, werfe ich rechts und links eine Hand voll Samen aus; ein Theil fällt auf den Weg, ein Theil in die Dornen, ein anderer auf den Felsen, einiges vielleicht auf ein gutes Erdreich, wo es gedeiht. Das läßt sich bestreiten ohne einen langen schwarzen Mantel zu tragen und die kleinen schwarzen, weißgeränderten Läppchen unter dem Kinne und den spitzen dreieckten Hut zu schleppen. Also sei Du mir ein milder, liebreicher Geselle, ich will dem alten Sünder dafür auch einmal durch die Finger sehen." [1] Aber Brentano ließ sich nicht irre machen, er war zu sehr von der großen Bedeutung und dem segensreichen Erfolge von Görres' Thätigkeit überzeugt, als daß sein Lob nur ein Stück freundschaftlicher Artigkeit oder gar wohlfeiler Schmeichelei gewesen wäre. Er freute sich über Görres wie eine fromme Mutter über ihr Kind sich freut, das nach jahrelangen Irrfahrten endlich auf den rechten Weg zurückgekehrt ist.

Noch folgende schöne Stellen aus einem Briefe an seinen Freund sind dafür ein sprechender Beweis: „Geliebter Görres! Oft habe ich Blätter schon vor Jahren an Dich voll geschrieben, die nicht vollendet, nicht fortgeschickt, und im Abschließen von Perioden des Lebens verbrannt wurden. Es ist schwer an Dich zu schreiben, ein Bild, das Du zurückläßt und dann und wann in öffentlichen Aeußerungen erfrischest, scheinst Du immer bereits Alles zu wissen oder auf eine nicht verletzende Art zu denken, zu fühlen, Du wüßtest Alles; was soll man aber einem solchen Propheten und Zeichendeuter schreiben? Jetzt, bei diesen Zeilen schon, möchte ich die Feder niederlegen, denn was habe ich Dir

---

[1] Ges. Briefe III. 174 f.

für einen Löwen zu gebären, den Du nicht schon ex ungue voraus weißt.... Im Allgemeinen weiß ich, wie Gott Dich und die Deinigen geführt und sage ihm den innigsten Dank, daß er Dich bewahrt hat vor Verwesung, Verbrennung, Verwitterung, Versteinerung, ja vor Vergötterung in der Zeit und daß Du in der incompleten, doch überzähligen, verwirrten, verbundenen, verdruckten, falschcitatigen Bibliothek aller Erkenntnisse und Methoden dieses gefallenen, fortstürzenden Lebens als ein guter Spürhund die Nase gesund bewahrt, und die Spur des Gottes und Menschen in seiner Kirche gefunden hast und darauf bellest und jagest, Holz- und Wilddiebe, Wölfe in Schafskleidern, tolle Füchse und echapirte Menagerie-Löwen u. s. w., auch Grenzsteinverrücker u. dgl. — Als ich vor zwei Jahren auf den Willen der ein Jahr später verstorbenen, mehr als irgend ein je genannter Mensch begnadigten Klosterfrau A. C. Emmerik nach 18 Jahren wieder plötzlich einmal nach Frankfurt ging, ... ließ mich der Zufall im Riesen (zu Koblenz) übernachten, und am folgenden Morgen sagte mir die freundliche Wirthin: Hier ist des alten Görres' Haus. Das rührte mich sehr.... Aber das Schild erfreut mich, weil der Riese, die Grundlage des hl. Christophorus, der wie Du immer den größten Herrn suchend, nun zuletzt unter dem Christkindchen seufzen muß, das durch die Woge des Weltwassers tragend er demüthig jenseits ankommt. Mein lieber Görres! Sieh, das weißt Du wieder Alles und fühlst es unaussprechlicher als ich, sonst würdest, müßtest, könntest Du es ja aussprechen. — Wenn ich Deine katholischen Aufsätze lese," fährt er dann fort, „bedauere ich immer, daß die Veranlassung immer so gelegentlich erscheint, als recensirtest Du sehr vortrefflich über das Schweißtuch der Veronika, die Grabtücher Christi und seinen ungenähten Rock, weil eben Einer vorübergeht, dem der Zipfel des Schnupftuches aus der Tasche guckt, oder weil Wäsche auf dem Zaune

hängt, von dem Du so viel Eifer und Gnade abbrichst. Was Du sagst, ist vortrefflich, aber nie kann es mich beruhigen, ich möchte immer, Du sagtest das Ganze, Alles, was Noth thut, denn Du mußt es wissen und fühlen, sonst könntest Du nicht so sprechen. Du kannst mir diese Aeußerung gewiß verzeihen, denn wäre Dir auch noch kein Schriftsteller vorgekommen, von welchem und für welchen Du das Nämliche gewünscht, so hast Du es unzählige Male von Gott verlangt, wenn Dir seine Schickungen nicht bequem waren; auch hast Du wohl schon zu ihm gebetet: Herr, flicke nicht so an mir herum, bekehre mich doch ganz. Du bist von früher Jugend so ganz ein öffentlicher Mund gewesen, frühmündig und freimaulig, und bist durch die Gnade Gottes gerade zu der Kirchenthüre zurückgekommen, von welcher Du hinweggelaufen: ich wünsche immer, Du möchtest Deine Reise beschreiben, so gerührt und begeistert und demüthig als Augustinus es gethan, Du möchtest Dir selber das einfältig zumuthen, was Du vielleicht eben deßwegen vergeblich aus dem Munde der Zeit zu thun versucht hast, weil Du es noch nicht auf eine Weise selbst gethan, die Gott und seiner Kirche gefallen und genugthuen würde. O, daß Du alle Polemik gegen die weltliche Geschichte vergessen könntest, daß in Deinen katholischen Kritiken der politische Ingrimm nicht durchschauen möchte, damit Keiner sage, er kratzt sich theologisch, wo es ihn politisch juckt. — Wie herrlich und klar und eindringlich sind in der Recension von Kerz' K.-G. Deine Worte über die Mysterien der Kirche, warum stehen sie da so einzeln, zufällig, wie aus dem Munde verloren — wem mitten im Gespräche solche klare und erklärende Aussprüche zufließen, dem müßte das Herrlichste gelingen, so er die Augen darauf von ganzer Seele demüthig heftete. Du hast einmal den menschlichen Leib angesehen und eine Physiologie geschrieben; Du hast so Vieles erlebt, ach sei gekreuzigt und wiedergeboren und schaue den

Brautleib des Herrn an, die Kirche — und stelle sie dar, Du wirst herrliche Früchte sehen. Gerade solcher Gattungen Geister, wie Du, bedarf es, um das, was nur den Heiligen mühsam wird, denen draußen in tausend Gleichnissen nachzuweisen, Du, den kein theologischer Comment, kein Kamaschendienst und seine todtgewordenen Formeln (denn seit Babel verwirrt sich die Sprache mit jeder philosophischen Generation und die Theologie kommt auch in diesen Formeln, wie mit Schuhschnallen und Hutformen, immer ein Dutzend Jahre hinten nach), Du, den nichts dergleichen bindet, und den der Blick in die Geheimlehre aller Völker ausrüstet und mit gleichartiger Erfahrung nach allen Seiten des Lebens bereichert: Du könntest die Kirche als die vollkommen gestaltete und erhaltene Erblehre des rechtmäßigen erstgeborenen Erben des Vaters schon aus den Trümmern von Ammenmärchen und analogen Traditionen im Munde der Bastarden, Stiefsöhne, Söhne der Magd und Sklavin nachweisen." [1]

Außer jenen kleineren Aufsätzen hat Görres für den „Katholik" mehrere größere Artikel verfaßt, welche, außerdem separat gedruckt, zur damaligen Zeit großes Aufsehen erregten und auch in der Gegenwart sehr wohl gelesen und beherzigt zu werden verdienen. Der erste ist das schon erwähnte Schriftchen: „J. H. Voß und seine Todesfeier in Heidelberg" [2]. Görres hat darin mit unübertroffener Meisterschaft ein wahrhaftes Portrait des alten Heidelberger Hofraths und damit zugleich des vulgären Rationalismus jener Zeit, als deren Incarnation Voß gewissermaßen gelten kann, entworfen, treu in seiner ganzen Wirkung wie im kleinsten Winkelzuge. „Voß war," so beginnt er dessen Charakteristik, „um sein Verdienst und seine Beschränktheit

---

[1] Ges. Briefe III. 176 ff.

[2] Straßburg bei Le Roux.

gleich im Inbegriff weniger Worte darzustellen, in seinem Naturell wie in seiner Ausbildung, in Denk- wie in Gesinnungsweise ganz der sassische Bauer, wie er damals als Charakter und Physiognomie der verschiedenen Stämme sich entschieden, dem Norden des Gesammtvaterlandes vorzugsweise sich angeeignet. Dort in der Niederung war seine geistige Heimath; mit dem, was er im Schweiße seines Angesichts sich erworben, hatte er sich in ihrer Mitte angekauft, und nachdem er die Grenzen seines Besitzes mit der Dornhecke der Polemik eingefriedigt, in seiner Mitte sich ein Haus gebaut, da saß er nun, überschauend sein Eigenthum, und mit sorgsamer Pflege es bewirthschaftend, jenen alten Wehren gleich Priester, König, Hausvater, Alles in Allem innerhalb seines Gesetzes. Ernstlich und gründlich, fleißig und unverdrossen in seinen Arbeiten, beharrlich in seinen Vorsätzen, unermüdet im Forschen seiner Wahrheit und eifrig in ihrer Vertheidigung, klar im Denken, scharfsinnig im Unterscheiden und bestimmt entschieden in seinen Ansichten; streng in Grundsätzen, im Leben sittlich, unabhängig in seiner Sinnesweise, belehrend im Umgang, in seiner Häuslichkeit nicht ohne eine anziehende Vertraulichkeit und in seiner unaffectirten Gastfreiheit die Herzen ihm Gleichgesinnter leicht gewinnend; das waren die Tugenden, die schon in diesem seinem Naturelle lagen, und die seine isolirte einsame Lage nur vollends entwickelt und ausgebildet hatte. Aber dieselbe Einsamkeit hatte auch seinen Fehlern und Mängeln den gleichen Liebesdienst erwiesen, und so waren auch sie stattlich gedeihend zu ansehnlicher Größe herangewachsen. Seine Jugend war in jene windstille, langweilige Zeit gefallen, wo, wenn irgend ein nur einigermaßen begabter Geist in der Leine oder Pleiße plätscherte, der Schall von der Nordseite bis zu den Alpen vernommen wurde, und sogleich ganz Deutschland die Ohren reckte. . . . Bald aber wechselten die Zeiten. Die Tage der Windstille waren indessen mit

der Jugend vorbeigegangen, und mit dem reiferen Alter kamen die bewegten Zeiten, die erst mit einem leichten Wehen beginnend, bald in ein Rauschen, wie das Rauschen vieler Wasser übergingen und endlich sich zu einem Sturme steigerten, wo im Heulen und Brüllen der Wasser keines Einzelnen Stimme vernehmlich war. Voß nahm wenig Notiz von dem Spectakel; er hatte den Hag um sein Gut so hoch angelegt, daß die Winde übergingen und er von dem, was außen vorging, wenig erfuhr, als was Hausgenossen, Freunde und Schmarotzer ihm zutrugen, er predigte daher unverdrossen in Prosa und Versen fort und forderte von Deutschland dieselbe Aufmerksamkeit und Folgsamkeit, wie in den früheren Tagen. Das konnte inzwischen der vielen Zerstreuungen wegen nicht so vor sich gehen, und nun schrieb die befangene Erbitterung den geringen Erfolg widriger Einwirkung feindseliger Lehren und Menschen zu, gegen die sie sogleich ohne Verzug polemisch sich rüstete. So entstanden seine vielen Streithändel gegen allerlei Leute, in denen das Gutmüthige, das in seinem Charakter lag, allmählich versauerte, das Beißige und Bissige aber die Oberhand gewann. Da sich um den Lärm der Streitereien immer viele gelehrte und andere Leute sammelten, die bei sattsamer Bosheit doch nur sparsamen Muth besitzen, sich höchlich freuen, wenn ein Dritter für sie eintritt, und die Hetze auf sich nimmt, so steigerte der Beifall, den sie ihm heimlich und öffentlich spendeten, mehr und mehr seine Eitelkeit. Mit ihr wuchs die launenhafte Empfindlichkeit, die krankhafte Spannung, das stete Zurückbeziehen alles dessen, was sich umher begab, auf die eigene Persönlichkeit, die unaufhörlich gekränkt und erbittert und verhetzt nun blind um sich biß, und wie in solcher Weise das streitsüchtige, gehässige Wesen sich mehr und mehr steigerte, und der Tact für das Anständige und Schickliche, den ihm stiefmütterlich die Natur versagt und den er seinem Homer auch nie

abgelernt, sich mehr und mehr stumpfte und verlor, mußten nothwendig die Scandale entstehen, die in den letzten Jahren sich begaben, und an denen der allgemeine Beifall, den sie erhielten, das Aergerlichste und Traurigste ist, weil er einen großen Theil seiner Zeitgenossen zu seinen Mitschuldigen gemacht."

Weiterhin entwickelt dann Görres nach Vossens eigenen Schriften dessen Dogmatik, die eigentlich in der Souverainetät des menschlichen Geistes gegipfelt ist, jenes Geistes, der, nachdem er von der verbotenen Frucht gekostet, wähnt, er habe den Neid der Unsterblichen durch seinen entschlossenen Muth bezwungen und sei nun wirklich zur Gottgleichheit gelangt: „Was die trügerischen Priester von einer primitiven Offenbarung, fortgepflanzt in den Mysterien, gefabelt; was sie von im Heidenthume waltenden Naturgöttern, die früher als die vermenschlichten bestanden, gelehrt: das ist alles Erfindung der Arglist und der Trüger, um die Geister durch den mystischen Dunst solcher Ursymbole erst zu betäuben und dann in die Fesseln der Pfaffenherrschaft sie zu schlagen. — Nicht also, wie diese Lügner reden: sich selber baut der Mensch die Himmelsleiter und steigt dann an ihr hinauf von Wahrheit zu Wahrheit; den rohen Natursohn, der in den pelasgischen Wäldern mühsam von Eicheln sich genährt, hat die einwohnende Gottähnlichkeit nach und nach zu besserer Bildung hinaufgehoben." — Die uralte Lehre von einer reichen Mitgabe von Ideen, die das Geschlecht beim Eintritt in die Geschichte von seinem Urheber empfangen und die es als sein irdisches Erbtheil von Generation zu Generation fortgepflanzt, wird dieser demokratischen Anschauung, so meint Görres, ein Greuel sein und ein Aergerniß; nackt und bloß und mit Schmutz bedeckt, wie die ersten Menschen aus den Blasen des Urschlammes hervorgesprungen, so haben sie ihren Haushalt angefangen, und ohne eines Gottes oder eines übermenschlichen Wesens

Hülfe sich allmählich aus der Unsauberkeit zur Reinlichkeit, aus der Nacht an's Licht hervorgearbeitet. „Von intoleranter Ausschließlichkeit," fährt Görres fort, „war kaum irgend einer der Zeitgenossen mehr als Voß besessen, und er hat sie bis zu einem Grade getrieben, der nahe an Verrücktheit grenzte. Zu beschränkt, um die große Bewegung der Geister in ihren innersten Triebkräften sich zu deuten, schrieb er sie geheimen Praktiken eines im Verborgenen wirksamen Bundes zu, die der Alte vom Berge aus seinem Versteck leitete; alle Schwachköpfe der Zeit fielen der Entdeckung beifällig zu, und er zog nun an ihrer Spitze mit Spießen und Hellebarden aus, um in allen Bergen die Bande aufzusuchen, die jene langen Schatten fabricirte, die von den Höhen alltäglich zum Nachtheile der Saat in die Niederlande geworfen wurden. So wurde ein sattsam langes Leben theils mit löblichen und nützlichen Bestrebungen, zum guten Theil aber auch mit unwürdigem Hadern, Zanken und Keifen angefüllt; endlich war der Rocken abgesponnen und die Parze hatte den Faden durchgeschnitten."

Der Schluß des Schriftchens ist der Beleuchtung dessen gewidmet, was bei Gelegenheit von Vossens Todtenfeier von seinen Freunden „imaginirt, gesprochen oder sonst nebenher bekannt gemacht und geschrieben wurde".

Wie sehr das Werkchen namentlich in den betheiligten Kreisen Aufsehen machte und die wohlverdiente Aufnahme fand, beweist ein Brief Creuzers an Görres, worin es also heißt: „Sie haben mir mit Ihrer genialen Persiflage auf die Vossischen Epitaphiasten dahier ein böses Spiel gemacht. Wie das Volk eben denkt und auslegt — da war es nicht anders, als ich hatte auf meiner Durchreise durch Straßburg mit Ihnen Abrede getroffen, und Schlosser und Tiedemann machen mir seitdem gar böse Gesichter. Aber der billigen Majorität allhier haben Sie damit ein wahres Fest bereitet. Ein einziges heiteres Lachen in der ganzen Stadt

(Heidelberg) und Daub und Thibaut und andere Ehrenmänner hoch erfreut. Ja es ist an Einigen, die als verstockte norddeutsche Naturen von Nichts als Voß wissen und hören wollen, sogar das Mirakel der Bekehrung geschehen. Indeß die Spiele Ihres Witzes wurden mir gleichwohl von Manchen zum Nachtheil in Rechnung geschrieben." [1]

Ein weiterer längerer Aufsatz, der „Udligenschwyler Handel", erschien im Märzhefte des Jahrgangs 1826 des „Katholik" und separat gedruckt unter dem Titel: „Der Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt in der katholischen Schweiz, am Udligenschwyler Handel dargestellt" [2]. Görres hatte ihn hauptsächlich auf Veranlassung Brentanos geschrieben. „Die Kirchweihe von Udligenschwyl," sagt er selber, „spielt mit einem vollstimmig besetzten Orchester auf. Der Aufsatz ist nun ein Gegenstück zum Maximilian geworden: die Aufforderung an einen Freistaat, auch ein wenig christlich zu sein. Er wird mehr Anfechtung erfahren als der vorige, und ist deßwegen auch besser geharnischt und gewappnet als dieser, und sie müssen einen sehr versuchten Streiter schicken, wenn er irgendwo an den Ringen oder Schienen durch will;" und in einem Briefe an Räß heißt es: „Der Udligenschwyler Handel macht großen Rumor in der Schweiz und sie verlangen nach. Die Geistlichen halten sich mausestill." [3] Wir unsererseits möchten gerade auf diese Schrift um so mehr aufmerksam machen, als sie fast noch mehr als damals in der Gegenwart gelesen und beherzigt zu werden verdient. Kaum irgendwo ist die Grenzscheide zwischen Staat und Kirche genauer gezogen, und die Immunität der Kirche

---

[1] Ges. Briefe III. 273.

[2] Straßburg bei Le Roux. Auszüglich mitgetheilt in den Polit. Schriften V. 328—360.

[3] Ges. Briefe III. 233 und 241.

und ihrer Diener mit ihren, wir möchten sagen, natürlichen und angeborenen Rechten der bürgerlichen Gemeinschaft gegenüber klarer und richtiger gezogen worden, als es hier geschehen. Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift gab eine damals erschienene Schrift: „Der Udligenschwyler Handel“, ein Handel, der seinem Ursprunge nach so geringfügig ist, als irgend einer, der seit dem trojanischen Kriege die Menschen entzweit; es ist das Tanzen auf der Kirchweihe, das ein Pfarrer des Cantons (Luzern in Udligenschwyl) vor hundert Jahren seinen Bauern untersagt, die weltliche Obrigkeit aber gestattet hat. Hieraus entspinnt sich nun ein langer hartnäckiger Streit um die beiderseitigen Gerechtsame zwischen Staat und Kirche, der auf der einen Seite mit Hartnäckigkeit vom Landvogt bis zum Rath, auf der anderen vom Pfarrer bis zum Bischof, Legat, Cardinalscommission und Papst hinauf durchgekämpft wurde. Nachdem Görres der einseitig historischen Auffassung jener Schrift gegenüber den eigentlichen Verlauf dieser Geschichte „überall mit möglichster Kürze, aber in strengster Wahrhaftigkeit“ dargestellt hat, kommt er zu folgendem Resultat: „Das Endergebniß der ganzen Sache, auf diesen Weg geleitet, war ein glänzender Triumph der Wahrheit und des Rechtes, erfochten durch die Kirche, und der nicht böswilligen nur im Irrthum befangenen weltlichen Herrschaft abgewonnen.“ Sein Gegenpart aber sagt: der Rath hat gesiegt, und die Geistlichkeit mag sich am Exempel spiegeln und den abgeschmackten Satz fortan verreden, daß die Kirche die Sonne, die Welt die Erde sei. Die Eidgenossen haben die Geistlichen schon in der ältesten Zeit als Mitglieder des gemeinen Wesens betrachtet, und ihre Immunität beruhte nie auf göttlicher Satzung, sondern war ihnen als ein freiwilliges Geschenk vom Staate zuertheilt. „Das ist,“ erwidert Görres, „der elende, armselige Hocus Pocus dieser Zeit; so schreibt sie anschauend die Geschichte und so treibt sie handelnd die Ge-

schichte; und so hat sie die Doctrin mit den gleichen Mitteln vom Grund heraus verfälscht, durch die sie das Leben verworren und vergiftet hat. Wie sie hier in ihrem Thun faktisch für ihre Gelüste und ihr eigenwilliges Streben keine anderen Grenzen anerkennt, als die ihnen fremde Macht und eigene Ohnmacht geben, und das Souverainetät oder Freiheit nennt; so hat sie dort theoretisch dieselben Gelüste, in die Form von Dogmen und an sich gewissen Sätzen umgekleidet, aller historischen Untersuchung zum Grunde gelegt, und indem sie in solcher Weise Alles, was sie wünscht und will, als längst ausgemachte Wahrheit voraussetzt, die Thatsachen aber nach diesen vorgefaßten Meinungen beugt und modificirt, und was dieser gewaltsamen Verrenkung spröde widersteht, durch ihre Kritik erst in Zweifel setzt und dann höhnisch als abgeschmackt verneint, ist es ihr gelungen, die Geschichte bis in ihre innerste Wurzel hinein umzukehren; also daß sie in allen ihren Theilen einer durchgängigen Revision bedarf, damit die Lüge ausgewiesen, die Wahrheit aber wieder in ihre Rechte eingesetzt werde."

Jene These aber, die Immunität der Geistlichen und die Freiheit der Kirche sei eine bloße Vergünstigung des Staates, nennt er durchaus unwahr und unbegründet und zwar weist er dieß des Näheren nach aus philosophischem, historischem und theologischem Gesichtspunkte. Namentlich schön und zutreffend ist das, was er in letzterer Beziehung über die Kirche und deren Priesterthum sagt: „Die Kirche ist frei aus Gott geboren und nicht als eine Freigelassene des Staates zur Selbstständigkeit gelangt. Wohl haben Christus und die Apostel in den noch vorhandenen Documenten wenig oder gar Nichts von dieser Freiheit geredet und geschrieben; aber weil sie mit der Natur und dem Wesen der Kirche auf's Unzertrennlichste zusammenhängt, so ist sie ohne Weiteres göttlicher Institution, wie die Kirche selber. Christus wollte in ihr das Reich Gottes auf Erden gründen; Gottes

Reich aber kann bei keinem irdischen Herrn zu Lehen gehen: der Leib, dessen unsichtbares Haupt er ist, befaßt alle christlichen Staaten in seiner Einheit und kann nicht zerstückt einzelnen Regierungen dienstbar sein. Von oben empfängt er seine Weihe und sein inneres Leben und er wird sogleich profanirt, wie er bloß weltlichen Zwecken zu fröhnen gedrungen ist. Wie auch Rang und Ansehen die Würde des Menschen vor der Welt auszeichnen mögen, vor dem Altare sind Alle gleich; Regent und Unterthan, Kaiser und Tagelöhner, Alle sind sie Kinder der Kirche, der sie Glauben und Gehorsam gelobt und schuldig sind: Alle müssen es für das höchste Gut erachten, daß die Gottentstammte in ihren Schooß sie aufgenommen; Allen spendet sie mit gleicher Freigebigkeit aus der ihr anvertrauten Fülle. Und sie sollte betteln bei denen, die aus ihren Schätzen sich bereichern, sie, die Bürgerin des Himmels, sollte zu Hofe gehen und es für ein großes Glück erachten, daß die Fürsten und Gewaltigen der Welt sich etwa so äußerlich und obenhin zu ihr bekennen, und wie sie wähnen, durch eine huldreiche Vergünstigung sie dulden und in ihrem Sein und Wirken sie bestehen lassen? Nein, die Kirche ist nicht des Staates Hintersasse, sie ist nicht hörig an dem Boden gefestigt wie die Territorialmacht und so wenig zur bürgerlichen wie zur kriegerischen Heerfolge verpflichtet: denn sie ist zum Dienste Gottes aufgeboten; nicht der irdischen Scholle, sondern dem himmlischen Aether angehörig, und leibeigen keiner Gewalt auf Erden, weil sie in ihrem innersten Wesen gotteigen sich ergeben.

Und weil dem also ist, darum eben hat die Kirche vom Beginn aus fortan, während sie ihren Geistlichen auf's Ernstlichste und Nachdrücklichste alle bürgerlichen Gewerbe, Beamtungen und Verrichtungen untersagt, ihnen zum Zeichen ihres höheren Berufes das Siegel der Weihe aufgedrückt und mit der Uebernahme der Weihe hat der Cleriker auf-

gehört Bürger des Staates zu sein, seine Persönlichkeit und der Staat sind in ein negatives Verhältniß zu einander eingegangen; er ist bloßer Passivbürger, und es ist billig und folgerecht, daß die Staatsgewalt auch ihm ein bloß Passives und Negatives geworden, und alle Position sich ihm auf Seite der Kirchengewalt gewendet.... In der katholischen Kirche ist das Priesterthum ein Stand, eine Würde, ist persönlicher unauslöschlicher (indelebilis) Charakter, und die Person und das Individuum des Priesters ist, wie die Weihe ausdrückt, ja, worin eigentlich das Wesen und der Geist der Priesterweihe besteht, ganz in dieselbe aufgenommen und aufgegangen, und gerade vermöge jener Unauslöschlichkeit nicht ferner mehr von ihr zu scheiden, was wesentliche Lehre der Kirche ist und aus den Begriffen der Sache folgt. Der beste heiligste Priester begreift das Geheimniß dieser Umwandlung seines Wesens nicht, und der schlechteste und verworfenste trägt jenes geheime Insiegel fortdauernd an der Stirne, und es steht selbst nicht in der Macht der ganzen Kirche, es ihm zu entreißen und auszulöschen, nachdem sie es ihm einmal verliehen hat. Es löst die Weihe, indem sie den Bürger zum Genossen der Hierarchie erhebt, alle die Bande, die ihn gesetzlich, bürgerlich und geschichtlich mit dem Staate verknüpfen, und dieser hat fernerhin kein Recht auf ihn als das, was an jenes leibliche Leben ihn knüpft, mit dem er noch in seinem Bereiche weilt, oder was ihm sonst die Einwilligung der Kirche gestatten will.

Da also, wo an der Umfriedigung des Münsters die Gerechtigkeit der Kirche beginnt, dort endet die Gewalt des Staates; über alle Genossen der Hierarchie als solche übt er direct keine Macht und muß die Gerichtsbarkeit der Kirche anerkennen. Nur der äußerste Saum des Mantels ihrer selbstständigen Oberherrlichkeit schleppt in seinem Gebiete nach, und den mögen irdische Regenten abschneiden, wenn ihre Gelüste sie dazu verleiten; aber dann mögen sie zusehen,

wie sie vor Gott und ihren Völkern und Angehörigen, denen sie mit den feierlichsten, heiligsten Eiden gelobt, ihnen die Kirche als ihr höchstes und köstliches Palladium zu schirmen und zu erhalten, diese schnöde Eidbrüchigkeit und diese gewissenlose Uebertretung ihrer ersten Regentenpflicht vertreten und rechtfertigen wollen.

Laßt der Kirche nur das Ihre, gebt das ihr Genommene, unwiderrechtlich an sich Gebrachte ihr zurück, stellt, was sie den Regenten als Indulgenz, nicht als gehöre es ihnen eines anderen Rechtes wegen, um ihre Regentenwürde zu ehren und ihr Vertrauen in die dieser Würde entsprechende Gesinnung an den Tag zu legen, von dem Ihrigen übertragen und überlassen hat, ihr wieder zu Händen heim und sehet dann und ermesset selbst, ob sie, die mit allem Reichthum und Glanz von Alters her ausgestattet, Euers Bettels nicht bedarf, nach dem, was Euch von Rechten und Sachen angehört, auch nur gelüsten könnte! Dann aber würde Euch freilich wie ein Rauch unter den Händen schwinden, worauf Ihr so groß sprechet, was Ihr der Kirche und ihren Gliedern als eine übermäßige Großmuth und überschwengliche Gnade anrechnet, und was ihr von niederträchtigen Gesellen, die überall nur der Gewalt zu Maule reden, in Zeitungen dort und anderwärts täglich als die edelmüthigste Munificenz ausrufen und anpreisen laßt, während Ihr doch in Wahrheit nur aus ihrem eigenen vorenthaltenen Besitzthume sie beschenkt und aus ihren eigenen Taschen nur und spärlich bezahlt.

So ist es um die Rechte und die Früchte der Kirche bestellt, die schon gewesen, ehe Ihr waret, und noch sein wird, wenn jede Spur Eures Daseins längst erloschen ist und ausgetreten. Was die Kirche besitzt, hat sie rechtlich erworben, rechtlich besessen und rechtlich fortgeerbt, und also besteht auch jene Immunität de jure noch, besteht noch in der ganzen Welt, wohin sie sich verbreitet hat; Ihr aber,

die Ihr sie anzutasten wagt, weiset die Documente auf, wann und wo sie selbe aufgehoben, auf- und weggegeben hätte! Was immer jenes Gesetz, auf welches zu berufen Ihr Euch nicht geschämt, sagen möge, seit wann ist irgend Jemand ermächtigt, das erwiesene Recht eines Anderen, eines Solchen, der ganz und gar sein Unterthan nicht ist, als aufgehoben zu erklären und eine solche Erklärung ein Gesetz zu nennen?

Solch' eine Usurpation ist kein Gesetz, sie schändet die heilige Würde der gesetzgebenden Gewalt, die zum gemeinen Raube sich erniedrigt und den Frevel unter der Larve des Gesetzes birgt. Mit gleichem Fuge, wie dieß angebliche Gesetz in einem Schlage die Rechte der Kirche zernichtet, könnt Ihr alle Rechte als aufgehoben erklären, das Eigenthum, die persönliche Sicherheit oder welches göttliche oder menschliche Recht Ihr sonst noch wollt; denn das Princip des Verfahrens und die Folgerung daraus ist völlig die gleiche: dann aber sehet zu, wie Ihr den Frieden und die Ruhe in einem solchen Staate handhabt, den diese Grundsätze in eine Räuber- und Diebeshöhle umgeschaffen."

Es läßt sich leicht vorstellen, welche freudige Anfnahme eine so beredte und kräftige Vertheidigung der kirchlichen Rechte bei den gut katholischen Schweizern und den deutschen Glaubensbrüdern fand. Brentano war ganz entzückt darüber: „Deine Aufsätze," schrieb er an Görres [1], „machen mir viele Freude, und vor Allem eine höhere geheime Gnade in ihnen, welche auf Ueberleben deutet.... Wegen den Schweizern ganz besonders hat mir Dein trefflicher Ulenspiegelischer Handel gefallen, das hat den guten Luzernern in ihrer spießbürgerlichen Einsamkeit gewiß wohl gethan.... Mich hat es ungemein erfreut, besonders wie Du die Gelegenheit be-

[1] Ges. Briefe III. 247 und 250 ff.

nutzest, die Würde des Priesterthums zu würdigen, da man gerade Lamennais vor die Schranken gestellt. Deine Worte über das Priesterthum würden die selige E.(mmerich) erfreut haben, auch Christian (seinen Bruder) gar sehr."

Es folgen dann zwei Schriften, welche, abgesehen von ihrem Inhalte, auch deßhalb nähere Berücksichtigung verdienen, insofern sie vorbereitend und grundlegend zu seinem späteren so fruchtreichen Studium der Mystik sind. Die erste führt den Titel: „Der hl. Franziskus von Assisi ein Troubadour", ein ungemein zart und tief geschriebenes, poesieduftendes Büchlein, worin die herzüberströmende Gottesminne, die brennende Nächstenliebe und unvergleichliche Kindesdemuth des lieben Heiligen in unnachahmlich schönen Farben uns vor Augen treten. „St. Franziskus, der Troubadour," schreibt denn auch der erfreute Brentano an den Verfasser, „ist Dir ungemein gelungen, möge Dir der Heilige Gottes Gnade erflehen. Jetzt erst werden die Lieder verständlich, Du hast die Stigmatisation sehr würdig und unanstößig angeführt." Und am Schluß desselben Briefes sagt er nochmals darauf zurückkommend: „Der Troubadour hat viele Menschen entzückt. Sie nennen es, wie der Gegenstand verdient, Deine beste Schrift: sie ist stigmatisirt, die anderen theils tätowirt." [1]

„Daß der Sohn des Piedro de Bernadone von Assisi," so beginnt das Schriftchen, „ein großer Kirchenheiliger gewesen; daß er einen Orden gepflanzt, dem er die sogenannten evangelischen Räthe, die die Welt als unerreichbare ethische Ideale gemeinhin auf sich beruhen läßt, als Regel, um darnach das ganze Leben zu richten und zu ordnen, vorgeschrieben; daß dieser Orden, indem er in vielfachen Verzweigungen sich durch alle Welt verbreitet, ihn zum geistigen Vater eines zahllosen Volkes, und somit auch zu einer

---

[1] Ges. Briefe III. 251 und 256.

universal=historischen Person gemacht, das ist Vielen nicht unbekannt geblieben; daß er aber auch ein ausgezeichneter Dichter, ein wahrhafter Troubadour gewesen, ist früher kaum zur Kenntniß des Einen oder des Andern gelangt, wird aber eine aus der Anschauung der Gedichte, die im Verfolge dieses Aufsatzes mitgetheilt werden sollen, Jedem sich bewähren, der unbefangen und mit rein ausgestimmtem Sinne sie betrachtet. Geboren im Jahre 1182, gestorben 1226, fiel das ganze Leben des Gottesmannes in jene bewegte klang= und sangreiche Zeit, dergleichen die Welt bisher noch nicht gesehen; kein Wunder, daß auch ihn die Schwingungen allumher ergriffen, und da ein Frühling der Liebe und Poesie über die Erde ging, auch die Nachtigall in seiner Brust nach ihrer Weise und in ihrer Liebe zu schlagen begann. Es war die Zeit von Richard Löwenherz und Saladin, die Zeit, wo der eine Welttheil den Zweien auf hundert Schlachtfeldern gegenüberstand; wo der Islam und das Christenthum in den Kreuzzügen um die Herrschaft der Welt den blutigen Kampf gestritten und unter dem Wehen des höheren Geistes aus den brünstigen Gemüthern neben Anderm auch jene Blumenwelt der Poesie, der heilige Hain um die Kirche her aufgegangen, das Paradies der neuern Zeit, nicht gleich jenem Ersten, die Wohnstätte in Unschuld seliger Menschen, wohl aber die Zuflucht aller Gemüther, die die Mühsal der Welt und ihre herbe schneidende Schärfe versehrt.... So stand also der germanisch=christliche Dichtergarten damals in voller Pracht; am Hoflager der schwäbischen Kaiser und ihrer mächtigen Vasallen hatten die großen Dichter des Volkes sein altes Epos zugleich umgedichtet und fortgedichtet, und während der leuchtende Strom sich durch die Nation ergoß, durchschwärmten seine Ufer die Minnesänger wie leuchtende Glühwürmer die Sommernacht; nordische Scalden schlugen dazwischen, selbst aus der Ferne vernehmlich, ihre alte Riesenharfe, und das normännische

Blut, das aus ihren Felsenthälern erst nach Gallien und dann in's Land der Angeln sich ergossen, trieb dort seine Lebensgeister, und die kränzten ihren löwenherzigen König mit allen Kränzen, die sie selbst gewunden, und die sie den Bretonen, Sachsen, Dänen und was sonst dort früher sich angesiedelt, abgewonnen, während die verwandten Abenteurer, die in Süditalien sich ihr Reich gegründet, auch dort die nordische Saat angepflanzt. Dieselben regen Geister hatten auch in der französischen Heimath die Umwohnenden wieder vielfach angeregt und die Trouvers hervorgerufen, die selber wieder die Troubadoyrs tiefer im Süden geweckt, in deren liederreichem Munde sich die provençalische Poesie gestaltet.

Seitdem blühten Dichter ohne Zahl auf in diesem Lande, den Sänger, Componist und Instrumentist oft in einer und derselben Person mit der Dichtungsgabe vereinigend, bisweilen die Rollen unter mehrere vertheilend, trugen sie wie Bienen den befruchtenden Staub von Blume zu Blume, so die Lieder von einer fröhlichen Burg zur andern, den Sinn zugleich ergötzend und die Gemüther zu Aehnlichem begeisternd. Italien, von den Heeren der Kreuzfahrer vielfältig durchzogen, in Feldzügen und Römerfahrten unaufhörlich mit den Deutschen in Verkehr, selbst mit so reicher poetischer Anlage ausgestattet, konnte in der Nähe des lauten Lebens unmöglich lautlos bleiben.

Auch nach Assisi war die geistige Bewegung hingekommen, und der junge lebensfrohe Bernadone ihr nicht fremd geblieben. Aber als der Anhauch des Geistes von oben ihm gekommen, als ihm der Gekreuzigte in einer Vision erschien und ihm zurief, seine Kirche wieder zu erbauen, da schmolz seine Seele dahin, da entzündeten sich in ihm die Flammen einer höheren Begeisterung, als die das Gemüth zum Dichten erwärmt; und fortan verachtete er Alles, was die Erde bietet, als nichtig und inhaltslos und nahm aus

allen ihren Schätzen die Armuth und Entblößung allein sich zu seinem Antheil.“ [1]

Der Verfasser erzählt uns dann in seiner schönen Weise das Weitere aus des Heiligen Leben, in und mit welchem er die einzelnen Gesänge des gottinnigen Dichters, wie sie J. F. H. Schlosser [2] aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen, den jedesmaligen Verhältnissen und Stimmungen entsprechend sinnig verwoben hat, so daß, während jene ein ganzes, innerlich verlaufendes geistiges Leben darstellend in stetem Wechselverkehre mit dem äußeren Leben stehen, das Ganze zur schönsten Harmonie verbunden wird. Der Heilige besingt, frei von den Fesseln der Welt, die Schönheit der himmlischen Schätze, er freut sich in jubelnden Tönen der Armuth, welcher er als Braut sich angetraut, schmachtet in heißester Sehnsucht nach dem Besitze seines Geliebten, und aus der quellenden und strömenden Liebe zur Menschheit wie zur leblosen Naturwelt, mit der ein geheimnißvoller Verkehr ihn verband, stammen die herrlichen Strophen des bekannten Sonnengesanges. Und als auf einsamer Bergeshöhe die wundersame Begebenheit der Stigmatisation an ihm sich zugetragen hatte, da intonirt der Heilige in jubelnder Begeisterung das geheimnißvolle Kampflied:

Sengend traf mit flammender Gluth das Herz mir,
Sengend traf mit flammender Gluth das Herz mir Feuer der Liebe.

Nachdem er aber aus dem Flammenbecher diesen Glühwein einmal in sich getrunken, neigte sein Leben sich zum Niedergange. Doch wie die Lieder, so ist auch sein Leben selber in dem wundervollen Accord jener seraphischen Liebe ausgeklungen.

Die letzte Schrift, die wegen der ihrem Gegenstande

---

[1] Vgl. S. 1—12.

[2] Vgl. auch dessen „Lieder des heiligen Franziskus von Assisi“. Frankfurt 1842.

entsprechenden mehr wissenschaftlich-philosophischen Behandlung Manchen weniger ansprechend, im Grunde aber nicht minder interessant ist, führt den Titel: „Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche“[1]. Es war für eine gründliche und allseitige Durchführung dieser Materie äußerst schwierig, sicher und unparteiisch mitten zwischen zwei gefährlichen Klippen hindurchzugehen, nämlich auf der einen Seite weder der persönlichen Ehrenhaftigkeit des Visionärs zu nahe zu treten, noch auf der andern der Kirche und ihren Grundsätzen etwas zu vergeben. Görres selbst kannte diese Gefahren sehr wohl. „In meinem Swedenborg,“ schreibt er an Räß[2], „habe ich Gegenstände berührt, die nicht länger zu umgehen waren; ich habe mich lange davor gescheut, denn es ist zugleich eine sehr intricate und eine bedenkliche Materie, in der man leicht da oder dort anstoßen kann: ich meine aber, ich habe mich gut genug herausgezogen und dem Kirchlichen Nichts vergeben.“ In der That hat Görres der schwierigen Aufgabe durchaus gewachsen sich gezeigt. Mit einem Aufwand von dogmatischen Kenntnissen, welche uns bei einem Theologen, geschweige denn bei einem Laien, in Staunen setzen müssen, und mit denen seine späteren Schriften so reich ausgestattet sind, erörtert er die verschiedenen Offenbarungsweisen Gottes, beleuchtet das Wesen des Heidenthums, des Juden- und Christenthums und ihrer Stellung in der Heilsökonomie, charakterisirt dann die beiden aus dem Protestantismus folgerichtig erwachsenden Parteien, die rationalistische und die zum Prophetenwesen des alten Bundes zurücktretende, welch' letzterer der geist- und kenntnißreiche Swedenborg angehöre. Nachdem er alsdann in Kürze

[1] Straßburg, Mainz und Speier in der Expedition des „Katholiken“. 1827.

[2] Ges. Briefe III. 267.

dessen Leben und Schriften dem Leser vorgeführt, sowie seine Naturphilosophie und Geisterlehre beleuchtet hat, geht er zur Untersuchung über die Entstehung der Irrthümer und des persönlichen Charakters des Geistersehers über, bezüglich dessen Möhler [1] sich also äußert: „Joseph Görres hat es in seiner Schrift ‚Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche', deßgleichen in seiner Einleitung zu den von Diepenbrock auf's Neue herausgegebenen Schriften des Heinrich Suso sehr überzeugend darzuthun gewußt, daß wegen des in jeder Beziehung unbescholtenen, von seinen Zeitgenossen als rein und untadelhaft anerkannten Charakters des Geistersehers durchaus an keinen absichtlichen Betrug gedacht werden dürfe, und seine ekstatischen Zustände am besten durch den thierischen Magnetismus erklärt würden." Im weiteren Verlaufe der Schrift betrachtet dann Görres die Swedenborgianische Lehre von den verschiedensten Seiten, in theologischer, philosophischer, historischer und physiologischer Beziehung, und kommt zu dem Endresultate, daß sie in den wichtigsten Grundlehren Blößen zeige, und große und unläugbare Irrthümer überall das Wahre, das sie in sich beschließe, verunstalteten und fälschten. Freund Brentano war über diese Schrift wieder ganz entzückt. „Seine letzte kleine Abhandlung," schrieb er an seinen Bruder Christian, „die gründlichste Würdigung, Entwickelung und Abführung des Swedenborgianismus, ist ungemein vortrefflich und katholisch. Gott gebe ihm die Gnade, mit seiner Riesenarbeit, der Sagengeschichte aller Völker, welche eine Säule der Kirche werden kann, weil nichts Hypothese, Alles belegt ist, und Alles auf die katholische Wahrheit hinweist, zu Stande zu kommen." [2]

Die religiöse Durchbildung unseres Freundes war nun

---

[1] „Symbolik". Achte Auflage, S. 561.

[2] Brentanos Ges. Briefe II. 187.

vollendet; treu katholisch war seine Ueberzeugung, treu katholisch sein Leben und sein Wandel. Alles Halbe und Unentschiedene aus innerster Seele hassend, ein abgesagter Feind der Lüge und der Heuchelei, die einmal als wahr erkannten Grundsätze und das gesteckte Ziel im Auge haltend, schritt er festen Schrittes und unerschrockenen Muthes weiter auf der Bahn eines geborenen Vertheidigers der Freiheit und Gerechtigkeit für Alle. Schon galt der Name Görres als der des Führers und Vorkämpfers in dem stets heißer entbrennenden Kampfe für die Rechte der Kirche, aber immer höher noch ragt das Löwenhaupt des gewaltigen Streiters über Alle hervor, und des frommen Melchior von Diepenbrock tägliches Gebet für Görres schien in der That volle Erhörung gefunden zu haben, daß der Herr ihn noch lange erhalte, daß er ihm täglich ein neues Maß des Geistes, neues Licht, neue Kraft verleihe zu dem hohen Berufe, wozu er ihn sich bereitet habe: ein Zeuge, ein Kämpfer für die ewige Wahrheit zu sein vor einem verderbten Geschlechte.

XXV.

Berufung nach München.

Seit Entstehung und Ausbreitung des Protestantismus bis auf unsere Zeit galt Baiern mit Recht als Hort und Mittelpunkt des Katholicismus in deutschen Landen. Seine Fürsten haben von Wilhelm IV. an, die trostlos schweren Zeiten des großen Maximilian hindurch, bis fast hinauf in unsere Zeit den Schutz und die Vertheidigung der katholischen Kirche als heiliges Vermächtniß ihrer Vorfahren überkommen und ausgeübt. Freilich waren nicht alle von gleichem Edelsinn und gleichem Eifer beseelt, und wilde Stürme auch zerstörten im Laufe der Zeit so manche Frucht und gute That im ersten Keime. Als das traurige achtzehn-

Jahrhundert hinaufgezogen kam mit seiner gottentfremdeten Philosophie und seichten Aufklärung, da blieb auch der schöne deutsche Süden nicht verschont von ihnen, von England über Frankreich her zog sich der Strom gefährlicher Ideen weiter nach dem katholischen Baiern, wohin zugleich vom Norden her der kalte Hauch des plattesten Rationalismus herüberwehte. So war dem nun entstehenden Illuminatenorden für seine destructiven Tendenzen gar bald der beste Boden zubereitet. Der Ingolstädter Professor Adam Weishaupt, ein erklärter Feind jeder positiven Religion und höheren Moral, hatte im Geburtsjahr unseres Görres den Verein mit drei gesinnungsgleichen Studenten zu dem Zweck gestiftet, den Glauben, die Gesinnung, die öffentliche Lehre des Volkes zu ändern, um so die gesellschaftlichen Unterscheidungen aufzuheben und die Menschheit zu einem phantastisch-patriarchalischen Leben zurückzuführen, damit endlich „allem Pfaffen- und Schurkenregimente der Garaus gemacht werde, Pfaffen und Fürsten als die Bösen von der Erde verschwänden". Durch die Verbindung mit dem Freimaurerorden, durch den Reiz neungradiger Geheimnisse, durch Handhabung strengster Disciplin, Verstellung und Heuchelei in höchster Virtuosität, durch eine Fluth von glaubens- und sittenfeindlichen Schriften und allerlei mögliche Kunstgriffe und Praktiken war es den Geheimbündlern in kurzer Zeit gelungen, zu außerordentlichem Einfluß und großer Macht zu gelangen. Ueber Süddeutschland hinaus verbreitete sich der Orden bald nach Norden hin zu den Niederlanden, nach Dänemark und Schweden und selbst über die Pyrenäen hinüber nach Spanien. Namentlich aber wuchs in Baiern selbst der gefährliche Bund schnell zu einer furchtbaren Macht heran; unter allen Klassen und Ständen hatte er Mitglieder, im gemeinen Volke wie im hohen Adel, unter den Künstlern und Gelehrten, im Heere wie in den Justizcollegien, unter den niedrigen wie unter den höchsten Be-

amten der Krone, bei der katholischen wie bei der protestantischen Geistlichkeit, und selbst der Coadjutor von Mainz, Karl von Dalberg, gehörte in ihre Reihen. „Die Illuminaten unternahmen es," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, „der Kirche Geistliche, den Fürsten Räthe, den Prinzen Erzieher, den Universitäten Lehrer, ja sogar den Reichsfestungen Commandanten nach ihrem Sinne zu geben." Darnach wird man die Thron und Altar gleich sehr gefährdende große Wirksamkeit des Illuminatenordens ermessen können.

So war denn für die heranbrechende Revolution und ihre Ideen auch in Baiern ein fruchtreiches Erdreich bereitet, und die revolutionären Schwindeleien von Freiheit, vom Pfaffendruck und Fürstengelüst verdrehten auch hier so Manchem Herz und Kopf, zumal eine vielfach verbreitete Sittenlosigkeit des niederen und höheren Clerus und die mißliebige Regierung Karl Theodors scheinbare Gründe dazu gaben. Der dann folgende Krieg stumpfte noch mehr das kirchliche Gefühl in den Herzen der katholischen Baiern ab, und der berüchtigte Artikel 35 des Reichsdeputationsrecesses, welcher „alle Güter der Stifter, Abteien und Klöster der freien und vollen Disposition der resp. Landesherren sowohl zum Behufe des Aufwandes für Gottesdienst, für Unterrichts- und andere gemeinnützige Anstalten, als auch zur Erleichterung ihrer Finanzen" überlieferte, häufte im katholischen Deutschland und namentlich in Baiern für die Kirche Ruinen auf Ruinen. Der Sturm der Säcularisation fuhr über die Klöster und Kirchen daher; erstere wurden aufgehoben, vielfach an protestantische Landesherren überliefert, und ihre Capitalien zum größten Theile von den ausführenden Organen eingeheimst, letztere um einen Spottpreis an beschnittene und unbeschnittene Juden verschachert, die Kirchenparamente, die heiligen Gefäße verschleudert und das Heilige schmählich entweiht. In Innsbruck dienten dem Polizeidirector und seinen Genossen die geweihten Kelche als Becher

bei einem Saufgelage, in Würzburg wandelte man die St. Annakirche in ein Theater um, und spielte das Judengesindel in Meßgewändern und bischöflichen Infuln Maskerade, an einem anderen Orte warf der Landrichter die heiligen Hostien in eine Düngergrube, in welcher er bald nachher eines elenden Todes starb.

Aber auch die geistigen Güter wurden der Kirche geraubt. Die an der Spitze der Regierung stehende Illuminatenpartei bemächtigte sich der Volksschule, riß die Erziehung und Anstellung der Geistlichen an sich, machte die bisher katholischen Hochschulen zu Stätten des Unglaubens und der Sittenlosigkeit, forderte für alle bischöflichen Erlasse das Placet der Regierung und corrumpirte selbst den Gottesdienst. Die Remonstrationen und Bitten Pius VII. aber beim Kurfürsten Max Joseph, nachherigem Könige Maximilian I., fanden kein Gehör. Erst am 5. Juni 1817 kam zwischen dem heiligen Stuhle und Baiern ein Concordat zu Stande, in welchem die kirchliche Hierarchie des Landes neu geordnet wurde, der König die Dotirung der Bisthümer und die Errichtung einiger Klöster übernahm, der Papst aber ersterem das Recht der Ernennung der Bischöfe und der Besetzung der Canonicate und zwei Drittel aller Beneficien verlieh. Trotz dieser weitgehenden Concessionen vermochte dennoch der schwache König, erzogen in der Schule des 18. Jahrhunderts, daher befangen in antikirchlichen Theorien und noch dazu gedrängt von Seiten der Kirchenfeinde und intoleranter Protestanten, welche inzwischen in großer Anzahl durch mehrfachen Erwerb fremder Landestheile an die baierische Krone gekommen waren, nicht einmal die wenigen Rechte der Kirche zu achten und zu schützen. Er starb plötzlich am 12. October 1825, und es folgte ihm in der Regierung sein Sohn Ludwig mit dem Wahlspruch „gerecht und beharrlich“.

Geboren 1786 zu Straßburg, mit den vorzüglichsten

Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, erzogen und gebildet von dem ehrwürdigen Sambuga, Sailers Herzensfreunde, war König Ludwig wie wenige Fürsten ein Freund und hochherziger Beförderer der Kunst und Wissenschaft und der katholischen Kirche persönlich wohlwollend und zugethan, so daß man ihn, wenn auch etwas euphemistisch, „Schirmvogt und Hort des Glaubens“, „Schild und Eckstein der deutschen Kirche“ genannt hat. Er hatte ein trauriges, wüstes Erbe angetreten. „Das ganze Land,“ schrieb damals Brentano an Görres, „fand er so untergraben, verschuldet, vergiftet in allen Ständen bis zur Jugend, daß er Alles erst vorbereiten und untersuchen muß, wo er Grund und Boden findet.“ Aber er war vom besten Willen beseelt. Den Freimaurern und Illuminaten aus tiefster Seele abgeneigt, unterhielt er mit Rom die besten Beziehungen, errichtete dem Artikel VII des Concordats gemäß eine Reihe von Klöstern, besetzte die bischöflichen Stühle mit frommen, verdienstvollen Männern, sorgte für die Heranbildung tüchtiger Priester, hob durch weise Anordnungen die Feier der Sonn- und Festtage sowie des öffentlichen Gottesdienstes und zeigte durch Erbauung von neuen Kirchen sowie durch die prachtvolle Restauration der ehrwürdigen Dome zu Regensburg, Bamberg und Speier nicht nur seinen feinen Kunstgeschmack, sondern auch seine religiöse Gesinnung. Sein Freund und Berather bei fast allen Unternehmungen war der fromme und gelehrte und doch so bescheidene Bischof Sailer, der, seit 1821 Coadjutor des Regensburger Bischofs Wolf, diesem 1829 auf den Stuhl des hl. Wolfgang folgte. König Ludwig ehrte ihn wie einen Vater, und bei seinem Tode 1832 sagte er zu Schenk: „Nun ist mein Schutzgeist gestorben.“ Er ließ demselben im Regensburger Dome ein sinniges Denkmal errichten und äußerte an seinem Grabe: „Hier ruht der größte Bischof von Deutschland.“ Auch bei des Königs eifrigen Bemühungen für Hebung des

Unterrichtswesens überhaupt, wie speciell der kirchlichen Wissenschaft und Kunst war es wiederum Sailer, der hier seinem königlichen Freund und Gönner mit Rath und That an die Hand ging. Ein Schüler des Bischofs, der Convertit Eduard v. Schenk, wurde zum Director des Studienwesens ernannt, und an die von Landshut nach München verlegte Universität die besten und tüchtigsten Männer berufen. Da durfte auch Görres, der berühmte Gelehrte und mächtige Vorkämpfer der katholischen Interessen, nicht fehlen. Schon früh hatte der ehrwürdige Sailer auf ihn sein Augenmerk geworfen, und manche Briefe an Görres aus damaliger Zeit berichten uns von der Liebe und Achtung, welche jener gegen ihn hegte, sowie von seinem Herzenswunsche, eine solche bedeutende Kraft für Baiern und seinen König zu gewinnen.

Namentlich auch hatten Brentano und der ihm „ganz vertraute, wahrhafte und durchaus bescheidene geistreiche Priester“ Melchior von Diepenbrock, Sailers Secretair und Herzensfreund und nachheriger Cardinal-Fürstbischof von Breslau, den gleichen Wunsch. In einem Briefe Brentanos an Görres, d. d. Koblenz, im Juli 1826, heißt es also: „In meinem letzten Briefe schrieb ich Dir manch Vortheilhaftes über Baiern und wünschte, Du möchtest da ein neues Vaterland gewinnen.... Sailer schrieb vor einigen Tagen an ihn (Diepenbrock): ‚Ach wie viel Gutes könnte Görres hier in Land und Leuten anregen, aber es dürften sich von Außen große Hindernisse gegen ihn erheben.‘ Dieses Wort, wenn gleich noch unbestimmt, machte uns Sorgen, da Sailer von München schrieb, wohin er nach des Königs Rückkehr gerufen war, und da er es eigentlich ist, der Deine Anstellung dort besonders wünschte und anregte.... Diepenbrock und ich wünschen nun sehr, Du mögest in der Sache nicht unthätig bleiben und an Sailer, der Dich sehr liebt und in der Stille Vieles vermag, über Deine Verhältnisse

und Wünsche offen und vertraulich schreiben: das wird ihn in Stand setzen, nach seiner liebe- und tactvollen Weise alle Hindernisse, ohne zu verletzen, zu eludiren; denn wenn der König nicht getäuscht wird, ist er der Mann gar nicht, sich von Anderen vorschreiben zu lassen. Ich habe nach Allem, was ich gehört, noch immer den Wunsch, Du mögest nach Baiern kommen. Alle Leute, welche dort an die eigentliche Wirkung kommen, sind von der besseren Art der neuen Zeit und es fehlt ihnen nur ein centraler und doch praktischer Geist, wie Du, um nur auf's Beste hinzuarbeiten. Dann habe ich immer das Gefühl, es möge den Kindern wehe thun, keine Heimath zu haben in Deutschland."

Görres aber war nicht der Mann, der sich Jemanden aufdrängen und für eine gute, einträgliche Stellung seine Freiheit aufgeben wollte. „Ich will in keines Fürsten Dienste gehen," schreibt er an Brentano, „höchstens ein freies Verhältniß, wenn einer Vertrauen zu mir hat, um da und dort einiges Gute in seinem Lande zu wirken." Jedoch über Eins war er klar, Straßburg bald zu verlassen. Da drängte Brentano nochmals und immer dringender, Görres möge doch auch selber etwas Entscheidendes bezüglich seiner Berufung nach München vornehmen. „Ich hatte," so heißt es in einem Briefe vom 8. März 1825, „Sailer geschrieben, daß Du Deiner Gesundheit halber Straßburg verlassen wolltest und noch nicht wüßtest, wohin. Sogleich will der treueste, liebendste Mann Dir Sicherheit in Baiern beim Könige erwirken, bei dem er Alles vermag. Er reist eben nach München und dann ist er mit dem Könige allein, denn er hat ihm den ehelichen Frieden und die Zucht der Kinder und alles Gute besorgt, was an ihm ist, und so oft er zu ihm kommt, richtet sich vieles Bessere in ihm auf. Du siehst, wie dringend er um einen ostensiblen Brief bittet, um die Sache einzuleiten, und ich zweifle nicht, daß sich Dir dadurch Alles entscheiden wird.... Es erscheint als

eine Nothwendigkeit, daß Du Dein Pfund dem deutschen Vaterlande wuchern läßt, denn der Confessionsstreit dringt immer tiefer, und Du hast allein in diesen Dingen kein einseitiges und darum zweischneidiges Schwert. Also, Geliebter, schreibe mit Weisheit an Sailer, der den Brief einem König zeigen will, der ihn sehr liebt. Wenn Du von Herzen schreibst und ohne Eifer, so wird es gewiß recht. Gott gebe seine Gnade dazu. Ich bitte Dich, mache dem frommen, liebendsten, geistreichsten Greis die Freude, Dir zu nützen, denn er liebt Dich sehr und hat viel für Dich gebetet. Aber schreibe doch gleich, damit er den Brief vor seiner Reise nach München erhält. Es ist noch sehr viel Gutes in Baiern, als katholisches und wissenschaftlich regsames Land, zu wirken, aber es fehlt an einem Manne wie Du, der das Uebel kennt, der es aussprechen kann und der auch nun gelernt hat, es zu schonen; was Du in der Methode noch nicht ganz in der Uebung hast, wird Sailers Weisheit und Einfalt Dich lehren. Baiern ist in Deutschland am weitesten im Revolutionsverderben gegangen, und wie Frankreich kehrt es zuerst zurück."

Im nämlichen Sinne und zu gleichem Zwecke richtete auch Diepenbrock mehrere Briefe an Görres. „Der theure Vater Sailer," heißt es in einem derselben, „der Sie aus voller Seele liebt und verehrt, wünscht so sehnlich, Sie seinem Vaterlande gewonnen zu sehen, wo Sie so viel Gutes und Großes wirken könnten.... Besonders betrübt es uns, daß das Straßburger Klima an der Gesundheit des theuren exulirenden Propheten nagt, und Vater Sailer ist, auf Clemens' Ansuchen, entschlossen, den König Ludwig zu bitten, daß er Ihnen wenigstens vorläufig freien Aufenthalt in seinem Lande, z. B. in Aschaffenburg, gestatte, bis der Berliner Grimm besänftigt ist.... Der liebe Bischof grüßt Sie tausendmal, auch betet er für Sie." [1]

---

[1] Ges. Briefe III. 205, 260, 292 f., 296, 299.

Im November 1825 hatte Görres für den „Katholik" einen Aufsatz geschrieben und zugleich separat drucken lassen, der zu seinen ausgezeichnetsten schriftstellerischen Leistungen gehört und auch für seinen ferneren Lebensgang, auf seine Berufung nämlich, von bedeutendem Einfluß war. Es ist das die berühmt gewordene „Standrede an König Ludwig" mit der Ueberschrift: „Der Kurfürst Maximilian der Erste an König Ludwig von Baiern bei seiner Thronbesteigung"[1], gleichsam eine Apostrophe der Tugend und Gerechtigkeit, wie sie Fürsten eignen soll, an König Ludwig und dessen erlauchtem Ahnen, dem großen Maximilian, in den Mund gelegt. „Darin ist Alles berührt," sagt Görres selber in einem Briefe an Brentano, „was noth thut im jetzigen Augenblicke, ein Absud von allen stärkenden Kräutersäften zum Schweißmittel und zum Abführen, zum Präservativ und zum Gegengift, Alles sorgfältig gemischt, bei gelindem Feuer überdestillirt und mit einem gelind auflösenden, krampfstillenden, beruhigenden Syrup versetzt."[2] Sie ist in gewissem Sinne ein Pendant zu der berühmten Proclamation Napoleons; wie diese gleich kraft- und wuchtvoll in der Sprache, gesprochen von einem hohen, dem Alltagsleben ferngerückten Standpunkte, begeistert und beredt aus tiefstem Herzen quellend, würdig auch des edlen großen Ahnen, der wie ein heiliger Mahner aus dem Jenseits vor den späten Enkel tritt. Sie ist ein Regentenspiegel auch für die Fürsten unserer Tage, wie sie das Scepter führen, Land und Volk regieren, die Kirche aber als Gottes Anstalt schützen und ehren sollen. Görres aber hat darin, wie der alte Windischmann ihm schrieb, seinen Beruf, ein treuer Wächter und Herold der wahren Kirche und des wahren Staates zu sein, ehrlich erfüllt.

---

[1] Wieder abgedruckt in den Polit. Schriften V. 235—266.

[2] Ges. Briefe III. 209.

Es gibt nur eine Wahrheit durch die Geschichte, läßt er den Anherrn zu seinem Nachfolger sprechen; ein Jahrhundert ruft sie dem andern zu und eine Zeit verkündet sie der andern. Und was er ihm mittheilt, ist seines Lebens eigenste Erfahrung; es ist nur die selbsterworbene Wahrheit, gesammelt in schwer bedeutungsvoller Zeit. Nur was die Menschen in ihrer Tugend und Kraft gebaut, war, nachdem es in ihren Sünden hinfällig worden, beidemal ihren wilden Leidenschaften zur Zerstörung dahingegeben, aber an das Göttliche, Ursprüngliche, an die innerste Lebenswurzel hat ihre blinde Wuth nie gereicht, und was sie auch von Künsten dagegen aufgeboten, und wie tief sie es unter den Schutthaufen, den ihr Wahnsinn aufgethürmt, begraben, es bleibt unverwüstlich in seiner Beschaffenheit und dringt, wenn die Stürme vorbeigetobt und der verjüngte Frühling ruft, immer wieder von Neuem grünend und sprossend durch die Hülle, sprengend alle Hindernisse.

Das eben ist jene Wahrheit, die im Erdenleben noch stets sich als wahr erwiesen hat und erweisen wird, die an unserem Görres zum Apostel geworden, den Guten aber in bedrängnißvollen Zeiten die einzige Hoffnung, den letzten aber festen Trost auf bessere Zukunft gab.

Fußend auf seine Erfahrung und gestützt auf diese Wahrheit gibt dann der große Ahn seinem Enkel eine Reihe weiser Rathschläge, die in ganz kurzer Fassung hier folgen mögen: Was Du erbauen mögest, baue es nicht auf die fließenden Wässer und den Flugsand menschlicher Meinungen, sondern lasse es auf Gott, die Veste aller Haltbarkeit, gegründet sein. Darum sei ein christlicher Fürst, Säule zugleich dem Glauben und Schützer der Geistesfreiheit. — Sei ein Pfleger der Wissenschaft, dem Geist sei freie Bahn von Dir gestattet. Nur das Heiligthum des Glaubens und der Sitte soll er nicht mit entweihenden Händen anzutasten wagen, denn sie bewahren ja der Einfalt schon Alles als freie

Gottesgabe auf, was er mühsam auf allen seinen Wegen kaum zu erwerben die Hoffnung hegt. — Halte straff die Zügel der Gewalt, aber wolle Deinen Unterthanen nicht mehr abverlangen, als ihnen Gott, der da ist aller Menschen Herr und Gebieter, im eigenen Regimente aufgelegt. — Darum wolle denn auch Du die Erfahrung der Zeiten ehren und Deine Gewalt immerdar, heilsam Dir selber, in Deinem Volke mit gesetzlichen Schranken umhegt betrachten und nie eigenwillig ihre Grenzsteine mißachten und versetzen. Sei wachsam gegen Bosheit, wo sie im Finstern schleicht. — Regiere nicht wie Feder und Gewicht in der Uhr, sondern wie die Seele in ihrem Körper waltet. — Erhalte mit allem Eifer die gute Gerechtigkeitspflege. — Dem Wehrstande Sorgfalt und jegliche Achtung, die ihm gebührt. — Ehre Deinen Adel; er ist, Deinem Geschlechte ebenbürtig, mit ihm aus den heroischen Zeiten heraufgekommen, und als Genosse seiner Thaten spiegelt er des Stammes Ehre im Wiederschein. — Achte jegliches Talent und jedes Verdienst in Deinem Reiche; es ist der Adel, den Gott ertheilt, und gewährt darum höhere Auszeichnung als jede Würde, die der Staat verleiht. — Hast Du dem Staate in solcher Weise überall gegeben, was des Staates ist, und der Erde, was der Erde angehört, so gib auch dem Himmel, was sein eigen ist, und der Kirche ihren Theil: ein volles und ein gerüttelt Maß, wie es die Gerechtigkeit verlangt und die Billigkeit gebietet. Siehe Dein Volk, es ist in seiner gesunden noch grünenden Wurzel ein religiöses Volk; mitten im Umsturz der äußeren Formen ist es dem Glauben seiner Väter treu geblieben, und was sie auch gethan, ihre falsche Aufklärung ihm anzuschwatzen, es ist Alles an ihm vorbeigegleitet; nur äußerlich ist vielfache Verwilderung eingedrungen, im Kerne ist Alles, wie es zuvor gewesen. Und ist das Volk noch dasselbe und sein Glaube noch der nämliche: ist denn die Kirche eine andere geworden, und hat ihr Verhältniß zum

Staate sich also umgekehrt, daß er ihr befreundet zuvor, aus Noth jetzt feindselig entgegentritt? ... Gehemmt durch mancherlei Eifersucht, bedroht überall von feindselig sich auflehnenden Kräften; durch ihre Lehre noch immer im Streite wie mit dem Stolze so mit allen Leidenschaften, überdem beinahe überall von den irdischen Gütern entblößt, hat sie Nichts von Allem, was die Welt zu geben pflegt: nur die Wahrheit ist auf ihrer Seite, die Verheißung ihres Gründers ist die einzige Bürgschaft, auf die sie vertraut, die Reinheit und Göttlichkeit ihrer Lehre ist ihre Sicherheit, und so hat sie längst schon jene weltliche Rüstung abgelegt, die sie bisweilen zum Angriff gebraucht, die ihr aber öfter der kriegerische Geist der Zeiten und ihre Unbändigkeit zur Abwehr aufgedrungen. — Und doch will das Sturmlaufen auf die Friedliche immer noch kein Ende nehmen, und die Feigheit hört nicht auf, an der Wehrlosen all' ihren Muth auszulassen. Es ist vorlängst ein Geschrei in die Lande ausgegangen, das Schiff Petri sei gestrandet, und alles lose Gesindel drängt sich herbei, um Strandrecht auszuüben. Zum Prätorium strömt der gelehrte Pöbel hin, denn es hat sich das Gerücht verbreitet: sie haben die falsche Prophetin eingefangen, und auf Gabbatha soll sie gerichtet werden. Da ist sie jeder Erniedrigung preisgegeben, jeder Elende darf mit seinem Geifer sie beschmutzen; die Schergen der Gewalt schlagen sie mit Backenstreichen; Herodes mit seinem Hofgesindel höhnt und sieht spöttisch auf sie herab, und der Sanhedrin der Pharisäer und Sadducäer klagt sie heftig an, wie sie durch das Vorgeben, sie sei aus der Wahrheit gekommen und vom lebendigen Worte ausgegangen, das Volk aufrege und fälschlich Gottes Kindschaft in Anspruch nehmend, sich selbst eigenmächtig zur Königin aufwerfe Aller, die ihrer Stimme Folge leisten: wer aber Königsrecht anspreche und damit das Volk abwendig mache, sei den Königen nicht hold und müsse gekreuzigt werden. Und mitten

im Tumulte stehen die Ueberklugen, fragend: was ist Wahrheit? und wollen sich ihre Hände in Unschuld waschen. Du wirst Dich diesen nicht beigesellen. Alle edleren Naturen, selbst unter denen, die sonst mit ihr in Opposition entzweit, doch jegliche Unbill und jedes Unrecht hassen, halten mit der Verfolgten, weil sie sie streitend mit dem Hochmuth der Welt um das höhere Leben im ungleichen Kampfe erblicken: auch Du wirst zu ihnen stehen, und ist die Marterwoche erst vorbeigegangen, mit ihnen das Fest der Auferstehung feiern. Blicke auf, der Winter neigt zu Ende! Der kürzeste Tag ist schon vorbeigegangen, die neue Sonne will mit Macht sich heben! Vor ihrem wachsenden Lichte kürzt sich die Erdennacht, die Nebel sinken, die Ideenverwirrung beginnt allmählich sich zu lösen und zu klären, und wie der innere Geisterhimmel sich mehr und mehr erheitert, treten auch die ewigen Sterne heller zur Sichtbarkeit hervor, und das befreite Auge schaut tiefer und tiefer in Gottes Wesen und die Abgründe seiner Fügungen hinein. — Befreie die Kirche von jener schmählichen Sklaverei, in der sie ein nichtiges Mißtrauen gefangen hält, das ihr bis zu den unbedeutendsten Thathandlungen hinab das Placet der Polizeigewalt aufgedrungen. — Wie die Rechte, so auch lasse die Güter der Kirche unangetastet, sie sind wie tolosanisches Gold, dessen Berührung durch ungerechte Hände Unheil bringt. — Sei ein Schirmvogt und Hort des Glaubens, damit Baiern wieder werde, was es zuvor gewesen, ehe sie das Gegentheil ihm angelogen: ein Schild und Eckstein der teutschen Kirche.

Wohl ist begreiflich, daß ein so hohes, kühnes Wort großes Aufsehen erregte zur Freude der Guten, den Bösen zum Aerger und Schrecken. „Deine Stimme,“ schreibt Brentano an Görres, „ist sehr gut aufgenommen, dem Vater Sailer hat sie ganz ungemein Freude gemacht; Melchior las sie ihm in der Krankheit vor, er schlug oft innig in die

Hände und freute sich, wie Du Alles so ganz wahr und recht eingesehen, als seiest Du ein alter Baier und hättest alle Schmerzen mit ihm getragen. Melchior sagt mir, daß Sailer eine sehr große Liebe, ein sehr großes Vertrauen zu Dir habe, und wenn Dir nicht das baierische Vorurtheil gegen Ausländer, besonders bei jetziger Krise, entgegengesprochen hätte, so würde Dir wahrscheinlich bei der Studiendirection durch ihn eine Stelle veranlaßt worden sein.“ [1] Sailer selbst aber richtete folgende Worte an seinen schweizerischen Freund Widmer: „Lieber Widmer! Sei so gut und danke dem edlen kräftigen Görres in meinem und in Vieler Namen für die schönen, wahren, inhaltschweren Worte, die er dem großen Maximilian an den guten Ludwig in den Mund gelegt. Mögen seine Lehren überall ein offenes Ohr und Herz finden, und wie sie aus dem Leben geflossen, so auch im Leben angewandt, verwirklicht werden. Das ist aller Edlen Wunsch, und wir Baiern dürfen mehr als wünschen, dürfen hoffen: denn König Ludwig berechtigt zu allen schönen und gerechten Hoffnungen. Gott erhalte ihn! Sailer.“

Auch König Ludwig hatte durch Vermittelung des Obermedicinalrathes Dr. Ringseis ein Exemplar erhalten, und in einem Briefe des Letzteren an Görres heißt es: „Vor einigen Tagen trug er (der König) mir auf, Ihnen zu schreiben: ‚Ihre Abhandlung habe ihm ganz vorzüglich gefallen, es freue ihn ungemein, daß Sie so Vieles in seiner Seele gelesen haben; er habe Sie immer hoch geachtet ꝛc.‘“ [2]

Diese günstige Stimmung, verbunden mit der lebendigen Erinnerung an die großen Dienste, die Görres in den Jahren 1814 und 1815 dem Vaterlande geleistet hatte, bewogen nun den für Deutschlands Größe und Ehre so begeisterten

---

[1] Ges. Briefe III. 257.

[2] Ebendas. 229.

Fürsten zur Berufung unseres Freundes an die von Landshut nach München verlegte Ludwig-Maximilians-Universität. Schon am 20. August 1826 hatte Ministerialrath v. Schenk unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken die königliche Entschließung jenem mitgetheilt mit der beifügten Bitte, da die wissenschaftlichen Fächer, in welchen er als Lehrer und Schriftsteller sich ausgezeichnet habe, vielseitig und mannigfaltig seien, so möge er ihm diejenigen Fächer bezeichnen, in welchen er als Lehrer aufzutreten wünsche; in jedem Falle aber müsse unter den von ihm zu übernehmenden Collegien auch ein historisches sich befinden, und vor Allem wäre es wünschenswerth, wenn er die Geschichte des Mittelalters und der drei letzten Jahrhunderte vorzutragen Lust und Beruf in sich fühlen sollte. Zugleich aber wünsche der König zur allseitigen Beruhigung, daß Görres ein amtliches Zeugniß oder irgend eine officielle Erklärung von Seiten der preußischen Regierung sich erwirke mit der Zusicherung, daß seinem Eintritt in den königlich baierischen Staatsdienst kein politisches Hinderniß entgegenstehe, und er auch von dorther keine weiteren directen oder indirecten Einschreitungen mehr zu befürchten haben werde. Görres dankte in seiner Antwort für das ehrenvolle Vertrauen, das der König in ihn gesetzt habe, wünschte aber mit Rücksicht auf seine von dem schweizer Aufenthalte her vielfältig erschütterte Gesundheit, die durch das rauhe Klima Münchens noch mehr gefährdet werden könnte, einstweilen Ausstand seiner Definitiventscheidung und legte außerdem die Eingabe an den König von Preußen bei, worin er diesen unter Nachweis der völligen Grundlosigkeit der ihm untergelegten Verbrechen und darauf basirenden Anklage sowie unter der beigefügten Bemerkung, daß man trotz siebenjähriger Untersuchung auch nicht das geringste Strafbare an ihm gefunden habe, dringend bittet, die Vollziehung jener auf Verhaftung lautenden Kabinetsordre aufzuheben und durch völlige Niederschlagung des

weiteren Verfahrens gegen ihn den Flecken von seiner Ehre wegzunehmen, der wenigstens bei den Uneingeweihten auf ihm haften könnte.

Von Berlin aber kam ihm eine mehr als abschlägige Antwort. Er wandte sich darauf an den Justizminister Grafen von Dankelmann, ihn bei den Pflichten seines Amtes auffordernd, den König in dieser Sache aufzuklären und endlich die Beendigung des öffentlichen Scandals herbeizuführen, der auch in den Zeitungen nicht wenig von sich reden machte. Jener aber antwortete ihm, da die Verfügung vom Könige selber ausgegangen, könne er sich nicht in die Sache mischen. Alles das machte begreiflich auf Görres' Geist und Gesundheit üblen Eindruck. „Ich war die Zeit über," schreibt er an Dietz, „öfter unwohl und mitunter griesgrämig.... Da ist denn des Königs Beinbruch hineingekommen, und hat den Gang der Sache vollends lahm gemacht. Da der Justizminister nach langem Bedenken seine Einmischung unthunlich gefunden, muß ich nun die Heilung abwarten, und will dann zum letzten Male an ihn gehen, ob ihn etwa das Unglück nachdenklich und billiger gemacht. Wird's oder wird's nicht, es gilt mir Beides gleich: der ganze Spectakel wird mir mit jedem Tage ekelhafter und widerwärtiger; wo die Geschichte anschlägt, klingt's hohl und leer, und sie findet Alles von innen ausgeblasen und von außen mit lügnerischen Farben angeklext. Ist irgendwo ein Teufel ausgejagt, gleich kommen neun andere und beziehen ganz lustig das neue Quartier, und man muß große Jagdliebhaberei bei sich führen, um das Halloh anhaltend mitzumachen. Darum kann ich auch dießmal gar nicht mit mir auf's Reine kommen, ob's mit dem nach München gehen ernstlich gemeint sei, und es wird mir je länger je zweifelhafter." [1] Görres richtete alsdann noch eine Eingabe an

[1] Ges. Briefe II. 288 f.

den König, die er als den letzten Versuch betrachtete. „Erwirkt sie nicht mehr als die alte Antwort," schrieb er an Stein, „so werde ich die Sache in letzter Instanz dem anheimstellen, vor dem die Könige sich beugen müssen, wie die Geringsten der Unterthanen." In jener Eingabe heißt es unter Anderem also: „Seit beinahe acht Jahren ist Teutschland Zeuge des schwerbegreiflichen Widerspruchs gewesen, denselben Schriftsteller, den es als den Verfechter der wahren Legitimität gegen den Absolutismus und die Demagogie kennt, von dieser Legitimität selbst auf das Unversöhnlichste verfolgt zu sehen; es ist Zeuge, wie ihn diejenigen, denen man nicht ohne Grund eine Hinneigung zu revolutionären Grundsätzen zutraut, täglich als ihren verhaßtesten Feind in ihren Blättern, Journalen und Schriften angreifen und mißhandeln, und wie zugleich auch die Regierungen ihn geächtet, mit ihren Gensdarmen verfolgt, und jahrelang mit den Spähern ihrer Polizei ihn umstellt. Mehr noch, dieses Individuum beruft sich öffentlich auf seine Unschuld und Unbescholtenheit, seine Ankläger verstummen vor seiner Vertheidigung, und immer dauert seine Aechtung fort. Er fragt nach dem Vergehen, das ihm zu Schulden komme, und man antwortet ihm: eben jene freiwillige Aechtung, die er nothwendig auf sich genommen." [1]

Inzwischen waren mehr als sieben Monate dahingegangen, die Sache aber um nichts weiter gefördert worden. Da endlich wurde unter dem 26. März 1827 durch Schenk an Görres die Eröffnung gemacht, daß Se. Majestät der König von Baiern keinen Anstand mehr nehme, ihm auch jetzt schon, ohne die Entschließung der königlich preußischen Regierung abzuwarten, den Eintritt in königlich baierische Dienste

---

[1] Vgl. die in den Polit. Schriften IV. 669—692 veröffentlichte Correspondenz, welche sich an Görres' Berufung nach München geknüpft, nach welcher auch die Darstellung im Text gegeben ist.

als ordentlicher Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität anzubieten. Nur möge er mit seiner definitiven Erklärung zugleich eine Vorstellung an den König um Verleihung des zur Bekleidung von Staatsdiensten erforderlichen baierischen Indigenats einsenden, und da hierzu die Entlassung aus dem fremden Unterthanenverbande erforderlich sei, so hoffe er sicher, daß die preußische Regierung wenigstens diese ihm nicht verweigern werde. Doch solle er durch die hierzu nöthigen Vorkehrungen in keinem Falle seinen Eintritt in baierische Dienste aufhalten lassen. Schenk schließt mit dem Ausdruck seiner ausgezeichneten Verehrung, und mit dem lebhaftesten Wunsche, „einen so trefflichen, als Schriftsteller, Mensch und Christ so verehrungswürdigen Mann recht bald den Unseren nennen zu können“.

Görres glaubte jedoch zuvor noch ein Gebot der Schicklichkeit gegen die preußische Regierung erfüllen und die Antwort auf seine letzte Eingabe an den König abwarten zu müssen. Außerdem hatte er billige Rücksicht auf den Minister v. Stein zu nehmen, den er um seine Vermittelung angegangen hatte und der sich durch ein plötzliches Abspringen für compromittirt würde gehalten haben. Nach dem Verlaufe dieser letzten Ehrenfrist, schrieb er in seiner Antwort an Schenk, würde wohl seinem Eintreten kein weiteres Hinderniß entgegenstehen, und er würde, da die Acclimatisirung am leichtesten im Verlaufe des Sommers sich bewirke, am liebsten schon nach den Ferien Vorlesungen über die Geschichte Altdeutschlands, den germanischen Stamm in seiner ganzen Verbreitung genommen, etwa bis in die Zeiten der Karolinger, eröffnen, weil er diesen Gegenstand noch am ehesten isolirt von seinen historischen Arbeiten behandeln könne.

Die „Ehrenfrist“ war noch nicht verstrichen, als von Berlin aus Antwort kam, aber — in abschlägigem Sinne. Fürwahr, da sucht man in der Geschichte der civilisirten

Staaten vergebens nach einem ähnlichen Beispiele so kleinlicher, um nicht zu sagen erbärmlicher Ungerechtigkeit. Aber nicht genug, daß dem in seinen Gütern sehr geschädigten, in seiner Ehre tief gekränkten und unschuldig verfolgten Manne nicht nur die Pflicht der gewöhnlichsten Gerechtigkeit vorenthalten, sondern auch der Begründung eines bestimmten Wirkungskreises und einer festen Existenz Hindernisse aller Art in den Weg gelegt wurden — es mußte selbst noch der preußische Geschäftsträger von Seiten seines Gouvernements in aller Form Reclamationen gegen Görres' Anstellung bei der baierischen Regierung erheben.

König Ludwig aber war zu festen Charakters, und die Berufung von Görres eine unwiderruflich beschlossene Sache, so daß nun seinerseits der baierische Gesandte, Graf v. Luxburg, den Auftrag erhielt, durch diplomatische Einschreitungen bei dem königlich preußischen Ministerium jene gegen Görres erhobenen Reclamationen zu beseitigen. Daraufhin wurde dann endlich durch eine Note des preußischen Staatsministers, Grafen von Bernsdorff, an jenen erklärt, daß man den Professor Görres als schon längst aus dem preußischen Unterthanenverbande ausgeschieden betrachte, und daher der Erlangung des baierischen Indigenats von dieser Seite kein Hinderniß mehr entgegenstehe. Der hierüber an Görres berichtende Schenk spricht zum Schluß seines Briefes die frohe Zuversicht aus, den verehrten Mann schon mit Anfang des kommenden Wintersemesters (1827—28) in München zu sehen, um dort in Verbindung mit Schelling, Schubert, Oken, Fr. v. Baader, Ringseis und mehreren anderen vortrefflichen Männern die Keime des Guten, Wahren und Heiligen in die empfänglichen Gemüther der Jugend auszustreuen. „Vor Allem,“ fügt er dann noch bei, „freut sich über die glückliche Beendigung Ihrer Angelegenheit, über die Gewißheit Ihres Hieherkommens der herrliche, ehrwürdige Mann, von dessen Landsitze bei Regensburg aus ich

Ihnen diese Zeilen sende — Herr Bischof v. Sailer, der Sie mit inniger Liebe grüßet und segnet.“ Und Sailer selbst kann nicht umhin, in einer kurzen Nachschrift seine Freude mit den Worten auszudrücken: „Gestern Morgens noch war ich über Ihr schönes Loos ungewiß; Mittags sah ich Schenk, und sein erstes Wort war: Görres ist unser. Ich danke Gott und dem Könige und Freund Schenk. Das Uebrige behalte ich mir vor bis zum ersehnten Wiedersehen.“

Görres hatte inzwischen Straßburg verlassen und für's Erste in Frankfurt, dem Sitz des Bundesrathes, seine Heimath aufgeschlagen, einmal, um dem immer wiederholten Vorwurf, daß er sich fortdauernd im Auslande aufhalte, zu begegnen, und dann, um der Welt zu zeigen, daß er sich vor Niemandem, wer es auch sei, zu scheuen Ursache habe. Hier erhielt er dann bald von München sein Indigenats- und Anstellungsdecret. Im Herbst des Jahres 1827 siedelte Görres mit seiner Familie nach dorthin über, nachdem er beinahe acht Jahre lang, vertrieben aus dem eigenen Vaterlande, wie ein Verbrecher in fremden Landen eine sichere Zufluchtsstätte gefunden hatte. Aber sie waren für ihn die Lehrjahre, um so zu sagen, die Zeit des Noviziats gewesen, wo des Herzens Strebungen geläutert, des Geistes Blick geschärft, der Charakter nicht „im Strome der Welt“, sondern in stiller Einsamkeit der in sich selbst zurückgezogenen Seele gebildet und gestählt, und der arme Mensch mit seinen kleinen Wünschen, kleinen Plänen ganz und ungetheilt auf das eine große Ziel hingeleitet wird, zu deren Erreichung der Himmel ihm dann Muth und Kraft verleiht. Es ist ein gutes Noviziat gewesen. Die nun folgenden zwanzig Jahre seines edlen Strebens und Wirkens in Baierns Hauptstadt haben es bewiesen. Für Görres waren sie der sieg- und segensreiche Abschluß muthigen, unausgesetzten Ringens und Kämpfens, der glorreiche Abend eines vielbewegten Lebens, und für die Kirche und ihre heiligen Rechte im

deutschen Vaterlande die Zeit der opferwilligsten, ruhmreichsten Vertheidigung, deren Früchte wir noch jetzt genießen.

XXVI.

Die neue Heimath. — Feinde und Freunde.

Ein halbes Säculum, ein Leben voll Mühe und Last, voll Aufregung und Sturm war unserm Freund dahingegangen. Nun endlich kam für ihn die letzte und friedlichste Station auf seiner Weltfahrt. Ende September 1827 war Görres mit seiner Familie nach München übergesiedelt. Sechs Jahre lang hatte er in Straßburg, der „wunderschönen Stadt", gelebt und fest sich „angewurzelt", denn „sechs Jahre Aufenthalt an einem Orte ziehen Fäden, die man nicht sieht und nicht nennen noch zählen kann, die aber doch nichtsdestoweniger da sind und halten". Nun war er hinausgezogen „aus dem gelobten Lande, wo zwar nicht Milch und Honig, aber genug Wässerlein fließen"; und eine neue Acclimatisirung mußte vor sich gehen, die ja auch nicht „wie man eine Hand umdreht erfolgt", denn „mit fünfzig Jahren hat man die Geschmeidigkeit und Fügsamkeit nicht mehr, wie mit zwanzig".

So war der Eingang in „das sechste oder siebente Leben", das er neu angefangen, nicht gar so leicht. „Da war zuerst zu streiten mit den Naturgeistern," schrieb er im December desselben Jahres an Melchior Diepenbrock, „die hier auf der Höhe von ganz anderer Art und Manieren sind, als die, mit denen ich bisher zu verkehren gewohnt gewesen, und die jetzt, um Winters Mitte, wo man ohnehin in schlechtester Fassung ist, sehr hochmüthig sich geberden." Das machte auch den Acclimatisirungsprozeß ein wenig schwierig. Ihm selber zwar that „das Klima im Ganzen weniger, doch hat inzwischen," so schreibt er seiner Tochter Sophie in Frankfurt, „Jedes seinen Einstand geben

müssen, die beiden Mägde nacheinander, die Marie, und jetzt eben die Mutter, die heftiges, krampfartiges, mit Fieber begleitetes Zahnweh hat."

Dann fand er allerlei Art von Menschengeist vor, „der nicht weniger schneidend anbläst, als diese Elementarischen, und gegen den man sich doch auch härten muß". Er meint damit jene Menschen, denen seine Berufung als die eines so entschiedenen und überdieß kampf- und sieggewohnten Katholiken mehr als ein Dorn im Auge war, und die nun ihrem giftigen Unmuth in Schmäh- und Polterreden über ihn Luft zu machen suchten, „jene Bagage und Geschmeiß," wie Brentano sie in einem Briefe an seinen „lieben" Görres nennt, „das mir selbst dort immer frecher und dummdreister als irgendwo erschienen, vielleicht weil der Teufel nie heftiger mit den Krallen zwicken soll, als wenn er in's Brod knatscht oder Knödel verschmitzen und vergiften will. Das Beste ist, daß mit Dir nichts anzufangen ist, als Dich lieb zu haben und gehen zu lassen, wie Du andern auch thust."

Görres selber sah mit ruhigem Gleichmuth dem feindlichen Treiben seiner Gegner zu, denn „das konnte ich erwarten und muß es geschehen lassen". „Ich sitze hier selbst," heißt es in einem Brief an Dr. Räß in Mainz, „ziemlich mitten in einem der Windschläuche, sie haben mir seither tüchtig um die Ohren herumgeblasen und mich mit seltsamem Hasse angefeindet. Ich habe das wie nichts geachtet, sie kommen zu mir täglich, um sich an mir zu ärgern, und ich sage ihnen die Sachen, die sie nicht hören wollen, so ruhig hin, daß sie endlich daran gewöhnt und meinen, es müsse sich doch wohl von selbst verstehen."

Und am Ende des Jahres 1827 schrieb er also an Brentano: „Wie es mir in der Hauptsache hier geht, könnt ihr aus den Journalen abnehmen, die schon überallhin zu musiziren anfangen und die noch besser die Register ziehen werden. Wenn das Schelten und Schimpfen der bekannten

Gattung Leute ehrenvoll ist, dann habe ich alle Ursache, in der kurzen Zeit mich sehr geschmeichelt zu fühlen.

„Die Hiesigen hassen mich sattgrimmig und möchten mich mit den Augen todt stechen, wenn sie könnten. Sie hatten erst gesagt, sie würden schon dafür sorgen, daß für mein Herkommen gethan sei; darauf: ich möge nur kommen, es werde sich kein Hörer finden; darauf: wenn die auch dort seien, würden sie sich bald verlaufen. Da aus Allem nichts geworden, da ich auf einmal da war und unter ihnen wirklich herumging, da gleich das erste Mal kein Hörsaal die Hörer faßte, da es sich seither immer vermehrt, und die jungen Leute mir Vertrauen und Anhänglichkeit bezeugen, wissen sie sich nicht zu fassen vor Zorn und Grimm. Das erste ist in solchen Fällen immer, sich zur Satisfaction auf's Lügen zu verlegen, und sie haben es in der Gattung an wenig fehlen lassen, und zur Kühlung allerlei Albernes aufgebracht, das aber, weil schlecht erfunden, wenig Glück gemacht. Anfangs sollte ich gleich vor dem Schlosse angefahren und in Reisekleidern zum Könige gelaufen sein; sie ließen sich ganz und gar nicht bedeuten von den Zeugen, die mit zugegen gewesen, und ruhten nicht, bis sie es an den Hof gebracht, wo dann der Kronprinz selbst die Erfindung als lächerlich erklärte und sie nun abfahren mußten. Darauf mußte der alte neue Sündenfall an die Reihe, die ganze hiesige protestantische Partei trat unter das Gewehr und zeigte sich allarmirt; auch das wurde wieder zum König getragen, hatte aber ebenfalls wieder schlechten Ausgang." Da nun die Gegner sahen, daß all' ihr Poltern und Schimpfen vergeblich sei, und weder nach Oben hin verfangen wollte, noch auch auf den Angegriffenen selber Eindruck hatte, machten sie für eine Zeit lang Pause in ihrem ehrenrührigen Geschäfte und ließen nur noch in der Presse im scharfen Echo den Unmuth ihres Inneren wiederhallen. „Im Allgemeinen gefällt mir's fortdauernd wohl hier,"

schrieb er im April des folgenden Jahres an seine Tochter, „das Schimpfen und Raisonniren über mich hat sich gestillt, ich weiß selbst nicht, sind sie müde geworden, oder haben sie etwas Respekt erlangt, oder denken sie, es helfe doch nichts, kurz, sie lassen mich ungeschoren; nur in den hiesigen sieben Dutzend Blättern fängt's seit einiger Zeit an zu rumoren, da scharmützieren denn meine jungen Leute mit ihnen herum, und ich lasse es ruhig geschehen."

Wohl hatte er grimmige Gegner, doch dafür auch recht wackere Freunde gefunden, die mit ihm harmonirten im Wollen und Handeln, und es nicht genug zu schätzen wußten, einen so durch und durch gediegenen Mann, klar und kräftig in der Gesinnung, beredt in Worten und stark im Thun, kurz, einen Führer und Vorkämpfer in dem Streite um die heiligsten Interessen erhalten zu haben, wie man ihn gar nicht besser wünschen konnte. Die Guten sammelten sich schnell um ihn als ihren Mittelpunkt, und schon vor Ablauf des Jahres 1827 konnte er in einem Briefe an seine Tochter der besten und ehrenvollsten Bekanntschaften sich rühmen: „Ringseis ist freundlich und gutmüthig, brav und gescheidt, seiner Frau haben wir Passavants Grüße ausgerichtet und sie hat sie wohl aufgenommen. Auch Röschlaub ist ein braver, wohlmeinender und gescheidter Mensch, aber ist etwas sehr zusammengeschnurrt, hat im Sommer seine Frau verloren und man sieht ihn kaum mehr. Mit der theologischen Facultät stehe ich im Ganzen noch am Besten, Döllinger sieht uns am meisten, er ist wohl unterrichtet und freundlich und angenehm. Frau von Kerz besucht uns auch oft freundnachbarlich; eine geborne Szeklerin aus Siebenbürgen, hat sie in Düsseldorf ihre Studien gemacht, führt ein Zungenschwert wie ein Hackmesser, ist aber dabei gutmüthig und dienstwillig, und weiß mit ihren scharfen Redensarten ihren guten Mann hinreichend zu salzen. Mit Cornelius und seinen Ma-

lern habe ich auch viel Verkehr, sie sind in den Vorlesungen über teutsche Geschichte meine Flügeladjutanten. Er weiß seine Direction recht stattlich zu führen, hat überall den besten Spielraum für sein Talent, und seine Frau versteht das Teutsche so vortrefflich zu verrömern, daß man sich todtlachen möchte: ‚Mina Manna geht um halba Nina auf die Glyptotheka,‘ antwortet sie, wenn die Leute nach ihm fragen. Schnorr ist auch jetzt hier, ein recht angenehmer Mensch, der sich eine hübsche Frau von Wien mitgebracht, die hier viel Glück macht. Er hat die Nibelungen zu malen für den König in dem neuen Schloßflügel, während Cornelius jetzt die Cartons für die ganze Folge der Kunstgeschichte in die Vorhallen der Pinakothek auszuführen hat. Auch die Boisserée's sind hier und wir sehen sie oft. Ihr seht aus dem kurzen Berichte, wie und mit Welchen wir leben und wie's uns geht.“

Mit seinen andern Collegen auf der Universität, die „bunt aus allen Farben zusammengemischt“ war, hatte er zu Anfang weniger Verkehr; als aber nach und nach Männer von religiöser Entschiedenheit und hervorragender Wissenschaftlichkeit hier an der neuen Hochschule sich zusammenfanden, wurde er auch deren Freund und geistiger Mittelpunkt. Von den damaligen wollte ihm der alte Philolog Thiersch weniger gefallen. „Ob er gleich alle möglichen Anstrengungen macht, sich angenehm zu machen, will sich's doch nicht gut zusammenfügen, man geht wohl miteinander um, aber es ist kein Gedeihen dabei.“ Mit Schubert ging es schon besser. „Das ist ein trefflicher, gutmüthiger, ganz angenehmer Mensch, der seinen sächsischen Dialect breitmault, darin von Niemand übel redet und kein Arg bei sich führt.“

Kurz und treffend ist die Charakteristik des romantisch schwärmerischen und antirationalistischen und darum häufig, aber mit Unrecht als Krypto-Katholik verschrieenen Philo-

sophen Schelling, mit dem er gleichfalls in Berührung kam: „Mit Schelling hat sich's lang geschoben, bis wir einander nahe gekommen, weil wir uns gegenseitig verfehlt. Es ist sonderbar um ihn, die Natura naturata in ihm ist gerade nicht angenehm: es ist etwas Animales, Ungestümes, Unbezwungenes in ihr, und daneben wieder etwas Schlumperiges, Abgetragenes, Abgespanntes und Altmodisches, Rock in schwarzlackirter japanischer Schaale, aber er ist gescheidt, leicht verstehend, gehalten und klug und hat ein ehrliches blaues Auge, was mir an ihm am Besten gefällt. In Ermangelung eines Besseren hat sich die protestantische Partei ihm submittirt, ob sie gleich dabei große Bedenklichkeiten und Vorbehalte hat." Und Schelling seinerseits konnte der großen Bedeutsamkeit unseres Freundes seine Anerkennung nicht versagen. „Schelling hat große Retractationen in seiner Philosophie gemacht," schrieb Brentano im Frühjahr 1828 an seinen Bruder Christian, „er stellt Religion und Glauben oben an, die Geschichte für die Grundlage des Wissens, er und Alle seien bis jetzt in der Irre gewandelt. Auf die Frage, in welche Section der Akademie Görres gehöre? sagte Schelling: ‚In alle, er ist überall in hohem Grade zu Hause.'"[1] Im Grunde freilich war Schelling verbissener Protestant und darum konnte auch eine rechte Herzens-Freundschaft zwischen Beiden nicht gedeihen. Schelling haßte den Ultramontanismus aus ganzer Seele und hatte namentlich die „innerste Furcht" vor den baierischen Ultramontanen, deren Haupt und Führer ja eben Görres war, derselbe Mann, dessen Programm zur Ankündigung seiner Vorlesungen in Heidelberg Jener damals ein „wahnsinniges" genannt, und der sich nicht wenig darüber geärgert hatte, daß „Männer wie Creuzer und Daub" einen solchen in ihre Protection genommen. Und nun sah Schelling in

---

[1] Brentanos Ges. Briefe II. 207.

Görres die eigentliche Seele jener Partei, welche einer „entschiedenen und freisinnigen" Entwicklung der Dinge in München und Baiern ein Hinderniß sei, alle Pläne der „berufenen" Protestanten durchkreuze und sogar freisinnige Anhänger der eigenen Confession verderbe und, je talentvoller sie wären, um so fester in ihre Schlingen ziehe[1].

Daß ähnliche und noch schlimmere Gesinnungen seine übrigen freigeistigen Collegen mitsammt dem ganzen Chorus der „Liberalen" gegen ihn hegten, liegt auf der Hand und ist um so begreiflicher, als Görres nicht das geringste Hehl aus seiner religiösen Stellung und vertrauten Freundschaft mit den katholischen Elementen der baierischen Hauptstadt machte. War er doch selbst bei den „bekutteten Finsterlingen" offener Freund und Gast. Unter den Franziskanern namentlich hatte er durch die schöne Schrift über deren seraphischen Vater für immer und überall viel Freundschaft und Verehrung sich erworben. „Ich komme," heißt es in einem Briefe an seine Tochter, „eben von den hiesigen Franziskanern, bei denen ich zu Mittag gegessen. Mein Franziskus ist bei dem ganzen Orden herumgekommen, sie betrachten mich seitdem als einen Affiliirten, und haben nicht abgelassen, bis ich zweimal zu ihnen gegangen. Es hat mir recht wohl unter ihnen gefallen, es sind einfache, ruhige, verständige, zum Theil auch unterrichtete Leute, lauter Baiern, von denen ein Theil in Pfarrämtern gewesen, die aber bei der Wiederherstellung wieder in den Orden gegangen. Sie haben eine Pfarrei zu versehen, die Hände voll zu thun, und das Volk hat sie gern. Tische und Bänke im Refectorium sehen so aus, wie zur Zeit ihres Stifters, ihre irdenen Krüge, Teller und Schüsseln, aus

---

[1] Aus Schellings Leben, in Briefen. 3 Bde. Leipzig 1870. II. 137, III. 154, 199. — Vgl. auch „Zeit- und Lebensbilder" von Joh. Janssen, Freiburg 1875. S. 85—94.

denen sie trinken und essen, ebenso, es ist noch ein Stück der antidiluvianischen Erde in ihnen zurückgeblieben. Der König hat sie besonders hervorgezogen, weil sie gar nichts kosten, sondern wie die Feldratten sich selbst erhalten."

Auch König Ludwig war unserm Görres gut, und trotz all' der üblen Nachrede und Ohrenbläserei, die ja am Sitz der Großen die stärksten Wurzeln schlägt und gerade in der Hofluft am üppigsten gedeiht, blieb er sein ganzes Leben lang dem großen und verdienten Manne gewogen, der stets für dieselben hochpatriotischen Ideen gerungen und gestritten hatte, die auch seine, des Königs Brust bewegten.

Schon in den ersten Tagen seiner Anwesenheit in München war er in Audienz bei seinem Fürsten, deren Verlauf er kurz und gut also an seine Tochter berichtet: „Den König Ludwig habe ich gestern gesehen. Er hatte Befehl gegeben, mich sogleich bei meinem Erscheinen anzumelden, und so wurde mir denn vier Uhr zur Audienz bestimmt. Im Vorzimmer traf ich zwei Franziskaner des neuen Klosters, das eben am Tage zuvor die Einweihungsmesse abgehalten; angenehme, gescheidt aussehende Leute, die mitten unter dem etwas verwunderten Kammerdienervolke standen, und mich beim Eintreten wie alte Bekannte grüßten. Ich wurde sogleich durch allerlei Gänge in's Schlafzimmer des Königs geführt, der nach kurzem Verweilen aus seinem Kabinete heraustrat und mir den Willkommen bot. Er hat die Gabe, die Leute bald außer Verlegenheit zu setzen, und nach den ersten fünf Secunden der Begrüßung stand ich mit ihm am Fenster im Gespräche wie mit irgend jedem Andern, dicht an ihm und ihm in die Augen sehend, unbefangen aber ohne Zudringlichkeit, die er gar nicht duldet. Er war mir sehr freundlich und sagte mir so viel Verbindliches, daß ich nur immer abzuwehren hatte. Im Gespräche klang Alles durch, was ihn jetzt beschäftigt, ohne daß es zum Theil bestimmt articulirt wurde. Es ist eine ganz ab-

sonderliche Natur, die keineswegs auf den ersten Anlauf zu durchblicken ist; der Ausdruck seines Auges, wenn er es im ruhigen Aufschlag auf den, der vor ihm steht, heftet, ist fein, geistreich und mit einiger durchleuchtenden Schalkheit gutmüthig. Dem Parasitenwesen der vorigen Regierung hat er, hie und da mit einiger unzuumgehender Härte, ein Ende gemacht, und Viele sind darum sehr übel auf ihn zu sprechen. Manches Gute keimt allmählich, da es Luft gewinnt, von selber auf; und das Beste wird sich in der Folge auf diese Weise machen." Aehnlich schreibt Görres an Melchior Diepenbrock in Regensburg: „Er hat mir wohl gefallen in seinem Wesen, und ich habe, wie ich glaube, ihm nicht mißfallen. Seither haben sie ihm viel in den Ohren gelegen, ohne sonderlichen Erfolg, sowiel ich bemerken kann. Unsicher ist er freilich in seinem Gange, aber das ist der natürliche Gang aller jetzigen Menschen, die wie die Matrosen auf schwankendem Schiffe von Jugend auf erwachsen sind. So viel ich in einer halben Stunde habe sehen können, hat mir ein guter Grund überall durchgeblickt, der wohl Meister werden wird am Ende über allerlei, was umher schießt und fährt und zickzackt."

„Die Masse des Volkes, soweit ich sie gesehen," fügt er bei, „hat mir auch in demselben Grunde über Erwartung zugesagt. Es ist eine schöne, kräftige Anlage in diesem Stamme, aus der viel Gutes hervorgehen könnte." Trotz der fünfundzwanzig Jahre, wo „die Andern im Lande herumgehaust und ziemlich flache Hand gemacht", nun aber „fortdauernd alle zusammen enge Phalanx bilden und jeden Widerstand gegen ihr System als Aufruhr betrachten", trotz allem, was es ansehen müssen, hat doch das Volk, so meint er, sich gut conservirt. „Der Schlag ist rauh, aber nicht roh und grob; heftig, aber nicht bösartig, es liegt ein großes Kapital an Kraft und natürlicher Anlage in ihm, weit mehr als in unserem Volk am Rheine, das gewandter, aber weit nicht so nachhaltig ist.

Sie sind in so böser Laune gegen alles Fremde, wie der Rheinländer, aber mit weniger Recht, weil sie eben ein erobernd Volk geworden. Sie haben mir in natura weit besser gefallen, als im Bilde, das ich mir von ihnen gemacht, und sie haben wirklich mehr Recht darauf, unter den Andern sich breit zu machen, als diese Preußen, bei denen nur die Masse wiegt. Im Kirchlichen finden die Sachen langsam wieder sich zurecht. Der Klerus hat wackere Leute, im Ganzen aber ist er matt, in den Functionen ohne Anstand, ohne Eifer, so weit dergleichen äußerlich sichtbar wird, bequem und wenig unterrichtet. Doch soll es stellenweise besser auf dem Lande sein, da sie eben systematisch es darauf angelegt, die Unbedeutendsten und Unansehnlichsten in der Hauptstadt zu vereinigen; anderwärts aber soll es wieder um so schlechter aussehen. Der junge Anwuchs ist besser, ich habe das halbe Seminar in meinen Vorlesungen. Viele darunter gefallen mir sehr wohl, und ich kann über keinen klagen, auch ist die Einrichtung unter Wiedemann sehr gut. Ein Dutzend Nonnenklöster haben sich ohne weiteres Zuthun schon wieder zusammengefunden; sie erklärten sich eben, als die Luft hell wurde, als existirend und wie sie nie zu bestehen aufgehört. Franziskaner sind auch hier seit sechs Wochen. Sie haben den Pfarrdienst in einer Vorstadt, und die Leute schleppen ihnen Alles zu, was sie bedürfen. Ein Wirth hat ihnen, wie ich höre, sein halbes Vermögen hingegeben und will unter sie treten."

Die Leute also wollten ihm gar wohl gefallen, aber „das Land, so weit ich es gesehen, hat mir schlecht gefallen". Mehr Gnade freilich fand München und seine nächste Umgebung, wo „man zwei Stunden in die Länge sattsam schöne Natur zu sich nehmen und müde ablaufen" kann. Und als im nächsten Jahr wiederum der Frühling in's Land gekommen, schrieb er in froher Maienlust: „Der englische Garten ist jetzt ganz herrlich, die Wiesen im sattesten Grün,

weit schöner wie unten, die Bäume rasch ausschlagend, die Vögel lustig jubilirend. Die vielen schönen Blumen, die unten bei euch stehen, fehlen; dafür ist alles größer in gutem ernstem Styl. Die Waldnatur rückt ganz nahe an das Königsschloß heran und läßt sich durch die Kunst weder irren noch abschrecken, und nichts ist kleinlich gemacht. In der Stadt herrscht viel Leben, wird viel gebaut, zum Theil gut, im Allgemeinen charakteristischer und auch solider als in Frankfurt, und treibt sich eine Unzahl Künstler um." München kömmt ihm vor wie „eine Bibliothek, vor mehreren hundert Jahren angelegt, die mit der Literatur gleichen Schritt gehalten, und nun neben den Incunabeln schlecht und gut Alles durcheinander bis zur neuesten Eleganz und Classicität in sich beschließt".

Görres gehörte nicht zu denen, die das Leben weichlich und furchtsam gemacht. Und so hatte er all' die Mühen, Arbeit und Mißhelligkeiten, welche eine derartige Uebersiedelung nothwendig im Gefolge führt, nach kurzer Zeit schon überwunden. „Jetzt ist, Gott sei Dank!" schrieb er am Ende des ersten Jahres an Melchior Diepenbrock, „wohl das Schlimmste hinter mir; wie das Jahr fortan aufwärts steigt, so wird's, wie ich hoffe, mit der Sache vorangehen, und ich denke, mein Vertrauen in die Fügung, die mich hergeführt, wird nicht zu Schanden werden." [1]

Auf der breiten Brienner Straße zwischen dem „Rothen Palais" und dem Obelisken hatte er vorerst seine Wohnung aufgeschlagen, „nahebei die Pinakothek, Glyptothek, Bibliothek und alle Theken". Doch schon im nächsten Jahre zog er weiter östlich in die Nähe des neuen Universitätsgebäudes. Biegt man von der prächtigen Ludwigsstraße rechts ab in die Schönfeldstraße, so liegt einige fünfzig Schritte hinauf,

---

[1] Die angeführten Stellen siehe in den Ges. Briefen I. 287, 288, 291, 292, 296, 300. III. 312, 313, 314, 316, 320, 324.

dem linken Flügel des Kriegsministerial-Gebäudes gegenüber und von der Straße hereingerückt das Haus, das „der Alte“ bewohnte. Vor demselben befindet sich ein kleiner Garten, den damals eine hölzerne Planke mit aufgesetztem Stacketgitter um eine niedrige Mauer mit Drahtgitter von der Straße trennte. Durch ein breites, zweiflügeliges Gitterthor tritt man in den Garten, dessen Beete, von weißen Brettchen eingefriedigt, allerlei Blumen und Ziersträucher schmückten. Ein steinerner Brunnen mit plätschernder Fontaine, das Ganze von dichtem Busch- und Baumwerk eng umzogen, davor ein Königslori, in einem Ringe sich auf- und niederwiegend, gab den Hintergrund, durch den zwei Gänge zu beiden Seiten des Brunnens über einen kleinen kiesbedeckten Platz mitten vor das einfache, zweistöckige Haus hinführten. Ueber ein paar Stufen schreitet man hinauf unter einem Säulengang, welcher den einfachen Balkon des Hauses trägt, und gelangt durch eine Glasthür in die innere Hausflur. Das ist des alten Görres Haus, der Anziehungspunkt und Sammelplatz für die Elite der damaligen gebildeten Welt, der Ort, an dem ein allgewaltiger Geist seine hohen Ideen spann und von ihm aus sie befruchtend in die Welt hinübersandte, ein Haus, nicht minder oder auch weit mehr noch als das Göthehaus in Frankfurt werth und würdig, dem deutschen Volke als nationales Heiligthum zu gelten.

Marie Görres hat nach ihrer Eltern und ihres Bruders Tode das Haus ganz so belassen, wie es war. Nach dem Hinscheiden der Marie Görres († am 20. Mai 1871) ist dann Herr Dr. Jochner, der Gatte einer Enkelin unseres Görres, in den Besitz des Hauses gekommen, der in gleicher Pietät nichts Wesentliches ändernd nur das Ganze renovirt hat. Ein Bild der hl. Jungfrau, vor dem die ewige Lampe brennt, schmückt jetzt am Eingang links das Haus, wo ehedem ein selten großer Geist sein Lebenslicht gelassen, um dort Oben in das ewige einzugehen.

XXVII.

Der akademische Lehrer.

Görres war im eminenten Sinne des Wortes ein Lehrer. Wenn tüchtiges, klares Wissen, reiche Erfahrung, Talent und Lust zur Anregung, genaue Kenntniß der Fähigkeiten und Bedürfnisse der zu Unterrichtenden, endlich ein edler, mit Begeisterung verfolgter Zweck die nöthigen Eigenschaften eines guten Lehrers sind, dann war Görres ganz gewiß ein solcher. Er hat sein ganzes Leben hindurch gelehrt. Sein Hörsaal im Großen freilich war und blieb die Welt. Da hat er gesprochen und geredet, belehrt und angefeuert, wie kaum ein Anderer. Alles, was er dachte und that, was er litt und entbehrte, bezog sich schon von frühester Jugend an auf diese seine Lehrthätigkeit. Ein wunderbares Wissen im Ganzen wie im Einzelnen, die reiche Erfahrung eines vielgestaltigen Lebens, Edelmuth aus reinster Absicht mochten ihn wie Wenige befähigen, in der That der Lehrer seines Volkes zu werden. Und er kannte dieses Volk mit seinen guten und schlechten Seiten, wußte, was es wünschte und ihm noth that, wie und auf welchem Wege nur sein wahres Wohl und damit zugleich Gottes Ehre befördert werden konnte; denn nur dieses, nicht aber eigenes Wohl und eigene Ehre hat er je gesucht.

Doch auch im eigentlichen Sinne als Lehrer der Jugend ist er thätig gewesen, zuerst in jugendlich-romantischer Begeisterung zwei Jahre lang in Heidelberg, dann als erfahrungsreifer Mann und ernster Greis die letzten zwei Decennien seines Lebens in der Hauptstadt Baierns. Es war gewiß keine leichte Mühe, nach etwa zwanzigjähriger Unterbrechung, nach so verschiedenen, wechselvollen Lebenswegen wieder einmal in sich gesammelt und geeint dem stillen und verantwortungsvollen Berufe eines Jugendlehrers ganz sich hinzugeben. „Aller Anfang ist überall am schwersten,“ schrieb er an seine

Tochter, „wo ich zu Allem die Grundsteine legen mußte, und wenn ich auch lange gearbeitet, doch nichts ausgearbeitet hatte.“

Doch auch hier bewährte sich wiederum der Satz, den er schon ehedem an seine Braut geschrieben: „Was ich war, war ich immer mit ganzer Seele.“ Mit allem Eifer ging er an die Arbeit, mit jugendlicher Begeisterung an sein neues Amt, und gar bald schon begannen „die Sachen, die man angelegt, zusammen zu wirken und einzuschlagen und gute Resultate zu erzielen“. Er las zunächst über die älteste Geschichte bis auf Moses; „es hat sich Alles gut gefügt, das junge Volk hat allerletzt den größten Gefallen daran gefunden, und ‚Herr Gampenrieder‘ hat mit vielem Vergnügen seinen Saal immer gefüllt gesehen.“

Es ist leicht begreiflich, daß schon der bloße Name Görres, dann auch seine großartige und originelle, von der landläufigen ganz abweichende Geschichtsauffassung zahlreiche wißbegierige Schüler zu seinen Füßen sammelte. Stets war sein Hörsaal gefüllt, nicht selten überfüllt. Alle strebsamen Leute der Universität, das „halbe Seminar“, „Cornelius mit seinen Malern als Flügeladjutanten“, die gebildeten Männer Münchens, Freund und Feind, ja selbst seine eigenen Collegen drängten sich zu seinen Vorlesungen. „Als ich das erste Mal unter sie getreten,“ erzählt Görres in einem Briefe an Brentano, „traf ich meinen Hörsaal so gefüllt, daß innen nur noch Einer, ich selber nämlich, Platz finden konnte, und außen noch der ganze Gang bis zur Hälfte seiner Länge gefüllt war. Freund und Feind war dort beisammen, an fremdem Orte, unter Menschen, die mir sammt und sonders gänzlich unbekannt sein mußten. Ich hatte nichts aufgeschrieben und also auch nichts mitgenommen; sie standen unter mir dicht gedrängt, ja neben mir auf dem Catheder, darunter hart an mir der theologische Stänker, der Baadern und Kerz im Besnardischen Journale so hart angegriffen; seit so vielen Jahren hatte ich nicht mehr öffent-

lich geredet, und es war wohl keck, daß ich so ohne weiteres auf gutes Glück mich hinpflanzte. Inzwischen Gott half und es ging gut genug, und sie wußten nun gleich nach Verlauf der Stunde, woran sie waren, und hatten für den folgenden Tag genug zu schwatzen.

„Inzwischen war mir die Hitze unerträglich geworden, und ich sah ein, daß es auf diesem Wege in engem Raume nicht fortgehen könne. Ich sah mich daher nach einem anderen Lokale um, und es fügte sich glücklich, daß die Universität einen Saal miethen konnte, der eigentlich für die Ständeversammlung gebaut war; den habe ich dann bezogen, beinahe die ganze theologische Facultät ist mir gefolgt, und so treiben wir denn unser Wesen dort. Er kostet 1200 Fl. Miethe, ist aber geräumig und luftig, rund, 50 Fuß im Durchmesser, oben eine Gallerie herum und mit einer schönen Kuppel gewölbt und von Oben beleuchtet. Er faßt 600 Menschen und ich habe ihn schon gedrängt voll gesehen, Studenten und andere Leute, die kommen, theils um sich zu erfreuen, theils um sich zu ärgern. Im Sprechen habe ich unterdessen wieder ziemliche Gewandtheit erlangt; im Vortrag herrscht durchgehends die größte Stille und Aufmerksamkeit, und wie fremd den jungen Leuten immer die Art und Weise geworden, wie ernsthaft die Gegenstände sind, über die ich rede, ich kann nicht über die Hörer Klage führen, und sie scheinen, so viel ich sehen und erfragen kann, im Ganzen sich in den Ideengang zu finden.“

Wo im Aeußeren pomphafte Eleganz und widrige Effekthascherei sich findet, da ist im Innern nur zu häufig Hohlheit und eitles Nichts, d. h. im Grunde Unwahrheit und Prahlerei. Nichts aber war unserm Görres mehr verhaßt als eben solches Wesen. Darum trug denn auch sein Vortrag den Charakter höchster Einfachheit. Nicht bestechend, aber gehaltvoll, nicht brillant, aber kernig, nicht phrasenhaft, aber doch schwungvoll waren seine Vorträge. Ein klares

Stimmorgan, das ihn bis in den letzten Winkel hin leicht verständlich machte, die Weise des Sprechens eher monoton als anmuthig abwechselnd, eine ruhige aufrechte Stellung, die Hände auf dem Rücken übereinandergeschlagen, oder mit beiden das vor ihm stehende Pult erfassend, die Augen fest auf den Boden geheftet oder irgend einen Gegenstand scharf fixirend — das waren die höchst einfachen Mittel seines doch so fesselnden Vortrages. Nur wenn gerechter Unwille über eine böse, oder Begeisterung für eine gute That seine Seele ergriff, und die innere Wärme gewaltsam sich nach Außen drängte, hob sich sein Haupt, flammte das Auge, wurde die Stimme noch langsamer und voller, und krampfhaft faßte er mit den Händen das Pult, daß es knarrte. Er hatte die anfangs stoßende Angewohnheit, daß er sehr oft beim Sprechen sich räusperte; wenn er das nicht mehr thäte, so bemerkte er selber, müsse er bald sterben. Und wirklich ließ er in den beiden letzten Jahren vor seinem Tode von dieser Angewöhnung ab.

Görres sprach stets aus dem Stegreif, ohne eines Buches oder Heftes sich zu bedienen; er sprach in langen Perioden, ohne jemals sich zu verwickeln oder corrigiren zu müssen; glatt und abgerundet, wie in seinen Schriften, flossen die Sätze von seinem Munde. Weniger Vielerlei als vielmehr Vieles brachte er vor. Nicht lose aneinanderreihend, sondern verbindend und verknüpfend, das Kleinere aus dem Größeren herleitend und das Ganze wieder von einem höheren Princip aus wie aus weiter Höhe überschauend, mochte er den Minderbegabten zuweilen schwer verständlich sein; wer aber mit Geschick und Aufmerksamkeit ihm folgte, dem ward die schwierigste Sache bald nach allen Seiten hin klar und durchhellt, seinem erstaunte Geiste eröffnete sich ein organischer Zusammenhang und eine innere Verwandtschaft zwischen scheinbar ganz heterogenen Dingen. Gleich einem frischen Bergstrome, der unaufhaltsam seine hellen Wässer-

lein in rascher Fluth dahinwälzt, ohne je den angewiesenen Weg ganz zu verlassen, so drängte sich auch bei Görres Gedanke auf Gedanke; nicht vorbereitet und vorsichtig abgewogen, sondern frisch und ungezwungen entströmten sie dem innern tiefen Quell, zuweilen wohl über das gesetzte Ufer keck hinüberfluthend, um aber stets dann in das Hauptbett zu den übrigen zurückzukehren.

Eine so frische und anregende Lehrmethode mußte namentlich auf freie und franke Jugendherzen, bei denen Kopf und Sinn von dem trockenen Formelwesen und der abgeschliffenen, blutlosen Wissenschaft jener Zeit noch nicht verdreht war, mächtigen Eindruck machen. So schrieb Diepenbrock bereits im September 1827 also an Görres: „Der theuere Vater Bischof grüßt Sie auf's Herzlichste und wünscht sehr, etwas Näheres von Ihnen zu hören. Im Allgemeinen haben wir von dem Eindruck, den Ihre Vorlesungen machen, schon viel Schönes zu großer Freude vernommen. Aber wir möchten doch auch gern wissen, welchen Eindruck das dortige Wesen auf Sie macht. Bischof bittet, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, doch durch Guido etwas berichten zu lassen. Auch Clemens bittet mich um Nachrichten von Ihnen, und ich kann ihm nichts Näheres mittheilen."

Görres erwiderte unter anderm Folgendes: „Die jungen Leute des Landes gefallen mir den Anlagen nach sehr wohl, und sie scheinen mehr und mehr Vertrauen zu mir zu gewinnen. Unter beinahe 500 Menschen, die sich oft in meinem Saale zusammendrängen, herrscht doch durchgängig die größte Aufmerksamkeit, und ob ich gleich immer von den allerernstesten Dingen rede, Dinge, die ihnen bei dem Unterrichte, den sie früher erhalten, größtentheils fremd geworden, so lassen sie sich doch dadurch in ihrer Achtsamkeit nicht irre machen."

Aehnlich schrieb er im März des folgenden Jahres an Dr. Räß in Straßburg: „Die Macht der Wahrheit hat mir die jungen Leute ganz gewonnen, und ich wirke, wie

Alles anzeigt, mit großem Segen unter ihnen, sie, an denen man Alles gethan, um sie in die entgegengesetzte Richtung zu nöthigen, und denen man noch im vorigen Sommer bespien und unter die Füße geworfen, was ich jetzt wieder aufgehoben und ganz reinlich auf den Altar gelegt. Ich müßte sehr undankbar sein, wollte ich darneben für mich noch etwas anders sehen."

In der That, „die Macht der Wahrheit" hatte die jungen Leute ganz für ihn gewonnen, sie hörten mit Begeisterung seine Worte, deren Eindruck bleibend ward für's Leben. „War es nicht," so sprach sein Schüler Haneberg an seinem Grabe, „wenn er in den Vorlesungen über die Geschichte die Einheit in dem Gewimmel der Thatsachen, die leitenden Gesetze in den vielgestaltigen Erscheinungen uns zeigen wollte, als wären wir von einem mächtigen Arme auf eine alles überragende Bergeshöhe geführt und könnten von dort die Zuglinien der Völker, der Cultursysteme wie Stroms- und Gebirgszüge überblicken? Und wenn er herabstieg aus den Höhen der ordnenden Einheit in die Musterung der Einzelheiten, welch' reichgefüllter Markt von lebendiger Wirklichkeit zog da an uns vorüber! Und wenn er neben dem scheinbar Zufälligen die Zeichen einer bewußten Gottesführung in der Geschichte deutete, welche Ehrfurcht vor dem Göttlichen wandelte die Hörer an! Hat auch hie und da die Höhe der Begründung und die Tiefe der Durchführung Manchem das Verständniß des Ganzen erschwert, so wurde doch Jeder, der ihn mit der Seele hörte, zum Vertrauen auf die Menschheit und auf ein edles Vermögen in sich ermuthigt. Alles Bessere mußte sich tief im Innersten rühren, mußte keimen, mußte Blüthen treiben, wenn er sprach."

Der gegnerischen katholikenfeindlichen Partei am Hofe und in Baiern konnte natürlich unseres Freundes Wirksamkeit nicht gleichgültig sein, sie fürchtete gar sehr, daß des Päpstlers Thun und Treiben sie um allen Einfluß und Credit bei

der Jugend bringen werde, und gaben sich alle Mühe, dessen fruchtbringende Wirksamkeit zu untergraben. „Dieser Einfluß," heißt es in dem oben angeführten Briefe an Diepenbrock weiter, „erbost nun natürlich Jene, die ihn für verderblich halten, und da sie noch kein Mittel gefunden, ihm Einhalt zu thun, sind sie natürlich darauf reducirt, allerlei alberne Lügen zu ersinnen, die sie dann fleißig in Umlauf setzen, ja sogar bis an den Hof gebracht. Das irrt mich nun Alles gar wenig, weil ich in der Sache nichts weiter für mich zu suchen habe. Darum gehe ich ganz ruhig hindurch, thue was meines Amtes ist und lasse für alles Andere Gott und gute Leute sorgen."

Und als einst von Rußland über Preußen her ein kleiner politischer Sturm in Baiern sich erhob, und Görres nach Verlauf der Ferien seine Vorlesungen wieder begann, da kam allerlei Volk gelaufen, wie er in einem Briefe an seine Tochter erzählt, „das da hoffte, Zeichen einiger Consternation zu sehen. Ich aber gab kein derlei Zeichen von mir, benutzte vielmehr die Gelegenheit, den Harrenden mehreres Unschmackhafte zu serviren, griff mir aber nun die jungen Leute auf und durchfuhr sie mit einigen wenigen, aber ziemlich anregenden Worten: ein allgemeines Vivat in einem und demselben Augenblicke wie aus einem Munde war die Antwort. Seither ist der Saal noch mehr wie mit den früheren mit neuen Zuhörern gefüllt; sie sind aufmerksam und kein Laut stört mich: Alles zur Verwunderung der guten Feinde, die es nicht begreifen können und sich schon entschließen müssen, mich gewähren zu lassen."

In seinen Vorlesungen fanden sich auch häufig Fremde ein, die, in München anwesend, es nicht versäumen mochten, den berühmten Görres auch von der Katheder herab zu hören. Wir lassen zwei freilich ganz entgegengesetzte Schilderungen solcher Augenzeugen hier folgen. Der Leser mag selber entscheiden, bei welchem Wahrheit und Achtung vor

dem Höhern ist. Mit jüdischem Cynismus hat Heine in seinem Pamphlet: „Die romantische Schule“ Folgendes über Görres niedergeschrieben: „Er ist eine Hauptstütze der katholischen Propaganda zu München. Dort sah ich ihn vor einigen Jahren in der Blüthe seiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meistens aus katholischen Seminaristen bestand, hielt er Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte und war schon bis zum Sündenfall gekommen. Welch' ein schreckliches Ende nehmen doch die Feinde Frankreichs! Der vierte Alliirte ist jetzt dazu verdammt, den katholischen Seminaristen, der Ecole polytechnique des Obscurantismus jahraus, jahrein tagtäglich den Sündenfall zu erzählen! In dem Vortrage des Mannes herrschte, wie in seinen Büchern, die größte Confusion, die größte Begriffs- und Sprachverwirrung, und nicht ohne Grund hat man ihn dem babylonischen Thurme verglichen. Er gleicht wirklich einem ungeheueren Thurme, worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne daß der eine den andern versteht.

„Manchmal schien der Lärm in seinem Kopfe ein wenig zu schweigen, und er sprach dann lang und langsam und langweilig, und von seinen mißmuthigen Lippen fielen die monotonen Worte herab, wie trübe Regentropfen von einer bleiernen Dachtraufe. Wenn manchmal die alte demagogische Wildheit wieder in ihm erwachte und mit seinen mönchisch-frommen Demuthsworten widerwärtig contrastirte, wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig wüthend hin- und hersprang, dann glaubte man eine tonsurirte Hyäne zu sehen.“

Das ist so eine kleine Probe, wie Jungdeutschland und ihm verwandte Seelen über den großen Görres aburtheilen.

Die andere Schilderung stammt aus der Feder des geistreichen Sebastian Brunner, wie er sie bei der Kunde von dem erfolgten Hinscheiden des großen Mannes aus der Er-

innerung niedergeschrieben [1]: „Es war Samstag vor Pfingsten. Ich wollte bei einer Vorlesung von Görres hospitiren und erkundigte mich deßhalb auf der Universität um Stunde und Hörsaal. Eine ziemliche Anzahl von Zuhörern gingen um die anberaumte Zeit im Corridor vor dem Saale auf und nieder. Die meisten Professoren hatten der eingehenden Pfingstfeiertage wegen ihre Collegien bereits eingestellt. Man wußte nicht gewiß, ob Görres kommen werde. Einige behaupteten gehört zu haben, er werde vor den Feiertagen kein Colleg mehr halten, und gingen fort. Es war schon ein Viertel nach 2 Uhr. Ein Studiosus machte sich auf, zu Görres zu gehen — sein Haus ist nicht weit von der Universität. Er berichtete dem Professor, daß eine ziemliche Anzahl von Zuhörern auf ein Colleg warte, und es seien einige fremde Gäste darunter. Görres war nicht vorbereitet und nicht gesonnen zu gehen. Endlich ließ er sich, wie er mir darnach selber sagte, durch seine Gemahlin bewegen. Er kam, bestieg den Lehrstuhl, schraubte das Pult empor (denn er pflegte seine Vorträge stehend zu halten) und faßte es mit beiden Händen. Bisweilen, wenn er in Affekt kam, fing das Pult, wie er es so zwischen seinen Händen hielt, zu knarren an. Vor ihm lag weder ein Heft noch ein Notizenblatt — der Vortrag war vollkommen frei. Er begann eine Parallele zwischen Napoleon und Karl dem Großen. Es sind seither fast zwei Jahre vergangen, ich will versuchen, das, was das Gedächtniß davon noch fest gehalten, wiederzugeben. Die Stimme war etwas heiser und nicht sehr laut — aber doch vernehmbar. Bisweilen schlug ein wenig der rheinische Dialekt vor. Die physischen Mittel des Vortrages waren jedenfalls nicht bedeutend — aber man konnte ihn einen vollendeten Sieg des Geistes über die wi-

[1] Einige Stunden bei Görres. Von S. Brunner. Zweite Auflage. Regensburg, Manz, 1848. S. 22 ff.

derstrebende Materie nennen. Da erkannte man auf einmal jenen Görres, der den Athanasius geschrieben.

„Schien irgend ein Zwischenthema, oder ein berührtes Ereigniß auch unfruchtbar wie die Wüste, so verstand er es doch in der Allgewalt seiner Sprache, mächtige, weit sich ausbreitende und fette Cactussträucher darauf zu pflanzen; schien irgend eine erwähnte Begebenheit in ihrem Grunde trocken, wie der Sand der Sahara, und begriff man nicht, wie es möglich wäre, da etwas Außerordentliches wurzeln und aufblühen zu lassen — es sproßte dennoch bald eine herrliche Gedankenblüthe, genährt von dem Thau seines Geistes, wie die Wüstenpflanze vom Himmelsthau genährt wird. Wie verstand er es, seine Zuhörer in der Pinakothek der Weltgeschichte herumzuführen, was rollte er für prächtige Bilder auf; Schlachtstücke, wie von Horace Vernet, wechselten mit stillen Domen und finstern Grabgewölben...

„Ich verließ in der vollkommensten Befriedigung den Hörsaal. Man mußte sich angeregt fühlen von der Kraft dieses mächtigen Geistes; nicht nur die vergangenen menschlichen Größen wußte er lebendig vor die Augen seiner Zuhörer zu stellen, auch die ganze Scenerie, in der sie gelebt, die antike Gestalt des Schauplatzes ihrer einstigen Thaten wußte er hervorzuzaubern, nicht in todten Zeichen, in lebendiger Anschauung stand die Weltgeschichte vor seiner Seele, und darum verstand auch er es, wie vielleicht kein Anderer seiner Zeit, die Bilder der Begebenheiten vor den geistigen Augen seines Zuhörerkreises aufzurollen; und nicht nur die Hauptfiguren, sondern auch das ganze Getriebe ihrer auf sie einwirkenden Umgebung und Zeit zur klaren Anschauung zu bringen."

Görres war bei der Jugend an der Münchener Hochschule der beliebteste Lehrer. Denn nicht nur im Colleg wußte er anregend und begeisternd auf sie einzuwirken, sondern auch außerhalb desselben stand er denen, die durch

Tugend, Talent oder ehrenwerthes Streben sich auszeichneten oder besonders ihm empfohlen waren, mit Rath und That zur Seite. Seine Bibliothek, sein Haus, ja seine Person stellte er ihnen zur Verfügung, und mit ungezwungener Bereitwilligkeit willfahrte er ihren Wünschen. Gewöhnlich holten ihn Studenten zur Vorlesung von seiner Wohnung ab, stets begleiteten ihn mehrere von der Universität zurück nach Hause, in der Regel die jetzt noch lebenden Herren Domcapitular Ostermaier, Dr. Sepp, Dr. Strobl in München und Professor Troisfontaines in Lüttich. Görres hatte manche unter seinen Schülern, die volle sechs, acht Jahre und noch länger seine Vorlesungen besuchten. Nicht wenige von ihnen haben später hohe und die höchsten Stellen in Kirche und Staat bekleidet, hervorragend durch Tugend und Wissenschaft. Aber Alle haben auch über's Grab hinaus ihre stille Bewunderung dem einzigen Lehrer folgen lassen und sein Andenken in dankbarlicher Verehrung stets wach und hoch gehalten, sich glücklich schätzend, wenn ein Blatt, von seiner Hand beschrieben, ein Buch, das er gebraucht, oder sonst ein Gegenstand von dem geliebten Meister in ihrem Besitz sich fand.

XXVIII.

Görres und seine Tafelrunde.

König Artus, so erzählt die Sage, war ein großer Held und tugendreicher Fürst, der die Freiheit seines Volkes kämpfend schützte, Sprache und Sitte des alten Landes ehrte und mit mächtigem Schwerte Kreuz und Christenthum vor dem Andrang wilder Heidenschaaren zu vertheidigen wußte. Sein Hof war der Sammelplatz der Blüthe christlicher Ritterschaft. Nur wer tapfer war, von hoher Geburt, Weisheit und untadelichen Sitten, durfte hier erscheinen. Die Tapfersten der Tapferen, die Edelsten der

Edlen aber, zwölf an der Zahl, bildeten seine Tafelrunde, waren seine Tischgenossen und ganz besonderen Freunde. Hier an einer runden Tafel, im Angesicht des Heldenkönigs, empfingen sie für Tapferkeit und ritterliche Sitte den höchsten Preis, und von neuem mächtig angeregt zur Ritterpflicht zogen sie von hier aus muthvoll in's weite Land hinab, um dem Unrecht zu wehren, die Unschuld zu schützen, Verzauberte von dem Bann zu lösen, hohnsprechende Helden zu demüthigen und Riesen und Zwerge zu bändigen.

Es war im dritten und vierten Decennium des laufenden Jahrhunderts, da hielt in Baierns Hauptstadt ein gleich großer Held mit seiner Tafelrunde Hof. Ein mächtiger Fürst, freilich nicht von dieser Welt, aber allgebietend im weiten Reich der Geister, edelmüthig, freiheitsliebend und Kämpfer für das Christenthum wie jener, hatte er verwandte ritterliche Geister rund um sich herangezogen. Aus der Nähe wie aus fernen Landen sammelten sich um ihn, als ihren Mittelpunkt, alle jene, die gleich ihm das Christenthum im Herzen trugen, gleich ihm auf dem Gebiete des Wissens wohl bewandert waren und hier mit kecken Gegnern in ritterlichem Turniere schon der Speere viel verstochen hatten. Und wenn sie dort verdiente Anerkennung und warme Anregung zu erneutem frischen Wirken sich geholt, zogen sie hin wiederum in den Kampf, um gleich jenen Rittern dem Unrecht gegen die Kirche zu wehren, die verfolgte Unschuld zu schützen, die vom Zauber der bösen Welt Gebannten zu befreien und die kleinen Zwerge und vermeinten Riesen des Un- und Aberglaubens zu bekämpfen.

Joseph Görres war der hohe Meister, der tapfere und tugendreiche Artus auf geistigem Gebiete, und seine treuen gesinnungsgleichen Freunde die Ritter seiner Tafelrunde. Sein edler hoher Sinn, die ungewöhnliche Größe seines Geistes zog verwandte Seelen mit Zaubermacht in seinen Umkreis, und Alle fanden unter seinem gastlichen

Dache die beste Aufnahme. Wie ehedem in der glorreichen Epoche der Befreiungskriege das Görreshaus in Koblenz „ein Herd der patriotischen Bewegung“ gewesen, so wurde nun in München das Gartenhaus in der Schönfeldstraße der Central- und Brennpunkt des wiedererwachten katholischen Lebens und Strebens in deutschen Landen, ein Sammelplatz der ausgezeichnetsten um Kirche und Staat hochverdienten Männer, ein Wallfahrtsort der bedeutendsten in Wissenschaft und Kunst berühmten Namen.

Es war aber auch ein einziges Haus, das Görreshaus zu München in der Schönfeldstraße mit seinen bescheidenen, traulich-stillen Räumen, fernab vom Lärm der Straße, im Hintergrunde eines schmucken, grünen Gärtleins mit jener Gitterthür, „die so leicht auf- und so schwer zugeht, ein Symbol der Gastfreiheit“. Und erst die Bewohner drinnen! So anspruchslos, so offen und bescheiden, so freundlich und herzlich wohlwollend allen Besuchern gegenüber! Wer einmal dort Gast gewesen, den trieb das Herz auch weiter hin, denn da war „Kraft und Einfalt und rheinische Offenheit, das ungezwungenste Leben und Verkehren“. „Das Görres'sche Haus,“ so hatte Böhmer schon früher sich geäußert, „hat mir vor diesem Manne noch viel größere Achtung hervorgebracht, als ich schon hatte. Sein Haus gefällt mir noch besser als seine Bücher. Aber so sollte es überall sein. Solche häuslichen Verhältnisse geben erst den richtigen Standpunkt und die wahre Kunst für Beurtheilung und Förderung des Oeffentlichen. — Daß aber in dem schönen Kreise ... Görres so dasteht, wie ich aus Allem abnehmen kann, das flößt mir die allergrößte Achtung vor dem Manne ein. Glücklich alle Die, welche solches Leben mitleben!“

Der Mittelpunkt des engeren „schönen Kreises“ war selbstverständlich „Vater Görres“, so schreckbar und gefährlich im Kampfe gegen Lüge und Unrecht, so leutselig

und herablassend im Familien- und Freundescirkel. Ihm zur Seite die gute und besorgte Mutter, herzlich und gastfreundlich wie ihr Gatte. Dann der liebenswürdige blondgelockte Guido, das „gute Jugendblut", der bald zur höchsten Freude, namentlich des Vaters, zu einem wackeren Gelehrten, sinnigen Poeten und fruchtbaren Schriftsteller herangewachsen war. Und die kernige „kurzangebundene" Marie, die mehr als eins der andern Kinder vom Geist des großen Vaters mitbekommen, mit Geist und Herz dem Vater und dem Bruder auf ihren öffentlichen Wegen folgte, auch keck und kühn genug, um im Wortstreit selbst gelehrte Freunde, wenn sie zu wenig auf der Hut gewesen, flugs aus dem Sattel zu heben. „Von den Vielen, die einen oder andere Abende im schönen Kreise der Familie Görres verbrachten," sagt Haneberg in seiner Leichenrede auf dieselbe, „hat wohl keiner die Tochter des verehrten Mannes vergessen, die, manchmal fast heraustretend aus den Schranken weiblicher Anmuth, doch stets mit besonnener Haltung fast in jeder Frage ein gutes Wort mitzureden verstand." Aber „der Liebling des ganzen Hauses", die kleine „Maus", darf nicht vergessen bleiben, Marie Steingaß, das Kind von Görres' ältester Tochter, die kaum ein Jahr alt schon nach München kam, wo denn der besorgte Großvater ganz regelrechte Bulletins und Aufführungsatteste über die muntere „kleine Marie" nach Frankfurt zu den Eltern hinübersandte. Bald war sie groß geworden, und „nun nimmt die Enkelin, Steingassens heiteres Töchterchen, kein Kind mehr", wie es in einem Briefe Böhmers aus dem Jahre 1844 heißt, „lebhaften Antheil an der Gesellschaft" [1].

Solche Gesellschaft fand sich fast täglich, namentlich des Abends im Görreshause beisammen, die regelmäßigsten Besucher waren die Professoren Phillips und Streber

---

[1] J. Fr. Böhmer. Durch J. Janssen. 2. Bd. S. 66 f., 401.

mit ihren Frauen, der jüngere Windischmann und Döllinger, der Hauptmann und spätere Major Seyfried mit seiner Frau, dann des Königs Leibarzt und Obermedicinalrath Dr. Ringseis. Auch der Hofrath Jarcke kam häufig von Wien herauf längere Zeit zu seinen Freunden nach München hin, und wenn Brentano wieder einmal von der Wanderlust ergriffen wurde, zog er nach München und durfte und wollte selbstverständlich nicht im Görreshause fehlen. Auch Arndts, Möhler, Haneberg und später v. Moy, Ernst v. Lasaulx u. A. waren viel und gern gesehene Gäste.

Zu diesen gesellten sich dann häufig noch ein alter Freund aus früherer Zeit, oder der Träger dieses oder jenes berühmten Namens aus der Fremde, der dem gefeierten Görres auch einmal persönlich nahe zu treten wünschte. Und Alle fanden die gastlichste Aufnahme. Im August 1837 kam Sebastian Brunner, damals noch Student, auf seinen „Spaziergängen und Spazierfahrten in Deutschland und der Schweiz" auch nach München hin, um Görres zu sehen. Ueber seinen Besuch bei demselben erzählt er also: „Ich zog die Klingel am Gartengitter, ein großer Mann im Schlafrock, der eben im Garten, die Hände auf dem Rücken und etwas gesenkten Hauptes lustwandelte, machte auf und fragte um mein Begehr. Ich hatte ihn kaum gesehen, als ich auch schon vollkommen überzeugt war: es müsse Görres selber sein; ich redete ihn demnach mit: ‚Herr Professor' an, und setzte ihm in kurzen Worten meinen Wunsch, ihn persönlich kennen zu lernen, auseinander, und sagte, wie üblich, wer ich sei und woher ich komme. Er fragte mich darnach, ob ich wolle mit ihm in's Zimmer gehen, oder im Garten bleiben. Ich gab zur Antwort, das sei mir gleich, und wenn er schon gesonnen sei, mir einige Minuten zu schenken, so möge er sich ja in seinen Gewohnheiten nicht stören lassen. Er fragte zuerst ziemlich

einsylbig um dieß und jenes. Die Verhältnisse von Wien, besonders die kirchlichen, schienen ihm genau bekannt zu sein, obgleich er niemals dort gewesen. Erst nachdem ich Gelegenheit gefunden, über verschiedene Vorkommnisse des Gespräches meine Meinung auszusprechen, fing Görres an, wortreicher zu werden; er fragte um Veith und andere Notabilitäten der Wiener Gelehrtenwelt, und schien mit meiner Schilderung zufrieden. Während wir auf- und niedergingen, kam ein kleines Mädchen aus der Hausthür in den Garten und verlegte sich mit allem Eifer auf den Fang eines über die Blumen flatternden Schmetterlings. Ich fragte Görres im Vorbeigehen, ob das vielleicht seine Tochter sei. Er erwiderte: ‚Nein, es ist meine Enkelin,‘ dann rief er ihr zu: ‚Du, Du kannst hineingehen, Du wirst ihn nicht erwischen, Du wirst auf die Nase fallen!‘

„Die Worte waren kaum ausgesprochen, als auch die Kleine schon über eine niedere Beetumzäunung fiel; Görres rief nun seine Gemahlin, und die weinende Kleine wurde von der Scene weggeführt. Während der kurzen Dauer dieses Intermezzo's betrachtete ich mir den Garten .... Das Gespräch nahm nach der kurzen Unterbrechung wieder seinen Fortgang. Ueber ein Thema (das hier zu erwähnen nicht nothwendig und gewiß auch ganz nutzlos wäre) kam Görres in besonderen Eifer, er redete in seiner Weise langsam, die Stimme aber wurde voller und gab eine gewisse Anregung kund, während des Redens strich er sich bisweilen die Haare zurück, die Sprache seines Mundes wurde seiner Buchsprache ähnlich, die Gedanken keimten blüthenreich hervor; es sproßten aber keinerlei Rosen und Vergißmeinnicht und derlei duftiges Zeug, es wuchs wie Palmen stämmig und gerade aus dem Boden, oder bisweilen auch wie Aloen, mit breiten bittersaftigen Blättern, an deren Spitzen nirgends der scharfe Stachel mangelte. Nachdem es mir vorgekommen, man dürfe des Guten nicht zu viel

verlangen und den Mann nicht weiter um seine kostbare Zeit bringen, dankte ich ihm für den freundlichen Empfang und reichte ihm ein Albumblatt mit der Bitte, ein paar Worte, oder doch wenigstens seinen Namen zum Andenken an diesen Besuch mir darauf zu schreiben. Er nahm das Blatt schweigend und kopfnickend in die Hand, begab sich in seine Wohnung und brachte es alsogleich wieder; es standen darauf die Worte:

Multa vidi errando, et plurimas verborum consuetudines [1].

Mon. 13. Aug. 1837.

J. Görres.

„Die Stelle ist, wie ich erst später bei einer zufälligen Bibellektüre sah, aus Sirach XXXIV. Cap. 12. v. Ich dankte.... Dann gab er mir, ohne daß ich ihn darum gebeten, verschiedene Empfehlungen für München — da und dorthin, wo es was zu sehen gab, z. B. an Professor Heß, der damals in der Allerheiligenkapelle malte, in welche einzutreten für gewöhnlich nicht erlaubt war, u. s. w.; er bemerkte: ‚Sagen Sie nur: ein Gruß von Görres und man wird gewiß nicht unfreundlich sein!‘ Als ich schon auf dem Wege war, rief er mir nochmals nach, wenn ich nach Wien komme, solle ich ja einen Gruß an Veith nicht vergessen.“

Im Jahre 1836 erschien in München der Convertit Wilhelm Volk, in der literarischen Welt unter dem Namen Ludwig Clarus wohlbekannt, der in seinem „Simeon“ nachfolgende Schilderung von Görres und seinem häuslichen Leben entwirft [2]: „Auf einem Beete links vom Eintritte in den Garten sahen wir einen älteren Herrn im

---

[1] „Vieles hab' ich geseh'n, während ich herumirrte, vielerlei Weisen, zu reden.“

[2] Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers von Ludwig Clarus. I. 311 ff.

Schlafrocke und Pantoffeln, welcher ungeachtet des nicht schwachen Regens unbedeckten Hauptes mit einem Grabscheite die Erde lockerte. Sein Haar, das ehemals röthlich gewesen und nun in braun und grau übergegangen war, hing ihm struppig und unordentlich um den Kopf und in die Stirn hinein. Unter derselben blitzten kleine sprühende Augen nach beiden Seiten. Sonst zeigte das Gesicht keine überraschend interessanten Züge. Es lag aber eine ungemeine Gutherzigkeit darin. Die verhältnißmäßig große Nase und der breite Mund gaben der Physiognomie etwas Ungeordnetes, das die Haltung und Beschäftigung noch erhöhete. Als er uns gesehen, schritt er gegen uns hin und nahm ganz phlegmatisch meine Vorstellung entgegen. Wir wären im Regen stehen geblieben, wenn mein Freund nicht seine Schritte unter den Portikus gelenkt hätte, wo einige Gartenbänke zum Sitzen einluden und der Balkon vor dem Regen Schutz verhieß. Die Frage nach meiner Heimath entwickelte bei Görres, denn der war der alte Herr, eine Folge von ethnographischen und geographischen Erörterungen über Norddeutschland. Allmählich fanden sich Frau Görres, eine starke Dame, die Tochter Marie und der Sohn Guido, ein hübscher, kräftiger, schön gebauter Jüngling, mit einem Albrecht Dürer-Gesichte und langem, blondem Haare unter der Colonnade zusammen. Hier erschien auf einem Tische eine mächtige Schüssel voll Butterbrodschnitten. Ein Jeder langte nach Belieben hinein. Es ward vorausgesetzt, daß auch wir unaufgefordert es thun würden. Ich beging die vermeintliche Unbescheidenheit eines Griffes in die Schüssel und verzehrte ungenöthigt ein Stück Butterbrod. Dieß hatte die Wirkung der Friedenspfeife unter den amerikanischen Indianern. Es stellte sich dadurch ein traulicheres Verhältniß in dem bisher noch etwas steifen Zusammensein ein und ich schied nach einer Stunde, ohne mich noch als den Fremdling zu fühlen, als der ich eingetreten war. Der ganze

Besuch war stehend abgemacht. Es heimelte mich aber dessenungeachtet aus dem friedlichen, wenn auch ziemlich schweigsamen Zusammensein dieser vier Menschen etwas Patriarchalisches an. Görres und seine Frau gemahnten mich an Philemon und Baucis und ich fand diese Aehnlichkeit bei jedem Male, wo ich unter ihrem Dache einige Stunden zubringen durfte, stärker hervortretend."

Die Meisten schon, die in dem traulichen Hause auf der Schönfeldstraße Gastfreundschaft genossen, sind dem „Vater Görres" längst in's dunkle Grab gefolgt, die Wenigen aber, die bisher der Tod noch verschont gelassen, wissen von dem herzlichen, anregenden Wesen, das gleichsam als der Genius des großen Mannes hier im Hause umgegangen, nicht genug zu erzählen und zu loben. Namentlich aber sind es die Sonntag-Abende, die noch in frischester Erinnerung bei ihnen leben. „Alsdann war stehende Soirée im Görres'schen Hause," erzählt Ludwig Clarus weiter, „und jeder Besuch willkommen. Man war auf Thee und Abendessen eingerichtet. An der Mitte der Tafel im Eßzimmer standen zwei hohe Lehnstühle, welche Papa und Mama Görres bei Tische einnahmen. Um sie her gruppirte sich an der Tafel die übrige Tischgesellschaft auf niedrigern Rohr- und Binsenstühlen. Jeder hatte für seinen Platz selbst zu sorgen. Die Wirthe ließen jedem Gast seine Freiheit, sich seine Nachbarschaft auszusuchen. Es war immer wohl auf einige zwanzig Couverts gerechnet. Fremde, welche München besuchten, benutzten diese Soiréen, um sich ungestört der Unterhaltung des gewaltigen Mannes erfreuen zu können, dessen unscheinbares Aeußere die große Celebrität seiner Person bescheiden verhüllte. Man vernahm an dieser Tafel fast alle Sprachen Europas, in denen Görres sich ganz geläufig ausdrückte, obwohl der Koblenzer Dialect, in dem er und seine Familie das Deutsche sprachen, sich auch im fremden Idiome geltend machte.

„Ich traf hier einmal ein paar gerades Wegs vom Berge Sinai kommende Franzosen mit Italienern, Nordamerikanern und Engländern, denen Görres auf alle Anreden in ihrer Muttersprache Bescheid that. Uebel erging es Tischgästen, welche zum Zugreifen und Essen aufgefordert zu werden erwarteten. Diesen hätte es wohl begegnen können, hungrig und durstig vom Tische aufzustehen. Vor je zwei Gästen stand eine Glasflasche mit Bier und eine mit Wein gefüllt, und es ward vorausgesetzt, Jeder würde unerinnert nach dem Tranke greifen, welcher ihm am besten mundete. Görres und seine Frau thaten gar nicht, als ob sie die Wirthe dieser Gesellschaft seien. Sie schienen mit denselben nur wie an fremder Tafel zusammengetroffen zu sein."

Hören wir noch, was Sebastian Brunner über den freundlichen Hausherrn und die gewählte Gesellschaft uns erzählt: „Ich wurde von Görres für den Abend eingeladen. Man versammelte sich in einem Salon des ersten Stockwerks. Ich fand dort Männer beisammen, die als Zierden deutscher Wissenschaft gelten. Freilich haben sie nach Günthers frühern Worten nicht mit dem Chorus gemacht, „was eben jetzt zu gelten scheint", und es vorgezogen, der Ehre Gottes dienstpflichtig zu bleiben, statt sich zu beugen vor den Götzenbildern des Tages. In Gruppen zerstreut besprach man Ereignisse der jüngsten Politik, Erscheinungen der Literatur und dergleichen. Die Statuette des Erzbischofs von Köln: Clemens August, stand auf einem Ofen. Ich erzählte Görres, daß ich ihm vor neun Jahren als Studiosus einen Besuch gemacht; er erinnerte sich im ersten Augenblicke, wie leicht denkbar, nicht daran; es fiel ihm aber nach und nach ein, als ich ihm viele Einzelheiten unseres einstigen Gespräches in's Gedächtniß rief. Ich sprach auch von seiner kleinen Enkelin, die damals Schmetterlinge gefangen. Nach einiger Zeit ging ein Fräulein durch das

Zimmer, Görres deutete lachend auf sie hin und sagte: ‚Da haben Sie sie, die kleine Schmetterlingsdiana, nicht wahr, die ist seither groß geworden?‘ Nach einiger Zeit wurde die Wanderung in's Erdgeschoß angetreten. Hier herrschte ohne Beiziehung verschwenderischen Luxus eine wahrhaft ästhetische Behaglichkeit. Das Gespräch fing hier an, unter der ganzen Gesellschaft so ziemlich allgemein zu werden, der Geist fand hierbei volle Befriedigung und der Leib durfte sich wahrlich auch nicht beklagen. Man konnte hier im gehäbigsten Gefühl einer edlen Gastfreiheit froh werden. Eigenthümliche Lampen, von oben herabhängend und in antiquen Formen gearbeitet, beleuchteten den Speisesaal; eine sinnige Anordnung und ein schönes Ebenmaß that dem Auge überall wohl. Dem ganzen Arrangement schien das Siegel eines für sinnige Ordnung empfänglichen und darnach strebenden Geistes aufgedrückt. Man sah, daß man sich bei einem Manne befand, der außer dem Reden und Schreiben sich auch noch auf's Leben versteht.

„Der Hausherr hieß mich an seine Seite setzen — ich hörte seine Bemerkungen, die er mit halbleiser Stimme vortrug, oft wie leuchtende Raketen zwischen das Gespräch der Andern dareinfahren.

„Leider ist das Meiste, weil entweder auf Personen bezüglich, oder, weil nur vorübergehende unbedeutendere Erscheinungen berührend, zur Veröffentlichung minder geeignet. Uebrigens wußte die Weise seines Ausdruckes Alles interessant zu machen. Es war z. B. von einem Manne die Rede, der sich gleich über jedes Wort beleidigt fühlt. Görres, um anzudeuten, daß der, welcher sich Vieles zu Schulden kommen ließ, auch vieles Gesprochene auf sich beziehen müsse, sprach dazwischen: ‚Dem Kerl thut's natürlich weh, man mag ihn angreifen wo man will, denn er hat Hühneraugen auf dem ganzen Leibe.‘ Derlei sarkastische Notizen und Randglossen machte Görres ohne alle Prätension

er sprach sie mit gedämpfter Stimme, ohne alle Anstrengung, sich bemerkbar zu machen, so daß sie nur von den in seiner Nähe Befindlichen vernommen werden konnten.

„Um 10 Uhr ging die Gesellschaft auseinander. Es war eine sehr kalte Münchner Nacht, und Münchner Nächte sind keine venetianischen. Ich redete beim Gartenthor noch eine Zeit lang mit Herrn Dr. Guido Görres — währenddem promenirte Görres, der Vater, nur mit einem leichten Rock bekleidet und entblößten Hauptes in den Gängen des Gartens; bisweilen hörte man ihn leise husten — er litt eben an einem Anfall von Schnupfen. Als ich gegen Dr. Guido Görres geäußert: ob denn dieß Herumgehen bei nur — 7 oder 8 Grad Reaumur keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit seines Vaters habe, entgegnete er mir: ‚Ach, das ist so seine Gewohnheit, das thut er fast alle Tage, bei halbwegs brauchbarem Wetter.' Mich durchschüttelte der Frost und ich war doch doppelt gepanzert mit zwei Röcken."

Die Schilderung eines anderen Besuches schließt Brunner also: „Im Verlaufe des Abends war Görres sehr heiter, er nahm auch die Bemerkungen, die ich über Gegenstände und Personen in München fallen ließ, gut auf, und gab wohl auch hie und da noch seinen Text darein. Es war leicht, in seinem Kreise sich heimisch zu fühlen. Es wäre Manches über den Geist der Männer zu bemerken, die bei Görres sich einfanden, aber es gibt Vorzüge, die man zu Zeiten nicht gern rühmen hört und das Schweigen hat am Ende auch seine Zeit." [1]

Jene Männer sind nun, wie gesagt, zumeist gestorben, die Zeiten haben sich geändert, und das Schweigen hat am Ende seine Zeit gehabt. Darum also mag eine kurze Charakteristik dieser mit der Geschichte unseres Jahrhunderts eng

[1] Einige Stunden bei Görres. S. 11 ff., 18 ff., 30 ff.

verwobener Männer, die zum Theil mit unserem Görres in innigster Beziehung und regster Wechselwirkung standen, hier um so mehr am Platze sein.

Der intimste Hausfreund war Professor G. Phillips, der gefeierte Historiker und Canonist, welcher als außerordentlicher Professor an der Berliner Universität zum Schrecken des Hofes und der Hauptstadt katholisch geworden und seitdem trotz der vielen gelehrten und Aufsehen erregenden Publikationen des preußischen Ministers Altenstein Gunst und Gnade für immer verscherzt hatte.

Er folgte darum mit Freuden einem Rufe König Ludwigs an die Universität nach München, wo er bald schon mit Görres und seiner Familie herzlich befreundet und nebst seiner frommen Frau wie ein Glied derselben betrachtet und behandelt wurde. „Es ist nicht möglich," sagt Ritter von Meyer in seinen Erlebnissen [1], „sich einen lebendigeren, geistreicheren Gesellschafter zu denken, als Herrn Phillips, wenn er, was beinahe immer der Fall war, sich bei guter Laune befand und besonders im Freundeskreise im Görres'schen Hause seinen Humor gegen Fräulein Marie Görres ausließ, die herrliche Tochter mit dem männlichen Geiste des Vaters, welche dem kleinen, lebendigen, an Geist und Neckerei übersprudelnden Manne nie eine Antwort schuldig blieb und alle seine geistreichen humoristischen Ausfälle trefflich, zum Ergötzen aller Anwesenden, die an diesem Wettkampfe Antheil nahmen, zu pariren verstand."

Wenn man von Phillips redet, darf man Jarcke nicht vergessen, der gleich jenem schon als junger Privatdocent in Bonn zur katholischen Kirche zurückkehrte, nach Berlin berufen wurde, mit Phillips in treuer bis zum Tode währen-

---

[1] Erlebnisse des B. Ritter von Meyer. Von ihm selbst verfaßt und abgeschlossen. Herausgegeben von dessen Sohne Bernh. Ritter von Meyer. Wien, Sartori, 1875. Erster Bd. S. 305.

der Freundschaft sich verband, hier unter dessen Mitwirkung das berühmt gewordene „Politische Wochenblatt“ herausgab und 1832 vom Fürsten Metternich als Rath in außerordentlichem Dienst bei der k. k. Hof- und Staatskanzlei in Wien ernannt wurde. Durch Freund Phillips wurde er auch mit Görres und dem Münchener Gelehrtenkreise bekannt, und vielmals trieb es ihn von Wien her in deren Mitte nach München. Jarcke war ein sehr fleißiger, scharfsinniger Gelehrter, ein überaus feiner, fähiger Politiker und gehört als Schriftsteller unbestritten in die erste Reihe. Nicht minder aber war er tiefgläubiger Katholik. Das Studium des Strafrechts hatte ihn auf Ursprung der Sünde und Zweck der Strafe und dann auf das große Sühnopfer auf Golgatha hingewiesen. Die Gnade führte ihn weiter und schuf ihn endlich zu einem jener seltenen Männer um, die mit eminenter Gelehrsamkeit die tiefste Frömmigkeit verbinden und nicht nur ihr Leben lang gegen die Irrthümer mit der Feder zu streiten, sondern auch für die Irrenden zu beten verstehen. Von allen Gebeten liebte er am meisten das des Rosenkranzes, was jedenfalls in seiner großen Liebe zur seligsten Gottesmutter seinen Grund hatte. Mit der rührendsten kindlichsten Liebe hing er an ihr und ihr Name wich nie aus seinem Herzen, noch aus seinem Munde; ihr trug er alle seine Leiden und Freuden vor, sie hat er an allen ihren Gnadenorten besucht und ihrer Hülfe und Erhörung war er immer gewiß. Diesen treuen Dienst hat ihm Maria auch im Tode reichlich belohnt. So erzählt uns Phillips in seinem Nachruf an den hingeschiedenen Herzensfreund. Görres wußte diesen Mann gar wohl zu schätzen und liebte vor Allem seine Unterhaltung. Wenn der feingebildete Major Seyfried, der im Görreshause nur „der Hauptmann“ hieß, oder aber Freund Jarcke in der Gesellschaft den Sprecher machte, dann hörte „Vater Görres“, so erzählte uns eine Theilnehmerin an jenen Abend-

cirkeln und intime Hausfreundin der Familie Görres, mit vorgeneigtem Haupte und gespannter Aufmerksamkeit dem anregenden, geistreichen Erzähler zu. Derselbe besaß aber auch alle nöthigen Eigenschaften eines solchen: geistige Regsamkeit, warme Empfindung, rasche Auffassung und einen frischen, zuweilen in schneidenden Sarkasmus übergehenden Humor, der in Verbindung mit einem tiefen religiösen Ernste dem gesprochenen Worte Geist und Leben gab [1].

Gleich lebendig und geistig anregend war ein anderer fleißiger Besucher der Abendgesellschaften, der Obermedicinalrath Dr. J. N. Ringseis, Leibarzt des Königs Ludwig. Schon als Student in Landshut fühlte er zu Görres, der damals in Heidelberg dem flachen schalen Wesen seiner Zeit gar ritterlich zu Leibe ging, sich mächtig hingezogen, und als der hochverehrte Meister dann nach München kam, war Dr. Ringseis der Ersten einer, der im Hause Görres Freundschaft suchte und fand. Seine ritterliche und echt katholische Gesinnung, das Feuer der Begeisterung, das im Fluß der Rede aus Mund und Augen sprühte, das Edle und Anspruchslose seines ganzen Wesens machten ihn vor Allen dem alten Görres lieb und werth, und rührend ist die Besorgniß, die für den einst schwer erkrankten jüngeren Freund jener in seinen Briefen an den Tag gelegt. Obgleich Ringseis damals längst die Jugendschuhe ausgetreten hatte, wob und wogte doch noch ein gut Theil der jugendstürmischen Begeisterung in seiner Brust, von der Bettina Arnim in ihrem merkwürdigen Buche: „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ also schrieb: „Mehrere der geliebtesten Schüler Savignys (ihres Schwagers, damals Professor in Landshut) begleiteten uns bis Salzburg. Der erste und

---

[1] Vgl. über Phillips und Jarcke D. A. Rosenthals „Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert“. Ersten Bandes erste Abtheilung S. 412 ff. und 478 ff.

älteste, Nepomuk Ringseis, ein treuer Hausfreund, hat ein Gesicht wie aus Stahl gegossen, alte Ritterphysiognomie, kleinen scharfen Mund, schwarzen Schnurrbart, Augen, aus denen Funken fahren, in seiner Brust hämmerts wie in einer Schmiede, will vor Begeisterung zerspringen, und da er ein feuriger Christ ist, so möchte er den Jupiter aus der Rumpelkammer der alten Gottheiten vorkriegen, um ihn zu taufen und zu bekehren." — „Der Mann verstand es, Alles um sich herum zu beleben," erzählt Ritter von Meyer. „Ich habe zu diesem Manne, wie kaum zu einem Andern in meinem ganzen Leben, immer mit einer tiefen Verehrung hinaufgeblickt; ein herrlicher Gatte, ein Muster von einem Hausvater, ein Charakter, rein wie Gold, unbeugsam wie Stahl, ein christlicher Philosoph voll des tiefsten universellsten Wissens, ein praktischer Arzt mit den reichsten Erfahrungen und den gründlichsten Wissenschaften, ragte er in einer Größe unter seinen Zeitgenossen und selbst im Kreise der so bedeutenden Männer, die München damals beherbergte, hervor, daß seine Feinde nur mit schalen Witzen seine Verkleinerung zu versuchen wagten, seine Freunde aber zu ihm wie zu ihrem Rathgeber, Lehrer und Vater emporblickten."

Ein ehrwürdiger Greis nun von über 90 Jahren steht er da wie ein alter wetterfester Thurm, an dem die wilden Stürme längst vergangener Zeiten spurlos dahingegangen sind, eine lebendige Erinnerung aus alten schönen Tagen nationaler und kirchlicher Erhebung, wie harter, glänzendweißer Marmorstein stets sich gleich geblieben als Patriot und glaubenstreuer Katholik, und so das beste und getreueste Abbild unseres Görres [1].

Eine Erscheinung ganz anderer Art im Münchener Freun-

---

[1] Vgl. Erinnerungen von Dr. v. Ringseis. Hist.-pol. Bl. LVI und LVII.

deskreise war Professor Streber. Eine stille, tief in sich selbst zurückgezogene Natur, trotz seines ausgebreiteten Wissens überaus bescheiden, hörte er lieber den Gesprächen seiner Freunde zu, als daß er selber lebhaften Theil daran genommen hätte. Wenn er aber einmal sprach, dann flossen klare, feingewählte, goldene Worte aus seinem Munde, die von seiner inneren Gediegenheit deutlich Kunde gaben. Streber war vormals Custos des königlichen Münzkabinets und von C. Brentano als „einen talentreichen, religiösen und in seinem Fache allen Symptomen nach ausgezeichneten jungen Mann“ Görres' Fürsorge empfohlen worden, „damit bei seiner einsamen Wissenschaft und Münzguckerei auch Sonnenschein und Goldtinktur lebendig in ihm bleibe“. Der junge stille Mann fand denn auch bei Görres und seiner Familie schon bald viel Liebe und Freundschaft, die wenige Jahre später durch verwandtschaftliche Bande, wenn wir so sagen dürfen, noch mehr befestigt wurde, als nämlich Streber im October 1835 die Tochter des alten Dietz in Koblenz, fortan vertraute Hausfreundin im Görreshause, als seine Gattin heimführte. Nun kam auch wohl der fromme Dietz vom breiten Rhein zur grünen Isar hin, um dort sein Kind zu sehen und auch dem alten Herzbruder Görres wieder einmal in's treue Auge zu blicken.

Eine andere ganz eigenartig ausgeprägte Erscheinung in Görres' gastlichem Hause war der junge Ernst von Lasaulx, der Frau Görres Schwesterkind, aus Koblenz. Schon in den zwanziger Jahren war er als Student von Bonn nach München übergesiedelt, um hier an der schnell in Flor gekommenen Hochschule seinen brennenden Wissensdurst zu löschen, wo sein Oheim Görres mit den Vorträgen über Philosophie der Mythologie und Universalgeschichte, Franz von Baader mit seiner tiefen Speculation und Schelling mit seiner Theorie von den Weltaltern verdientes Aufsehen erregten. Dann trieb's ihn in die weite Welt nach

Rom und nach Jerusalem, um dann auf diesem Umweg als Professor der classischen Philologie an der Würzburger Universität sich niederzulassen, von wo er 1844 in gleicher Eigenschaft nach München hin berufen und hier natürlich im Hause seines Oheim einem Familiengliede gleich behandelt wurde. Lasaulx ist in der literarischen Welt als großer Kenner des Alterthums und feinsinniger Aesthetiker bekannt und hat im Frankfurter Parlament mit Kraft und Beredsamkeit die conservativen und katholischen Principien gegen die herrschende „Lausbubokratie“ des Tages zu vertheidigen verstanden. Er war, wie Redwitz von ihm singt, ein „Meister klarer Rede“ und „schneidig Kämpenherz“, ein „kunstdurchklärter Geist“ und „Herr in der Weisen Wissen und in der Schönheit Reich“. Ein durch und durch männlicher Charakter, paßt ganz auf ihn das Motto, welches Guido Görres einst einem jungen Freunde in's Stammbuch schrieb: Die Zeit brauche ganze Männer, die sich eher in Stücke hauen ließen, ehe sie ein Haar breit weichen. Er kannte nur Hassen und Lieben, sagt H. Holland von ihm [1], aber kein neutrales Mittelunding; wer nicht das Schlechte zu hassen vermöge, sei nicht im Stande, das Gute unendlich zu lieben. Daß unser Görres an dem tüchtigen und entschiedenen Wesen seines Neffen große Freude hatte, läßt sich begreiflich finden.

Ein besonders gern gesehener Gast im Hause Görres' war auch der liebenswürdige Möhler, dem namentlich die gute Frau des Hauses mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt überall entgegenkam. Den ruhmgekrönten Verfasser der „Symbolik“, den demüthigen und bescheidenen Priester, bei dessen erstem Anschauen der entschiedene Ausdruck „durchgängiger Virginität“ einem schon entgegentrat, hatte ein

---

[1] Erinnerungen an Ernst von Lasaulx. Von Dr. H. Holland. München, 1861.

Ruf des Königs von Tübingen weg an die Hochschule nach München befördert, um hier Kirchengeschichte und Exegese vorzutragen. Aber bald schon wurde Möhler, der in seinem Berufe „das Leben einzusetzen verlangte für die Kirche als Lehrer der deutschen Jugend", von der damals grassirenden Cholera befallen und vom Lehrstuhle fern gehalten. Nachdem dann einige Genesung eingetreten war, zog er zur Kräftigung seiner Gesundheit hinauf zum Süden nach Meran in Tirol und der alte Görres empfahl ihn an seinen werthen Freund Joseph von Giovanelli als „einen überaus braven, wackeren, feinfühlenden, für Alles empfänglichen Mann". Von Meran aus mußte dann der kranke Möhler an die für ihn so mütterlich besorgte Frau Görres in München über den Stand seiner Gesundheit Nachricht geben. Er that es um so lieber, da „Ihr Haus", wie er schreibt, „zugleich der Vereinigungspunkt beinahe aller meiner Münchener Freunde und Bekannten ist" und so auch diese dann erfuhren, daß und wie er lebe. Nach München zurückgekehrt, begann er wiederum seine Vorlesungen, aber eine neue Erkrankung zwang ihn, sie auszusetzen, bis endlich der Tod (12. August 1838) seinem edlen, rastlos strebenden Leben für immer ein Ende machte. Tiefen Schmerz im Herzen, trugen die Münchener Freunde ihn zu Grabe und legten auf dasselbe die schönen Worte nieder: „Defensor Fidei, Litterarum Decus, Ecclesiae Solamen" (Vertheidiger des Glaubens, Zierde der Wissenschaft, Trost der Kirche). Vater Görres aber schrieb dem allzu früh verschiedenen jungen Freunde, der eben erst ein Vierziger geworden war, in den Historisch-politischen Blättern einen warmen, wehmuthsvollen Nachruf [1].

[1] Histor.-pol. Blätter I. 129. — Vgl. außerdem: Johann Adam Möhler. Ein Lebensbild, herausgegeben von Pius Bonifacius Gams. Regensburg, Manz, 1866; und Reithmayrs Lebensskizze Möhlers in der 5. Aufl. der „Symbolik".

Den eigentlichen Anstoß zu Möhlers Berufung nach München hatte sein College Professor Döllinger gegeben. Damals gingen beide Männer noch dieselben Pfade, und jetzt, wie weit würden nicht da ihre Wege sich scheiden! Damals freilich war Döllinger eine Stütze des Katholicismus in Baiern und in Deutschland. Mit einer eminenten Gelehrsamkeit verband er ein auch offen an den Tag gelegtes Streben und Kämpfen für die Kirche und ihre Rechte, und noch ist es nicht vergessen, wie er im Revolutionsjahre 1848 in der Paulskirche als schlagfertigsten Redner den Angriffen der Kirchenfeinde gegenüber sich erwiesen. Da nun aber Alles, was an Geist und katholischer Gesinnung in München hervorragte, im Görreshause sich zusammenfand, so ward auch Döllinger bald regelmäßiger Besucher der interessanten Abendcirkel. Dort hatte der geächtete Sonderbundsflüchtling Ritter von Meyer kurz nach erfolgtem Hinscheiden des alten Görres Gelegenheit, den Mann sich genauer in's Auge zu fassen. „Er bildete," so erzählt er [1], „einen scharfen Contrast zu den Uebrigen, die sich gewöhnlich dort trafen; trocken in seinem ganzen Benehmen, schneidend in seinen Aeußerungen, war über sein ganzes Wesen ein Hauch eisiger Kälte ausgegossen.... Tagtäglich im Hause Döllingers bei meinem jungen Freunde (Lord Acton) mich einfindend, hatte ich im Laufe eines vollen Jahres Zeit und Gelegenheit, den angestaunten Mann vollständig kennen zu lernen. Mein Urtheil über ihn sprach ich in wenigen Worten aus: ‚Döllinger,' so lautete es, ‚ist nur ein halber Mensch!' Wenn man mich befremdet über diesen sonderbaren Ausspruch um nähere Erklärung ersuchte, so gab ich diese dahin ab: ‚Ich habe nie einen Menschen in meinem Leben angetroffen, dessen Verstandesthätigkeit eine so riesige Entwicklung genommen, wie dieß bei Döllinger der Fall

[1] Erlebnisse u. s. w. I. 312, 314 f.

war; sie ist bei ihm aber auch der ganze Mensch, und jene andere herrliche Seite des menschlichen Geistes, das Gemüth, das Gemüthsleben, fehlt ihm gänzlich.'... Niemand, der wie ich in der Lage war, Döllinger genau zu beobachten und kennen zu lernen, wird sich über seinen tiefen Fall wundern; es bedurfte nur eines Anlasses, wo die Hoffahrt des Geistes dieses Mannes mit dem eiskalten Herzen verletzt wurde, auf daß er sich empöre und selbst der Auctorität, unter deren Fahne er bisher gefochten, den Krieg erkläre."

Seitdem der unglückliche Mann sein feindlich Geplänkel gegen Rom begonnen und dann offen zum Häresiarchen sich aufgeworfen hat, haben die meisten seiner früheren Freunde ihm den Rücken gewandt. Auch unser Görres würde sonder Zweifel sofort mit Döllinger gebrochen haben, wenn noch zu seinen Lebzeiten dessen offener Abfall von der Kirche vor sich gegangen wäre.

Doch wenden wir uns von dieser dunklen, traurigen Erscheinung zu einer helleren, lichteren Persönlichkeit im Görres'schen Kreise. Im Jahre 1833 war Fritz Windischmann, der Sohn des trefflichen, treu katholischen K. J. H. Windischmann, damaligen Professors in Bonn und alten Freundes unseres Görres, als Student der Theologie nach der Münchener Hochschule gekommen. Wie früher Guido Görres in seinen Studienjahren zu Bonn im Hause Windischmanns als Kind und Familienglied aufgenommen und behandelt worden war, so fand nun auch der junge, liebenswürdige Windischmann im Görreshause die liebevollste Aufnahme. Heiter lautet die Kunde, welche Görres über die Sympathie, die jener bei der kleinen Marie Steingaß gefunden, an seine Tochter nach Frankfurt hinübersendet. „Windischmann," schreibt er im Februar 1833, „hat sie besonders liebgewonnen und er ist ihr ‚lieber Fritz' und er muß ihr die Suppe geben, wenn er beim Souper zugegen,

wobei jeder Löffel irgend Jemand zu Ehren zu sich genommen wird.“ Am 13. März 1836 zum Priester geweiht, wurde Windischmann im Jahre 1838 nach Möhlers Hinscheiden zum Professor des Kirchenrechts und der neutestamentlichen Exegese an der Münchener Universität ernannt, 1839 zum Domcapitular, 1842 zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften und endlich 1846 zum Generalvikar der Münchener-Freisinger Diöcese befördert. Der gelehrte, fromme Priester erfreute sich im Kreise seiner Freunde der höchsten Liebe und Achtung; vor Allem aber war es Jarcke, der bei jedem Anlasse dem Sohne seines Wohlthäters, dessen herzlichem Verkehre in Bonn er so unendlich viel zu danken hatte, mit der opferwilligsten Freundschaft entgegenkam[1].

Außer den Genannten erfreuten sich noch eine Reihe anderer Gelehrten, Staatsmänner, Literaten und Künstler der gastlichen Freundschaft im Görreshause, namentlich der fromme und gelehrte Daniel Haneberg, der seit 1844 Docent der alttestamentlichen Exegese und der biblisch-orientalischen Sprachen an der Münchener Hochschule, dann zehn Jahre später Abt im Benedictinerstift St. Bonifaz in München, nun den Bischofsstuhl in Speier ziert. Haneberg wurde bald im Hause seines hochverehrten Lehrers einer der vertrautesten Freunde, der später dann sowohl an des Vaters wie an des Sohnes und der Tochter (Marie) Grabe die Gedächtnißrede hielt. Durch die Güte des Fräulein Marie Görres befindet sich der hochwürdige Herr Bischof in dem Besitze eines kostbaren Andenkens an seinen großen Meister, des zweibändigen persischen Lexikons, welches Görres zu seiner berühmten Uebersetzung des Schah-Nameh benutzt hat.

---

[1] Vgl. F. H. N. Windischmann. Ein Bild seines kirchlichen Wirkens und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Von Dr. M. Strodl. München, 1862.

Wir nennen weiterhin den kernigen Ludwig Arndts, der 1839 als Professor der Rechte nach München berufen und mit seiner feingebildeten Frau, Bertha Arndts, einer Freundin der westfälischen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff und selber dichterisch thätig, im Görres'schen Freundes- und Familienkreise schon bald bekannt und heimisch wurde.

Auch die Professoren E. v. Moy, Docent des Staatsrechtes und Schwiegersohn von Görres' vertrautem Freunde Joseph v. Giovanelli, Höfler, der bekannte Historiker, Reithmayr, Möhlers Herzensfreund, H. Klee, der speculative Dogmatiker, H. Hofstätter, nachheriger Bischof von Passau, ferner der geistvolle und unterhaltende baierische Diplomat Baron von Obercamp, der Staatsrath und nachheriger Vorstand der Akademie der Wissenschaften Freiherr Max von Freyberg, Hofrath von Bayer, sowie der spätere Oberstkämmerer Graf Franz Pocci, eine wahre Künstlernatur und intimer Freund Guido Görres', weiterhin die gefeierten Künstler Cornelius, H. Heß, Steinle und Schlotthauer, der eigentliche Hausvater der Malerakademie, wie Brentano ihn nennt, von seinen damaligen Schülern endlich Professor Sepp, Dr. Strodl u. A. — sie alle besuchten gern und oft das gastliche Haus auf der Schönfeldstraße.

Doch einen unter ihnen dürfen wir nicht vergessen, der seit seiner Jugendzeit schon in Freundschaft, Liebe und Verehrung und oft auch gleichem Geschicke mit unserem Görres die Lebensbahn durchlaufen hat, den wundersamen, einzigen Brentano. Als er 1835 bei seinem Freunde M. Diepenbrock in Regensburg das „bittere Leiden" nach den Gesichten der gottseligen Anna Katharina Emmerich vollendet hatte, begab er sich zu seinem geliebten Freunde nach München. „Ich vereinsame und versaure mannigfach in schwarz hypochondrischer stummer Umgebung und muß mein Herz

etwas erfrischen", hatte er an Görres geschrieben[1]. Um diesem jedoch nicht im Geringsten lästig zu fallen, miethete er sich bei Professor Schlotthauer ein. „Ganz in seiner originellen Weise," schreibt P. J. B. Diel[2], „erschien er dort eines Abends und fragte nach dem Hausherrn. Derselbe war abwesend, und nun stellte Clemens der einfachen frommen Hausfrau in dürren Worten sein Gesuch um Aufnahme vor. Sie wies ihn zurück, weil aller Raum bereits vergeben sei. Aber der Dichter ließ sich nicht einschüchtern, behauptete, man habe dennoch Platz für ihn, da er wenig bedürfe; er sei arm, krank und verlassen, die Andern könnten leicht überall ein Unterkommen finden. Da er jedoch keine Zusicherung erhielt, suchte er Herrn Schlotthauer noch am selben Abend auf, richtete an ihn die gleiche Bitte und erschien dann, ohne seine Zustimmung erhalten zu haben, am folgenden Morgen mit sämmtlichem Gepäck vor dem Hause. Wohl oder übel mußte man sich zufrieden stellen; die besten Zimmer wurden ihm eingeräumt und Brentano richtete sich nach seiner Weise ein."

Der seltsame Bewohner theilte mit seinen frommen Hausleuten den „mäßigen Tisch" und verbrachte einen großen Theil des Tages auf die Ausarbeitung seiner Schriften. Des Morgens um elf Uhr jedoch ging er regelmäßig in die heilige Messe zur Hospitalkirche und von da zum Trödelmarkte, um womöglich Antiquitäten für seine Bücher und Kunstsammlung anzukaufen. In der Dämmerung betete er gewöhnlich in seinem Zimmer auf- und abschreitend den Rosenkranz, wobei er häufig Thränen vergoß. Dann nahm er Stock und Hut und wanderte zu seinem Freunde in die

---

[1] Ges. Briefe III. 418.

[2] Stimmen aus Maria-Laach. III. Bd. 556. — Vgl. auch die den gesammelten Briefen Brentanos vorangestellte Lebensskizze. I. S. 1—98.

Schönfeldstraße. „Einen treuen Herzensfreund," heißt es in einem seiner Briefe, „habe ich an Görres, der hier in allgemeiner Verehrung steht, und wie von je eine liebevolle Gastfreiheit und Milde ausübt, die nur bei Herrn Dietz in Koblenz ähnlich zu finden ist. Alle legitim und katholisch gesinnte Männer besuchen sein Haus und sind im wahren Worte Hausfreunde, und lebte er nicht hier, so würde München für viele Menschen ein gewöhnlicher Ort."[1] Brentano war das interessanteste, Witz und Humor sprühende Element im Görres'schen Freundeskreise. Wenn er anhub, eine lustige Schnurre oder köstliche Erzählung zum Besten zu geben, ward Alles in der Runde still und aufmerksam. Dann hob sein ganzer Körper sich, das Haupt mit den dunkelgrauen Locken wogte langsam hin und her, aus dem sonnenverbrannten Gesichte leuchteten unter finstern, buschigen Brauen her ein paar wundervolle dunkle Augen, ein ausdrucksvolles Mienenspiel und lebhafte Gestikulationen verliehen dem Ganzen den Reiz der Frische und dramatisches Leben, und aus dem schöngeformten Munde strömten klangvoll und ungezwungen die geist- und witzreichsten Worte, so daß nicht selten die ganze Gesellschaft von der unvergleichlichen Humoristik hingerissen wurde und ein Sturm krampfhaften Lachens der Erzählung ein unfreiwilliges Ende machte. Nicht selten aber auch wußte er in ganz entgegengesetzter Weise durch eine traurige poesiedurchtränkte Erzählung bis in's Herz hinein zu rühren, oder er saß ganz still in sich gekehrt wie ein Stummer an einem Ende der Tafel, um plötzlich dann Diesem oder Jenem, der zu lange sprach oder auch wohl besser ganz geschwiegen hätte, über den Tisch hinüber eine laute derbe Wahrheit an den Kopf zu werfen. Wer ihn nicht kannte, mochte freilich anfangs sich beleidigt

---

[1] Brentanos Ges. Briefe II. 291.

fühlen; rasch aber warf der alte Görres dann ein freundlich versöhnendes Wort dazwischen und der Beleidigte ward wieder gut und der Clemens auch.

Brentano zog erst kurze Zeit vor seinem Tode mit seinem Bruder Christian nach Aschaffenburg, wo er in echter Christenweise am 28. Juli 1842 sein vielbewegtes und geprüftes Leben beschloß. Möchte bald eine umfassende Biographie dem Andenken des beispiellos geschmähten großen Dichters voll und ganz gerecht werden!

Nicht bloß für die großen Männer, welche München beherbergte, sondern auch für die aus weiter Fremde war das gastliche Görreshaus ein Ziel- und Sammelpunkt. Der edle Böhmer kam häufig von Frankfurt herüber, ward, wie immer, von Allen „mit herzlichstem Wohlwollen behandelt" und verlebte dort „sehr glückliche Stunden". Er war aber auch „voll von Dank für das Wohlwollen, welches ich in Ihrem Hause immer gefunden habe."[1]

Auch die früheren Freunde M. und S. Boisserée erschienen ab und zu in München.

Der Nestor unserer Canonisten, Geheimer Justizrath Ferdinand Walter, der bereits seit 1819 als gefeierter Lehrer die Bonner Hochschule ziert, war zu verschiedenen Malen Gast im Görreshause. Bei Aufzeichnung der Erlebnisse seines langen Lebens hat er die Gelegenheit wahrgenommen, dem großen Manne mit folgenden Worten seine dankbare Erinnerung auf das Grab zu legen: „Einen großen Reiz und Genuß gewährte uns aber dieser Aufenthalt (in München) durch den Kreis der ausgezeichneten und bedeutenden Männer, die wir dort antrafen oder die ab und zu kamen. Das Haus des alten Görres mit seinen begabten Kindern, Sohn und Tochter, bildete einen Mittelpunkt, wo

---

[1] Vgl. J. Fr. Böhmer. Durch J. Janssen. 2. Bd. 388, 401.

wir die genußreichsten Abende verbrachten. Und unter Allen ragte er, die geistige Riesengestalt, mit dem breiten Schwerte in der Hand, an Ernst und Scherz, Kraft und Witz hervor. Durch seinen 1848 erfolgten Tod ging uns und der Welt viel verloren." [1]

Auch manche Söhne durch Adel oder Gesinnung hervorragender Eltern, die in München ihren Studien oblagen, kamen mit Görres in nähere freundschaftliche Verbindung. Wir nennen von vielen nur die beiden westfälischen Barone von Ketteler, von denen der ältere vorher Referendär an der Regierung zu Münster, der zweite Husarenlieutenant in Düsseldorf gewesen war, und die alsdann beide im Anfange der vierziger Jahre an der Universität zu München dem Studium der Theologie sich widmeten. Der erstere, Wilhelm Emmanuel, wirkt seit dem Jahre 1850 als Nachfolger des hl. Bonifacius auf dem Bischofsstuhle zu Mainz zum Heile seiner Diöcese und ganz Deutschlands. Der Jüngere starb als P. Bonaventura und Guardian der Capuciner.

„Man darf sagen," so äußerte sich einst Abt Haneberg, „daß selten ein in der katholischen Welt durch Wissenschaft oder Stellung bedeutender Mann hier durchkam, ohne Görres zu besuchen." Und nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus fremdem Lande kam man nach München, um „Vater Görres" zu sehen. Im Jahre 1832 erschien über Rom aus Frankreich her das ehemals glänzende Dreigestirn am Himmel der katholischen Welt: Lamennais, Montalembert und Lacordaire, in München; auch sie fanden in dem berühmten Hause auf der Schönfeldstraße viel Liebe und gastliche Freundschaft. Es war gerade zu jener Zeit, als die religiös-politischen Grundsätze des „Ave-

[1] Aus meinem Leben. Von Ferdinand Walter. Bonn, 1865. S. 318.

nir", des Organs der drei genannten Männer, von Rom verworfen wurden, dies aber noch nicht bekannt geworden war. Eines Tages hatten Görres und die übrigen Gelehrten und Künstler Münchens den berühmten Gästen zu Ehren ein Banquet vor den Thoren der Stadt veranstaltet. Gegen das Ende des Mahles, erzählt P. Lacordaire in seiner Selbstbiographie [1], wurde Lamennais gebeten, auf einen Augenblick hinaus zu kommen, und ein Bote brachte ihm vom apostolischen Nuntius ein Paquet mit dem Siegel der Nuntiatur. Er warf einen Blick hinein und sah, daß es die Encyclica des Papstes Gregorius XVI. vom 15. August 1832 enthielt. Ein flüchtiges Durchlesen des päpstlichen Erlasses überzeugte ihn gar bald, daß er die Lehren des „Avenir" in einem keineswegs günstigen Sinne besprach. Sein Entschluß war sogleich gefaßt, und ohne die Tragweite des päpstlichen Erlasses genau zu prüfen, erklärte er uns beim Fortgehen mit leiser Stimme: „Soeben erhalte ich eine Encyclica vom Papste, die wider uns ist. Wir müssen uns ohne Zögern unterwerfen." Sobald er in seiner Wohnung angekommen war, schrieb er sogleich in einigen Zeilen, kurz, aber entschieden, einen Akt der Unterwerfung, womit der Papst zufrieden gestellt war. Görres hatte natürlich von dem löblichen Willen Lamennais' Kunde erhalten und schrieb unter dem versöhnlichen wohlthuenden Eindrucke folgende milde Worte über ihn an Domdekan Bock in Solothurn: „Abbé de Lamennais war die letzten drei Wochen bei uns, ein braver, milder, gerechter, wackerer, religiöser Mann, wenn auch etwas vorgefaßte Meinungen, eine Anzahl absoluter übertriebener Gedanken und einige eigensinnig beharrliche Vorurtheile sich der honorablen Gesellschaft bei-

---

[1] Das Testament des Pater Lacordaire. Herausgegeben von dem Grafen von Montalembert, übersetzt von Dr. M. Jocham. Freiburg, Herder, 1872. S. 36 f.

gesellt. Er ist hier freundlich von uns aufgenommen worden und hat sich ungemein an dem hiesigen Wesen erfreut. Ihn hat hier der Schlag der Litera encyclica ereilt, und die Weise, wie er sich dabei benommen, hat ihn mir erst recht achtbar gemacht. Er wird sich unterwerfen und zurücktreten, und nun erst wird sein Entschluß in allem Guten recht befestigt sein." [1]

Görres konnte nicht ahnen, daß schon so bald der stolze Franzose der ersten besseren Regung ungetreu vom Glauben und der Kirche abfallen werde. Lacordaire und Montalembert hatten sich übrigens, wenn auch mit großen Schmerzen, von ihrem Meister und seinen falschen Lehren losgesagt. Letzterer war in der Folge noch mehrmals für längere Zeit im Görreshause auf Besuch, einmal im Geleite des frommen Kunsthistorikers Rio, denen Görres dann bei ihrer Abreise eine Empfehlung an die Gebrüder Grimm in Göttingen mitgab. „Montalembert lebt ruhig hier," schrieb Görres im Februar 1833 an seine Tochter, „studirt und arbeitet viel und einige fixe Ideen, die sich in ihm coagulirt, fangen an, aber ganz langsam, sich aufzulösen." [2] Im Jahre 1836 hatte Montalembert sich mit einem Sproß aus dem erlauchten Hause der Merode verheirathet. Görres übermittelte ihm seine und seines Hauses herzlichen Glückwünsche, worauf der liebenswürdige, feine Graf in einem sehr schmeichelhaften französischen Briefe mit der deutschen Ueberschrift: „Geliebter, verehrtester Freund", ihm seinen herzlichsten Dank ausspricht, dessen „freies und väterliches Urtheil" über sein „Leben der hl. Elisabeth" zu hören wünscht, sich dem Gebete der Frau Görres und seiner ganzen Familie mitsammt den beiden Marie's empfiehlt und allen Münchener Freunden, Phillips, Döllinger, Ringseis,

---

[1] Ges. Briefe III. 404.
[2] Ges. Briefe I. 332.

Schlotthauer und vor Allen Clemens Brentano tausend Grüße zu übermitteln bittet.

So haben wir eine lange Reihe berühmter Männer, Gelehrte und Künstler, hervorragende Diener der Kirche und des Staates, an unsern Augen vorüberziehen lassen, bedeutende, gleichmarkige Charaktere, alle groß an Geist, die meisten auch an Tugend und Charakter; über allen aber steht der große Görres, um welchen, gleich wie Soldaten um den Feldherrn, sie sich schaaren, dessen Liebe und Freundschaft ihnen über Alles gilt und von dessen Worten sie mit Feuermuth beseelt von Neuem in die Welt zurückkehren zum Kampfe für das Gute gegen alles Böse. Das ist Görres und seine Tafelrunde.

XXIX.

Politisches. — Die Münchener „Eos“. — Cholera.

Mit König Ludwig I. sollte für Baiern, so hatten alle Gutgesinnten gehofft, eine neue bessere Aera heraufsteigen. Und wirklich brach auch in politischer wie kirchlicher Beziehung vielfach eine bessere Zeit herein. Aber noch immer mochte man nicht ganz mit den alten traurigen Traditionen brechen, die Land und Volk ja so bequem am Gängelbande führen und die gefürchtete Kirche in strenger Subordination zu halten lehrten. Auch war der König nicht der Mann, wie ihn die Zeit nothwendig gefordert hätte, der nur durch kühnes Handeln und rasches Durchgreifen, beides auf dem Grunde kernfester Ueberzeugung, geholfen werden konnte. Wohl hatte Ludwig warme Sympathien für ein freies, großes Volk und das Wohl der Kirche, wohl trugen und drängten hohe Ideale seine Seele zu manchem großmüthigen Opfer; doch mit bloßen Sympathien, mit Idealen, die mehr in dem Sinn für das Schöne und in der Phantasie gegründet sind als vielmehr auf einer klaren, selbstbewußten

Ueberzeugung ruhen, wie es bei ihm der Fall, ist es bei weitem nicht genug gethan. Auch war er viel zu eigenwillig und zu sehr auf das erpicht, was er einmal in seiner Phantasie als gut und recht sich ausgemalt, als daß er einsichtigerem Rathe gefolgt und nachgegeben hätte. Auch vermochte er den Einflüssen der Freunde und Diener der früheren Regierung, die er noch immer in seiner Nähe beließ, nicht ganz sich zu entziehen.

Die Katholiken sahen längst nicht Alles in Erfüllung gehen, was frohe und sicher auch berechtigte Hoffnung ihnen vorgespiegelt hatte, und ihre Gegner erhoben ein mächtiges Geschrei, als sie nur ein paar gnädige Blicke und einige Brosamen vom Thron herab der Kirche zugeworfen sahen. Ueberdieß fühlte man auch in Baiern wie überhaupt in Deutschland noch immer nichts vom Flügelschlag der längst ersehnten Freiheit, wie sie die Fürsten zwar verheißen, doch eher das Gegentheil als jene selber ihren Völkern zugetheilt hatten. Die Regierenden und ihre Räthe brachten durch ihr krampfhaftes Festhalten an alten längst verlebten Institutionen, Rechten u. s. w., durch einen völlig mißverstandenen falschen Conservatismus diesen überhaupt in solchen Mißcredit, daß selbst noch bis in unsere Tage hinein sein Name für manchen weniger Gebildeten einen üblen Beigeschmack hat.

So thaten sich denn alle mißvergnügten Elemente zu einem großen Bunde zusammen, um mit vereinten Kräften gegen die Regierung anzukämpfen. In Frankreich brach zuerst das Feuer los, das die Restaurationszeit mit ihrer Halbheit, Ohnmacht und Unverständigkeit selber angelegt; Karl X. mußte den Thron einem Sohne der Revolution, dem Bürgerkönige, überlassen. „Nun erscheinen alle großen deutschen Staatsmänner am Ende ihres Latein," schrieb Görres wenige Wochen nachher. „Sie haben die Nation geknechtet und um all' ihre berechtigten Hoffnungen gebracht,

Mißtrauen und Unfrieden überall ausgesäet, Kleinstaaterei und Bureaukratismus überall üppig emporschießen lassen; aber nun graut es ihnen vor dem eigenen Werk und mit Zittern wenden sie ihre Blicke gen Frankreich und erschrecken vor jedem Krähen des gallischen Hahns. Kommt es aber, wie ich zuversichtlich glaube, nicht zum Kriege und wird man der kleinen Emeuten Meister, die hier und da entstehen werden, so vergißt man auch rasch wieder alle Furcht und redet sich ein, man habe nur einen bösen Traum gehabt und könne wieder ruhig in alter Weise weiter wirthschaften."

Nur völlige Unkenntniß der Dinge und absichtliche Verkennung seines Charakters kann behaupten, Görres habe, als er sich der katholischen Kirche zugewandt, seinen früheren politischen Bestrebungen durchaus den Rücken gekehrt und für das politische Wohl des Vaterlandes seitdem nicht mehr Auge und Herz gehabt. Freilich hoffte er, wie wir schon des Oefteren hervorgehoben, keineswegs mehr von der verrotteten Politik allein und abgetrennt von aller Religion der Völker Heil, nur noch in ihrer durchaus innigen Beziehung zur Religion und Kirche, d. h. getragen und geleitet von den unwandelbaren Grundprincipien des Glaubens galt ihm die Politik des Kampfes werth. In seinen Briefen und Schriften aus der folgenden Periode finden wir die volle Bestätigung des Gesagten.

Das oben berührte, auch in Baiern sich geltend machende politische Schaukelsystem, das bald nach rechts und bald nach links unschlüssig hin und her sich bewegte, machte auf Görres einen widrigen Eindruck. „Die Klasse oben, von der Alles ausgehen sollte, ist wie besessen und verrückt," hatte er schon 1829 an Räß geschrieben, „es hat sich wie ein Sturmwind im Mantel ihres Hochmuths und ihrer Eitelkeit verfangen, der treibt sie und jagt sie wie Spreu vor sich her, sie wissen selber nicht, woher und wohin.... Drum wird's hier noch eine ziemliche Anzahl Jahre stehend

sich um sich selbst wirbelnd herumdrehen, bis es erst spät, will's Gott, in einen steten ruhigen Fortgang einlenkt, was man dann mit Geduld abwarten muß. Wunderbar ist wirklich das wilde Treiben allumher; sieben losgelassene Teufel haben jeder sieben in sich wieder ausgeblasen, und jeder der Ausgeblasenen hat wieder gleich viele von sich gegeben, und die sausen nun durch alle Lüfte, daß Einem Hören und Sehen vergehen will. Damit muß man sich aber nicht irren lassen, es ist einmal Windzeit und Sturmzeit; ich kann mich wirklich darin als exemplarisch empfehlen." „Es ist Allen eine Lust," schreibt er mit bitterer Ironie im Januar 1830 an Dietz in Koblenz, „der hiesigen Wirthschaft zuzusehen, wo das ganze Jahr Walpurgisnacht ist, und alles verdammte Hexengesindel aus der ganzen Welt auf dem Besenstiel herumgefahren kömmt, um mit Theil zu nehmen an der Vesper. Sie müssen Bang fressen und Bilsenkraut und was sonst für Teufelsdreck. Denn man begreift den Schwindel nicht, in dem sie sich herumdrehen und ihren Veitstanz tanzen.... Und während das so draußen in Sause und Brause lebt, geht das Gericht heimsuchend jedes dritte Haus durch alle Straßen, im Taumel aber sehen sie nichts und merken nichts und versaufen immer die paar ernsthaften Gedanken wieder, die je aufducken wollen. Wie's im Hause geht, so geht's im Staate, keine Ruhe, keine Sicherheit, kein Segen, kein Gedeihen; Eitelkeit, ästhetische Windbeutelei, liberale Hobelspäne bei gewaltiger Willkür, ewiges Aufbauen und Niederreißen, Sparen und Verschwenden. Unverstand und keine Aussicht, als daß am Ende die bettelhaften Unterthanen zum Staat, und der bettelhafte Staat zu den Unterthanen in's Hospital geht und so Beide miteinander hungern und verderben.... Zu thun ist nichts außer dem Kreise, in dem man sich eingewiesen findet; dort muß man wehren, so viel man vermag, und das Uebrige dem Himmel überlassen, der Winter herauffährt und Früh-

jahr und Sommer, und dem zuwider man mit aller Anstrengung die schneebedeckte Landschaft nicht heizen kann." Dazu kamen noch widrige Einflüsse von Außen her, „Nordwind von Rußland über Preußen her, antiösterreichisch und antifranzösisch, aber auch gegen allen Ultramontanism, Jesuitism und alles, was damit zusammenhängt". Die mißvergnügten Liberalen konnten nun um so toller schreien, treiben, drängen. Der Minister Schenk war zu schwach, Armansperg selbst der modernen liberalen und kirchenfeindlichen Richtung huldigend, auch nicht im Mindesten Persönlichkeit für die wahren Forderungen der Zeit [1].

Der „Saus und Braus" wurde immer toller, und die kühnen, kecken Elemente, noch ermuthigt durch das inzwischen in Frankreich ausgebrochene Revolutionsspiel, ließen sich auch, wie Görres es vorhergesagt, zu „kleinen Emeuten" hinreißen. Am Ende desselben Jahres brachen die Studentenunruhen in München aus, die an sich weniger von Bedeutung, gerade durch das unkluge, gewaltthätige Eingreifen der Polizei und des Militärs nur noch geschürt und zu einer hochwichtigen Staatsaction aufgebauscht wurden. „Von Weihnachten bis Neujahr haben wir hier mit den Studenten allerlei zu thun gehabt," schreibt Görres am 10. Januar 1831 an seine Tochter. „Es war von ihrer Seite nicht so schwarz, wie die von oben es gesehen, und nicht so weiß, wie die, denen daran gelegen ist, es jetzt weiß brennen wollen. Hätte das Volk Lust bezeigt, mit ihnen gemeine Sache zu machen, dann wär's ausgegangen wie an andern Orten: ‚Soldaten fort, der und der hinunter, das und das anders, Vivat König Ludwig,' zuletzt Proclamationen, ‚auch in Baiern ist die Charte von nun an eine Wahrheit ge-

[1] Vgl. Kirche und Staat in Baiern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern. (Von Dr. M. Strodl.) Eine kirchl.-polit. Denkschrift. Schaffhausen, 1849. S. 89.

worden,' dergleichen war nicht vorbedacht, aber es wäre sicher nachgedacht worden." Görres hatte als allgemein beliebter Lehrer die stürmische Jugend zur Ruhe gemahnt, und daher heißt es weiter: „Ich habe auch meine Stimme in der Sache ein wenig erschallen lassen, und da sich die Gelegenheit ergibt, sende ich auch einige Abdrücke meiner Rede." Statt nun mit würdiger Ruhe und Entschiedenheit dem an sich ungefährlichen Treiben ein rasches Ende zu gebieten, wurde vielmehr den Stürmenden gegenüber mancher Mißgriff gemacht; statt der Offensive die Defensive und das Cordonprincip ergriffen; jedes vertheidigende Wort für die Regierung von der Censur abgewiesen; jedem Vorschritt der Gegner aber durch einen andern nach rückwärts hin begegnet, und so wuchs der Lärm und die Verwirrung zunehmend [1].

Die strengen und doch nicht genug entschiedenen Maßregeln, wie drückende Ueberwachung der Fremden, die Zurückweisung mancher mißliebigen Beamten, die man in den Landtag gewählt, namentlich aber die Censurverordnungen vom 28. Januar 1831 riefen nur noch mehr den lauten Unwillen der Fortschrittler hervor. Die bisher bestandene Preßfreiheit hatte sich der Liberalismus sehr wohl zu Statten kommen lassen, und schon zu tief und weitgreifend war der Einfluß seiner Presse geworden, als daß nun mit einem Male das früher Versäumte durch ein paar Ausnahmebestimmungen sich schnell und einfach hätte bessern lassen. „Fünfundzwanzig Blätter haben wir jetzt hier," schrieb er im Januar 1830, „durchgängig vom Auswurfe der Gesellschaft aller Classen redigirt und dick gefüttert; dort predigt der böse Feind in Talar und Halskragen, wie ihm der Schnabel gewachsen, bohrt ihnen seine Kanzel an und tränkt die Zuhörer mit einer Brühe, daß die Schweine davon

[1] Vgl. Histor.-pol. Blätter XIII. 327.

krepiren würden, die aber schlucken und verdrehen die Augen vor Lust und verdauen das Gesoffene womöglich zu noch Aergerem." Und wenige Monate später: „In diesem Löschpapier (der Journalisten) geht es ungemein lustig zu; zu den einheimischen Schaben, Wanzen, Ohrenschlupfern und anderem Ungeziefer kommt auch alles auswärtige hinzu, das auf allen Straßen und Wegen zu dem herrlichen Dichterlande zieht; die Judenschaft insbesondere hat sich auf diesen einträglichen Tabulettkram verlegt. Die baierische Welt hat auch einen Trieb in sich, auf diesem Wege sich weiter auszubilden, und so hat sich denn eine Jauner- und Gaunerschule aufgethan, daß es eine Lust ist, der hoffnungsvollen gelehrigen Jugend zuzusehen. Zwischendurch prügeln sie sich, daß die Funken davon stieben, insultiren die ganze Welt von oben bis unten, werden eingesperrt, wieder losgelassen, abermals eingesperrt. Kurz, es ist das lieblichste Charivari, das je ein türkisches Ohr erfreut hat.... Gott bessere es! Menschliche Hülfe reicht nicht mehr aus, auch wenn Einer die Kraft von sieben Königen in sich vereinigte." [1]

Inzwischen hatte er doch nicht müßig die Hände in den Schooß gelegt. Stets ein Mann der raschen That, hatte er schon gleich im Anfange seines Münchener Aufenthaltes kräftig die dortige gute Presse gegen die schlechte unterstützt. Er nahm sich im Verein mit mehreren gleichgesinnten Freunden namentlich der unter der Redaction des Convertiten und Münchener Pfarrers Dr. Ferdinand Herbst daselbst erscheinenden Zeitschrift „Eos" an. Im Juni 1828 brachte dieselbe aus Görres' Feder eine „Ankündigung über die Fortsetzung der Zeitschrift Eos" [2], worin

[1] Die angeführten Stellen: Ges. Briefe I. 313, 319. III. 332 f., 367 f.

[2] Eos vom Jahre 1828, Nro. 92.

er also sagt: „Eine Gesellschaft kundiger Männer, die in der Mitte Baierns sich zusammengefunden, hat es auf sich genommen, der Verpflichtung, die auf Allen ruht, soviel ihre Kräfte gestatten, Genüge zu leisten; und diese Worte sollen Meisterspruch und Sendbrief der neu entstehenden Hütte sein, in der sie in freiem Verbande sich geeint. Da Religion, gesellschaftliche Ordnung, Wissenschaft und Kunst gleich sehr die Tummelplätze jener verderblichen Richtung geworden, werden sie alle diese Gebiete und somit das ganze öffentliche Leben in den Kreis ihres Bemühens hinüberziehen.

„Preisgebend alles, was vom Leben verlassen, dürr, unheilbar und brandig geworden; dem natürlichen Wechsel der Dinge überlassend, was ohne Schaden so oder auch wieder anders sein kann: unterscheidend in Allem, in Menschen, Dingen und Ereignissen, haben sie sich vorgenommen, überall das wirklich Ewige, wahrhaft Lebendige, Großartige, Aechtursprüngliche, unverwüstlich Gute zu vertreten und nach besten Kräften es gegen jene rohen und frevelhaften Angriffe zu vertheidigen. Das ist ihr ganzer Vorsatz in wenig Worten ausgesprochen, und um ihn zu vollführen, haben sie sich der herrschenden Form gefügt und die Eos, eine schon früher bestandene Zeitschrift, zu ihrem Organ gewählt. Aufmerksame, die dem Gange dieses Blattes seit einigen Monaten zu folgen Gelegenheit gefunden, werden leicht ermessen, was sie sich von ihm, das mit dem 1. Juli ganz unter die Leitung jenes Vereines tritt, versprechen dürfen. Die Unternehmer suchen nicht Vortheil, noch Ehre, denn sie arbeiten unentgeltlich und in der Regel ungenannt; sie gehen nicht nach Gunst und scheuen keine Mißgunst, darum halten sie für überflüssig, über ihr Unternehmen sich in dieser Ankündigung in weitläufigen Worten auszubreiten. Sie setzen voraus, daß die Nachricht von seinem Beginne allen Gutgesinnten eine willkommene Botschaft sein werde

und daß, gleich wie sie selbst zum gemeinsamen Werke in der Mitte sich zusammengefunden, so auch umher so viele Theilnehmer sich zusammenfinden werden, als erforderlich sind, der Zeitschrift jene breite Unterlage zu geben, die nothwendig ist, wenn sie Einfluß und eine gewisse Auktorität gewinnen soll."

In der That vernahmen alle Gutgesinnten im ganzen Lande mit wahrer Freude die Kunde, daß nun wieder einmal der gefeierte Görres mit seiner von Alters her wohlbekannten Stimme in das bunte wirre Treiben der Zeit dreinsprechen werde. „Eine besondere Freude," schrieb Friedrich von Schlegel, „macht mir die ... Ankündigung der Eos unter Ihrem Einfluß, da Sie hier auf das ganze Deutschland lebendig durch Ihre Worte zu wirken, das angemessenste Werkzeug gefunden haben, wieder in der gewohnten Weise kräftig in die Zeit einzugreifen."

Die Gegner ließen natürlich die „neue" Eos nicht ungeschoren, und Görres sagt in einer „Erwiderung aus der Redaction auf das jüngste an sie gerichtete Sendschreiben"[1] in seiner ergötzlichen Weise darüber also: „Wie es nämlich ruchbar worden, die Eos habe einen anderen, solideren Charakter angenommen, und sie nun zum ersten Mal in den Gesellschaften, in die zu gehen ihre Schuldigkeit war, zwar wider Willen, aber ganz unbefangen, eintrat, da entstand ein rechtes Gezischel und ein Aufsehen, oder sie wurde mit Seitenblicken von oben bis unten hin beworfen und mit Achselzucken rechts und links bewillkommt. Sie that, als merke sie von Allem nichts und setzte sich still unter ihre Schwestern hin; aber die Schnattergänslein wußten auch schon davon und thaten stolz und spröde, zogen erst die Röcke enger an die Plaschfüße und rückten dann gar von ihr weg. Sie nahm das für eine Ehre und hatte

[1] Eos vom Jahre 1828, Nro. 126.

indessen nicht lange in ihrer Einsamkeit gesessen, da kamen einige ihrer alten Galane und früheren Verehrer heran, faßten sie ganz keck beim Kinne und sahen ihr starr und prüfend in's Gesicht. Sie stand sogleich auf, trat ernst einen Schritt zurück, und die beiden schönen himmelblauen Augen, die Sie an ihr kennen, zur Erde niedergeschlagen, griff sie mit den Rosenfingern nach der Schürze und deckte damit schamröthlich ihr Angesicht. Da meinten die Schlauen, sie kokettire nur ein wenig, nickten ihr verstehend mit den Augen, droheten mit aufgehobenem Finger scharf, machten Anstalt, sie in die Backen zu kneipen, was sie jedoch nicht litt, und ließen sie für dießmal ungeschoren."

Görres war fürwahr nicht der Mann, der durch irgend welche Schimpfereien und Spott und Hohn aus gegnerischem Lager sich hätte einschüchtern lassen. Ruhig ging er seine Wege weiter und freute sich über das frische Gedeihen seines neuen Pflänzlings. „Die Kleine," sagte er in demselben Artikel, „an sich heiteren Naturells, hat alle Ursache gefunden, die angethane Schmach zu vergessen und sich wieder diesem ihrem natürlichen Humor hinzugeben. Wir muthen ihr nicht ferner zu, unter schlechte Gesellschaft sich zu mischen, und wo sie hingeht, wird sie sichtlich mit jedem Tage besser gelitten. Honette und wackere Bürgersleute haben, wenn sie vorbeigegangen, sie höflich angeredet und zu sich hinein gebeten; haben sie gerühmt ihres ehrbaren Wandels wegen, und sie ermuntert, darin fortzufahren, der Segen Gottes werde ihr nicht außen bleiben. Von entfernten Orten her bekommt sie Briefe, die im gleichen Sinne geschrieben sind, und sie wundert sich dabei immer in ihrer Einfalt, daß ihre Umstände so laut geworden und so weit herumgekommen und kann gar nicht herausbringen, wie in aller Welt die wildfremden Leute zu ihrer Adresse gekommen sind. Jüngst hat sie besonders einen gar artigen Vorgang erlebt, der ihr erst einen rechten Muth gegeben. Die

Dame Charmante hat sie in ihrer stillen, nett eingerichteten Nonnenzelle besucht, hat ihr mit der Hand auf die Schultern geklopft, die Backen gestreichelt und ihr gar obligeante Worte über ihre Besserung gesagt; also, daß das bestürzte Kind über und über blutroth geworden und kaum einen ordentlichen Knix zu Stande brachte. Beim Fortgehen hat sie ihr darauf ein schönes Häubchen mit Gold gar zierlich gestickt, mit Flinkern verblenkt und mit allerlei Zirlimirli gar schön behangen, verehrt, und die Kleine, die immer doch noch ein wenig weiblich eitel ist, hat gleich, als die Edle weggegangen, das Häubchen aufgesetzt und ist zu uns herübergelaufen und hat sich im neuen Staat gezeigt. Wir haben sie kaum wieder erkannt, und es war rührend genug, wie sie uns mit gefalteten Händen fest erklärte, wir könnten sie fortan zu allem Guten leiten, sie werde sich in nichts versagen. Früher maulte sie doch wohl bisweilen ein wenig, war in Zwischenräumen niedergeschlagen und verdrießlich, sah uns manchmal von der Seite an und murmelte wie hingeworfen durch die Zähne: es werde einem heutigen Tages doch gar zu sauer gemacht, einen tugendhaften Wandel zu führen. Wir übersahen dann nachgiebig gegen die menschliche Schwäche die kleinen Boudaten, die aber seither nicht wiederkehren, weil sie nun fest und unerschütterlich wie eine Heldin sich bewußt."

Auch in der Folgezeit lieh Görres der bald in Flor gekommenen Zeitschrift seine Feder, vornehmlich aber um die Interessen der Kirche und ihrer Diener den frechen Angriffen der Gegner gegenüber zu vertheidigen. Einer seiner ersten und herrlichsten Aufsätze in der genannten Zeitschrift ist „der Spiegel der Zeit". Eine überaus ernste gewaltige Stimme redet daraus der in unaufhörlichen Wirbeln der Lust sich drehenden, gänzlich verstockten Menschheit, auf daß sie noch in elfter Stunde, bevor das Strafgericht des Allerhöchsten sie ereile, von ihrem Treiben sich bekehre. Der

Aufsatz gehört wohl zu dem Brillantesten, was Görres jemals geschrieben hat. Derselbe volltönende, kernige Stil, eine ähnliche großartige Bildersprache, der gleiche prophetische Ton, wie sie namentlich im „Rheinischen Merkur“ und den beiden größeren politischen Schriften über die Revolution sich geltend machen, finden sich auch in dem „Spiegel der Zeit“. „Dieß sind die Gesichte des Sehers,“ so heißt es zu Anfang, „die er gesehen, als er in den Tagen der Verwirrung saß auf dem hohen Söller seines Hauses, und sinnenden Ernstes seinen Zeiten nachdachte. Ueber seinem Haupte blitzte der Abendstern und Arktur und Orion und die Hyaden gingen in ihren Kreisen. Von unten schallte das verworrene Tönen der lärmenden Menge zu ihm hinauf, und es war in seinen Ohren bald wie Meeresbrandung, bald wie Windessausen, bald wie das Tosen eines Stromes, der schnellen Flusses durch die engen Felsenthäler rauscht. Dunkle Gedanken über der Menschen thöricht Treiben in dieser Zeit, über die tobende Hast, in der sie allen Blendwerken des Scheines nachrennen, über ihren Ernst in aller Nichtigkeit und über ihre Nichtigkeit in allem, was allein ernster Betrachtung werth erscheint, stiegen wie finstere Wolken in seiner Seele auf, und die Macht der Lüge, die das Geschlecht umstrickt, füllte sie mit Grausen.

„Da geschah es, daß der Geist über ihn kam, und während seine Augenlider, außen geschlossen, sich umnachteten, wurden sie ihm nach innen aufgeschlagen und ein quellend Licht erschloß ihm die innere, dunkel verhüllte Welt, und er sah sich je nach Jahr und Monat und Tag und Stunde nahe zur großen Wende der Zeiten hin entrückt. Und er kehrte sich um, denn das Werdende war wie Vergangenes hinter ihn zurückgetreten, und das körperlose Gesicht ließ die körperhafte Gegenwart durchschimmern, wie des Lichtes Flamme die nahen Gegenstände. Er blickte auf und vor ihm, so weit sein Auge reichte, war ein weitläufig Gebäude

ausgebreitet. Verwundert sah er zu dem Baue hin, denn das Werk schien Widersprechendes nur mühsam zu vereinigen. In der Mitte, je nach seiner weitesten Ausdehnung, war es oben wie ein Ort der Lust und rauschenden Freude anzusehen; alle Fenster waren hell erleuchtet, Saitenspiel und Paukenschlag und Trommetenruf durchtönte den Jubel einer lauten Menge und ein groß Getümmel schien alle Gemächer zu erfüllen. Der Theil im tiefsten Geschosse unter der Erde aber wollte dem Schauenden wie ein Werkhaus bedünken; es schallte aus ihm herauf wie Pochen vieler und schwerer Hämmer, wie Schnarren schnell umgetriebener Räder und wie gedehntes Aechzen langsam bewegter Hebel. Sorgenbeladene, bleiche Menschenbilder wandelten in den dumpfen Räumen um, und Fluchworte und Jammerworte, Worte des Leichtsinns und Worte der Verzweiflung; Laute, wie sie nagender Geiz und fressende Gier und unersättliche Habsucht der Menschenbrust entlocken, mischten sich den Jubeltönen bei, die von oben herniederschallten."

Wir lassen in einigen kurzen Zügen das Wesentliche des interessanten längeren Aufsatzes hier folgen. Draußen am Eingang des Mittelgebäudes stand eine sich drängende Volksmasse. Wirbelnd wurde sie hineingerissen und mit ihr auch der Schauende, der da sehen wollte und Zeugniß geben von dem Gesehenen. Eine Volksmenge, zahlreich wie Sand am Meere, war in die weiten, unabsehbaren Räume einer runden aufgewölbten Halle ausgegossen und wurde von unsichtbarer Kraft wie in Ebbe und Fluth im wilden fieberhaften Pulsschlag hin und her bewegt. Und wie sie jubelten und sich der schnöden Lust ergaben, sah der Schauende hinüber zur Seite gegen Aufgang hin, wo eine Kirche stand, die durch einen hohen; weiten Schwibbogen in die Halle sich öffnete. Im Grunde des hohen Chores erhob sich der Fronaltar, aber sein Tabernakel war wie in der heiligen Woche offen und leer, das Crucifix verhüllt, der

Kelch umgestürzt und die Heiligenbilder standen, als ob sie Scham trügen, nach einwärts hingekehrt. Die Chorstühle waren zu Ruhebetten eingerichtet und in ihnen lagen Prälaten in tiefstem Schlafe, andere von unruhigen Träumen gestört. Einige auch lehnten schlaftrunken an den Pfeilern, andere schlichen leise behutsamen Schrittes herum und bohnten an den Bänken und stäubten die Säulencapitäler ab. Einige schrieben in der Dunkelheit an Predigten und Erbauungsbüchern, während andere wie auf dem Fechtboden sich in zorniger Controverse übten. Mit Angst und Eifer mühten sich einige, die heftig selbst läutenden Glocken zu stillen; noch andere stunden mit einem Bunde Schlüsseln an den Thoren, die nach außen führten, um dem heftig pochenden Volke zu öffnen, aber sie konnten nicht den rechten Schlüssel finden. Viele endlich gingen in der Halle ab und zu und wurden mit in den Strudel hineingerissen und abwechselnd von ihm hinausgeworfen.

Wieder sah er hinüber nach der Seite im Niedergang, wo ein Theil des Gebäudes, von Außen wie eine Königsburg sich ansehend, ein hoher, tiefer Thronsaal durch eine schlank ansteigende Säulenlaube in die Halle sich öffnete. Im Grunde des Saales erhob sich auf hohen Stufen ein reich geschmückter Thron. Krone, Scepter und die Hand der Gerechtigkeit lagen auf dem Sessel, aber der sie tragen sollte, war nicht zugegen. Rechts den Wänden entlang waren Tische in endlosen Reihen aufgestellt, und die an ihnen saßen, schrieben ohne Unterlaß. Wechslerbänke reihten sich links gleich endlos aneinander, und Gold und Silber wurden an ihnen unaufhörlich gewogen und gezählt und die Summen dann in große Bücher eingetragen. Viele Actenstöße und Goldstöcke wurden hin- und hergetragen, und vielerlei unheimlich Volk machte sich flüsternd mancherlei dort zu schaffen; sie gaben sich bedeutende Winke und Zeichen und trieben alle hinaus, die sich nicht darin zu finden

wußten, und wie sie auch allzeit scheinbar durcheinander sich bewegten, immer mußte es sich fügen, daß sie den Thron verdeckten. Abermal sah der Schauende auf und verweilend haftete sein Blick mittagwärts, wo eine weite, gleich einer Bühne mit Lampen von unten herauf erleuchtete Rotunde mit der großen Halle zusammenhing. Es war die Schule alter Weisheit, die sich dem schauenden Auge hier öffnete. Aber Sophisten hatten zu ihren Kunstübungen sie zugerichtet. Sieben flammende Feuerzungen umleuchteten das Standbild der Sophia im Hintergrunde, viele Büsten alter Lehrer waren umher aufgestellt, und über unscheinbaren Holzstühlen die Namen Thomas von Aquin, Anselmus, Bonaventura und viele sonst noch angeschrieben. Allein auf den Stühlen saß keiner, der gelehrt und geredet hätte. Viele aber lehnten tiefsinnig an den Wänden, saßen nachdenklich an kleinen Tischen, oder gestikulirten von hohen Bühnen herab mit heftiger Bewegung: alle redeten durcheinander von anderen Dingen, in eigener Lehre, aus eigenen Heften. Keiner war zugegen, der schweigend aufgemerkt hätte auf ihre Rede, keiner auch hörte auf den anderen, und doch stritten sie miteinander ohne Unterlaß. Viele schrieben ängstlich Flugblätter und Zeitungen; andere flickten die Wurmlöcher alter Bücher sorgsam mit ihren Conjecturen; noch andere hatten das philosophische Nichts in eine Tinctur aufgelöst in gläsernen Schalen vor sich stehen und bliesen es mit Strohhalmen zu bunten Blasen auf, wähnend, sie hätten die Welt, die sich in diesen spiegelte, hervorgebracht. In Mitte des Raumes aber hatten sie, je zu sieben in einer Reihe, sich aufgestellt, je sechse hatten auf die Schultern der Stehenden sich aufgeschwungen und selber wieder die ihrigen fünf andern hingeboten, die höher hinauf je viere trugen, bis die Pyramide oben mit Einem endete, der sich kopfunter, die Beine nach oben hingerichtet, den beiden letzten aufgesetzt. Den nannten die unten den Meister der Schule und trugen

ihn im Tactschritt einherschreitend überall in der Rotunde um, im Chorus rufend: „Hoch lebe der Unvergleichliche, keiner ist über ihm, er ist die Wahrheit und der Weg und das Leben!“ Wo sie aber den Redenden und den Schreibenden nahten, da heulten die Alle an ihnen hinauf: „Herunter mit ihm, er ist ein falscher Prophet, denn wir selber sind der Weg, die Wahrheit und das Leben!“

Als er in solcher Weise umschauend in den weiten Räumen des Hauses mit Verwunderung sich ergangen, ertönte wieder der gellende Schrei, wieder hub sich brausend der Tonsturm, und wieder wurde die Menge in ihn hineingerissen und umgestrudelt und die Windsbraut führte abermal den Reigen.

Wenn aber der Taumelzug an der Schule der Weisheit vorüberflog, dann brüllten die Taumelnden, überschreiend die Schreienden, zu ihnen herüber: „Wir wollen keine Weisheit, die von Oben niederkömmt, Kinder der Erde, wollen wir von der Feiste der Erde leben, gebt uns von der Weisheit, die von unten steigt!“ Da rief der, der oben auf der Pyramide kopfunter stand: „Das Nichtsein in mir verneinend, bin ich geworden, und nun ich aus dem Unsein mich in's Sein gebracht, bin ich, der da ist, und darum die Weisheit und der Weg und das Leben, kommt daher zu mir, ihr Armen im Geiste, ich will euch sättigen, kommt, die ihr nach der wahren Wahrheit dürstet, ich will euch mit der Milch der Lehre tränken.“ Da heulten die auf den Stühlen: „Er lügt, glaube keiner dem Lügner; wir sind, die da sind, nur bei uns ist die Wahrheit echt zu finden.“ Zugleich pfiff ein schneidender Wind aus dem Innersten der Rotunde und wehte die Flugblätter, die sie geschrieben, unter das wilde Heer, das sausend vorübertobte und die fliegenden Blätter unter die Füße trat.

In der Nähe des Thronsaales angelangt aber schrieen die Athemlosen: „Wir wollen keine Majestät von Gottes

Gnaden, von der Höhe kommt uns kein Recht und keine Pflicht hernieder; Recht ist, was wir als solches uns gesetzt, denn bei uns ist die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit!" Da erwiderten, die da schrieben und zählten und die Unheimlichen, die auf- und niedergingen: „Wir und ihr und sonst keiner, doch werde der Dritte noch geehrt, bis die rechte Zeit gekommen." Zugleich pfiff ein schneidender Wind vom Throne her, und wehte Ordonnanzen, Decrete, Gesetze wie Schneegestöber unter das wilde Heer, das sausend vorübertobte und die fliegenden Blätter bald unter die Füße trat.

Und wenn die Aufgestürmten nun am Schwibbogen der Kirche vorüberjagten, dann riefen sie hinein, daß es in allen Gewölben widerhallte: „Wer ist dieser Allmächtige, daß wir ihm dienen, was nützt es, daß wir zu ihm beten? Er weiche von uns, wir wollen die Wissenschaft seiner Wege mit nichten wissen, selber sind wir uns genug." Und wie der Schall der Stimmen durch die Bogengänge hallte, erschracken, die da hantirten; die Schlafenden aber fuhren aus ihren Träumen auf, und ungehalten über die Störung, sprachen sie wie aus einem Munde: „Habert euren Haber aus nach Wohlgefallen, was kümmern uns die Wege, auf denen ihr wandeln wolltet; viele Pfade gehen aus den Städten der Menschenkinder und alle führen zum selben Ziele."

Da sie also gerufen und erwidert, da durchfuhr ein zuckender Blitzstrahl die weiten Räume. Erschrocken stand einen Augenblick das wilde Heer. Die in den Ruhebetten schlossen die geblendeten Augen, die Streitenden in der Rotunde horchten; furchtsam stoben die Männer der Pyramide auseinander, daß der zu oberst gestanden, herunterstürzte. Und die da zählten und schrieben im Thronsaale, sahen verwundert auf zur Höhe. Dann aber begann noch schneller als zuvor die Menge ihren Tanz, die in den Ruhebetten

sanken zurück und schliefen wieder wie zuvor tiefen Schlummer. Hitziger stritten die Streitenden auf ihren Stühlen, höher thürmten sie die Pyramide, nun von je siebenmal sieben im Grunde gehalten und von einer andern Gestalt bestiegen. Emsiger wurde gezählt und gewogen und gezettelt um den Thron her.

Von Trauer erfüllt stand der Schauende, ob solch wahnsinnigem Beginnen; aber das Toben ließ nicht nach und die wilde Lust war nicht zu stillen. Dreimal wiederholte sich die gleiche Folge. Immer frecher wurden Reden und Gegenreden, dreimal zuckten die Blitze, dreimal stockte der Tanz und heißer und heißer wurde das Glühen der Umgetriebenen, tiefer der Schlaf, heftiger das Treiben, höher der Bau und hastiger das Zählen und das Schreiben, wie die Mitternacht näher kam. Und als zum vierten Male die frevle Rede erklungen, da rief es mit des Donners Stimme, daß alle Wände dröhnten: „Wehret euch, die Stunde naht!" Zugleich erschütterte ein Erdbeben das Haus im tiefen Grunde, daß die Pfeiler wankten und sich die Gewölbe neigten und berstend rissen über den Häuptern derer, die da schliefen, und derer, die da stritten und schrieben und zählten, und jener, die im wilden Tanze umgetrieben wurden.

Angstvoller als früher stoben die Bethörten auseinander; auf aus dem Schlummer fuhren die Schlafenden, und die da zählten und stritten, hörten zu streiten und zu zählen auf länger als vorher, und sie prüften bedenklich den untreuen Boden unter sich und den klaffenden Riß, der über ihren Häuptern sich geöffnet, und die Prälaten sagten zueinander: „Es ist ein Haus des Staates, er muß für die Wiederherstellung Sorge tragen." Und sie sandten Botschaft hinüber nach dem Thronsaale, damit die Schreibenden Bauleute sendeten. Die Schreibenden aber prüften bedenklich den untreuen Boden unter sich und den klaffenden Riß, der über ihren Häuptern sich geöffnet, und sagten höhnisch

zueinander: „Wir müssen zu den Prälaten senden, daß sie den bösen Feind beschwören und dem wankenden Throne die Stütze geben.“ Und sie sandten Boten hinüber nach der Kirche, um die geistliche Hülfe zu entbieten. Diese aber gingen statt zur Kirche zu den Sophisten, die willig waren, ihre Hülfe zu gewähren, und die Schule bewegte die Pyramide zu den schadhaften Stellen, damit sie zum Gerüste diene. Im Rathsaale rissen sie darauf einen Theil vom Throne weg und verklebten damit die Oeffnung; in der Kirche aber nahmen sie einen Theil vom Altare und füllten damit den klaffenden Riß; in der Halle rissen sie Zweige und Blumen von den Lauben und verhüllten damit den drohenden Spalt; in der Schule endlich verklebten sie alles Schadhafte mit den Flugblättern, die sie geschrieben.

Und als die Menge sah, wie die Wächter des Hauses und die Klugen im Lande Alles so wohl bestellt, da jauchzte sie laut auf. Und enger schlangen sich die Kreise und wie Feuerräder drehten sich in ihnen die Geschwungenen; tiefer wurde der Todesschlaf der Schlafenden, die wieder in den Ruhebetten sich begruben; trotziger ansteigend mehrte die Schule ihre Glieder und der Verkehrte oben sprach frevlere Lästerung, die von unten brüllend erwidert wurde; auf den langen Bänken aber wurde heftiger geschrieben und gezählt.

Dreimal wiederholte sich's, wie es zum ersten sich begeben; noch dreimal wechselten die Bethörten Lästerworte, und dreimal mahnte des Donners Stimme; dreimal erschütterte der Erde Zucken das alte Haus und immer drohender wichen die Pfeiler aus dem Sockel, immer weiter klafften die Risse in den Gewölben; immer heftiger pochten und stürmten die von unten: aber immer von Neuem begann das Jauchzen und das Wiehern, und enger stets und enger webten sich die Kreise und schneller liefen die Feuerräder; zögernden Schrittes und ermattet aber ging die Zeit den Rest ihrer Bahn.

Endlich war die Stunde der Entscheidung herangekommen und zum letzten Male war des Donners mahnender Ruf ergangen und die Mitternachtsstunde begann anzuschlagen. Da hob sich ein Schallen und ein Rufen und ein Jubiliren, brausender als je zuvor. Und als mit dem ersten Schlage die Posaunen durch das wilde Getöne schmetterten, da standen die geschwungenen Reigen und Männer und Frauen neigten sich gegeneinander und umarmten sich und küßten sich einander und wünschten sich Glück zur neuen Zeit. Denn sie hatten im Grimm des Allmächtigen sich berauscht, und sahen nicht und gewahrten nicht, daß es das Weltjahr sei, das abgelaufen, und wie die Zeiger der Jahre und der Jahrhunderte und der Jahrtausende alle gleichmäßig auf Mitternacht deuteten.

Und als der zwölfte Schlag nun angeschlagen, da erhob sich in Mitte der Dunkelheit ein grauenvolles Zischen und ein Brausen und ein Rauschen wie von vielfacher Meeresbrandung, und die Gewölbe hoben sich wie Schaumblasen und bersteten auseinander, und die Wände wichen und die Menge kreiste heulend hinauf zur Höhe.

Schrecken ergriff den Schauenden ob solchen Anblicks, und das Entsetzen sträubte sein Haar und trostlos suchte sein Auge allumher nach Rettung, und die Rettung wollte nicht erscheinen. Und als er lange zagend geharrt, da öffnete sich endlich die dunkle Wolke über dem Ganzen, Lichtschimmer brach aus ihr hervor und eine geflügelte jugendliche Gestalt, in den Lichtschimmer wie in ein Gewand gekleidet, schwebte wie aus unendlicher Ferne nieder zur wimmelnden Menge heran und rief: „Ihr, die ihr im Zorne des Allmächtigen euch betrunken, wacht auf, wacht auf, nur drei Augenblicke sind euch noch vergönnt!“ Da erwiderten die Bethörten: „Wir wollen nicht erwachen, wir wollen nicht nüchtern sein!“ Dreimal wiederholte die Gestalt den warnenden Ruf, dreimal erfolgte die gleiche Erwiderung.

Da trat die Gestalt trauernd und weinend in's Gewölke zurück, und als die letzte Lichtspur hinter ihr erlosch, da sank die Menge hinab in den Abgrund.

Die Wellen der Gewässer aber schlugen über den Sinkenden zusammen [1].

Alle, die den schönen, vollmarkigen Aufsatz gelesen, waren entzückt. „Welchen Eindruck übrigens der Spiegel der Zeit auf alle, die ihn lasen, gemacht hat, ist unbeschreiblich," heißt es in einem Briefe von Melchior Diepenbrock an Görres [2]. „Das ist ein Donnerwort zu seiner Zeit und vielleicht selbst eine der ersten göttlichen Mahnungen, die darin vorkommen und den Reigen unterbrechen. Es ist, als läse man eine alte geölte autographische Pergamentrolle des Jesaias und sähe durch die transparente Haut hindurch die jetzige Zeit und ihre Art und Unart, und am Rande fänden sich viele bisher unentdeckte Varianten vom Propheten selbst verborgen hinzugezeichnet, damit die Welt nach Jahrtausenden ihre Physiognomie und ihr Prognostikon darin fände u. s. w. Kein Wunder, daß sie rasen und toben und Fratzen schneiden darob; allein ein Pfiff der Maitresse de plaisir und es geht wieder der alte Tanz los."

Ein weiterer längerer Aufsatz der Eos, „das deutsche Bedlam", geißelt mit unnachahmlicher Ironie die verrotteten Zustände Deutschlands, jenes Gebäude mit seinen „38 großen und kleinen Palästen" in folgenden Unterabtheilungen: „Wie Bedlam orientirt ist" — „Von der Verfassung in Bedlam" — „Das Journalistikum in Bedlam" — „Wie man die schönen Künste in Bedlam treibt" —

---

[1] Vgl. Polit. Schriften V. 382—395. — Separat abgedruckt unter dem Titel: Gesichte des Sehers von Joseph v. Görres. Leipzig, Wengler, 1857.

[2] Ges. Briefe III. 339.

„Wie man in Bedlam über die Musik die Feder zu führen weiß.“ [1]

Am 12. Januar 1829 war Friedrich von Schlegel plötzlich in Dresden verschieden, wohin er von Wien herübergekommen war, um dort Vorlesungen über Philosophie zu halten. Mitten in der Arbeit, als er in seiner zehnten Vorlesung über die Gewißheit und Wahrheit im Wissen die Worte hingeschrieben hatte: „Das ganz vollendete und vollkommene Verstehen selbst aber —“ hatte der Engel des Todes ihn von dieser Erde hinweggenommen, um ihn zur Anschauung dessen hinzuführen, wessen Verstehen er nicht mehr in Worte hatte fassen können. Wenige Tage später war ihm sein edler Gesinnungsgenosse Adam von Müller in die Ewigkeit gefolgt. Eine Correspondenz aus Dresden in der Münchener Zeitschrift „Inland“ hatte nun die beiden Todten auf's Giftigste angefeindet und ihre Ehre vor der Nation zu schänden unternommen. Görres hielt es für seine Pflicht und Schuldigkeit, die befleckte Ehre der Mißhandelten in Schutz zu nehmen und schrieb in diesem Sinne für die Eos den schönen Aufsatz: „Ueber das Recht der Todten“ [2].

Er will „im Angesichte der Nation, der jetzt Alles geboten wird, weil sie sich Alles bieten läßt, ein Beispiel an den Urhebern dieses Attentats statuiren, ob es vielleicht gelingen möge, künftigen ähnlichen Schändlichkeiten zuvorzukommen.“ — „Waffe und Wehr ist den Gefallenen nun genommen,“ heißt es weiterhin, „und die Kraft sie zu handhaben noch überhin; der Wehrlose ist daher, wenn der Geringeren Einer, der Privatehre zum Schirme hingegeben; ist er aber ein öffentlicher Charakter gewesen, dann ist er zum Schutze der Nationalehre anvertraut. Sie hat zu wachen

[1] Eos vom Jahre 1829, Nro. 10 ff.

[2] Eos vom Jahre 1829, Nro. 28.

bei seinem Grabe, daß seine Leiche nicht geschändet werde, bis sein unsterblicher Theil vor dem Todtengerichte seinen Ebenbürtigen sich gestellt, und die Nation ist selbst geschändet, wenn sie ehrlos eine solche Schändung zugegeben. Von selber senkt der edle Kämpfer die Spitze der Waffe, sowie der Gegner gefallen; tobsüchtiges Gesindel aber, das auch dann nicht vom Kampfplatze weicht, oder gar ihn nun erst betritt, wird billig mit der Peitsche fortgejagt. Denn der Kirchhof soll uns, wie es immer hier Sitte gewesen, ein Friedhof sein, und nicht eine Fechtschule für feige Gesellen, die an dem Schatten der Todten ihre Bravour versuchen."

Das hart angegriffene „Inland" und im Bunde mit demselben das „Ausland" suchten durch ein paar nichtssagende Entschuldigungen und billige Witze die Sache von sich abzuthun; doch Görres ließ eine geharnischte Replik: „Frechheit und kein Ende" in die „Eos" einrücken, worin er den ehrabschneidenden Anklägern äußerst scharf zu Leibe geht. „So ist das ganze Wesen dieser Leute auf die Lüge gestellt," heißt es an einer Stelle, die auch auf die Gegenwart berechtigte Anwendung finden mag, „von der Lüge geht ihr Treiben aus, auf die Lüge führt es wieder hin, in der Lüge leben und weben sie, Lüge ist ihr Denken und Dichten, ihre Reden und all' ihr Thun ist Lüge! Kein Wunder! Da sie einmal in der Verneinung verstrickt, führt der Vater der Lüge sie am Seile, in dem sie sich verfangen." Er nennt jene Ehrabschneider die Missionäre der großen Rotte, die ganz Deutschland überzieht und gegen die Kirche in's Feld rückt. Die Charakteristik derselben ist äußerst treffend und bleibt für alle Zeiten wahr und getreu, weßhalb sie hier folgen mag:

„Sie ist aus dem Abhub und Auswurfe aller Confessionen, Schulen und Parteien zusammengeflossen, und weil sie außerhalb des Bandes sich gesetzt, das die Menschheit

in sich verknüpft, darum wähnt sie sich in ihrem Hochmuth weit über sie hinaus entrückt und glaubt sich berufen, durch die gänzliche Durchschneidung aller jener Bande die Befreiung und Erhebung der Gesunkenen zu erwirken. Alle, die mit Gott und sich selbst und ihrer Moralität zerfallen, Alle, die irgend einen geheimen Schaden und ein böses Gepreste haben, das der Mantel der Doktrin bedecken soll, Alle, die mit dem bösen Feind in irgend einer Weise gebuhlt, und nun von ihm sich guter Hoffnung fühlen, oder edler Thaten schon genesen: sie Alle haben in diesem Bunde sich gefunden, und was sie in ihm vereint, ist der gemeinschaftliche Haß gegen alle Religion und allen Glauben, vorzüglich den katholischen, und gegen jede Ordnung der Dinge, die darauf gegründet ist. Nichtsnutzige katholische Pfaffen, die, lüstern nach den Fleischtöpfen Aegyptens, der Kirche schon entlaufen oder zum Entlaufen sich vorbereiten; protestantische Theologen, wie sie jetzt in Schaaren aus unseren rationalistischen Schulen hervorgegangen, wo sie fleißig Sorge getragen, Alles, was am Glauben ihnen abhanden gekommen, mit fanatischem Sekteneifer zu ergänzen; politische Gaukler und Abenteurer aller Gattung, bankerotte Napoleonisten, verschossene und abgegriffene Liberale, verkommener Ausschuß der Zeit, der auf 1793 oder 1805 sitzen geblieben; Alle die feilen Gesellen, die zuerst ihren Leidenschaften sich verschrieben und dann allen, auch den schmutzigsten Interessen sich hingegeben, die sie verkaufen wollen; alle Rabulisten und Sophisten, deren einziger Beruf die stete Fälschung von Maß und Gewicht der gesammten umlaufenden Gedankenmasse im geistigen Gebiete ist; alle Stänker und Zänker, die nur in einer nichtswürdigen Polemik ihres Daseins froh werden können; alle jene Maulhelden und Renommisten, die, ohne sich weiter sehr auszusetzen, auf die wohlfeilste Weise ihre Bravour kundgeben möchten; alle die Notabilitäten der Seichtigkeit, Leerheit, Flachheit, Armseligkeit nnd

nüchternen Gemüthslosigkeit, die jenen Pöbel in unserer Mitte zusammensetzen, der durch alle Stände sich verbreitend so zahlreich im alten Reich geworden, und nun, nachdem er allen höheren geistigen Besitz verschleudert und durchgetrieben, sein armseliges Dasein fristet, indem er einige wenige verknöcherte Gedanken, die man ihm zugeworfen, fort und fort benagt; dazu dann einige Talente, die so lange mit der Welt gebuhlt und kokettirt, bis sie zum Falle gekommen und nun als öffentliche Freudenmädchen den ästhetischen und anderen Lüsten der Menschen sich Preis geben, und zuletzt noch einige Pfiffigkeiten und Kniffigkeiten, die der gährenden Masse sich zu bemächtigen wissen, um ihren Vortheil dabei zu suchen: Das sind die Elemente jener Hansa, die in unserer Mitte das Panier gegen die Kirche hoch erhoben, und wie überall und in allen Zeiten die Pfaffheit und das Heergefolge des bösen Feindes die Worte: écrasez l'infame sich zum Kriegsgeschrei genommen."[1]

Ihre Kampfesart schildert er in folgender nicht minder treffender Weise:

„Sie sind," sagt er, „überall von dem Grundsatz ausgegangen, der Katholicism als solcher sei die reine Dummheit; und Geistesbeschränktheit und eine Art von geistigem Idiotism und Kretinism liege der bedauernswürdigen Hartnäckigkeit zu Grunde, mit der das katholische Volk noch immer auf diesen seinen Aberglauben halte. All' ihr Sinnen und Trachten ist nun darauf gerichtet, die Blödsinnigen von diesem ihrem Aberwitz zu befreien, und die unglücklichen Obscurirten erst so zu vollkommenen aufgeklärten, wasserhellen Nullitäten, wie sie selber sind, umzuschaffen, und sie dann, wenn sie die ersten Weihen bestanden, der Verneinung weiter zuzuführen. Dazu haben sie nun eines

---

[1] Eos vom Jahre 1829, Nro. 36 und 37.

großen Theils unserer Literatur sich zu bemeistern gewußt, in hundert von Journalen und Zeitungen haben sie die Kneipen aufgethan, in denen sie ihre Zusammenkünfte halten; in tausend von Pamphleten marketendern sie herum; durch alle Künste und Wissenschaften streckt der Polyp die tausendfach verzweigten und wieder anastomisirenden Arme hin, vorzüglich in die Romane ist der unsaubere Geist hineingefahren, damit er in ihnen der 20,000 Lesezirkel sich bemeistere, die Deutschland in seinem Umkreis zählt; selbst zu den Taschenbüchern und Almanachen hat er sich neuerdings herabgelassen, während er Schritt vor Schritt unserer Erziehungsanstalten sich bemeistert, um unserer Jugend durch's lebendige Wort, wie dort durch die Schrift, die böse Seuche einzuimpfen. Und in diesen Höhlen muß die Kirche jetziger Zeit ihre Leidenszeit vollbringen: wie in der Versuchung des hl. Antonius, also sieht sie von dem Teufelsspucke von allen Seiten sich angefochten, in tausend Fratzen, in den Larven aller Thiergestalten sucht der Widersacher auf sie anzudringen; jede Blöße bemüht er sich aufzuspüren, ob er nicht etwas auf sie finden und sie verwirren und schädigen möge: sie aber läßt im sinnenden Ernste der Betrachtung sich in keiner Weise stören und fährt in ihrem Menschen beglückenden Werke unverdrossen fort. Darum wenden sie denn ihren Grimm gegen ihre Institutionen und die fungirenden Glieder ihres heiligen Amtes hin; keine ist, die sie nicht schon geschändet hätten, keiner ihrer Angehörigen, der an ihren Spelunken vorbeigegangen, dem sie nicht Hohn und Spott nachgerufen, kein frecher Frevel ist zu ersinnen, dessen Saat sie nicht schon irgendwo in die Gemüther ausgesäet. Dort in ihren Löchern erziehen sie jenen Lügendrachen, der aus jedem Haupte, das man abgeschlagen, stets zehn andere treibt."

Ein wenig später erschien in der „Eos" aus Görres' Feder eine längere Recension in Gesprächsform über „die

Gedichte des Königs Ludwig"[1]. Wie trefflich er die so „heikelige" Aufgabe gelöst, im Namen der Wahrheit über die Lieblingskinder seines Fürsten zu Gericht zu sitzen, mag nachfolgende Stelle aus einem Briefe des feingebildeten M. Diepenbrock an den Recensenten uns zeigen: „Wie sehr haben Sie uns durch Ihren herrlichen Aufsatz in der Eos über die Gedichte des Königs erfreut. Das ist gewiß die rechte Weise, einen so heikeligen Gegenstand zu behandeln, zu loben, was lobenswerth ist, ohne zu schmeicheln, und zu tadeln das Tadenlswerthe, ohne Bitterkeit, mit allem Glimpf, den die auguste Person des Schriftstellers ansprechen kann: das ist rechte Wahrheit in Liebe. Möge doch der König jenen herrlichen Aufsatz lesen und beherzigen! Das ist auch Vater Sailers innigster Wunsch, den es glücklich machen würde, wenn er sähe, daß der König Ihnen ein näheres Vertrauen schenkte und Sie in manchen Dingen um Rath fragte."[2]

Im Frühjahr 1831 war in München der Landtag eröffnet worden. Man hatte vielfach die „Blume der liberalsten Ritterschaft" hergesandt, welche dann auf dem Grunde, den die liberalen Journalisten gelegt, weiter fortzubauen gedachte. Schon gleich begann auch das Sturmlaufen gegen die Regierung, vorzugsweise hinsichtlich ihrer Handlungen, beziehungsweise Unterlassungen, die irgend welche Sympathien mit den Katholiken verriethen. Ihr Feldgeschrei erhoben sie zunächst gegen die sogenannte Congregation der Camarilla. Ein pfälzischer Abgeordneter Namens Culmann, der Secretär der Ständeversammlung, stellte in der achtzehnten Sitzung an das Ministerium des Innern das Gesuch, gegen die fernere Wirksamkeit dieser Congregation einschreiten zu wollen. Was

---

[1] Eos vom Jahre 1829, Nro. 73.

[2] Ges. Briefe III. 354.

zunächst den faktischen Bestand oder Nichtbestand einer solchen Congregation angeht, so hatte sich einige Zeit vorher unter namentlicher Mitwirkung unseres Görres ein katholischer Bücherverein gebildet, welcher der Fluth glaubens- und sittenfeindlicher Schriften Einhalt zu thun und durch Verbreitung guter Bücher zur Hebung des tief gesunkenen kirchlichen Lebens mitzuwirken sich vorgesetzt hatte. Die Gegner hatten nun aus dem bescheidenen, ungefährlichen Bücherverein in ihrer geängsteten Phantasie ein schreckhaftes Gespenst gemacht, das als geheime Gesellschaft, wie jener Culmann sich ausdrückte, unter dem Scheine der Religion alles Gute rückgängig zu machen bezwecke. Von ihr, sagte er, stamme die Einleitung zu dem unglücklichen Concordate, zu dem zeitwidrigen Geiste, durch welchen manche Behörde seit einigen Jahren in der Weltgeschichte sich selbst beschimpft habe u. s. w. Ihr Geburtsort sei Landshut, wo nämlich früher der gehaßte Sailer lehrte, ihr Hauptsitz München, wo namentlich Görres als Erzcongreganist angesehen wurde, und Regensburg, woselbst augenblicklich Bischof Sailer, Weihbischof Wittmann und Melchior von Diepenbrock wirkten. Katholiken, Geistliche und Weltliche, Protestanten, Philologen, Aerzte, Geschichtsschreiber, Theologen und Juristen, sie alle hätten gleiches Streben und innigste Verbindung mit den Lojoliten, und ihr Einfluß sei nicht allein nachtheilig auf die Zeitgenossen, sondern auch auf die spätesten Nachkommen.

Diese feile, unsinnige Denunciation mit ihrer lächerlichen Phantastik kam zu ihrem höchsten Unglück bei unserem Görres in's Gericht. Sie war zu kleinlich abgeschmackt, als daß er ihr mit kräftigem Speer und Stahlschild zu Leibe gegangen wäre, aber mit dem Scheermesser lustiger Humoristik und eines feinen Sarkasmus rupfte und zerpflückte er das arme Geschöpf derartig, daß nach gethaner Arbeit das Ganze sich in eitel Nichts verflüchtigte. In fünf

„Sendschreiben an Herrn Culmann“ [1] — classische Muster satirischer Polemik — setzt er diesem für die lächerliche Ausgeburt blinden Parteihasses die „wohlverdiente Narrenkappe“ auf.

„Sag an, mein Rößlein,“ heißt es in dem ersten Sendschreiben, „kennst du die baierische Congregation? Das Rößlein scharrt bejahend mit dem rechten Fuße. Wo ist sie denn, mein schmuckes Thierlein, ist sie vielleicht in München? Das Thierlein scharrt wieder bejahend. In Regensburg? Abermals Bejahung. Wie viele Töchter, gute Lulu, schöne Schecke, hat denn die alte Dame? Lulu scharrt zweimal mit der Hufe. Wie viele Jahre hat die Donna? Das Thier scharrt zwanzig. Kennst du denn auch die, welche zu ihr gehören? Rößlein nickt lustig wie mein Cacadu bekräftigend mit dem Kopfe. Zeig an, du kluges Gäulchen, welche von diesen Herren und Damen in der Congregation Jesuitenhechte essen! Gäulchen geht im Kreise herum und schnüffelt Den und Jenen an. Kannst du mir auch die geheimen Obern nennen? Da nimm die Buchstaben und setz mir sie zusammen. Das Pferdchen trägt die Lettern zueinander und setzt allerlei Namen, unter denen ich auch ohne sonderliche Verwunderung den meinen lese.

„Ich sage ohne Verwunderung, denn es ist nicht das erstemal, daß ich unvernünftige Thiere vernünftiger als die Menschen, ihre Eigner, finde. Ihr kluges Rößlein, mein sehr ehrenwerther Herr, ... hat recht gehört und gesehen, ich gehöre wirklich der Congregation an, und das Thier hat verdient, daß Sie es an diesem seinem Ehrentage mit vergoldetem Hafer füttern.“

Dann bestärkt er ihn in seiner Meinung, daß es fürwahr eine Congregation in Baiern gebe, aber nicht erst seit

---

[1] München, 1831. Wiederabgedruckt in den Polit. Schriften VI. 3—60.

zwei Jahrzehnten dort Unheil zu verbreiten angefangen habe, sondern anderthalb tausend Jahre sind's wenigstens, seit die Influenza im Lande sich gezeigt. Seit die Apostolischen den Baiern ihren Aberglauben beigebracht, haben die unglücklichen Verführten in die verdächtige Gesellschaft sich zusammengethan. Ja, an dritthalb Millionen haben in den gottlosen Bund sich eingeschrieben und beharren trotz aller Gegenvorstellungen hartnäckig darin. Und wo Baiern aufhört, hat der Unfug noch keineswegs ein Ende, er geht von Berg zu Berg, von Strom zu Strom und grassirt so durch die Hälfte von Europa. „Wenn Sie sagen," so wendet Görres sich an den Armen, „von der Congregation stamme die Einleitung zu dem unglücklichen Concordate und dessen vielen Folgen her, so war ich erstaunt, wie nahe der Schuß beim Schwarzen eingeschlagen; denn der Papst ist, wie Sie nun wissen werden, ebenfalls in der Congregation, und da begreifen Sie nun leicht das ganze abgekartete Spiel. Wenn Sie gesagt, von ihr komme der zeitwidrige Geist, durch welchen manche Behörde seit einigen Jahren in der Weltgeschichte sich selbst beschimpft, so habe ich recht wohl verstanden, daß Sie damit glimpflich auf einen Minister (Schenk) hingedeutet, dessen Kapitallaster es ja gewesen, daß er in die Congregation übergegangen; auch könnte der geschossene Pfeil noch höher (zum Könige) fliegen, denn Sie scheuen Niemand. Also glaube ich, mein werthgeschätzter Freund und Landsmann, Sie thäten am Besten, um dem allem zu begegnen, Sie folgten meinem wohlgemeinten Rathe, der dahin geht, statt noch länger Ihre Anklage auf eine so enge, persönliche Weise zu fassen, bei der schlechterdings nichts herauskommen kann, lieber sie in einem kühnen Aufschwunge mit einem Male in ihrer ganzen Bedeutung breit und groß und kühn zu ergreifen, und ohne Ansehen der Person, ohne Zurückhaltung, ohne ängstlichen Vorbehalt auf das ganze katholische Baiern auszudehnen."

So und in ähnlicher Weise wußte er dem Denuncianten und den ihm accompagnirenden Liberalen in der Ständeversammlung wieder den Kopf zurechtzusetzen. Es war dieselbe Manier, deren er sich bei großmäuligen aber kleingeistigen Gegnern in der Regel bediente und selber kurz also charakterisirt: „Ueberhaupt habe ich die Manier, wenn Jemand ein böses Maul gegen mich gehabt, ihn wieder meinerseits, verstehen Sie durch Bestreichen, gelind zu maulschelliren, was dann unfehlbar wie eine magnetische Manipulation zu wirken pflegt, in Gefolge welcher der Patient hellsehend wird, nun einsieht, wie die Sache sich verhält, und fortan höflich und ordentlich redet."

Wie gegen die ebengenannte Congregation, so erhob sich auch gegen die Klöster, Clericalseminarien und die ministeriellen im Sinne der katholischen Kirche getroffenen Bestimmungen bezüglich der gemischten Ehen in den Kammern ein wilder Sturm, und die Freunde der Kirche hatten mehr als harten Stand. In schwüler politischer Stimmung war der Landtag von 1831 eröffnet worden; an dessen Ende kam das Gewitter zum Ausbruch und forderte auch sein Opfer; der den Liberalen am meisten verhaßte Minister von Schenk[1] mußte seine Entlassung nehmen und Fürst Wallerstein trat nun als Minister des Innern an die Spitze des Ministeriums.

Statt nun in die wahre Mitte des Staatsorganismus sich hinzustellen, schuf sich der Fürst selber in seiner Idealistik eine abstrakte Mitte in der todten Buchstaben- und Formelwelt der Verfassung „der Charte", zwischen dem modernen Liberalismus einerseits und dem eingebildeten Popanz einer jesuitischen Camarilla anderseits, um von hier aus

---

[1] Ueber den vielfach verleumdeten Convertiten, Dichter und Staatsmann Eduard von Schenk s. die längere Biographie im „Neuen Nekrolog der Deutschen" 19. Jahrg. S. 461 ff.

bald rechts, bald links den Arm des Gesetzes fühlen zu lassen. Hätte er in richtiger Weise als das zweite Extrem den bureaukratischen, omnipotenten Polizeistaat erkannt und so zwischen beiden in dem selbständigen kirchlichen Leben des Volkes, das eben kräftig wieder aufzublühen begonnen, die wahre Mitte gefunden, so hätte er einen festen Haltpunkt, die rechte Mitte gewonnen und wäre nicht in jenes Schaukelsystem hineingerathen, das seiner ganzen Regierung das charakteristische Gepräge gegeben. „In Politicis dauert das alte schlotternde, hinkende Wesen oben und die Frechheit und Unverschämtheit unten fort," schrieb denn auch Görres im Frühjahr 1832 nach Frankfurt[1]. „Man sieht der Sache zu, weil man eben nicht helfen kann. Wird's zu arg, so schlägt man von Zeit zu Zeit drein und fährt dann wieder fort sich zu verwundern wie vorher. Nebenbei ist allerlei Geplänkel unter den verschiedenen Parteien. Kanonen werden keine gebraucht, desto mehr Hexenpulver, es fällt keiner, doch ärgert sich mancher, daß es ihm Schaden bringt."

Inzwischen hatte er dann auch von Zeit zu Zeit dreingeschlagen und neben dem „Sendbriefe an den Abgeordneten Freiherrn von Rottenhan über Geist und Inhalt der baierischen Verfassung"[2] — ein ernstes Wort an einen ernsten Mann, den „echten und rechten teutschen Landstand" — auch noch über die neu geschaffene baierische „Staatszeitung" des Fürsten Wallerstein sein Urtheil abgegeben. Dann folgte die kleine Schrift: „Ministerium, Staatszeitung, rechte und unrechte Mitte"[3], worin der Verfasser vornehmlich die Juste-Milieu-Politik des Ministerpräsidenten bekämpft und

[1] Ges. Briefe I. 326 f.

[2] München, am 1. Juli 1831. Wiederabgedruckt in Polit. Schriften VI. 61—87.

[3] München, 1832. Wiederabgedruckt in den Polit. Schriften VI. 87—128.

vor Nachahmung des französischen Ministeriums Perrier warnt. Es gehörte nicht geringer Muth dazu, gerade an dem wunden Fleck einen mächtigen Minister anzugreifen, der in einem einzigen Jahre allein 13 Professoren abgesetzt hatte[1]. Auch Görres' Stellung in München, so hieß es, war bedroht. Er selber schreibt darüber also an seine Tochter: „Man hat sich viel mit meiner Versetzung nach Würzburg zu schaffen gemacht; nachdem sie sich aber vierzehn Tage lang diesen Schneeball einander zugeworfen, ist er in ihrer Hand zu Wasser geworden. Diejenigen, die mich am liebsten dort wüßten, wo der Pfeffer wächst, haben zuerst die Sache aufgebracht, dann wurde sie von wohlgesinnten Philistern in ihrer Herzensangst weiter fortgepflanzt. Das Ministerium hat höchstens im ersten Zorne an etwas Aehnliches gedacht; aber in der Unmöglichkeit diesem Gedanken auch nur einige Form zu geben, und wohl wissend, daß der König, wenn sie den Pudding an ihn brächten, sie mit ihrer Kochkunst nur auslachen würde, hat dasselbe diesen Plan bald aufgegeben oder in's Unbestimmte vertagt. Wenigstens läugnet Wallerstein, daß auch nur die Rede davon gewesen, obschon er sich bitter über das Unrecht beklagt, das ihm in meiner (obengenannten) Schrift geschehen. Indessen hat sich diese doch als ein ganz guter Exorcism ausgewiesen, viele Teufel, wenn sie auch noch nicht ausgefahren, halten sich doch ganz stille und man hat wenigstens einige Zeit Ruhe vor dem Geheul."

Uebrigens hat das Ministerium Wallerstein in seiner Verwaltung manches Gute geleistet, was auch Görres willig anerkannte. Das gilt namentlich bezüglich der Vorsichtsmaßregeln, welche es dem weitern Umsichgreifen der damals grassirenden Cholera gegenüber ergriff. Es war aber auch hohe Noth, da die Verheerungen der schrecklichen Seuche

---

[1] Kirche und Staat in Baiern. S. 101.

immer mehr um sich griffen. „Der Alte der Tage," so schrieb damals Görres an den Subregens C. Greith, jetzigen Bischof von St. Gallen, „scheint es auch müde geworden zu sein mit diesen Kindern des Augenblicks, die Seiner kaum im Traume mehr gedenken, weil sie in der That in ihrem engen Gesichtskreis keinen Raum mehr für Ihn haben, sich länger abzumühen, und er läßt es geschehen, daß die Seuche aus dem Abgrund steigt und einen Theil dieser Ephemerenflüge zu sich in die Tiefe niedermäht." [1] Da kam zu rechter Zeit Cl. Brentanos Buch über „die barmherzigen Schwestern" [2]. Görres schrieb nun ein Vorwort zur Anzeige des Buches seines Freundes, das mit der bezeichnenden Ueberschrift: „Staat, Kirche und Cholera" im „Katholik" und in der „Eos" erschien [3], woraus wir nachfolgende schöne Stelle ausheben: „In den großen Weltbedrängnissen aller Jahrhunderte treten aus der Kirche solche Helferordnungen hervor, welche, die Quellen der Barmherzigkeit in perennirende Brunnen fassend, der durch die Wüsten der Noth getriebenen Menschheit den Trunk Wasser reichten, welchem der Herr seinen Lohn verheißen hat.

„Auf manchen Punkten der Erde bestehen diese Anstalten bis zur Stunde fort, auf andern sind sie durch Modifikation in andere Formen übergegangen, auf sehr vielen aber hat sich leider die Wohlfahrt der Völker gleich einem Wechselbalge gegen sie benommen, der, nachdem er sich an ihrer Brust in der Hungersnoth groß gesogen, gröblich gegen das vierte Gebot gesündigt und daher auch das Loos der Strafe erfahren hat, nicht lange zu leben auf Erden. Man-

---

[1] Ges. Briefe I. 328 f. III. 401.

[2] Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege nebst einem Berichte über das Bürgerhospital in Koblenz und erläuternden Beilagen. Koblenz bei Hölscher 1831.

[3] Separat abgedruckt bei Kranzbühler, Speier 1831.

nigfach vor dem nahenden Flügelschlag des Todesengels erschreckt, als fordere er ungerechtes Gut zurück, starret bereits die Zeit hohläugig mit Armesünderreflexionen in die leeren Fenster der von ihr verwüsteten Klöster, die kein Obdach, keine Herberge, keine liebende Pflege geistlich und leiblich mehr bieten können; die Brunnen sind verschüttet, die Noth ist vogelfrei geworden, das Recht des Asyls am Altare ist verscherzt und die entheiligten Mauern geben, statt allem sonstigen Schutze, dem bösen Gewissen nichts mehr, als den Wiederhall des Angstgeschreies: Ihr Mauern bedeckt uns!

„Je betrübender die theils unverständigere, theils böswilligere, immer aber in ihrer Habsucht gestrafte Zerstörung aller solcher zu geistlichem oder leiblichen Segen kirchlich vereinigten Hülfsgenossenschaften in manchen Ländern zu einer Zeit erscheinen muß, in welcher nur ein um das Kreuz versammelter und mit den heiligsten Banden der Barmherzigkeit geweihter Beruf hinreichen mag, der andringenden Noth segenbringend entgegenzutreten, um so erfreulicher ist es, dorthin zu schauen, wo solche Institutionen noch bestehen, oder durch die Anstrengungen heilverständiger Menschenfreunde sich neu entwickeln."

Solche „heilverständige Menschenfreunde" waren Dietz, Brentano und deren Freunde in Koblenz, die mit seltenster Opferwilligkeit hier und in der Umgegend Niederlassungen für barmherzige Schwestern gegründet hatten. Auch Görres bemühte sich, nach Kräften für den schönen Zweck zu arbeiten. Darum empfahl er das Buch überall hin, damit durch dessen Lesung die katholische Liebe sich entfachen möge in Mitleid für die arme und kranke Menschheit und in Begeisterung für jene Engel der Milde. An seinen gesinnungsgleichen Freund Jos. von Giovanelli schickte er Brentanos Buch mit den Worten: „Der Verein in Koblenz hat mir eine Anzahl Exemplare gesandt, um sie zu seinem Vortheil anzubringen. Ich schreibe Ihnen in seinem In-

teresse das Exemplar zur Last; es ist ein fernes Almosen, das Sie spenden, aber in der Zurechnung macht Ferne und Nähe keinen Unterschied. Können Sie noch andere anbringen, wird's um so besser sein. Noch lieber wäre mir, wenn Sie sich von dem Buche erwärmen ließen und darauf dächten, die Institution nach Botzen und dadurch in weiterer Ausbreitung nach Tirol zu verpflanzen." Auch an den König sandte er seine und seines Freundes Schrift. Derselbe schrieb ihm darauf eigenhändig folgende Erwiderung[1]: „Herr Professor Görres! Ich habe, mit Ihrer Zuschrift begleitet, das Mir übersandte Buch der barmherzigen Schwestern nebst der Schrift, welche Sie bezüglich auf dasselbe verfaßt, zu empfangen das Vergnügen gehabt. Ihre Empfehlung darf mir genügen, um dem Buche wie dem Gegenstande, den es behandelt, Aufmerksamkeit zu widmen und widmen zu lassen. Empfangen Sie indessen Meinen Dank und die Versicherung der Gesinnungen, mit denen ich bin

Ihr wohlgewogener

König Ludwig."

Brentanos Buch und Görres' schöner Geleitsbrief fanden dann auch die wohlverdiente Aufnahme, und nicht zum geringsten Theile ist es ihnen zuzuschreiben, daß auf dem eben erst gelegten Grunde von nun an mächtig fortgebaut, und mit der Zeit in Deutschland das Institut der barmherzigen Schwestern, ein edles Reis am Lebensbaum der Kirche, zum Wohl des ganzen Vaterlandes immer weiter sich verbreitete[2].

XXX.

„Die christliche Mystik."

Wie eine Einzelfigur, aus dem Gemälde ausgehoben, die nöthige Beleuchtung, ihre Beziehung zum Ganzen und

---

[1] Ges. Briefe III. 396, 397.

[2] Vgl. Brentanos Ges. Briefe II. 371.

zugleich das ihr Charakteristische verliert, so kann auch die geschichtliche Persönlichkeit, wenn sie von ihrer Zeit und den sie treibenden Ideen abgetrennt betrachtet wird, nicht voll und ganz verstanden werden. Darum war es unser Bestreben, die Persönlichkeit unseres Helden stets nur auf klar und wahr gezeichnetem historischem Hintergrunde dem Leser vorzuführen. Erst dann, wenn man jene matte, abgeschliffene Zeit mit ihren kleinen Plänen, kleinen Wünschen kennt, die Zeit des auf der Mittagshöhe stehenden Fürstendespotismus und aktenstaubigen Bureaukratismus, erst dann ist man im Stande, Görres, den großen Patrioten, richtig aufzufassen und nach Gebühr zu würdigen.

Das gilt bei weitem mehr noch in Bezug auf die kirchliche Stellung unseres Freundes. Das Ende des vorigen und die ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts haben der Kirchengeschichte namentlich unseres Vaterlandes zu den wenigen dunklen Blättern auch die ihrigen geliefert. Wo war da die lebendige, tiefinnerliche Gläubigkeit, wie sie in unserer frisch aufgeweckten Zeit die Herzen durchzieht? Wo jener apostolische Muth unserer Oberhirten, die lieber Leib und Leben verlieren, als nochmals zu den berüchtigten Emser Punktationen sich herablassen würden? Wo jener herrliche Opfergeist und warme Seeleneifer, wie sie die Herzen unserer keuschen Priester schmücken? Wo das zarte und doch so feste Band der Sympathie, das unzerstörbare Bewußtsein inniger Verbindung, gleicher Güter, gleicher Wünsche, wie sie Geistlichkeit und Volk umschlingt und mit Muth die Herzen schwellt? Man muß die Zeiten selber durchgelebt oder doch vom Alter sie sich haben schildern lassen, um es glauben und begreifen zu können, wie da der Glaube vom Markt des Lebens weggeschreckt in die stillen Winkel zu den Landbewohnern sich zurückgezogen oder nur im innersten Schooße der Familie als eine liebe, alte Tradition stille Pflege gefunden, wie selbst die Besseren des Clerus von

der ringsum grassirenden Aufklärung leise angekränkelt waren, wie Kirchenkunst und Kirchenkult beklagenswerth darniederlagen, und eine seichte ideenarme Deutschthümelei am alten herrlichen Rituale zu modeln sich herausnahm, wie von den Kanzeln das magere, dünne Wasser allgemeiner Menschenmoral mit schwülstigem Getöse herabgeflossen kam, die Marien- und Heiligenverehrung mit scheelen Augen und protestantisirenden Mienen angesehen, und so ein Rosenkranz höchstens noch in der abgedörrten Rechten eines alten Mütterchens, das im hintersten Kirchenstuhl sich niedergelassen, geduldet wurde: eine matte, flache Zeit ohne Kraft und Schwung des Geistes, ohne innere Freudigkeit des Herzens, die aus den Salons die ganze Directive erhielt, wo moralspottende Genies das Scepter frechen Uebermuthes schwangen und der über Gebühr genügsamen Zeit die magere Kost bereiteten.

Luther und seine Nachtreter hatten für den schlechten Ruf des Papstthums gar wacker gearbeitet, und der Fürsten cäsareopapistische Gelüste den Einfluß Roms verschwindend klein gemacht. Das Wort Jesuitismus war der kurze Inbegriff aller Gemeinheit, Heuchelei und Ränkesucht, Katholicismus aber gleichbedeutend mit Verdummung, ein mit aller Wissenschaftlichkeit grell kontrastirender Begriff. Wie ist es, Gott sei Dank! heute doch so ganz anders geworden!

Daher muß man nicht mit dem Maßstab der Gegenwart jene Männer messen wollen, die mehr als ein ganzes Menschenalter von uns trennt. Nur in und aus ihrer Zeit können sie nach Gerechtigkeit beurtheilt werden. So erst begreifen wir, wie bei unserm Görres der Weg von Jerusalem nach Damascus ein so weiter, dornenvoller war, wie doch so langsam in stufenweiser Entwicklung aus dem Feinde aller „Pfaffheit“ ein treuer Kirchlicher, aus dem Saulus ein Paulus geworden. Aber erst dann auch können wir es gebührend würdigen, wie mächtig Gottes Gnade in ihm

wirken, er selber aber mitarbeiten mußte, um das zu werden, wozu er berufen war, die Freude und der Stolz der Guten, der Schwachen Trost und Hoffnungsstern, ein Schrecken aber den Bösen. Und nicht bloß hat er das Panier des Glaubens hochgehalten und seine Freunde im Kampfe angeführt und angefeuert, er hat auch mehr als sie und über seine Zeit hinaus in das tiefinnerliche Wesen des Glaubens einzudringen versucht. Görres, der mit dem großen warmen Herzen Ausgestattete, flüchtete aus dürrer, seelenloser Zeit in jene sang- und klangreiche Welt zurück, in der ein hl. Bernhard, Franz von Assisi und Johannes vom Kreuz mit ihrer liebeglühenden Frömmigkeit des Glaubens Alles in Erstaunen setzten; er, der eichenstarke, von Menschen noch nicht bezähmte und besiegte Mensch, sehnte inmitten einer feigen, in's Meer der Fleischlichkeit versunkenen Generation zu jenen starken Geistern sich zurück, die durch Kreuzigung des Fleisches die Knechtschaft der eigenen Lüste überwunden und die Freiheit der Kinder Gottes sich errungen hatten; er, mit dem wahrheitsdürstenden, scharfen Geiste, suchte im Gegensatz zur begriffsverwirrten, seichten Mitwelt tief in den Kern des gläubigen Lebens, in's innerste Wesen der Kirche einzudringen, die ihm mehr als eine bloße Corporation von gleichgesinnten Menschen, vielmehr die lebensvolle Heilsanstalt des heimgegangenen Gottmenschen selber war, der nun bis zum Ende der Tage im Leben ihrer Heiligen in mystischer Weise sein ganzes gnadenvolles Leben weiterlebt.

Schon damals, als unser Freund sich wiederum der Kirche nahte, als er des Glaubens an den Mensch gewordenen Gott wieder einmal froh geworden, suchte und forschte er nach den Spuren jenes in der Kirche fortgesetzten Lebens Christi, wie es von seiner inneren Seite im höchsten Mysterium der heiligen Eucharistie Tag für Tag auf's Neue sich gebiert, nach Außen aber in allen seinen wunderbaren

Beziehungen, in seinem ganzen Wirken in den Heiligen der Kirche sich unaufhörlich fortsetzt. Und diese Wunderwelt liegt nicht beschlossen, sondern ganz und offen vor der Menschen Augen. Doch wer kümmerte sich in jener Zeit um sie? Alle die reichen Metallstufen, so sagt er selber, haben offen zu Tage am Wege gelegen; aber Niemand hat sich bücken mögen, um sie einzusammeln. Umsonst hat die reichste Ernte mit allen ihren Aehren gewinkt; Niemand hat die Sichel anzulegen sich bemüht. Denn sie haben sich untereinander weis gemacht, es sei Alles eitel Verblendung und eine Spiegelfechterei des Aberglaubens und es schicke sich nicht und mache schon lächerlich, auch nur darauf hinzusehen. So ist denn seit Menschenaltern Alles vorbeigestolpert, emsig den Staubwolken nachjagend, die der Wind immer auf's Neue in der Fahrstraße aufweht.

Nicht so unser Görres; er ging dem höheren Schimmer emsig forschend nach, der damals schon in sein noch umwölktes Auge strahlte, er stand nachsinnend still, wenn eine jener Wunderwelt angehörige Erscheinung auf seinen Lebenswegen ihm begegnete, er sammelte dann, auch in die ferne Vergangenheit den Blick gewandt, mit wahrem Forschersinn und sicherem Griff das kostbare Material, das endlich denn nach allen Gesetzen des Wissens zu einem kunstvollen Bau als das Hauptwerk seines Lebens sich gestaltete — „die christliche Mystik".

Görres' erste directe Berührung mit dem Gebiete der Mystik wurde wohl durch den schon erwähnten Besuch Clemens Brentanos im Spätherbst 1825 in Straßburg veranlaßt. Schon gleich bei seiner Ankunft sagte Görres zu seinem Freunde, der vorher lange Zeit bei der stigmatisirten Katharina Emmerich in Dülmen geweilt: „Du kannst wieder von Neuem anfangen, es ist wieder eine Stigmatisirte, die nicht ißt, in Lothringen." Sie erkundigten sich des Näheren bei den straßburger Geistlichen und beide reisten sodann mit einem

Briefe an den Pfarrer des betreffenden Ortes zu der stigmatisirten Jungfrau Apollonia Filzinger. Brentano erzählt darüber also: „Von Straßburg reiste ich mit einem sehr gelehrten, geistreichen und frommen Freunde auf Veranlassung geistlicher Freunde zwölf Stunden nach Homert(ing), einem einsamen Gebirgsdorf zwei Stunden von Saarburg, drei von Saverne (Elsaß, Zabern) im Lothringischen, Diöcese Nancy, und wohnte dort bei dem lieben Pfarrer, der uns gleich am Abend, weßwegen wir gekommen, zu seinem gottseligen Pfarrkind, einer armen zwanzigjährigen Waise, Apollonia Filzinger, führte, welche, in der Fasten 1824 kurz nach dem Tode der seligen E. stigmatisirt, sich niedergelegt hat; sie liegt ganz in demselben Zustand, und hat seit jener Zeit nicht gegessen noch getrunken, ihr Bluten und Blutschwitzen ist mit kleinen Abweichungen wie dort. Sie sieht noch stark und blühend aus, ist aber so schwach, daß sie kaum vernehmlich flüstert und hat die Augen schier immer geschlossen.“ [1]

Des Weiteren erzählt Brentano von dem drückenden, mißliebigen Verhalten, das von der Behörde der Stigmatisirten gegenüber eingehalten wurde, und über Görres heißt es anderswo: „Auf Görres machte sie einen sehr schönen Eindruck, er sagte mir: ‚Dieß ist das Ernsteste, was ich im Leben gesehen!‘ und schrieb wegen ihr einen gewichtigen Brief nach Nancy (an den Bischof), wo er geachtet ist.“ Auf einen Brief unseres Freundes an Brentano, worin auch der Stigmatisirten gedacht ist, erwidert dieser unter anderm also: „Vor Allem rührend war mir Deine Erwähnung der guten Apollone — war jemals eine Sache würdig, daß Du sie ernst, demüthig, unbefangen und

[1] Aus einem ungedruckten Briefe Clemens Brentanos an einen geistlichen Freund, d. d. Coblenz 26. Dec. 1825. — Vgl. auch Brentanos Ges. Briefe II. 114.

gründlich anschautest, so ist es diese von aller Wissenschaft ganz verlassene Wahrheit, welche eben darum so rührend und beschämend, als der Anblick des Heilandes selbst, der auch die von der Wissenschaft verlassene und vom Glauben empfangene Wahrheit ist. Ich zweifle nicht, ja ich glaube, daß Du die ganze Consequenz einer solchen Erscheinung einsiehst, denn nur aus dieser Einsicht konnte der Eindruck folgen, den die Sache auf Dich gemacht. Es ist auch Dein Mitleid und Dein Schreiben für sie ein reines Liebeswerk; aber lieber Görres, ist die Sache nicht so, daß Du ihr nicht wenigstens einige Wochen zu gründlicher Erfahrung in nächster Nähe widmen solltest, auf daß Du eine Erfahrung und Anschauung von allen ihren Zuständen erhaltest, damit Du erstens einfach betheuren könntest, was die Welt nicht glaubt, dieses und dieses habe ich gesehen, und damit zweitens in Deiner Seele die ganze wissenschaftliche Consequenz und theologische und physiologische Bedeutung dieser Erscheinung erwache? Du hast gerade so viel Natur- und Arzneiwissenschaft, um für dieselben competent die Segel streichen zu können, und bist unbefangen, glaubend und untersuchend genug, zu prüfen ohne zu stören. Ich meine, eine tiefe Erfahrung und Erkenntniß von solcher ganz verlassenen und so sehr erschütternden, weil centralen Erscheinung, und eine laute und starke Stimme für die Wahrheit solcher Erscheinungen wäre von einem ganz ungeheuren Werth — nicht sowohl der armen Apollone Ruhe oder Unruhe zu verschaffen, dafür wird Gott sorgen bei gutem Willen der Nebenmenschen — nein, um eine von der Kirche in Franziskus kirchlich gefeierte, nachher sehr oft wiedergekehrte Erscheinung der wichtigsten Art, welcher die große Heerde der selbst orthodoxen Theologen scheu aus dem Wege geht, einmal mit christlicher und wissenschaftlicher Würdigung beleuchtet zu sehen. Ich könnte Dir dann Alles, was ich Aehnliches erfahren, zur Erläuterung mittheilen. Du aber

müßtest selbst einen ganzen Kreis der Erscheinungen durchgeschaut haben, um befruchtet zu sein. Es hat noch nie ein Mensch Deiner Art in diesem Maße die Gelegenheit gehabt und es wäre ein großer Verlust für Dich, die Wissenschaft und Kirche, so Du die Sache nicht erschöpfest, d. h. in so weit ein Mensch es vermag. Es ist eine große Gnade, so solches der Wissenschaft geboten wird; es sind diese Wunden und ihre Blutungszeit, die mit kirchlichen Zeiten stimmt, ungemeine Lichtpforten in die Physiologie der Kirche als eines realen, nicht bloß mystischen Leibes.

„Eine nur irgend im mindesten fruchtbare Beleuchtung solcher Dinge ist nirgends da, es ist aber kaum ein Gegenstand auf Erden, der so sehr das Geheimniß aller heiligen und natürlichen Verhältnisse erläutern würde; ein solches Leben ist ein Exemplar, woran das Gesetz, die Propheten und das Evangelium zu erläutern ist. Warum mußtest Du mit mir, der so viel dergleichen erfuhr, zu ihr kommen und trotz aller Schwätzereien nicht irre werden? Deine Privatmeinung bedurfte keiner solchen Berichtigung, aber die Welt bedarf eine Richtung, in der sie solches anschaue und nicht immer so infam mit Füßen trete; wenigstens soll sie es schonen, wie eine andere Naturmerkwürdigkeit, wenn sie es auch nicht erkennen will.“

Die herzliche Mahnung des Freundes scheint auf Görres ihren Eindruck nicht verfehlt oder vielmehr in seinem Beschlusse ihn ermuntert zu haben, mehr und mehr jenem so vielfach mißkannten Zweige der kirchlichen Wissenschaft, der christlichen Mystik seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Als nächste Frucht dieses Studiums erschienen alsbald die schon erwähnten Schriften: „Der heilige Franziskus ein Troubadour“, worin er „die Stigmatisation sehr würdig und unanstößig angeführt“ hat, und „Emanuel Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche“, welche ihm Gelegenheit gab, über Gei-

stererscheinungen und den thierischen Magnetismus in feinem, scharfen Urtheil sich zu verbreiten.

Um die Mitte der zwanziger Jahre hatte Melchior Diepenbrock, von einigen Freunden aufgefordert und ermuntert durch die günstige Aufnahme der kurz zuvor neu herausgegebenen Predigten Taulers, die lieblichen Schriften des gottseligen Heinrich Suso, eines der vorzüglichsten Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts, für eine neue Ausgabe zu bearbeiten begonnen. Auf Andringen seines Freundes Brentano wandte er sich in einem Briefe [1] an den „gelehrten, berühmten Professor Görres" mit der Bitte, eine einleitende Vorrede zu dem Buche zu schreiben und darin eine echte Würdigung des Buches und des Verfassers zu begründen. Brentano habe ihm die Versicherung gegeben, so schreibt Diepenbrock, „daß Sie diese Arbeit, die Ihnen wegen Ihrer Bekanntschaft mit allen diesen Geistern und Schriften sehr leicht werde, gewiß übernehmen würden."

Ende des Jahres 1829 erschien das Buch mit einer beinahe 100 Seiten fassenden Einleitung von Görres [2]. Der Herausgeber war entzückt darüber. „Welche Freude," schrieb er an ihn, „macht mir dieser herrliche Aufsatz, und welche wird er dem besseren Publikum machen! Es ist wundersam, wie Alles lebendig wird und sich organisch gestaltet und sein tiefstes Leben aufschließt vor Ihrem Blick und wie treffend Ihre Hand das Erschaute malen kann. Sie sind kein Poet, kein Philosoph, kein Theolog, sondern das Dreieins

---

[1] Ges. Briefe III. 294 ff.

[2] Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von Görres (S. XXIII bis CXX). Regensburg 1829; zweite Auflage ebendaselbst 1837; dritte Auflage Augsburg 1854.

aus allen, und Theologie, Philosophie und Poesie ist lebendig innewohnend in Ihnen, in Geist, Seele und Leib, zu Einer Persönlichkeit sich gestaltend. — Verzeihen Sie diesen Ausbruch der Bewunderung, er gilt ja auch nicht Ihnen, sondern Dem, der Sie also gemacht. Er erhalte Sie uns noch lange und segne Ihr Wirken." [1]

Görres zeigt da bereits sein völliges Vertrautsein mit dem dunklen Gebiete der Mystik. Nachdem er in meisterhafter Weise ein paar derbe, aber wahre Züge über das wilde turbulente Treiben jener Zeit entworfen, wendet er sich zu der Gesellschaft der sogenannten Mystiker in jenem Jahrhundert, die der verwirrende Tumult zur tiefen Einkehr in sich selber trieb, um dort, im beschlossenen Inneren, in der stillen geistigen Welt, die in dasselbe hinunterreichte, einen unbewegten Punkt zu finden, auf dem sie von so vielem Wechsel und Wandel, von so trostlosem Getümmel ausruhen mochten. Liebe zum Heile der Mitmenschen hatte diese wohlgesinnten Gemüther in die Welt hinausgetrieben, aber die niederschlagende Erfahrung über die Fruchtlosigkeit alles Eiferns und Warnens hatte sie wieder in die stille Einsamkeit des Herzens zurückgetrieben, um dort, fern vom Getöse des Marktes, mit Gott allein, wenigstens das eigene Heil zu wirken. In einen je größeren Umkreis aber jene Liebe sich ergossen, je größere Massen sie umfaßt, eine um so größere Intensität mußte sie nun, in sich selbst zurückgekehrt und in einem Brennpunkte eng gesammelt, erlangen, und in dieser Innigkeit ausschließlich auf Einen Gegenstand gerichtet, mußte sie zwischen ihm und den ihm zustrebenden Gemüthern den vertraulichsten Verkehr vermitteln, und in seinem Gefolge alle die wunderbaren Erscheinungen hervorrufen, die aus dem lebendigsten Spiele der geistigen Kräfte in jener Wahlverwandtschaft, die zwischen dem Schöpfer und

---

[1] Ges. Briefe III. 359.

dem Geschöpfe besteht, irgend hervorgehen mögen. In diesem Wechselverkehre geheimnißvoller, dem äußeren Leben verborgener Kräfte, hat in der Stille der Abgeschiedenheit und unter dem Schleier des Geheimnisses die christliche Mystik sich ausgebildet. Die Welt freilich, sagt Görres, die keinen Theil an ihr hat, und nur anerkennt, was unter ihren Augen und von ihr betastet und begriffen, nach materiellen Gesetzen und Fügungen abläuft, hat ihr mit stets zunehmender Entschiedenheit ihre Anerkenntniß verweigert. In früheren Zeiten sah sie nur mit scheuem Zweifel auf die wunderbare Erscheinung hin; mit Zunahme des Dünkels und der Sicherheit steigerte sich die skeptische Anfechtung des nüchternen Verstandes zu positiver Abläugnung; bald warf der Cynismus in seiner ganzen Bestialität sich über die Sache her, und nun ist es so weit gekommen, daß die bloße Erwähnung des Namens schon ein thierisches Heulen, Schnalzen, Fauchen und Zischen weckt.

Nachdem Görres sodann an der Hand der kirchlichen Schriftsteller die Mystik in ihren Hauptmomenten, in ihren Gesetzen, Erscheinungen und der Weise, wie jene Geister sich den mystischen Verkehr der Seele mit der Gottheit vorgestellt, dargelegt hat, beruft er sich zum Beweise der Realität, der Deutung und Erklärung der Zustände zunächst auf die Erscheinungen und Gesetze der Physik, des Somnambulismus und des thierischen Magnetismus; dann aber auf die Wolke von Zeugen, wie eine unumstößliche Geschichte vom Anfang des Christenthums bis auf unsere Zeit hinüber in der einsamen Wüste und in der Stille der Klöster, ja an allen Orten sie geliefert hat.

So endlich hat er dann nach Darlegung des Wesens, der Wirklichkeit und Wahrheit der mystischen Doctrin die Lehre der Schriften Suso's zu dem Standpunkt geführt, von wo aus ihnen die eindringlichste und concentrirteste Einsicht in ihren Geist und in ihr Wesen geöffnet ist, von

wo aus er sich mit ihnen leicht verständigen kann über die Bedeutung, Art und Physiognomie des Gottbegeisterten, über den Punkt, von dem er ausgegangen, über die Höhe, die er erreicht, und über die Stelle, die er unter anderen Geistesverwandten eingenommen hat [1].

Bevor wir nun zur Betrachtung des größeren Werkes unseres Freundes über die Mystik übergehen, dürfte es angezeigt sein, hier eine Stelle zu citiren, aus welcher Görres' Ansicht über Wesen und Stellung der mystischen Theologie gegenüber der gewöhnlichen, wissenschaftlichen Theologie zur Genüge sich ergibt. Dieselbe ist einem Cyclus bisher ungedruckter Vorlesungen über „Encyclopädie der Wissenschaften" entnommen, welche Görres vom 12. November 1841 bis zum 17. Februar 1842 auf der Münchener Hochschule gehalten hat:

„Wir haben eine zweifache Theologie unterscheiden gelernt. Die eine, die gewöhnliche, gründet sich durch die Anwendung der geistigen Kräfte auf die im Christenthum gegebene Offenbarung, und in ihr gewinnt sich dann die Dogmatik, dann die theologische Ethik und die geistliche Poesie. Die zweite, nur wenig Gottbegünstigten eigen, die ihnen durch eine wohlgezügelte Ascese zugekommen, ist die, der die Schauung zu Grunde liegt. Auch da ist eine Dogmatik, Ethik und Poesie, aber eine mystische. Beide Arten der Theologie, als Faktoren eines Ganzen, sind in ihrem Grunde ein und dieselbe, denn beide ruhen in ihrem Grunde auf der Offenbarung, die erste auf der gewöhnlichen Offenbarung unseres Erlösers, die zweite auf der unmittelbar Gott anschauenden, auf der mystischen, der Gottanschauung. Sie unterscheiden sich darin, daß der ersten eine Offenbarung zu Grunde liegt, die als die umgekehrte der andern erscheint. In der mystischen Anschauung wird

---

[1] Vgl. Einleitung zu Suso. S. XXX, XXXVIII, CVI.

der Heilige unter Mitwirkung der Gnade nach aufwärts verzückt, die menschliche Natur wird durch jene einwirkende Gnade über sich hinausgesteigert, daß sie den Kreis des gewöhnlichen Menschen durchbricht und Gott anschaut; durch Steigerung also wird der Mensch mit Gott in Verbindung gesetzt. Es ist hier eine steigende Wirkung eingetreten, in der sich ein Band hinabgelassen, das den Menschen momentan mit dem Göttlichen vereinigt. Die zweite Offenbarung der christlichen Kirche aber geschieht nicht durch eine Verzückung nach aufwärts, sondern die göttliche Macht hat sich herabgelassen. Diese ist, weil sie eine principienhafte sein sollte, durch Einen geschehen. Der Eine ist nicht ein solcher, der aus einer Schule hervorgegangen, sondern das entgegengesetzte Wunder ist geschehen, die aufwärts stehende Macht hat sich herabgelassen, sie wurde nach unten verzückt durch den Trieb ihrer eigenen Liebe, und indem sie in dieser niedergehenden Verzückung die menschliche Form angenommen, wurde sie incarnirt und hat unter den Menschen wandelnd ihre Offenbarung mitgetheilt, die ursprüngliche Offenbarung ist von oben herab nach unten ausgegangen; rückwärts und nach aufwärts kamen die spätern ihr entgegen. Mit Recht wird sie angesehen als die fundamentale, als die normgebende, als die regulirende, die keiner weitern Irrung unterworfen werden kann, weil sie durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzt, da sie selbst in äußerer Form herausgetreten, während in der spätern leicht menschliche Täuschung mitunterlaufen könnte, weil alle Irrungen der menschlichen Natur leicht die Schauung trüben können."

Inzwischen war Görres emsig bestrebt gewesen, im Reich der Geister weiter forschend vorzudringen. Die freie Zeit, welche seine Berufsgeschäfte ihm übrig ließen, die sonst häufig arbeitslosen Tage der Ferien, die kleinen Ausflüge, die er alsdann zu machen pflegte — Alles mußte jenem Zwecke dienen. Er verlegte sich mit allem Eifer auf das Studium

der Naturwissenschaften, untersuchte prüfend die auf Mystik bezüglichen Schriften eines Eschenmeyer, Passavant, Ennemoser, Justinus Kerner u. A. Namentlich standen die seit dem Jahre 1830 vielfach unternommenen Reisen nach Tirol und dem nördlichen Italien in directer Beziehung zu seinen mystischen Studien. Dorthin folgte er denn gewöhnlich der herzlichen Einladung des wackeren und feingebildeten Tirolers Joseph von Giovanelli, Mercantilkanzlers in Botzen, dem er bis zu dessen Tode (1845) in seltener Herzensfreundschaft verbunden war und dann in den historisch-politischen Blättern ein würdiges Denkmal setzte [1].

Zu jener Zeit ergoß sich nach schweren politischen und religiösen Leiden über ganz Europa ein höherer Gnadenthau, der wie eine Wunderfluth die neu erwachenden religiösen Gefühle durchströmte. Namentlich war es Tirol mit seinen ekstatischen Jungfrauen, Domenica Lazzari, Crescentia Niglutsch und Maria von Mörl, in denen das höhere mystische Leben der Gnade den Zeitgenossen von Neuem sichtbar werden sollte. Görres widmete diesen Erscheinungen begreiflicher Weise die ernsteste Aufmerksamkeit, namentlich der Maria von Mörl in Kaltern (Görres schreibt meistens Kaldern), von der er sagt, daß ihr, wie es scheint, in unsern Tagen die Sorge für die ewige Lampe übertragen worden, die im Heiligthume brennt, damit ihr Licht durch Versäumniß nicht erlösche, und der Faden, der sich durch die Zeiten schlingt, nicht abreiße. Man soll freilich Niemand, so meint er, vor seinem Tode selig preisen; aber eine solche Atmosphäre von Wahrheit liegt um diese her, daß man leicht vertrauend sich hingibt, und, keine Täuschung fürchtend, gern und sicher in ihrer Nähe weilt. Das ist es eben auch gewesen, was ihre Wirkung auf das Volk begründet und es möglich gemacht, daß sie schon durch ihr

[1] XX. 193 ff.

bloßes stilles Dasein und ihre rührende Erscheinung jenen mächtigen Einfluß auf dasselbe ausgeübt. Er zog über sie Erkundigungen bei den „allerglaubhaftesten Leuten“ ein, kam aber auch selber auf jenen Reisen nach Tirol wiederholte Male zu ihr, so zuerst im Herbste 1835 in Begleitung von Brentano[1], Phillips u. A., zuletzt im Jahre 1842. Was er über sie Glaubhaftes gehört, und wie er sie selber gefunden, hat er getreulich in seiner Mystik uns aufgeschrieben[2].

Ueber seinen ersten Besuch bei ihr schreibt er unter Anderem also: „Als ich das erste Mal zu ihr kam, fand ich sie in der Stellung, in der sie sich den größeren Theil des Tages befindet, knieend im unteren Theile ihres Bettes und in der Ecstase. Die Hände mit den sichtbaren Malen waren vor der Brust gefaltet; das Angesicht gegen die Kirche hingewendet und etwas nach oben erhoben; der Blick der Augen, mit dem Ausdruck der tiefsten Versunkenheit, in die Höhe gerichtet, bei völlig geschlossenen Sinnen durch nichts von Außen störbar; keine Bewegung an der knieenden Gestalt Stunden lang bemerkbar, außer ein leicht in der Brust spielendes Athemholen und bisweilen ein ebenso leichtes Schlucken, manchmal auch ein kleines oscillirendes Wanken: ein Anblick, keinem andern vergleichbar, als von Ferne dem, den die Engel Gottes geben mögen, wenn sie, in Betrachtung seiner Herrlichkeit versunken, vor seinem Throne knieen. Kein Wunder, daß die Gestalt von der allerergreifendsten Wirkung auf jeden Beschauenden ist, selbst die rohesten Gemüther ihm nicht zu widerstehen vermögen, und Thränen der freudigsten Ueberraschung und Erhebung um sie her in Menge fließen. Sie beschäftigt sich in diesen Ecstasen, jetzt in's vierte Jahr hinein, nach der Aussage ihrer Gewissens-

---

[1] Brentanos Ges. Briefe II. 326 ff.
[2] Mystik II. S. 494—510.

räthe, wie ihres Pfarrers, mit einer fortlaufenden inneren Anschauung des Lebens und Leidens Christi, mit Anbetung des hl. Altarssacramentes und mit einem wohlgeregelten, betrachtenden Gebete nach der Ordnung des Kirchenjahres."

So durch langjähriges, vielfältiges Studium vorbereitet, trat Görres, nachdem er noch zuvor über sein seltsames Thema eine Zeit lang öffentliche Vorlesungen gehalten, im Jahre 1836 mit dem ersten Bande seiner „christlichen Mystik"[1] vor die staunenden Zeitgenossen. In der prächtigen Vorrede (S. I—XVIII) verbreitet er sich über die Art der Behandlung sowie über Berechtigung und Zweck seiner Schrift. „Warum denn diese Mystik," so fragt er selber, „jetzt, zu so ungelegener Zeit, erscheint, da doch dieser Artikel längst erledigt ist, und die Delinquentin auf der Bibliothek in Dresden unter der abschreckenden Rubrik: Philosophia falsa et fanatica, seit des seligen Adelungs Zeiten, im Zuchthaus sitzt?" „Der Ursachen sind vielerlei," heißt die Antwort. „Zuerst: es läßt seit geraumer Zeit ein so fataler Höllenstank von Schwefeldampf und arsenikalischem Knoblauchsduft auf Erden sich verspüren, daß die Mofetta allen honetten Christenmenschen den Athem versetzen will. Viele lieben den Rauch; er prükelt ihnen angenehm in der Nase, befördert die schleimigten Absonderungen und bringt ihre Lebensgeister in eine fröhliche Bewegung; das ist Natursympathie, simile simili gaudet. Andern aber, wozu auch der Verfasser dieses Buches gehört, ist der Schwaden verhaßt wie Tod und Pestilenz, und die böse Grubenwitterung liegt wie Kobold und Alp drückend auf ihrer Brust. Da wollte ich denn vorerst nur ein wenig mit Heilthum räuchern und etwas Luftzug machen, zur Erleichterung und Erfrischung der Beklommenen; freilich wieder den Andern zum Verdruß; die aber werden sich die kleine

[1] Regensburg und Landshut. Verlag von G. J. Manz.

Beschwer mit dem Kirchengeruch doch wohl gefallen lassen, da ja auch wir Andern ihre Assa foetida hinnehmen müssen."

Weiterhin will er den Jüngern des Materialismus, den Anhängern des Fleisches, einmal ein anderes Schauspiel zeigen: Die Kreuzigung des Fleisches durch den eigenen Geist. Den rationalisirenden Theologen aber, protestantischen wie katholischen, die nach langen Grübeleien endlich die Entdeckung gemacht, Pentateuch und Evangelium seien Mythen, möchte er behülflich sein, daß sie sich wieder in die Wirklichkeit hineinbuchstabirten, da ja die Mystik, wie die Kirche sie deutet, nichts als ein in den Heiligen sich spiegelndes Evangelium ist, ein durch die Jahrhunderte in immer sich erweiternden Kreisen fortgehendes Wallen und Schwingen der Bewegung, die damals schon mit der Incarnation zuerst angehoben, die Heiligen aber den Grund, auf den sie gebauet, nicht für Mythe und Fabel, sondern für ernste Wirklichkeit genommen, und Alles, was an und mit ihnen geschehen, nach der Aussage von tausend und abermal tausend Zeugen den Anschein ernster und überernster Wirklichkeit hat. Noch einer zweiten Klasse von Theologen, denen nämlich, die mit dem duplirten Flugwerke zugleich nach zwei Weltgegenden hinsteuern und zwischen den Pantheisten von Fleisch und den Mystikern von Geist ihre Mitte gefunden, will er zum rechten Standpunkte verhelfen. Zum fünften hat er dann auch um die herrschende Philosophie eine kleine Krone des Verdienstes sich erwerben wollen. Sie ist in neuerer Zeit in Erfindungen recht fleißig gewesen und hat nicht nur den ganz abhanden gekommenen Gott wiedergefunden und ihn als Ding an sich vorläufig in Sicherheit gebracht, sondern auch neben der Dinglichkeit eine so reiche Persönlichkeit vorgefunden, daß selber die Trinität wieder zu ziemlicher Anerkenntniß kam. Weiterhin gar hat sie die Schöpfung aus dem Nichts, die Unsterblichkeit der

Seele und sogar die Auferstehung des Fleisches aus dem weiten Meer der Forschung als Beute heimgebracht. Da es nun aber mit dem Entdecken leider einmal ein Ende nehmen muß, so hat er sein Buch geschrieben, damit es diesem Entdeckungsgeiste noch sobald nicht an Materie fehlen möge. Und in der That, hier ist Stoff, um diesen vorstrebenden Geist auf fünfzig und mehr Jahre zu beschäftigen. Bislang, so fährt er fort, war ja unsere Naturforscherei, unsere Physiologie und Psychologie furchtsam an ihr vorübergegangen; wo Einer ja einmal zufällig einen scheuen Blick hingethan, hat er gleich sorgfältig Alles wieder zugedeckt: denn hüte dich Kind, es beißt! man weiß ja schon zum voraus, es ist Alles Aberglauben aus dem Nebellande, wo sie das Wetter brauen. Auch haben alle soliden Physikanten Wichtigeres und Gründlicheres zu thun. Da muß der Koth der vorfluthigen Thiere wohl betrachtet und berochen werden; da sollen die Arten des Schimmels gesondert, die Spulwürmer im Leibe des Frosches sortirt werden; alle Elemente, die der Moder in sich beschließt, rufen laut und wollen alle gewußt und auswendig behalten sein.

Aber wenig ziemt es dem höheren Berufe des Geistes, so sagt er schon in seiner Einleitung zu Diepenbrocks Suso [1], so ausschließlich einseitiger Richtung sich hinzugeben. Gott hat die Natur nicht sich und dem Menschen als Spiegel hingestellt, damit dieser nur sein Bild selbstgefällig wiederfinde, sondern damit er in ihr und durch sie Gott in sich gewahre und in Liebe zu ihm neige. Hat er nur sich in der Natur gefunden, dann hat diese sich in ihm gefunden, und die Uebermächtige zieht ihn zu sich herab; hat er aber Gott in ihr und im Reflexe von ihr in seinem eigenen Wesen wahrgenommen, dann hat Gott auch seiner wahr-

---

[1] S. LXVII.

genommen, und der Starke zieht ihn nun zu sich hinauf, und er ist jener niederziehenden Wucht entnommen.

Ueberhaupt wollte Görres eine Sache wieder zur Sprache bringen, die man seit geraumer Zeit selbst in der katholischen Welt auf sich hatte beruhen lassen, weil das wegwerfende Gerede von der Gegenseite selbst auf die Einsichtigeren nicht ohne Wirkung geblieben. Viele haben damit angefangen, sagt er, auch ihrerseits scheu vor ihr, wie vor etwas Gespenstischem, zurückzutreten, und die Erscheinung so lange von sich abzuhalten, bis sie durch langes Ignoriren ihnen zuletzt gar verkommen, und nun eine schimpfliche Unwissenheit das frühere geflissentliche Uebersehen schwer gestraft. Nun ist ein solches furchtsames feiges Abwenden von irgend einer andringenden Idee an sich schmählich und unverzeihlich; und vollends gar, wenn sie, wie diese, so tief in das Wesen des Glaubens, zu dem man sich bekennt, und in dessen Macht man täglich am Altare mystische Handlungen übt und mystische Wirkungen vollbringt, verschlungen ist und eine seiner Grundvesten bildet. Gebet die Mystik auf und die Heiligen schwinden auch dahin; die Wolke von Zeugen, die ihre wunderbaren Wirkungen bezeugt, zieht wie ein Rauch davon, alle Wahrheit in der kirchlichen Tradition untergrabend; aller historisch gesicherte Grund ist euch dann unter den Füßen weggezogen; und wie ihr eitel Fabelwerk täglich in eurem Brevier gebetet, so habt ihr dergleichen auch verkündet; und ihr müßt, wollt ihr wieder zur Consequenz und Wahrheit kommen, thun wie die Andern thun, und euch in die Verneinung setzen, euch zu Priestern des verneinenden Geistes promovirend. Darum habe ich denn geglaubt, es sei an der Zeit, dieß Buch zu schreiben und in ihm die Sache einmal in ihrem ganzen Umfang zu behandeln und darzustellen.

So möchte denn sein Werk „den Fügungen der göttlichen Providenz nicht entgegen sein und, den Himmel öffnend,

während die Hölle ihren Schlund aufgethan, eine wohlthätige Wirkung zur Befestigung des Schwankenden, Ungewissen, Zagenden und Zweifelnden üben".

Ueber die Art, wie er den Gegenstand behandelte, bemerkt er, daß nach vielfältigem Nachdenken es ihm nothwendig geschienen habe, auf die letzte von den beiden Fragen: was ist Gabe der Gnade und was Sache der Natur? — eine Frage, die nur annäherungsweise beantwortet werden könnte — so viel als möglich eine Antwort zu geben. So mußte er denn, zumal bei dem hohen Aufschwung, den die Naturwissenschaften und namentlich die physiologischen und psychologischen genommen, in die Tiefe dringen und bis zum Besondersten vorgehen, um den Ansprüchen der Wissenschaft ihr Recht zu thun und gerade hier im rechten Sitz des Materialismus ihm die Waffen zu seiner Bekämpfung abzugewinnen. Darin liegt die eigentliche Schwierigkeit für das Studium der Görres'schen Mystik, da ein solches Vordringen zum Speciellsten bedeutende naturwissenschaftliche Kenntnisse voraussetzt, die den meisten Lesern abgehen. Auch Görres selber wußte das sehr wohl und war deßhalb von vornherein bemüht, das Unbequeme so viel als irgend thunlich zu mindern und zu erleichtern. So hat er denn das Unvermeidliche wenigstens in der engsten Fassung gehalten, indem er es in die neun Bogen des ersten der drei Bücher des ersten Bandes unter der Ueberschrift: „Natürliche Unterlage der Mystik" zusammendrängte. Jene Leser, denen solche Untersuchungen nicht geläufig, mögen einstweilen, so sagt er selber, das erste Buch überschlagen, da die folgenden Bücher auch ohne dieses verstanden werden können.

Schon bald nach Erscheinen des ersten Bandes ließen sich denn auch allerorts Lamentationen über das gelehrte erste Buch hören. J. v. Giovanelli nennt es in einem Briefe an Görres eine bittere Schale, durch welche man bis

zum Kern durchdringen muß. „Nur ein tüchtiger Physiolog und Anatom wird die ganze Kraft der Beweisführung vollen Umfangs fühlen.... Wäre dieses erste Buch ein abgeschlossenes Werk für sich, dann möchte es sich sein eigenes Publikum suchen, und in der That, so viel habe ich davon begriffen, daß es dem neueren speculativen Heidenthume den Hals bricht: es ist also, so viel ich davon einzusehen vermag, vortrefflich in seiner Art; nur ist es unzugänglich, ein wahrhaft verschlossenes Buch für den großen Theil christkatholischer Leser, für unsere theologisch, aber nicht philosophisch gebildeten, von der Praxis in Anspruch genommenen und der Speculation meist entfremdeten Priester, sowie auch für die meisten, wenn schon nicht ungebildeten Laien.... So viel über die Thürschwelle des großartigen Domes, an welcher hier bei uns Alle, die meines Wissens sie überschreiten wollten, gestolpert sind.“ Görres erwiderte darauf also: „Was Sie über das erste Buch der Mystik sagen, ist gar wohl gegründet; ich habe mir es auch gesagt, konnte indessen doch nicht anders. Da dieselbe Verschwörung gegen das Christenthum wie früher eingetreten, wollte ich ihr zum andernmale die Mystik entgegenstellen, wie es (Dionysius) der Areopagite zum erstenmale gethan; jetzt, wo es nach mehr als anderthalb Jahrtausenden von Erfahrung so viel leichter, durchgreifender und schlagender möglich geworden; und da dürfte das Buch unter Andern des wissenschaftlichen Grundes nicht ermangeln, das Gebäude hat freilich sein eigentliches Fundament nach oben; da es aber andererseits doch aus irdischem Material erbauet ist, kann es auch eines irdischen Grundes nicht entbehren, und den habe ich ihm dort zu geben versucht. Das ganze Buch ist also nichts als ein Rost aus nebeneinander eingerammten Bäumen erbaut, auf dem die unteren Grundsteine ruhen; er gehört zum Ganzen und ist doch nicht von ihm, soll nur gut tragen und sich bedecken lassen; sie hätten mir sonst von

dort her das Werk unterminirt, was sie jetzt wohl bleiben lassen.

„Eine Nebenabsicht war auch dabei, unsern Clerus, der, uneingedenk dessen, was ihm früher Augustinus, Thomas von Aquin oder auch nur Tauler zugemuthet, etwas zu bequem geworden, wieder einigermaßen an geistige eindringende Arbeit bei Gelegenheit des Interesse, das er sonst an einem ihn so nahe berührenden Buche nehmen muß, zu gewöhnen, weil es nicht ferner mehr mit Ignoriren oder bloß oberflächlichem Notiznehmen gethan ist. Hätte ich das erste Buch ihm zu Liebe weggelassen, dann hätten sie mir über die folgenden ebenso wie jetzt über das Eine geklagt. Nun sie aber eine Zeit lang durch dieses durchgezackert, finden sie das Andere leicht, wie die, welche mit schweren Rappieren eine Zeit lang geschlagen, gewöhnliche Schwerter leicht finden, und das Eine hat als Sündenbock alle Mühsale auf sich geladen.... Aber ich habe mir schon gleich beim Anfange vorgenommen, wenn das Ganze einmal vollendet, das erste Buch und all' den gelehrten Quark im Verlaufe der übrigen völlig wegzuwerfen, bloß die Thatsachen zusammenzustellen, diese durch leichte Uebergänge und kurze klare Deutungen untereinander zu verbinden und so in einer eigenen Ausgabe Alles womöglich in einen Band zusammenzudrängen, dessen Preis so niedrig als thunlich gesetzt wird. Dann wird es ein Volksbuch von der Art, wie wir eines dringend bedürfen, und dem mancher Segen nicht fehlen wird." [1]

Die beiden folgenden Bücher des ersten Bandes behandeln den übernatürlichen oder religiösen und kirchlichen, sowie den disciplinären Grund der Mystik.

Der zweite Band erschien 1837. Er führt in die Mystik selber ein und belegt Alles mit streng historischen Daten aus dem wunderbaren Heiligenleben. „Wie es den Spa-

[1] Ges. Briefe III. 454 ff., 459 ff.

niern zu Muthe gewesen," sagt er in der Vorrede zu demselben, „als sie jenseits des Weltmeeres, dessen viele Jahrtausende hinhaltende Hemmnisse sie zuerst zu durchbrechen gewagt, eine neue Welt gefunden, wo von anders geformten Bergeszügen namenlose Wasser niedergingen, ein fremdes Rauschen aus den Wäldern sie begrüßte, andere Blumen sie anlachten, andere Vögel, andere Thiere neugierig zu ihnen auf- und niedersahen, und ein anderes Geschlecht der Menschen in unverständlichen Tönen sie willkommen hieß: so ungefähr mag es auch dem größeren Theil derjenigen ergehen, die einen Blick in die Wunderwelt hinüberwerfen, die sich ihnen hier eröffnet, und deren Dasein und Verständniß ihnen durch eigene Schuld, in langer hartnäckiger Läugnung und Verläugnung, gänzlich abhanden gekommen; wie ja auch die alte Atlantis im Grunde nur durch Versäumniß in Vergessenheit untergegangen." [1]

In Betreff der historischen Wahrheit des hier Mitgetheilten heißt es in einem Briefe an J. v. Giovanelli: „Es ist eine schlagende, Alles vor sich niederwerfende unwiderstehliche Masse von Thatsachen, und ich will den sehen, der die Stirne hat, dabei von Pfaffentrug zu reden." [2]

Während in den ersten beiden Bänden zunächst die natürliche Grundlage, die Physiologie der Mystik ihren Platz gefunden, und dann auf dieser die hagiologische Mystik, die Betrachtung der überirdischen Wunderwelt sich aufbaut, wird uns in den folgenden Bänden deren Kehrseite, das unterirdische Reich der Dämonen, die Dämonologie auseinandergelegt, und zwar sucht der dritte Band vorerst den Grund der dämonischen Mystik und darnach die dämonische Vorbereitung und Ascese klarzulegen. „Ich sitze seit Pfingsten jetzt am dritten Bande," schrieb Görres im

---

[1] II. S. III.

[2] Ges. Briefe III. 461.

Juli 1837 an Giovanelli, „umgeben vom schönsten höllischen Ameublement, durch alle Subterranea der menschlichen Natur durchkriechend, wo es Gestänke gibt gar vieler Art und nicht sehr erquicklich. Inzwischen ist doch großes Interesse in der Sache, denn die Lüge muß mit allen ihren Mäulern Zeugniß von der Wahrheit geben. Ich hoffe, zu Weihnachten soll dieser dritte Band in Ihren Händen sein, dem im nächsten Jahre dann ein vierter folgt, weil die Hölle mit Zubehör sich breiter und geräumiger gezeigt, als ich beim Ueberschlage gedacht, und ich auch den Teufel nicht gern als Wandnachbar unter einem Dache mit dem Herrn im Gotteshause sehen möchte.“ [1]

Aber die zwischeneinfallenden mächtigen Ereignisse verzögerten das Erscheinen bis zu Anfang des Jahres 1840; die Vorrede ist im October 1839 auf dem seinem Tiroler Freunde gehörigen Schlosse Hörtenberg bei Botzen geschrieben und entwickelt ganz kurz Realität und Wesen der natürlichen Magie. Gegenüber den vielfachen und lächerlichen Interdicten, die zur Zeit in derartigen Gebieten ergehen, in denen die Hände nichts zu greifen haben, und auf welche die mathematische Formel keine Anwendung hat, führt er zwei Beispiele auf, die ganz handgreiflich sich zugetragen haben. „Am Anfange des vorigen Jahrhunderts war solchen Herren (die alles derlei läugnen zu müssen vermeinen) von der Pariser Akademie das Leuchten des Meeres unbequem, und sie erließen eine Sentenz: sintemalen Feuer und Wasser sich nicht vertrügen, so sei es höchst abgeschmackt und daher verboten, ein Leuchten des Meeres anzunehmen. Die Menschen von der Obedienz glaubten die Sache, das Meer aber glaubte sie nicht, es leuchtete durch das ganze Jahrhundert und leuchtet noch zu dieser Stunde.

„Gegen Ende desselben Jahrhunderts wollte es dem Na-

[1] Ges. Briefe III. 479.

tionalinstitute höchst abenteuerlich bedünken, daß Steine vom Himmel herabregneten, und es verbot den wüsten Aberglauben allen seinen Angehörigen. Kaum war das Urtheil erlassen, da regnete in Aigle der widerspänstige Himmel Steine; eine Commission des Institutes wurde hingesendet, um sich die Sache zu beschauen; und die mußte der Wahrheit die Ehre geben und erklären: es habe wirklich Steine geregnet, worauf die vernünftige Welt die Sache dann sofort wieder glauben durfte."

Der vierte Band erschien 1842 in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Besessenheit, die letzte das Hexen- und Zauberwesen behandelt. Behufs Erlangung wichtigen Quellenmaterials, wie es für diesen vierten Band namentlich in den Bibliotheken von Verona, Padua und Venedig sich zusammenfand, hatte er für das Wintersemester 1840 bis 1841 Urlaub genommen und war selber über die Alpen gestiegen, um an Ort und Stelle das für ihn Wichtige in seine Papiere abzuleiten.

Mit den beiden Abtheilungen dieses vierten Bandes war der große Bau der Mystik abgeschlossen, insofern deren Trilogie, das Irdische, Unterirdische und Ueberirdische ihre Auseinanderlegung gefunden. Ueber diesen drei Disciplinen steht als höchste Einheit der menschgewordene Logos, insofern die Physiologie nach dessen Bilde geschaffen ist, die Hagiologie die Verbindung des Göttlichen mit dem Menschlichen in sich beschließt, und die Dämonologie nur durch seine Macht existirt, und der Dämon nur mit seiner Zulassung eine Verbindung mit den gemischten Naturen eingehen und unterhalten kann. Insoweit aber über jener Einheit hinaus noch eine höhere liegt, nämlich die Trinität, in die der Logos selbst als ein Moment eingeht, die Einheit in der göttlichen Wesenheit, so fehlte, um den ganzen wissenschaftlichen Organismus zu vollenden, noch diese vierte Disciplin der höchsten, einigenden Mystik. Da sie jedoch in

abgesonderter Einsamkeit für sich besteht, so hat Görres mit dem Abschluß jener Trilogie auch den Bau des Werkes als in sich abgerundet und beschlossen betrachtet, indem er in einer späteren mehr Muße bietenden Zeit auf dem Grund der angewandten Dreitheilung auch jene höchste Mystik auf- und auszubauen gedachte. Sein Plan ist leider nicht zur Ausführung gekommen[1].

Doch auch so ist das Werk nach des Baumeisters Worten ein „Bollwerk des Katholicismus, welches die, die es vertheidigen sollten, verlassen haben und dem Verfall hingeben. Jetzt ist es neu befestigt und wohlbewahrt; denn es ruht fest auf seinem Felsengrunde und mag jedem Angriff trotzen." Das konnte er kühn und ohne Anmaßung behaupten, denn kaum ein anderes Werk hat Görres mit solcher Mühe, aber auch mit solcher Lust und Wahrheitsliebe zu Tage gefördert. Auf eminent wissenschaftlicher Grundlage hat er es aufgebaut und alles Material aus zuverlässiger Hand erhalten und dann nochmals wieder von ihm durch und durch geprüft zum Weiterbau verwandt. Was nicht ganz verbürgt gewesen, hat er weggelassen oder doch nicht als solches ausgegeben; denn „die Sachen fordern die allerstrengste Wahrhaftigkeit, selbst bis auf minutiöse Umstände hinunter," schrieb er an Giovanelli, „weil jede, auch die kleinste Unwahrheit bei solchen schwer glaubhaften Dingen mit Recht die Glaubwürdigkeit der Zeugen verdächtig macht

---

[1] Ueber die kosmologisch-anthropologische Grundlegung, die von den elementaren Grundverhältnissen des Kosmos ausgeht, deren mystische Signatur das Kreuz ist, über Plan, Gliederung und Eintheilung des ganzes Werkes hat Görres selber in einer „Vorläufigen Uebersicht der verschiedenen mystischen Gebiete als Einleitung" (Mystik I. S. 11—23) des Näheren sich ausgesprochen. — Eine gute Analyse und Charakteristik des Ganzen gibt auch K. Werner in seiner „Geschichte der neuzeitlichen christlich-kirchlichen Apologetik", V. Bd. S. 517—529.

und man ihnen überhaupt nicht mit leichtsinniger Hudelei nahen soll.“ [1]

War in der Behandlung der ersten Disciplin mehr der rein wissenschaftliche Geist vorherrschend, so unterstellt sich dieser in den beiden folgenden der Leitung und dem Urtheil des Dogmas und der Kirche.

Wenn schon überhaupt das hingebungsvolle Studium der Mystik, als der tiefinnerlichsten und wahrhaft göttlichen Seite des Katholicismus, die von Grund aus kirchliche Gesinnung unseres Freundes bekundet, so steht diese seine Gesinnung über allem Zweifel erhaben da, wenn man die in der Art der ganzen Behandlung von ihm beobachtete und im Verlauf des Ganzen klar durchscheinende Pietät gegen die Kirche gewahrt. Man lese nur beispielsweise im dritten Bande (S. 394 ff.) den Abschnitt über die erleuchtete Vorsicht der Kirche in ihrem Urtheil über stattgehabte Visionen, im dritten Bande das dort (S. 18 f.) über die Macht der Kirche gegenüber der Besessenheit Gesagte, und (S. 505 f.) die Betrachtung der beiden „Kirchen“, und in der zweiten Abtheilung des vierten Bandes die Abschnitte über die Befreiung von der Besessenheit (S. 296 ff.) u. s. w.

Ueberdieß macht er in der Vorrede zum letzten Bande (S. XXII) folgende ausdrückliche Erklärung: „Die Kirche ist von je die große Meisterin in aller Synthesis gewesen, ihr bleibt ein Werk, wie dieses, zu aller Zeit unterworfen, damit sie prüfe, ob der in ihm wirkende synthetische Geist ächt und recht verfahren; und so groß ist die Achtung, die sein Verfasser vor diesem ihrem Geist gewonnen, daß, selbst wenn ihr Urtheil ihm auch auf der Stelle nicht einleuchten wollte, er ihm doch unbedenklich beizupflichten sich bestimmt fühlen würde.“

---

[1] Ges. Briefe III. 477.

Angesichts dessen ist es mehr als unbegreiflich, gleichwohl unsern Görres als Freund und Vorkämpfer der neuen antikirchlichen „Reformbewegungen" in Anspruch nehmen zu wollen.

Um zum Ende noch etwas über die Aufnahme zu sagen, welche die „Mystik" gefunden, so ließ sich vorhersehen, daß bei der geistigen Bedeutsamkeit und der wissenschaftlichen Autorität unseres Görres diesem seinem Hauptwerke eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit und bei der Neuheit des Gegenstandes auch ein erhöhtes Interesse würde entgegengebracht werden. Bei den Katholiken zunächst lauteten die privaten wie öffentlichen Urtheile überaus günstig und anerkennend, wenngleich die „philosophische Dornhecke", die er um das Ganze gezogen, Manchem viel Beschwerde machte. Doch fand von kundiger, kompetenter Seite gerade der grundlegende wissenschaftliche Theil ganz besondere Anerkennung. So erklärte der berühmte Physiolog und Anatom Döllinger, wie Schreiber dieses aus zweiter Quelle vernommen, daß das Beste und Trefflichste, was bisher über die Anatomie des Menschen und namentlich des Gehirnes gesagt worden sei, in einem Buche sich finde, wo man es am wenigsten vermuthe — im ersten Bande der Mystik von Görres.

Melchior Diepenbrock schrieb also an Görres: „Mit großem Genuß und geistiger Anregung habe ich die von Manz erhaltenen Aushängebogen Ihrer Mystik gelesen. Das erste Stadium verlangt zwar, wie die Mystik selbst, eine ernste geistige Ascese und Selbstverläugnung, um zum völligen Verständniß durchzudringen, aber reichlicher Lohn wird dann auch nachher gespendet. Mich verlangt sehr nach der Fortsetzung und Vollendung Ihres geistvollen Werkes, und begierig bin ich auf den Spektakel, den es auf dem literarischen Jahrmarkt anregen wird. Man wird sicher mit Spießen und Stangen dagegen zu Felde ziehen; aber eine dankbare Anerkennung

und eine bleibende Wirkung ist ihm gewiß auch von der anderen Seite gesichert. Besonders wohlthuend wird für alle Verständigen das ernste nüchterne Maß sein, welches die Darstellung und Würdigung außerordentlicher Zustände ꝛc. bei allem Schwunge der Begeisterung nie aus den rechten Schranken treten läßt.“ Aehnlich schrieb der feingebildete Giovanelli: „Ich wüßte kaum ein Buch, das mir je einen höheren Genuß gewährt hätte. Diese Erscheinung gehört im Gebiete der Literatur zu den allerwichtigsten der neueren Zeit und kann schwerlich ohne Folgen bleiben.... Das zweite und dritte Buch ist eine überaus köstliche Gabe, womit Sie die gesammte Christenheit beschenkt haben. Der Inhalt paßt für Alle und soll wieder, wie er es einst war, ein Gemeingut werden. Mit großer Sehnsucht sehe ich dem folgenden Bande entgegen; auch sticht mich der Vorwitz, welche Stimmen in Deutschland sich etwa dafür und dawider erheben werden; oder ob man es der Klugheit angemessener hält, über das Werk zu schweigen und über den Verfasser bei guter Gelegenheit Geifer und Galle herabzugießen. Ich glaube, von den Ungünstigen dürfte das Letztere zu erwarten sein.“ Der bekannte Justinus Kerner, Verfasser der „Seherin von Prevorst“ und des „Magikon“, las die beiden ersten Theile der Mystik „mit Liebe und Bewunderung“ und schrieb nach Erscheinen des dritten Theiles: „Seinen reichen Inhalt kann ich nicht genug bewundern, und ich bin so frei, von Mehrerem in ihm in meinem Magikon Gebrauch zu machen.“ [1]

Aus den Urtheilen katholischer Zeitschriften fügen wir nur ein Wort aus dem „Katholik“ [2] hier an: „Es ist ein Werk — Alles umfassend, großartig aus der tiefsten Naturtiefe in die höchste Geisterhöhe aufsteigend, wie ein gothischer

---

[1] Ges. Briefe III. 449 f., 454 ff., 465.

[2] Jahrgang 1836. VI. Heft.

Dom; aber nicht leichthin verständlich wegen der immensen Gelehrsamkeit und der bilderreichen Darstellung."

Von protestantischer Seite freilich war auf Lob und Anerkennung nicht zu rechnen. Die Einen schwiegen es entweder zu Tode oder gingen mit leichtem Naserümpfen vorüber. Die Rationalisten aber unter ihnen waren wie von der Tarantel gestochen und von dem entgegenströmenden katholischen Weihrauchsduft in eine derartige geistige Verfassung versetzt, daß sie von ihrem Dreifuß herab Bann und Interdikt der Schrift und dem Verfasser zuschleuderten, der darin mit allen Larven und Fratzen eins geworden, und „dem die blutende Nonne zu Dülmen die höchste Offenbarung wird." [1]

„Der Hegelianismus," schrieb der Angegriffene selber an Giovanelli, „ist zuerst in den Berliner Jahrbüchern hervorgetreten, und nach der Weise, wie er sich ausspricht, muß ich urtheilen, daß es dort einen starken Schreck verursacht hat. Das Urtheil ist hochmüthig und demüthig, anerkennend und bedauernd, annehmend und verwerfend, höflich und grob, glaubend und läugnend; Alles miteinander und untereinander, im Ganzen also sich selbst aufhebend und die Sache nicht um ein Komma weiter bringend. Man sieht die große Scheu und Noth vor den Fußangeln, die man überall voraussetzt, und die unangenehme Ueberraschung, die die Evidenz der Sache hervorgebracht. Wenn das Journal bei Ihnen zu haben ist, so lassen Sie sich das Maiheft doch einmal bringen, es ist merkwürdig, den Veitstanz zu sehen. Haben die Anderen, die noch kommen werden, nicht besseres Geschütz, dann wird es ihnen nicht glimpflicher, als jetzt den Christinos ergehen." [2]

Die Summe alles dessen, was von dem modernen Zeit-

---

[1] Laubes Literaturgeschichte III. 150 ff.

[2] Ges. Briefe III. 480.

geiste über die Mystik gesagt worden ist und geurtheilt werden kann, hat Dr. Karl Rosenkranz[1] in seinen „Studien" kurz zusammengestellt. Der feingebildete Hegelianer hat sich jedoch frei gehalten von dem wüsten Gepolter und dem höllischen Schelten seiner Gesinnungsgenossen, er spricht in würdigem Tone, ja selbst mit Bewunderung über die Mystik und ihren Verfasser; das Ganze aber für mehr als Poesie und Legende zu halten, kann von einem Jünger der „königlich preußischen Hof- und Staatsphilosophie" freilich nicht erwartet werden.

Gegenwärtig ist bei den Protestanten Görres' Mystik so gut wie verschollen oder höchstens in die bunte Reihe der Popanze eingestellt worden, mit denen dann von Zeit zu Zeit der nöthige Schauder vor dem Katholischen hervorgezaubert wird. Für uns Katholiken ist und bleibt einstweilen über Dionysius Areopagita, Scotus Erigena und die scholastischen Mystiker hinaus Görres' Werk der erste und einzige Versuch einer vollständigen Geschichte der Mystik, an dem bisher noch alle gegnerischen Angriffe zu Schanden geworden. Und es ist gewiß keine Uebertreibung, wenn ein urtheilsfähiger Theologe[2] über dasselbe sagt, daß es alles vor ihm in diesem Fache Geleistete nicht nur weit übertroffen, sondern fast entbehrlich gemacht hat. Werden die Theologen einmal die Mühe über sich gewonnen haben, dieses Werk zu studiren, so wird die Theologie wieder ebenso wie früher nicht nur das Gewöhnliche, sondern auch das Mystische im christlichen Wissen und Leben in den Bereich ihrer Erörterungen ziehen.

---

[1] Studien, Leipzig, 1848. Fünfter Theil S. 100—126.

[2] Im Kirchenlexikon von Wetzer und Welte VII. S. 44 f.

XXXI.

Görres und die Wissenschaft. — Theologie und Philosophie.

Der bekannte M. Carriere hat unlängst über unsern Görres also sich geäußert: „Wir sahen ihn ... in München als den Führer einer Partei, welche das Ansehen und die Macht des Katholicismus herzustellen thätig ist.“ [1] Noch mehr hat dieß Julian Schmidt betont: „Görres,“ so sagt derselbe, „gehört seit dem Anfang der zwanziger Jahre zu den leidenschaftlichsten Vorkämpfern der ultramontanen Richtung; er hat eifriger und rücksichtsloser gewirkt, als irgend ein Anderer. Görres aber ... war ein biederer, rechtschaffener Mann, ein Mann ohne Menschenfurcht, ohne kleinlichen Ehrgeiz; ein Mann, der sicherlich sein Gewissen nicht beladen haben würde mit einem Kampf für Dinge, die nicht in seiner Ueberzeugung gegründet waren.“ [2]

Das sind wahre Worte und um so ehrender für unsern Görres, als sie aus Gegners Munde stammen. Wir sahen schon, wie von seinem ersten Aufenthalt in München an alle seine Schriften, ja fast jedes Wort, das er geschrieben und gesprochen, den polemischen Charakter der Tendenz an sich tragen, aber der höchsten und edelsten Tendenz, die Menschenwort und Menschenwirken hier auf Erden sich zu setzen vermag, stets und überall nämlich mit seinem ganzen Ich für Gottes und der Kirche Ehre und das Heil der Menschheit muthvoll einzutreten. Und das war nicht etwa bloßer Ausfluß wohlbewußter Parteigrundsätze, die vor allem der Führer scharf pointirt und bis in die letzten Consequenzen hin aussprechen und vertreten muß, sondern lediglich die Folge einer heiligen Ueberzeugung von der Wahrheit des Katholicismus, wie sie voll und ganz im tiefsten Grunde

---

[1] Blätter für literarische Unterhaltung, 1875, Nro. 21.

[2] Allgemeine Zeitung, 1875, Nro. 51.

seiner Seele wohnte, und nach Außen strömend lebendig ward und in seinem ganzen Handeln, in seinem socialen wie politischen Leben nicht minder als in seinem praktischen sich verkörperte.

In seiner „christlichen Mystik" bewunderten wir schon eine der schönsten und edelsten Früchte dieser seiner Ueberzeugung. Nicht aber von selbst war sie ihm gekommen, sondern in harter Arbeit, in unausgesetztem Ringen und Kämpfen hatte er diese sich zu eigen machen müssen. Wenn Görres früher nach dem Sturme der französischen Revolution in Kunst und Wissenschaft zunächst sich nur „in Wahrheit erhellen und erheitern" wollte, so führte ihn dennoch sein gutes Streben nach und nach zur Wahrheit hin, da ja eben jede wahre Wissenschaft die Wahrheit suchen muß und mit Gott auch findet. Nachdem Görres sie aber einmal gefunden und als höchstes Kleinod seines Lebens, als echten Stein der Weisen jene goldene Ueberzeugung von der Existenz des Christengottes und der göttlichen Mission der Kirche sich erworben, da hat er mehr und mehr dieselben zu erweitern und zu vertiefen sich bestrebt. Ihm sollte, wie sein Sohn Guido sagt, „die Wissenschaft den Geist aufrichten, reinigen, beruhigen, stärken, veredeln, bessern; seinen Blick erweitern, ihn in Demuth von der eigenen Kleinheit hinan zum Lichte, zu Gott kehren; kurz, sie sollte geistiges Leben werden und der Charakter durch sie sich bilden, stählen und läutern." Der große Mann hat dieser seiner Ueberzeugung nicht nur sein reiches Herz, sondern auch den großen Geist mit dem gewaltigen Wissen vollends unterthan gemacht. „Der Glaube ist das Erste," sagt er, „das Wissen hat den zweiten Rang." Und ein anderes Mal: „Religion ist die Sonne im Geistigen, Wissenschaft wie Erde, der Mond wie Kunst." [1] So hat er eben auch

[1] „Aphorismen". Polit. Schriften V. 133.

an sich selber wahr gemacht, was er so schön von jenen reckenhaften Gestalten des Mittelalters sagt, daß sie, die berufen waren, aufrecht und stolz wie die Götter über die Erde hinzuwandeln, demüthig und fromm dem Heiligen sich neigten.

Gott ist das höchste Princip und die Endursache aller Dinge, aus ihm fließt also auch die Wissenschaft, zu ihm muß sie zurückkehren, ihm allein auch dienen. Die Einzelwissenschaften aber, so schließt er weiter, sind nicht für sich bestehend, sondern lebendige Zweige an dem einen großen Baum der Wissenschaften, gleichsam die Schwestern zu einander, die darum auch zu einem großen Zwecke sich verbinden müssen, weil sie ja denselben Urheber und im Grunde dasselbe formale Objekt haben.

Zu dieser einzig richtigen, in unsern Tagen freilich wenig cultivirten Grundanschauung neigte aber schon die Universalität seines natürlichen Wesens hinüber. Görres war nämlich in doppelter Beziehung ein universeller Geist: einmal insofern, als er alle Gebiete des menschlichen Wissens seiner Herrschaft unterwarf oder sich dieselben doch bis zum kleinsten Detail anzueignen suchte; dann aber in jener höheren Beziehung, daß sein gewaltiger Geist aus kühner Höhe hinab auf die untenstehenden Dinge niederschaute und alle Einzelwissenschaften in einem höheren, übergeordneten Princip zusammenfaßte und dann hinwiederum aus dieser höchsten Einheit die Einzelerscheinungen konstruktiv ableitete.

So sucht er in seiner Mystik die philosophischen mit den empirischen Wissenschaften harmonisch zu vereinen, die Principien, wie das Christenthum sie gegeben hatte, mit den Thatsachen, die in erstaunlicher Menge zu aller Zeit und in den allerverschiedensten Naturen sich entwickelt hatten, in einem innern, lebendigen Zusammenhang zur Anschauung zu bringen, so daß sie „sich zu einem wohlgeschlossenen, in sich abgerundeten Organism zusammenfügen, in dem nicht bloß

die Thatsachen die Principien und hinwiederum, sondern auch eine Thatsache die andere, ein Princip das andere sicherte und gewährte und alle zu einer unwiderstehlichen Evidenz sich einigten und verbanden."[1]

Vor uns liegen die schon erwähnten Vorlesungen über die „Encyklopädie der Wissenschaften". Da sucht er eben die innige Verwandtschaft aller Einzelwissenschaften, ihre Verbindung zu einem höheren Ganzen, zu einer gewaltigen, klangvollen Harmonie in überraschend geistvoller Weise darzuthun, so daß am Ende „das Ganze der Wissenschaft abgerundet und organisch gebildet vor uns steht, ein großes Gewächs, aus mehreren Wurzeln entspringend, durch verschiedenartige Stämme sich erhebend und nach oben in reichem Blätterschmuck sich verbreitend".

Und wie sich bei ihm das Ganze in reicher, harmonischer Gliederung verband, so schaute er wiederum auch an jedem einzelnen Zweige der Wissenschaft dieselbe Gliederung der Einzeltheile und ihre Zusammengehörigkeit unter ein höheres Princip. Darum sah er es ungemein gern, „wenn in öffentlichen Erörterungen der Vortrag in großen, bestimmt umschriebenen Massen gegliedert ist, die dann wieder in's Einzelne hin in lichten wohlbegrenzten Begriffen sich absondern, während nach aufwärts ihre Verbindung durch ein allgemein umfassendes Band also vermittelt ist, daß Alles wohl zusammengreift und sich geschmeidig ineinanderfügt."[2] Darum auch belobt er in der Vorrede zu einer philosophischen Schrift von Lechleitner[3] den Moralisten P. Oberrauch,

[1] Vgl. Mystik I. Bd. S. XIV.

[2] Vgl. den Aufsatz „Von geheimen Gesellschaften" im 13. Bde. des „Katholik".

[3] Von dem letzten Urgrunde und letzten Zwecke aller Dinge. Von G. J. Lechleitner. Aus dem Lateinischen übersetzt von P. Caspar Sonnerer. Mit einem Vorworte von J. Görres. Regensburg, J. G. Manz, 1839. S. 5.

daß „dieser Meister von dem Satze: jede Wissenschaft müsse ein in seiner Wahrheit durch sich selbst begründetes Princip sich unterlegen, in dem, wie von einem festen durch die Folge herabsteigender Ordnungen, alle Doktrinen ihre Begründung fänden, seinen Ausgang genommen, und nun Gott, als aller Gründe Ersten, seiner ethischen Theologie oder theologischen Ethik untergestellt habe".

Wie nun so seine religiöse Ueberzeugung im Bunde mit der natürlichen Universalität seines Geistes jene großartige Harmonie im großen Reich des Wissens und die gewaltige Ordnung im ganzen Universum mehr und mehr ihm klar und offenbar machte, so mußte umgekehrt dieses Anschauen jener reichgegliederten Harmonie wiederum seine Ueberzeugung mächtig fördern und vertiefen.

„Wäre uns vergönnt," sagt ebenso wahr als schön der Cardinal Wiseman, „Gottes Werke in der sichtbaren und in der geistigen Welt zu betrachten, nicht wie wir sie jetzt sehen, in Trümmern und kleinen Bruchstücken, sondern wie sie miteinander verwebt sind in dem großen Gewebe allgemeiner Harmonie, könnte unser Geist jeden Theil davon sammt seinen allgemeinen und besonderen Verbindungen, Verhältnissen und Beziehungen erfassen, so würde sich ganz gewiß zeigen, daß die von ihm gestiftete Religion so vollständig in den allgemeinen Plan gehöre und passe und so unentbehrlich darin sei, daß alles in Verwirrung und Zerfall geriethe, wenn sie irgendwie könnte weggenommen werden. Und ein solcher Anblick ihrer Verwebung mit dem ganzen Haushalte und Bau der Natur wäre unter allen Beweisen, die man für ihre Wahrheit bringen könnte, ohne Zweifel der überzeugendste." [1]

Da nun Görres wohl mehr als irgend einer seiner

---

[1] Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Offenbarung. Von Cardinal Wiseman. Uebersetzt von Dr. Daniel Haneberg.

Zeitgenossen in dieses großes Gewebe allgemeiner Harmonie eingedrungen war, so besaß er auch mehr als ein anderer, so weit das nur immer mit natürlicher Wissenschaft zu erreichen ist, eine tiefe Einsicht und lebendige Ueberzeugung von der innersten Wahrheit des großen göttlichen Weltplanes und des mit ihm auf's Engste verbundenen Christenthums im Ganzen wie im Einzelnen.

Wie erbärmlich klein und zwergenhaft will einem da doch das Gebahren so vieler Gelehrtenmenschen unserer Tage bedünken, die abgetrennt vom frischen, quellenden Leben im bestaubten Winkel „ihren Laich bebrüten“, die in der Verschrobenheit ihres Geistes und der Dürre ihres Herzens lediglich nur ihrem Zweige der Wissenschaft, den sie vom großen lebendigen Baum des Wissens abgetrennt, gleichwohl als erste Stütze für des Himmels ungeheure Wölbung halten möchten, all' ihre Zeit und Lebenskraft zuwenden, von der großen wundervollen Harmonie im Reich des Wissens aber nichts verstehen, noch auch von dem einen höchsten Zwecke aller Wissenschaft, eine Dienerin des Herrn zu sein, irgend welche Ahnung haben. Darum aber ist auch Alles, was diese klägliche Stubenweisheit im dünkelhaften Hochmuthe bei der magern Thranlampe ihres Aberwitzes erzeugt, sterblich und vergänglich und im Grunde eitel Dunst. Wie dies Leben sich nicht selber Zweck sein kann, meint Görres, so kann auch der ganze wissenschaftliche Apparat unserer Tage, wie er namentlich in den naturwissenschaftlichen Bestrebungen sich zeigt, nicht seine Bestimmung in sich selber tragen und wird sogleich eitel und nichtig, sobald der Geist in seinem Gebrauche sich auf sich selber setzt, und umgeben von all' jenem Prunke sich nun selber genügen zu können wähnt. Das aber ist die Thorheit dieser Zeit, daß sie aus dem Mikrokosmos heraus im Makrokosmos sich vergafft, daß die innere höhere Seite der Wissenschaft, verlassen von aller Fülle, immer mehr verödet und endlich ganz erstirbt, wo dann der Geist der Welt verfallen

ihr mühselig Joch zu tragen hat. „Da alle Wissenschaft sich säkularisirt, hat ihr das Säkulum auch seinen Charakter aufgeprägt, sie ist profan, knechtisch und wandelbar geworden und muß dem ewigen Juden gleich ohne Unterlaß im Rade der Zeiten gehen und die endlose Seelenwanderung durch alle Naturreiche durchlaufen. Aber wenig ziemt es dem höheren Beruf des Geistes, so ausschließlich einseitiger Richtung sich hinzugeben. Gott hat die Natur nicht sich und dem Menschen als Spiegel hingestellt, damit diese nur sein Bild selbstgefällig wiederfinde, sondern damit er in ihr und durch sie Gott in sich gewahre und in Liebe zu ihm neige.... Die Wissenschaft hat mit jener höheren Beziehung erst den rechten Inhalt gewonnen, der ihre hohle Leerheit erfüllt; indem mit ihrem sterblichen Theile sich ein unsterblicher vereint, ist die todte Formel in ihr zum begeistigten Symbole aufgelebt, und wie die Natur und die Geschichte sich als die Träger der Einen in ihnen wirksamen Götterkraft erkannt, reden sie wahres Zeugniß von ihrer Wahrheit, und der Geist kann in seinem Verhältniß zu ihnen symbolisch sein Verhältniß zur Gottheit schauen.“ [1]

Wie Görres gedacht, so hat er auch stets gehandelt. Waren ihm nämlich schon früher seine naturwissenschaftlichen Studien zur Erlangung der Wahrheit behülflich gewesen, so hat er später dieselben ausgesprochenermaßen zur Befestigung und Förderung seiner religiösen Ueberzeugung und nur im Dienste der Kirche fortgesetzt. Speciell waren seine physikalischen und physiologischen Studien zu dem Zwecke von ihm unternommen worden, um dem Aufbau seiner „christlichen Mystik“ gegenüber der allgemeinen Skepsis der Zeit eine feste wissenschaftliche Grundlage zu geben. Derselbe

---

[1] Vorrede zu Diepenbrocks „Suso“ LXVII.

große Zweck leitete ihn auch bei seinen übrigen wissenschaftlichen Bestrebungen; alle Wissenschaften sollten, weil von Gott ausgegangen, auch zu ihm zurückkehren, d. h. im letzten Grunde nur der Vertheidigung der Kirche und des von ihr gehüteten Hortes der Wahrheit dienen.

Dieser Endzweck war auch bei der Wahl der Wissenschaften für ihn leitend. Daher zogen ihn im Gegensatze zu dem Dünkel des Gelehrtenvolkes „Dinge, die der Menge und daher auch der Anerkennung der Welt am entferntesten lagen, das Uebersinnlichste, das Höchste, das Reinste, das Geistigste ... immer am meisten an.“ Da darf es uns nicht Wunder nehmen, daß Görres im letzten Viertel seiner Lebenstage die Wissenschaft aller Wissenschaften, die Theologie, zum ganz besonderen Studium sich auserkor. Wiederum liegen in der „Mystik“ davon die herrlichsten Früchte vor unsern Augen. Aber zum Theil auch schon in früheren, besonders aber in seinen späteren Schriften hat er die Früchte dieses seines Strebens niedergelegt.

Da ist vor Allem seine Vorrede zu Sepps „Leben Christi“ zu berücksichtigen, welche im gewissen Sinne Görres' theologisches System, einen tief genialen Abriß seiner Religionsphilosophie enthält, und wodurch Görres zugleich das unbestreitbare Verdienst sich erworben, in matter, glaubensloser Zeit offen und mit wahrem Christenmuthe den Glauben an Jenen bekannt zu haben, den die Welt gerade so wie damals an's Kreuz zu schlagen sich anschickte, weil er wie damals als den „Sohn des Hochgelobten“ sich bekannte.

Als Christus aus überirdischen Regionen herabgekommen und mit der Menschlichkeit umkleidet als der Menschen großer Bruder hier auf Erden wandelte, da standen viel der Feinde wider ihn auf, und drei volle Jahre lang haben jene Pharisäer und Schriftgelehrten ihn mit Späherblick verfolgt, überall, im Tempel, in der Synagoge, am Jordan und am See Genesareth sich an den Herrn gemacht, mit ihm in

falscher Absicht und sophistisch über dies und jenes zu streiten sich bemüht, um in der Rede etwa ihn zu fangen und so dem sicheren Verderben zu überliefern. Als aber alles das noch nicht zum Ziele verhelfen wollte, verschworen sie sich miteinander, Hillels Schule und auch die des Sadock, uneins in allem Anderen, vereint nur im finstern Hasse gegen den, den ihr stolzer Sinn nicht als den Gottessohn erkennen wollte. Nicht mehr im Wortstreit der Sophisterei wollten sie den Herrn verderben, sondern Lüge, Verrath, Gewaltthätigkeit, kurz, jedes Mittel war ihnen jetzt willkommen. Sie schleppten ihn zum Verhör vor ihren Richterstuhl, der Hohepriester der Gottlosigkeit zerriß in wüthigem Grimme seine Kleider und sprach das „Schuldig", als der Herr auf dessen Frage in ernster Majestät die Antwort gab, er sei der Sohn Gottes des Hochgelobten. Er ward den Heiden überliefert, die den Stab über ihn zerbrachen, ihm in das Antlitz schlugen, mit Hohn und Spott ihn übergossen und dem Unschuldigsten am Holze der Schmach das Leben nahmen. Christi Leiden nun hat in der fortlaufenden Geschichte seiner Kirche wieder und wieder sich erneuert. In jenen Tagen aber ward die Mißhandlung des Herrn Zug um Zug in den kleinsten Theilen wiederholt. Erst haben viele Jahre lang die Pharisäer und Schriftgelehrten auf den protestantischen Kanzeln und Kathedern die Kirche und den in ihr fortlebenden Gottmenschen mit Späherblick verfolgt, haben im Wortstreit über dies und jenes auf falschen Wegen selbe zu ertappen sich bemüht, haben die in den heiligen Büchern niedergelegten Zeugnisse für Christi Göttlichkeit zunächst in Einzelheiten bemängelt und verworfen, bis schließlich dann, als Alles nicht verfangen wollte, ihr ganzer Grimm gegen ihn offen zu Tage trat. David Strauß hat in seinem „Leben Jesu" wiederum die Rolle des Hohenpriesters übernommen und nach beendetem Verhör auf Christi wiederholtes Zeugniß hin, daß er der wahre Gottmensch

sei, in heuchlerischem Unmuth die Kleider sich zerrissen und zum zweiten Male das „Schuldig“ über ihn gesprochen. Dann ward er wiederum den Heiden überliefert, die vollends über ihn den Stab zerbrachen, und unter die Schergen und Buben ward er wie ehedem hinausgestoßen, die als den gemeinsten Verbrecher ihn behandelten. Nach Strauß kamen die Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Salvador, später dann auch Renan und wie sie alle heißen mögen; und während jener den historischen Christus, der zwar durch ihn, wie Strauß selber stolz sich brüstet, „vom Throne des Gottessohnes und des Erlösers, auf welchem wir ihn bisher verehrten, heruntersteigen“ mußte, wenigstens noch „auf der Bank des menschlichen Genies Platz nehmen und an der Verehrung Antheil haben läßt, die wir den großen Geistern widmen“ — hat Bruno Bauer, der Falstaff und Mephisto im kritischen Drama jener Zeit, über seinen Vorgänger hinaus unsern Herrn auch aller edlen Menschlichkeit entkleidet und ihn der spöttischen Welt zum zweiten Male mit dem Worte: Ecce homo! hingestellt: „Der evangelische Christus als eine wirkliche geschichtliche Erscheinung gedacht,“ so lautet seine Blasphemie, „wäre eine Erscheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte.“[1]

Nun erhob sich freilich ein ernster, bitterer Kampf im Gehege des protestantischen Bekenntnisses, der zuweilen auch auf katholisches Gebiet seine düsteren Schatten warf; aber denen, die für die gute Sache kämpfen wollten, fehlte das gemeinsame Banner und das einigende Band, und unter ihren Füßen der feste Boden, den die Katholiken in der untrüglichen Autorität ihrer Kirche besitzen, und so neigte sich das Siegesglück mehr und mehr zur Partei der Radikalen.

[1] B. Bauers Leben Jesu I. Bd. Einleitung § 16.

Da mußte ja wohl Görres direkt oder indirekt auch gegen diese ein Fähnlein auf den Kampfplatz senden. Einer seiner talentirtesten Schüler, Dr. Sepp, schrieb nämlich vielfach von ihm beeinflußt und ermuntert sein siebenbändiges Werk „das Leben Christi“[1]. Die beiden ersten Bände erschienen 1843 und wurden, weil höchst zeitgemäß und mit jugendlicher Begeisterung und großer Sachkenntniß verfaßt, von Katholiken und wohlgesinnten Protestanten mit Freuden begrüßt. Auch der große Meister freute sich von Herzen über die rechte, frische That seines vielversprechenden Schülers und wollte ihn selber in die Schranken der Arena hinübergeleiten, indem er eine längere, 110 Seiten fassende Vorrede schrieb, worin er zugleich den vielfachen Ideen, welche Sepp als auf seinen Gegenstand bezüglich hauptsächlich aus Görres' mythologischen Vorlesungen in sein Werk herüber genommen hatte, eine tiefere Begründung unterlegt, im Speciellen aber für den Zweck und das Ziel des ersten Bandes, der die göttliche Würde und Bedeutung des in Christus menschgewordenen Logos spekulativ zu erweisen, und dessen stetes und gleichbleibendes Walten im Leben des geschaffenen Universums wie in der Geschichte der Menschheit darzuthun versucht, die Vorhallen und den Aufriß, die große Architektonik entwirft. Es ist zugleich der Aufriß seines theologischen Systems, weßhalb wir nicht umhin können, wenigstens die Hauptsätze der tiefgehenden und höchst spekulativen Vorrede hier wiederzugeben. Das Ganze führt den Titel: „Die primitiven Grundakte zur Feststellung des Verhältnisses zwischen Gott und der Creatur.“

Ausgehend von den Worten: Unus es Deus, unus es Dominus u. s. w., welche die Kirche in der Präfation

---

[1] Regensburg, 1843—46.

singt, entwickelt Görres im Anschluß an die Alten, namentlich an Thomas von Aquin, den er gern citirt, an Picus von Mirandula, Anselm von Canterbury und Andere, die Einheit des göttlichen Wesens, die Persönlichkeit Gottes, die Gottheit in der Trinität. Doch gilt ihm am Ende dieser seiner Untersuchung mit Nikolaus (Görres sagt Peter), Cardinal von Cusa, auch der höchste Einblick menschlicher Wissenschaft in dieses Geheimniß doch nur als die Docta Ignorantia; Docta freilich, weil sie in ihrer ganzen geistigen Kraft alles überschauend zu diesem Aufblick zu Gott sich zusammennehmen muß, und Ignorantia, weil sie doch im Dunkel nimmer zu einer klaren Anschauung gelangt.

Alles Außergöttliche ist aus dem Nichts durch einen dreieinigen Schöpfungsakt in's Dasein gerufen worden. Diesem dreieinigen Schöpfungsakt entspricht in der Erscheinung des in ihm Gesetzten eine Triplicität. Es ward das Geisterreich, die physische Natur und das dritte Reich, die Menschheit geschaffen, in welchem die beiden ersten Reiche zur komplexen Einheit sich verbinden.

Der Gegensatz von Gut und Böse ist nicht in Gott. Gott hat das Böse nicht hervorgerufen, sondern an das Verhältniß von Gott und Creatur geknüpft hat es seinen Ursprung von der Störung der göttlich gewollten Relation durch das freie Geschöpf genommen. Die freien Geister haben die ihnen gesetzte Feuerprobe nicht bestanden, und indem sie im Widerspruch mit Gott von diesem sich lostrennten, stürzten sie hinab in den Abgrund.

Neben der Strafe, die der Schuld auf dem Fuße gefolgt, zeigte sich aber auch gleichzeitig das physische Uebel. Und wer den Frieden in der Geisterwelt gestört, hat auch die Störungen in der Natur hervorgerufen. Als die Mitte und der Brennpunkt aller dieser Störungen, als die Stätte des Ausgangs für alle Mißklänge in der physischen Sch

pfung hat daher im Rückschlage des geistigen Sündenfalles das verworrene physische Chaos sich gebildet, das also nicht vor der Schöpfung bestanden, sondern im Geisterkriege erst aus der Zertrümmerung der Naturordnung hervorgegangen und daher mit der Hölle, im Ethischen das, was es selber im Physischen, in einem bestimmten Wechselzuge steht.

Nachdem so in beiden Kreisen das Uebel sich ausgebreitet, ist allein der dritte noch übrig, in welchem die Naturen der beiden andern sich begegnen. Da der Mensch gleich den Geistern eine freie Creatur war, so mußte auch er die Feuerprobe bestehen. Die symbolische Hülle des freien Wahlaktes ist aber nun bei ihm das Essen, weil im Essen aus der Mitte des physisch Wandelbaren der Mensch sich zu bleibendem irdischen Dasein vestet. Jenes erste Mahl war aber ein welthistorisches; das Verhältniß der menschlichen Creatur sollte sich bestimmen, ob sie eintreten solle in Gottes Reich, um das Recht der Kindschaft Gottes zu erhalten, oder, wenn er an diesem vorübergehe, in das der Natur, um deren Diener und Zögling zu werden, oder ob zu den Bösen im Geisterreiche, deren Leibeigener er alsdann für immer sein werde.

Darum war es auch eine dreifache Speise, die sich dem Menschen bot, und drei symbolisch bedeutsame Bäume trugen diese Früchte. Der erste war der Baum des Lebens, das Symbol des Logos, der in die Mitte des Paradieses, da, wo der Himmel in die Erde eingeschlagen, die Frucht des Himmels, welche Unsterblichkeit gewährte, zur Speise bot. Zweitens war jener Centralbaum umschlossen von der Fülle der Bäume, die Gott geschaffen; das war der Ausdruck der Natur, wie sie Gott hervorgerufen. Aß er nun von diesen Bäumen, ohne das andere zu achten, so hatte er nicht den besten Theil erwählt; aber es wurde an ...d für sich ihm nicht zur Sünde gerechnet, es war eine

adiaphorische Handlung. Der dritte Baum war der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen, das Symbol und der Ausdruck des Weltalls mit seinem Widerspruch des Guten und des Bösen. Zu dem Doppelbaum hielt sich die Schlange, denn er war im Schlangenblute aufgesproßt. Gott umfaßte zwar den Versuchungsbaum mit der Dornhecke des Gesetzes, aber der Mensch folgte dem Verführer und hatte im vollen Gebrauche seiner Freiheit das Verderben sich angegessen; er war geworden wie die Götter, aber wie die Elohim des Unterreiches, mit denen er das Brod gebrochen und den Kern des Granatapfels verzehrt, und hatte, da keine Freiheit in ihrem Reich besteht, sofort ihnen in leibeigener Dienstbarkeit sich hingegeben. War aber der Gefallene als Geschlecht noch im Reiche der Natur geduldet, so war er dagegen aus dem der Gnade ausgewiesen, denn er hatte selber die Bänder abgerissen und verloren, die ihn mit demselben zu verbinden bestimmt gewesen: den Glauben durch Versündigung gegen das erste göttliche Princip, und zwischen Beide schob sich der Unglaube ein; die Hoffnung, welche er, an der Frucht vom Lebensbaume vorübergehend und essend von der Frucht der Erkenntniß, zugleich mit der Unsterblichkeit verloren hatte, und die Verzweiflung hatte an Stelle der ersteren sich eingefunden; endlich die Liebe, indem er mit Undank die Gaben verschmähte, die vom dritten göttlichen Principe ausgegangen.

Aber durch Verführung ist der Mensch gefallen, während Niemand die Geister zu ihrem Fall verführt; doch daran, daß nur ein Theil derselben zum Sturz gekommen, hat die Rettung der Menschheit sich angeknüpft; waren Alle gefallen, dann war die ganze geistige und physische Welt verwüstet, und ihr Ausdruck war nicht der Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen, sondern das Böse schlechthin; und der Mensch, essend von diesem Baume, war auch dem

Bösen schlechthin und somit der Verdammniß ohne Rettung verfallen.

Da die Geister sich nicht durch Zeugung mehren und alle freiwillig gesündigt hatten, so wurden alle durch ein gerechtes Gericht verworfen. Die menschliche Natur aber sollte allmählich aus einer Mitte in Zeugung sich entwickeln; diese Mitte hatte allein persönlich gesündigt, und nun, meint Görres, vertrug es sich nicht mit jener Gerechtigkeit, welche das geknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, alle, die in dieser Mitte ohne ihre persönliche Bestimmung, bloß in der konkreten Gattung, mitgesündigt, hoffnungslos und ohne Möglichkeit der Rettung zu verurtheilen. Darum wollte sie durch eine Sühne der Erbschuld eine solche Möglichkeit des Heiles bieten, daß Jeder, der wollte, gerettet werden könnte. Und mitten in der Sentenz der Verwerfung ward dem verworfenen, aber zwischen Einigung und Ausstoßung in der Schwebe gehaltenen Geschlechte die große Verheißung niedergelegt. Die Schuld konnte aber wegen ihrer Größe nur ein Gott sühnen und dieser wiederum nur als ein Mensch, weil sonst der Mensch nicht genug gethan.

Also konnte nur ein Gottmensch die Genugthuung leisten. Da der erste Akt, die Genesis, vom Vater ausgegangen, der zuerst den Keim aller Creatur ausschaffend, ihn in den mitschaffenden Logos hineingelegt, den dieser dann in's All der Dinge ausgebreitet, das der gleichfalls mitschaffende Geist in den sieben Schöpfungszeiten sofort zum Universum formirt, — so wird die Schöpfung vorzüglich dem Vater als persönliches Attribut von der Kirche beigelegt, die Erlösung aber vorzugsweise dem Sohne zuerkannt, in dem das Universum geschaffen worden und die ganze Welt beruht. Der Sohn trat also als Versöhner auf und zwar dem Vater gegenüber. Damit nun jener Mensch werden konnte, mußte das gesammte Menschen-

geschlecht die Creatur zur Incarnation hervortreiben, welche die reinste und gesteigertste Persönlichkeit in ihrer Mitte ward, es mußte das vom Contagium stets dunkler gefärbte Blut allmählich im Wege der Geschichte wieder gelichtet und gereinigt, es mußte darum eine Vorschule der Erlösung eröffnet, eine Heilsanstalt begründet werden, und in Mitte der Völker ein auserwähltes Volk des Himmels bestehen. So wurde denn auch allmählich auf geschichtlichem Wege jene Blutreinigung erwirkt, daß Eine aus der Mitte des Geschlechtes die Mutter des Erlösers werden konnte. Ihr athmete Gott unmittelbar, wie damals im Schöpfungswerke, die vorbestimmte, nun in der Zeitlichkeit bekräftigte creatürliche Seele ein; mit ihr aber stieg auch der Erlöser nieder in die Creatur.

So kam also der Gottmensch zur Geburt, als die Fülle der Zeiten sich erfüllt, d. h. als die Reinigung des Blutes bis zum erforderlichen Punkt gediehen war. Auch die beiden andern Naturen nahmen Antheil an dem Werke. Die Geister der Höhe begrüßten den Neugeborenen, und der Stern leuchtete denen vor, die ihm zu huldigen gekommen. Da nun auch die Mythe Geistergeschichte ist, in Sternenschrift geschrieben, oder Naturgeschichte in Geistersprache erzählt, so wird auch sie Zeugniß geben für den Kommenden. Weil endlich auch die Sage als primitiver Naturklang von dem Sehnen aller Creatur nach der Erlösung zu erzählen weiß, wird auch sie den Propheten sich beigesellen. Der Mensch gewordene Gottessohn hat dann die Feuerprobe, die er im Namen des Geschlechts noch einmal durchzumachen hatte, gar wohl bestanden. Das ganze Leben der Menschheit hat er vorbildlich in seinem Leben durchgelebt, sein Tod aber in Mitte der Verbrecher ist ein Vorbild des Gerichts gewesen. Nachdem er also, alle Schmach tragend, zu Gottes Ehre zuletzt sein Leben hingegeben, was er nicht schuldete, und indem er freiwillig seine Menschheit der Gottheit zum

Opfer dargebracht, hat er ein unendliches Verdienst erworben; und da er selber dessen nicht bedurfte, konnte er es dem Geschlechte übertragen, für das er Mensch geworden, dem Vater zur vollsten Sühne und Genugthuung.

Das dritte Princip der Gottheit aber, der hl. Geist, der schon bei der Schöpfung, dann auch beim zweiten Akt, der Incarnation, als der Binder und der Löser mitgewirkt, indem er, den Keim des Incarnirten überschwebend, ihn in den sieben Tagzeiten seines Lebens zur Formation gebracht und also mit dem Schluß des Werkes in der Himmelfahrt dem Logos zur Legung des Grundes der Palingenesie beigewirkt, ist dann in diesem dritten Akte der Palingenesie vorherrschend und maßgebend aufgetreten, damit er das durch die Menschwerdung angehobene Werk der Versöhnung zum Ziele führe. Somit beginnt unter dem Wehen des Geistes von oben ein neuer Assimilationsproceß. Der Gottmensch, in die Erde gelegt und wieder auferstanden, er ist der Keim des neuen Geschlechtes, das auf Erden angepflanzt; er ist die Rebe, die der Vater, ein Winzer, eingelegt; ein neuer Lebensbaum ist aufgegrünt, an seinem Fuße quillt der neue Lebensbrunnen, der in vier Häupter getheilt die ganze Erde wässert. Nicht durch Zeugung wird das neue Geschlecht gebildet, sondern durch Wurzelsprossen, durch die Aneignung in der Adoption; nur das Bindemittel wird die eucharistische Speise vom neuen Lebensbaume und der Trank aus dem Lebensbrunnen in der Taufe sein. Wie die, welche damals mit der Schlange gegessen, Schlangennatur angenommen, so werden die Genossen des Mahles, das der Erlöser ausgerüstet, ihm angehören, und aus der Mitte der Gefallenen wird sich ein anderes Geschlecht bereiten; und so wird aus der alten Ordnung die neue sich zusammenfinden, und aus dem Staate des Fürsten dieser Welt die Kirche sich gestalten.

Der Grundstein dieser Kirche wird der Erlöser sein,

und aus dem Grundstein wird das ganze Gebäude erwachsen; als den Architekten aber, der es aus dem Grundriß in den Aufriß hinüberführt, werden wir jenen göttlichen Geist begrüßen, den der Logos hinabgesendet, als er von hinnen gegangen. Der neue Akt, der Anfang der neuen Geschichte, hat als ein mythischer sich angekündigt; das dritte Princip in der Gottheit, dessen wesentlicher Charakter die heiligende Gabe ist, hat aus diesem Feuerbrunnen schöpfend die Welle über die Erlesenen ausgegossen. Alle Völker sind in den Assimilationsprozeß hineingegangen, der die Einheit in Mitte der Zerrissenheit wiederherstellen soll.

Das Gesetz der kirchlichen Organisation hat ihr Stifter in seinem hohenpriesterlichen Gebete selber ausgesprochen. Wie er eins ist mit der ersten Einheit im Vater, so sind die, welche in Liebe sich zu ihm gesellen, mit ihm eins und durch ihn mit dem Vater, also daß sie, gezogen vom gemeinsamen Mittelpunkte, untereinander sich wieder in Liebe ziehen. So werden sie die Heiligung finden, vor dem Uebel bewahrt bleiben und das ewige Leben wiederfinden. Das sind die Gesetze höherer Wahlverwandtschaft, in denen der gesammte Organismus sich gestaltet; in seiner Mitte aber ist es das Priesterthum, das im Apostolate und der Jüngerschaft zum Centralorgane geweiht wird. Das Priesterthum in seiner dreifachen Würde ist die in die Zeit gesetzte und durch die Zeit- und Raumverhältnisse hindurch fortgesetzte dreifache Würde des Weltheilandes als des Menschensohnes.

So ist also durch den Geist von oben die Menschwerdung fließend geworden in der Geschichte; der Kelch ist übergequollen und hat, ein immerwachsender Strom, durch die Auen, mit Weizenfeldern bedeckt, sich hingegossen. Durch Klippenthäler hat der junge Strom rauschend und alle Hindernisse überwältigend sich hindurch gedrängt, hat mit dem Heidenthume und dem erstarrten Judenthume gekämpft,

den Widerstand des Staates überwunden, ist durch all' die Schaaren der Häresien durchgebrochen; alle Menschenweisheit hat ihn nicht zu hemmen vermocht, noch auch haben die Untiefen der seichten, gleichgültigen Niederung ihn aufgehalten. Durch alle diese Irrsale hat der Geist den Erddurchwandernden gelenkt, durch die sieben Perioden allmählich sich entfaltender Zeiten ihn hindurch geführt und immer in der Mitte aller ablaufenden Geschichte ihn erhalten.

Die Menschwerdung aber endet mit dem Tode, der Auferstehung und der Auffahrt, dasselbe wird aber auch das Ende der Geschichte des Geschlechtes in der Kirche sein.

So hat also Alles harmonisch sich um ein Princip geordnet, das in Allem grundgebend die ganze Ordnung zusammenhält. Eins in ihr bejaht und bestätigt das Andere, und indem alle Elemente sich gegenseitig Zeugniß geben, hat sich jene große, durchgängige, allverknüpfende Harmonie gebildet, die durch das Ganze klingt. Die Kreise runden sich um ihre Mittelpunkte, wie diese sich wieder höheren fügen; die Lichtströmungen, quellend jede aus eigenem Brunnen, leuchten alle ineinander, in ein leuchtendes Meer gesammelt. Wo wir immer eindringen mögen in diese Kreise, wir finden uns in die cyclischen Strömungen hingerissen; wir fühlen unsere geistigen Pulse mit ihren Pulsationen zusammenschlagen; von Bejahung zu Bejahung mehrt sich die Sicherheit, alle Mißklänge lösen sich in Accorde auf, diese werden noch höher hinauf wieder harmonisch gebunden, bis sie endlich in jenen ersten großen Dreiklang zusammengehen, der die gesammte Harmonie trägt, begründet und in sich beschließt.

Mag die strenge Wissenschaft der Theologie auch Manches an der Ausführung und Begründung dieses Systems auszusetzen haben, mögen manche Sätze auch in etwa an Güntherianismus anstreifen, mag Anderes, wie beispielsweise die von Görres vertretene Idee, daß sowohl die Erbsünde,

wie die Gnade der Erlösung neben unserer Erde auch auf andere Theile des Universums sich könne verbreitet haben, unter den Theologen wenig Anklang finden, — das aber bleibt bestehen, daß dieses von unserem Freunde aufgestellte System ein sehr tiefsinniges und ideenreiches ist, wie schon unsere kurze Analyse in etwa zeigen mag. Ueberdieß muß man wohl beachten, daß Görres alles das zu einer Zeit geschrieben, als noch die seichten Gewässer des protestantischen Rationalismus weithin die Gefilde überflutheten und die aus ihnen aufsteigenden Dünste selber noch die Köpfe unserer Theologen berückten. Dann aber muß Görres in manchen seinen Ausführungen geradezu bahnbrechend und über die meisten unserer eigenen Theologen hinaus zur alten kirchlichen Theologie zurückkehrend uns erscheinen.

Im Uebrigen hat er auch hier wiederum sein Urtheil ganz dem der Kirche unterstellt, und als Sepp in den späteren Bänden seines Werkes, deren Titel immer noch mit dem buchhändlerischen Aushängeschild: „Mit einer Vorrede von Jos. v. Görres" geziert waren, außer anderen Inkorrektheiten auch den Irrthum begangen hatte, die Authentie des Matthäus-Evangelium zu läugnen, da fühlte Görres durch seine Ueberzeugung, wie er sagt, sich gedrungen, seine Verantwortlichkeit in diesem Punkte und allem, was im Verlaufe der Schrift damit zusammenhängt und zwischen den Zeilen gelesen werden soll, entschieden zurückzuweisen, da das Werk mit künstlichen Mitteln und ausgeschieden aus der kirchlichen, harmonischen Mitte ein Ziel anstrebe, welches in der Sache und in der Geschichte nicht vorgelegt sei, nämlich eine gelehrte künstliche Harmonie in die Luft zu bauen, welche die Urheber der heiligen Bücher nicht beabsichtigten, und daß es ohne Zweifel besser gewesen, hätte der Verfasser, wie im meisten Uebrigen, so auch in dieser Sache seine Ueberzeugung durch die Natur der Dinge und durch die kirchliche Ueberlieferung bestimmen lassen und sie

mit ihr in Harmonie gebracht[1]. Sepp freilich wollte von seiner Thesis, die, wie er meinte, nur eine kirchliche Tradition rein historischer, nicht aber dogmatischer Natur angreife, nicht Abstand nehmen, sprach aber am Ende seiner Gegenerklärung[2] das seinen Meister und nicht minder ihn selber ehrende Wort aus: „Gegen ihn, der wie ein König in aller Wissenschaft thront und aus großer Erfahrung wohl weiß, auf welche Abwege manchmal die Diskussion führen könnte, gegen meinen Lehrer habe ich keine Waffen, sondern nur Worte des Dankes für die besonnene Erinnerung. Ja, gerne sei hier noch zugegeben und das Geständniß abgelegt, daß alles Gute, was dem Leben Christi eine so freudige Zustimmung in der katholischen Welt gesichert hat, auf dem Grunde erwachsen sei, den er selbst in den Verfasser gelegt."

Wie in der Theologie, so hatte auch Görres in der Philosophie sich gewissermaßen ein eigenartiges System zurechtgelegt, dessen reiche und klare Gliederung in den mehr erwähnten Vorlesungen über „Encyklopädie der Wissenschaften" sich findet. Doch wie dort, so hat er auch hier nach erkannter Wahrheit stets an die Grundgesetze echt kirchlicher Philosophie sich gehalten. In früherer Zeit freilich, wo er mit ganzer Seele namentlich dem Studium der Schelling'schen Naturphilosophie ergeben war, hatte er in seinen Schriften hin und wieder an Pantheismus streifende Gedanken vorgebracht; doch schon bald darauf und noch lange vor seiner völligen Rückkehr zur Kirche war ihm der Pantheismus mit seinen Resultaten, vor Allem der crasse, substanzielle des Spinoza, als matte, unklare Geisteskost von Grund aus verhaßt. „Der Mensch ist nach Gottes Ebenbild geschaffen, und die Welt nach dem des Menschen,

---

[1] „Erklärung". Hist.-pol. Blätter XIX. 125 ff.

[2] „Zur Verständigung". Das. 139 ff.

in beiden spiegelt sich Gott, dieß der erste Grundsatz aller Naturphilosophie,“ [1] so sprach er bereits in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Straßburg.

Wie nach Görres die ganze Geschichte der Menschheit um Christus als ihren Mittelpunkt sich ordnet, so theilt sich auch die Geschichte der Philosophie in zwei große Perioden, in eine vorchristliche und eine nachchristliche. Und wie hinwiederum die vorchristliche Weltgeschichte als die große Vorbereitungszeit auf den uns gelten muß, der „in der Fülle der Zeit“ auf diese Erde herniederkam, die Menschheit nach ihm aber die vom Himmel ihr gesandte Offenbarung für Geist und Herz mehr und mehr sich aneignen und ihre Frucht genießen soll und wird, so ist speciell auch die Geschichte der Philosophie vor Christus als die große Erzieherin des Menschengeistes für den kommenden Erlöser zu betrachten, während die nachchristliche Philosophie den Inhalt der ihr überkommenen christlichen Offenbarung mehr und mehr entfalten, beleuchten und so in stetig fortschreitender Bestätigung verherrlichen soll.

Während nämlich in der greulichen Verwirrung der ursprünglich reinen religiösen Ideen die großen Philosophen der Vorzeit auf dem Wege der Vernunftforschung zur Erkenntniß der Wahrheit durchzudringen suchten, ohne aber zur vollen und ganzen Wahrheit zu gelangen, ward so dem Menschengeiste ein sehnsüchtiges Verlangen nach Jenem eingesenkt, der selber Grund und Quell der höchsten Wahrheit diese voll und ganz vom Himmel her auf diese Erde bringen sollte. Von der andern Seite aber fühlten jene, die nicht wie Plato und Aristoteles in wirthlichere Regionen vorgedrungen waren, sondern in die dunklen Labyrinthe des Skepticismus sich verloren oder in das schlammigte Meer des Materialismus sich vergraben hatten, fast mehr als

[1] „Aphorismen“. Polit. Schriften V. 134.

jene noch ein scharf brennendes Bedürfniß nach höherer Hülfe, die nur die christliche Offenbarung ihnen bieten konnte. Diejenigen Philosophen alsdann, welche nach Christus gegen oder ohne die von ihm verkündete Offenbarung die Wahrheit zu erforschen suchten, bauten auf losen Sand oder gähnende Tiefen ihre Systeme auf, deren zahllose und verderbliche Irrthümer gleichwohl im letzten Grunde für die Wahrheit des Christenthums Zeugniß ablegen mußten, während die christlichen Denker, welche der göttlichen Offenbarung ihre menschliche Vernunft unterordneten und jene als Grundlage und leitendes Princip ihrer Forschung anerkannten, die großartigsten Systeme ausbauten, deren überraschende Resultate der Wahrheit der christlichen Offenbarung den Tribut höchster Verherrlichung gebracht.

So hat auch Görres den Prozeß der Entwickelung der philosophischen Erkenntniß durch die Zeiten angeschaut und darum auch als Philosoph den letzteren sich beigesellt. Es galt ihm als erster Grundsatz: „Aller Weisheit Grund und Inhalt ist Gott.“ Seine Erkenntniß, als durch direkte Offenbarung vermittelt und vom Menschen demüthig angenommen, muß aller philosophischen Erkenntniß voranleuchten und ihr die feste Grundlage geben. Weiterhin können Offenbarung und Philosophie im Grunde nicht im feindlichen Verhältnisse des Widerspruches stehen, da in höchster und letzter Instanz beide inhaltlich und wesentlich identisch sind, und ihr Unterschied nur ein formeller und historischer ist. Während der Inhalt der ersteren durch göttliche Position gegeben ist, wird er hier vom Menschen im subjektiven Denken erforscht und gesucht. Also auch Glauben und Wissen können niemals in wirklichen Widerspruch zueinander treten; doch steht das erste über diesem, so weit Gottes Einsicht über des Menschen Verstand sich erhebt. „Die Lehre,“ so läßt Görres die Kirche sprechen, „ist das Licht von oben, das ja auch niederleuchtet; der

Glaube das Auge, das sich diesem Lichte öffnet; die Vernunft, die das Gebotene vernimmt, wie die Liebe das Band, das den Gott in euch und in der Geschichte mit der innersten Einheit eures Wesens zusammenknüpft. Nun ist allerdings auch euch ein eigenes Licht gestattet: aber so gewiß dieses selbst nur ein Abglanz jenes höheren Lichtes ist, so gewiß müssen die Gesetze beider Lichter in der Wurzel dieselben sein und es kann, wo sie in ungetrübter Lauterkeit ineinander strahlen, kein Widerspruch zwischen ihnen bestehen." Dem Menschen ward beim Anbeginn der Schöpfung ein Strahl jenes höheren göttlichen Lichtes, wie es dort oben leuchtet, eingesenkt. „Wie der Mensch aber dem Zweifel Raum gegeben, der vom Satanas ist, da hat seine Schuld das Licht getrübt und den Krystall jenes Wassers undurchsichtig gemacht, und so ist das ewige Wissen in ihm zu blöder Menschenweisheit herabgesunken, die durch Jahrtausende in den zahllosen Kammern ihrer Labyrinthe sich verirrt, bis die Offenbarung auf's Neue die Fackel an jenem Urlichte angezündet, auf daß die in ihrem Dunkel Verlorenen sich wieder zurechtfinden möchten. Darum, wie Gott eher war, denn ihr gewesen seid, und wie seine Stimme, die in eurem Gewissen spricht, höher ist, denn die eure, die vernimmt und antwortet, so soll auch seine Lehre höher geachtet sein, denn alle Menschenlehre, und ihr sollt sie, wie Gott eures ganzen Wesens Grund und Ursprung ist, so auch zur innersten Grundveste eures Thuns und Denkens machen." Jene Gotteslehre wird aber von der Kirche mit unfehlbarer Auktorität verkündet und darum stellt Görres eben die Maxime des hl. Augustin: „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn die Auktorität der Kirche mich nicht dazu bestimmte," mit Recht als den Grundsatz des Katholicismus hin.

Aber nicht einem blinden Köhlerglauben will er damit das Wort reden, sondern jeder, der Beruf und Einsicht

hat, soll die ganze Schärfe seines Verstandes forschend und prüfend dem Glauben zuwenden. „Denn auch den Verstand hat Gott dem Menschen eingepflanzt, und es ist lästerlich frevelhafte Furcht, die da zagend wähnt, die Wahrheit habe sein Licht zu scheuen und müsse allzu scharfer Prüfung entzogen werden.“ Aber wer forscht, soll tief und gründlich forschen, da nur der sinnige Ernst sich der Wahrheit nahen darf, alles Seichte und Oberflächliche aber von ihr abführt; weiterhin soll er aufrichtigen Herzens forschen wie solche, „die da finden wollen und sich des glücklich Gefundenen freuen: nicht den Sophisten gleich, die das von Gott Bejahte zum voraus verneinen und von sich weisen und nun die Gründe zur Beschönigung dieser Vereinigung suchen, sondern gleich solchen, die vorab in ihrem innern Sinne bejaht, und nun diese Bejahung auch vor dem Verstande rechtfertigen möchten.“ [1]

Jener gerechte Freimuth, sowie die geistige Universalität unseres Freundes ließen ihn nun auch die neuere Philosophie nicht in Bausch und Bogen verwerfen. Freilich verurtheilte er die falschen Principien, von denen sie ausging, und die Endresultate ihres Forschens, die in Widerspruch zur Kirchenlehre treten; aber seinem Lebensgrundsatze gemäß, „Alles will sein Recht haben“, wie auch im Interesse der Wahrheit selber anerkannte er alles das, was sie in ihrer Methode Besseres hatte, als die alte. In seiner schon erwähnten Vorrede zu Lechleitners philosophischen Schrift, worin er eine höchst lehrreiche Abhandlung über den Standpunkt der philosophisch-theologischen Schule Tirols gibt, tadelt er darum auch an dieser, daß sie auf die neuere Philosophie gar nicht eingegangen sei, um sie gründlich zu prüfen und das Falsche entweder nachzuweisen, oder das Unabweisliche sich gefallen zu lassen. Da nun einmal für das

[1] Vgl. Pol. Schriften V. 207 ff.

bisher als gültig Bewahrte eine Krise eingetreten ist, so meint er, „muß es sich zusammennehmen, noch einmal seinen ganzen Besitzstand prüfend überschauen, es bis zum innersten Grunde durchgründen und das Neugeförderte dann mit dem Alten zusammenhalten, im Feuer der Wahrheit es kunstgerecht probiren und, wenn es dessen bedürftig oder fähig befunden wird, es reinigen und läutern. Das probehaltig Erfundene ist dann vorbereitet, daß es angeeignet werde, und der Geist muß sich nun hinreichend erweitern, um dem Ansatze des Eingetretenen Raum zu geben, und also jeden wahren Fortschritt benutzend mit der neuen Höhe, die die ansteigenden Wässer gewonnen, sich in die gleiche Ebene setzen."

Sagt ja auch die Kirche nicht zum Philosophen: „Du sollst in göttlichen Dingen diese oder jene Wege gehen, also oder also in deinen Spekulationen dich haltend, die eine oder die andere Methode befolgen, sondern sie läßt ihn gewähren, bis er bei seinen Resultaten angelangt. Diese Ergebnisse aber hält sie dann an die ihr überlieferte Wahrheit: stimmen sie mit ihr zusammen, so billigt sie, was geschehen, widerspricht aber das Gebotene ihrem Canon, dann urtheilt sie: es müsse irgendwo ein verbotener Irrthum liegen, eine falsche Voraussetzung die Untersuchung auf schiefe Wege geleitet, oder eine fehlerhafte Gedankenbewegung aus richtigen Prämissen unrichtige Schlüsse gezogen haben. Sie weist also die Wissenschaft dahin an, den Prozeß, nochmal ihn instruirend, mit größerer Sorgfalt zu führen, und das so lange, bis nach Entdeckung des Fehlers das gewünschte Ziel der Uebereinstimmung und Deckung sich erreicht findet." [1]

Daß er übrigens, wie wir schon angedeutet, dem vielen Falschen, was die neueren philosophischen Systeme in ihrer Methode wie in ihren Resultaten zeigen, mehr als abhold

[1] Vgl. Conc. Vatic. sess. III. c. IV., sowie die Allocution Pius' IX. vom 9. Dec. 1854.

war, beweisen zahlreiche Stellen in seinen Schriften, in denen er bald mit seiner ganzen schweren Geistesrüstung, bald auch mit der Waffe einer scharfschneidigen Satire und eines vernichtenden Sarkasmus gegen die „bewiesene Blindheit der praktischen Vernunft“, den Idealismus Fichtes und gegen den Hegelianismus muthvoll in's Feld rückt. Darum drückt er auch seinen ganzen Unmuth über jene Priester aus, die am Morgen Messe lesen oder in den Chor gehen und am Nachmittage die Religion innerhalb der Grenzen kantischer Vernunft dociren[1]. Und schon im Anfange der zwanziger Jahre hatte er dem Katholicismus die wichtige Aufgabe gestellt, wie er damals die wilde Naturkraft der Germanen bezwungen, so müsse er der jetzigen wilden Verstandeskräfte Meister werden, die im geistigen Gebiete durch den Protestantismus den gleichen freien Naturstand hervorgebracht hätten, wie er im Uebermuthe persönlicher Kraft in den alten Wäldern bestanden. Dann erst werde die jetzige Uebergangsperiode, die große allgemeine Völkerwanderung der Begriffe, das gewaltige Getümmel, in dem eine alte Welt untergeht und eine neue sich gebärt, geendigt sein[2].

XXXII.

Christliche Geschichtsauffassung.

Wenn Adam Müller in der Vorrede zu seinen Vermischten Schriften sagt, er habe das treue Bestreben gehabt, in der Wissenschaft wie in der Kunst und im Leben einem Herrn zu dienen und in der Sprachverwirrung dieser Zeit eine und dieselbe Sprache des Herzens zu reden, so gilt dies schöne Wort des Freundes nicht minder auch von unserm

---

[1] Görres in der Vorrede zu Lechleitners Schrift: „Von dem Urgrunde u. s. w.“ p. XXV f., XXVII, XXX f.

[2] Polit. Schriften V. 131.

Görres. Denn wie sein Leben, so hatte er auch all' sein reiches Wissen nur allein dem Herrn geweiht. Und was immer auch die weit umher zerstreuten Bauleute des babylonischen Thurmes in der Verblendung ihres Geistes und der allgemeinen Sprachverwirrung gegen den großen Baumeister und seinen Wunderbau auf Erden vorgebracht und in Wort und That gefrevelt haben, Görres hat sich niemals irren lassen, sondern stets eine und dieselbe Sprache des Herzens geredet, immer nur mit und aus der tiefgläubigen Ueberzeugung seiner Seele gesprochen. Als eine hochmuthgeblendete, in Unglauben und Fleischlichkeit versunkene Zeit alles Höhere und Wunderbare wie Tod und Pestilenz haßte und weit von sich wies, da hat Görres aus dem tiefen Dunkel der Verborgenheit das wundervolle Heiligenleben wieder hervorgezogen und kühn und heiligen Ernstes die christliche Mystik jener zum Beschauen vorgehalten; als eine freche, ungläubige Wissenschaft mehr und mehr an den Grundvesten der Autorität der heiligen Bücher zu rütteln begann, und die haßerfüllten Pharisäer und Schriftgelehrten unserer Zeit den Gottessohn von seinem Throne stürzen wollten, da hat Görres mit mächtiger Stimme ihnen Halt geboten und laut und feierlich seinen Glauben an die Göttlichkeit des Herrn bekannt; und als nun falsche Philosophen sich erhoben, die vom Stolz verblendet das eigene Ich als Gott ausriefen, da hat wiederum Görres ihnen sich entgegengestellt und alle Guten warnend und beschwörend auf die Kirche hingewiesen, in welcher nur allein alle Wahrheit zu finden sei.

Wenn so unser Görres auf Schritt und Tritt den Gegnern folgte, um überall die Falschheit ihres Treibens den Guten aufzudecken, so läßt sich denken, daß er nicht minder ihren gottfeindlichen Bestrebungen auf dem wichtigen Gebiete der Geschichte ein scharfes Auge lieh und im harten Gegensatz zu ihnen eben hier auf dem weiten, reichen

Plane seiner Lieblingswissenschaft die religiöse Ueberzeugung seines Herzens frei und vollauf walten ließ.

Die Geschichte war schon längst nicht mehr die treue Künderin einer großen, unverwüstlichen und objectiven Wahrheit. Die Reformation schon hatte die alte Meisterin von ihrem Thron gestürzt und selber sich hinaufgeschwungen, um in ihrer Weise, nach eigenem Geschmacke und zu eigenem Interesse von nun an den Völkern die Geschichte vorzutragen. Da wurden denn zu großem Erstaunen Jener Ereignisse als unmöglich demonstrirt, die vorhin alle Welt für wahr gehalten hatte, es wurden Urkunden als unterschoben und verfälscht erklärt, deren Vollzieher gar noch leben wollten, ja ganze Zeitalter als nie dagewesen annullirt, deren Existenz bis dahin Jeder unbezweifelt angenommen hatte.

So ward die gewaltsame Nothzüchtigung der Wahrheit durch die Lüge schamlos fortgetrieben, bis dann der pantheisirende Hegel und sein französischer Nachtreter Cousin mit der armen Geschichte eine vollständige Metamorphose vornahmen, Gott und jede höhere Idee aus ihr hinausescamotirten und die These aufstellten: Die Geschichte ist nur die Lehre von der durchgängigen absoluten Nothwendigkeit der Handlungen, von der Unfreiheit der Individuen, von der Nichtigkeit des innern und wesentlichen Unterschiedes zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen dem Guten und Bösen [1].

Schon früher hatten Tieferblickende, wie Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit", dann auch Fichte und Schelling in der „Philosophie der Geschichte" der mehr und mehr verflachenden Geschichtsanschauung entgegengearbeitet. Görres hatte mit dem ihm eigenen Drang

---

[1] Vgl. auch: Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. S. 17 ff., 24 ff., 116 ff.

nach Höherem in ihre Ideen hinein sich zu vertiefen gesucht, aber bei weitem nicht gefunden, was er zu finden gehofft, weil eben jenen Männern die ganze und volle christliche Weltanschauung abging. Um so mehr aber gefielen ihm die edlen Bestrebungen seiner alten Freunde K. J. H. Windischmann und J. F. Molitor, die im Fortgang der Weltgeschichte und auf dem Wege der religiösen Tradition eine specifisch christliche, eine katholische Philosophie der Geschichte zu begründen suchten.

Die Hauptaufgabe aber im Regenerationsprozeß der geschichtlichen Wissenschaft war wiederum Görres zu lösen berufen. Und so hat er nicht bloß im Bewußtsein seiner hohen Aufgabe und mit unausgesetztem Eifer die falschen Ränke und Schliche einer lügenhaften Geschichtsbaumeisterei der Mitwelt aufzudecken sich bemüht, sondern vorzugsweise auch durch stetes und kraftvolles Betonen seiner christlichen Weltanschauung dem Kampfe wider das pantheistische und materialistische System der neueren Geschichtschreibung eine entscheidende Wendung gegeben. Sein zwanzigjähriges Wirken an der Münchener Hochschule war an erster Stelle dem edlen Streben geweiht, die fast vergessene christliche Idee aller Weltgeschichte wieder in die jungen Herzen seiner Zuhörer einzusenken. Mehrere ungedruckte, auf unseren Gegenstand bezügliche Vorlesungen, wie sie Görres damals gehalten, liegen uns vor und bekunden fast auf jedem Blatte dieses sein Bestreben. Eine Art Programm seiner geschichtlichen Grundanschauungen hat er in seiner Schrift: „Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte“[1] niedergelegt. Ueber diese höchst in-

[1] Drei Vorträge, gehalten an der L.-M.-Universität in München von J. Görres. Breslau, 1830. — Das Werk ist im Buchhandel leider längst vergriffen; doch wird einer seiner hervorragendsten noch lebenden Schüler, Dr. Strodl, binnen Kurzem eine neue Ausgabe desselben mit einem längeren Nachworte erscheinen lassen.

teressante und lehrreiche Schrift, die so recht mitten in seine Lehrthätigkeit uns einführt und einen tiefen Blick in seine reiche, von der Allgewalt der Religion so ganz durchdrungene Seele uns gestattet, hat M. v. Diepenbrock in einem Briefe an Görres sich also ausgesprochen: „Ihren Grundriß der Weltgeschichte, wahrlich in Adler=Perspective (sensu biblico) entworfen, haben wir mit unaussprechlichem Genusse gelesen. Führen Sie uns doch bald in dieses Land, das wir bisher nur mit Moses vom fernen Berge überschauen, wirklich ein. Nur in dieser höchsten, religiösen Ansicht des Verlaufes der Dinge kann man sich beruhigen oder trösten über die Ereignisse der Gegenwart, die die Geschichte wie mit Macht an den ungeheuren Abgrund hinzudrängen scheinen, wo sie mit dem ganzen Reiche der Sichtbarkeit hinabstürzend sich für immer den Hals bricht.“ [1] Herrliche Proben seiner großartigen Geschichtsauffassung und glänzenden Befähigung eines Historikers finden sich jedoch in den meisten seiner größeren Schriften.

Mit der Schöpfung ist zuerst die Geschichte gegründet worden, sagt er irgendwo. Da aber der höchste Gott Alles geschaffen, so hat auch die Geschichte von ihm ihren Ursprung genommen. Und wie nun Alles aus der schaffenden Gottheit ausgegangen, so muß auch Alles zu ihr zurückkehren [2]. Nur dann begreifen wir die Thatsachen in der Geschichte, wenn wir diese ihre Endursache kennen. Aber auch während des ganzen Verlaufes der Geschichte ist Gott ihr gegenwärtig, er schwebt über ihr, und ohne Gott ist nichts in ihr geschehen. „Der Sonne am Himmel gleich steht das lichtstrahlende Auge der Vorsehung geöffnet über der Welt und der Geschichte, immer wachsam lenkt es mit einem Blicke den Lauf der Ereignisse, und sein Licht, sich

---

[1] Ges. Briefe III. 390 f.

[2] Ueber Grundlage, Gliederung u. s. w. S. 32 f.

spiegelnd in denen, die da guten Willens sind, rundet sich brechend in jenen Bogen des Friedens, der über den alten Wassern liegt.... In Licht gekleidet, in den Sternmantel gehüllt, lenkt es als ewige Vorsehung den Lauf der Begebenheiten, die willigen Freiheitskräfte leitend, die widerstrebenden ziehend, und nur die geknechtete Natur im Zügel der Nothwendigkeit haltend und sie an unbeugsame Gesetze bindend." [1]

Diesem Fundamentalgrundsatze der Geschichtsanschauung, der so vielen seiner Zeitgenossen entschwunden, den meisten aber nicht mehr im Bewußtsein lebendig war, suchte Görres wieder allgemeine Anerkennung zu verschaffen; er war es denn auch, der das eben so schöne als zeitgemäße Unternehmen in's Leben rief, unter dem Haupttitel: „Gott in der Geschichte" einige in selbstleuchtender Schrift geschriebene Blätter aus dem großen Buche der Weltgeschichte den Zeitgenossen aufzuschlagen, welche ganz besonders Gottes Führung im Lauf der Zeiten sichtbarlich machen. Denn wollte man Alles aus der Geschichte aufnehmen, was nicht ohne Gott geschehen, so sagt er in der Vorrede zu dem ersten von seinem Sohne verfaßten Hefte der Sammlung [2], dann müßte diese ein großes Buch, ein Buch ohne Ende werden, weil es die ganze Weltgeschichte befaßte. „Von Allem, was geschieht, mag ja nichts ohne Gott geschehen; in allem Guten, das er durch seinen Antrieb hervorgerufen, ist er mittelbar gegenwärtig; das Böse, das er zugelassen, muß sich ihm, es mag wollen oder nicht, fügen, damit er es zum Guten lenke."

Wenn wir nun wissen, daß es eines Gottes in der Geschichte bedarf, der den ersten Antrieb gibt und als letzter

---

[1] Ueber die Grundlage, Gliederung u. s. w. S. 13, 15.

[2] Gott in der Geschichte. Eine Reihe von Bildern aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. I. Heft: Nikolaus von der Flüe. München, katholischer Bücherverein 1831.

Zweck sich ihr unterlegt, dann entsteht die Frage: Was will dieser Gott in der Geschichte? Wie läßt sich dieses Postulat formuliren? Indem Gott die ganze Welt in's Dasein geschaffen, sagt er in einer Vorlesung vom 12. Januar 1842, hat er das Werk nicht um eines Zweckes willen außer ihm vollbracht; der Zweck ist in ihm selbst geborgen, er wollte sich in dieser Schöpfung verherrlichen. In der Geschichte, in der diese Schöpfung ihrem Ziele entgegengeht, wollte er dasselbe, warum er die Gesammtheit hervorgerufen. Die einfache Formel des Göttlichen in der Geschichte wird sein, daß, indem sich Gott in der Geschichte verherrlicht, ihr sein Reich zukomme. Dieses ist das Postulat, das jeglicher Entwickelung in ihr zu Grunde liegt.

Dann aber muß die Geschichte von jener Unvollkommenheit sich reinigen, welche bei der ersten Freiheitsprobe sich eingefunden hat und in die Geschichte hineingeworfen wurde, da Gott, dessen Reich ihr zukommen, und zu dem sie wieder zurückkehren soll, mit keiner Unvollkommenheit sich befassen kann. Der Lauf der Geschichte also ist für die Reinigung bestimmt, und an das Ende fällt die Vollbringung der Reinigung und die Rückkehr.

Dieser Wahrheit hatte Görres bereits im zweiten Bande seiner Mythengeschichte in folgenden begeisterten Worten Ausdruck verliehen: „Ueber dem emsigen Thun aber steht die Gottheit ruhig, ernst und unbewegt, über die Ströme, die unten in klarer Tiefe brausen, hat sie wie einen Mantel ihre stille Klarheit hingebreitet, von ihr sind die Zeiten ausgeflossen, zu ihr müssen sie in unendlichem Kreislauf zurückkehren, in kinderreiner Unschuld hat sie das Werk der Endlichkeit eingeboren, sie nimmt es wieder auf, wenn es dieselbe Reinheit in besonnener Selbstverständigung wiedergewonnen, und das ist die letzte Zeit, die Abendröthe der Jahrhunderte, von der auch alle Mythen noch in ihrer Aurora spielend reden."

Nicht aus sich selber aber konnte die Geschichte jene ihr

eingesenkte Unvollkommenheit entfernen und die geforderte Reinheit an sich erwirken. Das hat ja nur zu deutlich ihr Verlauf gezeigt. Indem sie mehr und mehr von ihrem Ursprung sich entfernte, hat sie in gleichem Maße im Heidenthume dem Bösen sich hingegeben, von dessen entartetem Geiste bald auch das Princip des Lebens ganz vergiftet ward; die Lust des Lebens, die Gewaltthätigkeit des Willens, der Hochmuth, der das eigene Ich über sich selbst erheben wollte — sie gruben tief sich ein in das Fleisch und Blut der Menschheit und waren bald in voller Zügellosigkeit ausgeartet. Die Sinnenlust war über alle Schranken hinausgetreten, die Gewaltthätigkeit hatte Blutströme hervorgerufen, während der Hochmuth des Wissens nach allen Seiten hin sich Bahn gemacht. Da ist die göttliche Barmherzigkeit hinabgestiegen in die Menschheit, und das neue höhere Licht hat in die Finsterniß der Welt hineingeschienen, und Christi Lehre als das neue Princip hat dem alten gegenüber den entgegengesetzten Grund gelegt. Statt der Lust des Lebens sollte die Bändigung der Triebe und deren Mäßigung unter einer verständig geordneten Ascese eintreten, statt der Gewaltthätigkeit der Zeit, die Rache um Rache, Blut um Blut, Leben um Leben zu ihrem Princip gemacht, sollte Milde mit Liebe vereint ihren Einzug in die Geschichte halten, und statt des Stolzes auf das eigene auf sich selbst begründete Wissen sollte die Unterordnung des Geistes unter ein höheres mitgetheiltes Wissen, unter ein höheres dem Geist von Oben herabgekommenes Wissen treten [1].

So ist die Gottheit denn der Anfang und das Ende wie auch das Centrum aller Weltgeschichte. Als im Zeichen des Lammes das Wunderkind geboren, da war Win-

---

[1] Vgl. Sechs geschichtliche Vorlesungen von J. v. Görres. Hist.-pol. Bl. XXVIII. 384 ff.

tersende und Frühlingsanfang herangekommen. Christus, der Friedensfürst, die neue Geistersonne, der Lichtträger der Finsterniß, hat Ruhe und stillen Frieden über alle Erde ausgegossen und der neuen Geschichte ihr ganzes Gepräge und ihre Grundlage gegeben. Er bleibt ihr gegenwärtig bis an das Ende der Tage, indem er fortlebt in seiner Kirche, die um den Menschgewordenen und nach dem Vorbilde der Incarnation sich gebildet hat. „Wie in ihm das göttliche Princip mit einem menschlichen sich verbunden,“ sagt er in einer seiner Vorlesungen, „so wird auch in der Kirche, die um diesen Keim angeschossen, die durch die Geschichte über die Erde sich verbreitet, dieser Keim nach demselben Gesetze sich entwickeln, und diese Entwickelung wird als fortgesetzte Incarnation erscheinen. Der göttliche Gründer der Kirche wird immer sie überschweben, er wird das eigentliche Haupt dieser Kirche sein.“ So wird denn eben sie durch Christus die „große Weberin der Zeiten, die den Faden der Geschlechter spinnend in die Geschichte verwebt.... Der größte und beste der Bäume, der Baum der Kirche, hat wie der Weltbaum drei Wurzeln, deren eine in den Himmel führt; die andere dringt durch den Reinigungsort bis zur Hölle hinunter, die sie in ihrem Gründer besiegt; die dritte geht in die Natur, und bei ihr quillt ein tiefer Brunnen, die rechte Wissenschaft, hervor, die, auch eine in den Geist gelegte Offenbarung, ihr angehört.“ [1]

Und auch nach rückwärts hat Christus sein leuchtend Licht gesendet, dessen Schein das Walten und Wesen des göttlichen Geistes auch in der Vorzeit uns erhellt. Und im Wiederschein desselben Lichtes konnte unser Görres schon in seiner Mythengeschichte den Satz aussprechen: „Eine Gottheit nur wirkt im ganzen Weltall, eine Religion nur herrscht

---

[1] Vorrede zu Sepps Leben Christi S. IX f.

in ihm, ein Dienst und eine Weltanschauung in der Wurzel, ein Gesetz und eine Bibel nur durch Alle, aber ein lebendiges Buch, wachsend wie die Geschlechter, und wie die Gattung ewig jung." Nur durch das Christenthum können wir zu einer richtigen Auffassung der vorchristlichen heidnischen Religionen gelangen, in denen wenige große Ideen unverändert wiederkehren und einer gewaltigen edlen Säulenreihe gleich die Jahrhunderte hindurch dastehen. So waltet auch in den heidnischen Mythologien ein Gesetz und eine Entwickelung, die auf ein Höheres und Zukünftiges, auf das Christenthum hinweist, und es wird das Heidenthum gewissermaßen eine traumartige Abschattung des Christenthums und in seinen Lehren, Einrichtungen und Ceremonien eine Art von Prophetie und Führerin zu Christus. So ist Christus es, durch den alle Geschichte erst Sinn, Licht und Realität erhält und ohne den sie ein grauenvolles Chaos wäre. Sein Leben ist der universalhistorische Centralpunkt und die Geschichte der Natur, des Geisterreiches und die der Menschen, ist nur das auseinandergezogene Bild der Incarnationsgeschichte, sagt Sepp als Dollmetsch der Ideen seines Meisters. Das Christenthum beschließt die Fülle aller esoterischen wie exoterischen Revelation, indem es, von dem Gottmenschen selber gegründet, in allen Lebenskreisen sich erklärt, bestätigt und verwirklicht findet. Die alten Mythen des Heidenthums deuten symbolisch auf den Weltheiland und sind nur die peripherischen Ausstrahlungen des Einen Centrallebens in Christus. Die evangelische Geschichte ist also wurzelhaft für alle Geschichte und bildet gleichsam die Achse der Centrallinie, auf die sich Alles im Verlaufe der Weltgeschichte zurückbezieht, deren Radien ja überall uns eben nur dieß Centrum vergegenwärtigen[1]. Aehnlich haben ja auch

---

[1] Vgl. Sepps Leben Christi I. S. XXXVI und LIX.

die alten Väter schon von Keimen (σπέρματα τοῦ λόγου) geredet, wie sie der Logos in die graue Vorzeit eingesenkt.

Gott nun, der Schöpfer aller Ordnung und Harmonie, hat auch der Weltgeschichte mit der Satzung eines höchsten Zieles das Gesetz harmonischer Ordnung eingeschrieben und Jeglichem in Zeit und Raum seine Bahn angewiesen. „Und alle diese Bahnen werden in harmonischen Accorden ineinander verschlungen, und aus den plastischen Formen des Massigen will nun die Musik des Weltbaues in ihren Consonanzen und Dissonanzen ertönen. Denn das ganze Werk wird von der Strenge des Gesetzes umfaßt; der Finger Gottes hat den Dekalog dieses Gesetzes mit Lichtzügen in dem Aether vorgeschrieben; und die Erdkräfte, seine Werkzeuge, die elektrischen Feuersmächte, Windeswehen und Wasserströmung und die Verwandtschaften in der Tiefe haben ihn in den Steintafeln der Erde nachgeschrieben.... Die zum Stehen gekommene Geschichte in den Welträumen und die durch die Zeiten fortdauernd fließende der geistigen Welt sind daher in einem steten Wechselverkehr, eine spiegelt sich in der andern.“ [1]

Wie nun Görres bei der Wissenschaft überhaupt Alles unter ein höheres und höchstes Princip stellte, so suchte er auch in der Ueberfülle bunter historischer Thatsachen das Centralste auf, um dann zu dem zu schreiten, was in dem Centrum dem Allercentralsten sich anfügt; und so construirte er, die Differenzen betrachtend und das Untergeordnete unterordnend, den ganzen Organismus der Weltgeschichte nachbildend in seinem Geiste wieder.

„Das Centrum aller Centren ist die Gottheit,“ heißt es in seiner „Encyclopädie der Wissenschaften“; „untergeordnet erscheinen die Kräfte der Menschheit. Die Dynamik der Geschichte muß entwickeln, wie jene verschie-

---

[1] Hist.-pol. Bl. XXI. 6 f

denen Centren sich zu einander verhalten, muß ein Schema sich entwerfen, wie die ursprüngliche Kraft die andern untergeordneten ergreift, wie sie die Menschheit durchwirkt. Da würde sich zunächst ergeben, daß das Werk, welches die Gottheit hervorgerufen, und die Weise, wie sie es hervorgerufen und entwickelt, daß diese Weise das Vorbild sein wird, was dieselbe schaffende Gottheit, in ihrem Geiste sie fortwirkend, nachbildet, damit die Historie eine lebendig fortgesetzte Schöpfung werde. Es wird sich ergeben, daß die *Schöpfungsgeschichte das Vorbild aller Schöpfung* gewesen."

So theilte er denn nach dem Vorgange einiger Kirchenväter und älterer christlicher Historiker die ganze Weltgeschichte nach dem großen Schema der primitiven Genesis, dem Sechstagewerke, in sechs große Weltalter oder Welttage und jeden derselben wieder in drei Unterperioden: Morgen, Mittag und Abend.

Seit dem Sündenfalle aber hat neben dem Guten, was Gott in die Natur und Geschichte gelegt, durch des Menschen Schuld auch ein Böses sich eingefunden. Und wie der Tropfen des Guten, der von oben herabgeträufelt, durch alle Perioden sich fortentwickelt, so hat der bittere, finstere Tropfen nicht minder seine Evolutionen seitdem durch die Weltalter durchgemacht. „Neben dem Lichtstrom war der nächtliche finstere Höllenstrom fortgeflossen, der schwarze Faden hatte neben dem goldenen Faden, sich einander durchflechtend, durch das ältere Geschlecht sich hindurchgeschlungen.... Dasselbe Princip, welches das Gute durch die Weltalter treibt und dadurch die Geschichte gliedert, treibt auch das Böse in gleicher Weise durch die Geschichte hindurch, es abgliedernd also, daß es, während das Gute im Formwechsel aus einem Weltalter in das andere übergeht, seinerseits einen correspondirenden Formenwechsel durchläuft, in jeder neuen Metamorphose aber mit dem Guten

in Widerstreit steht und dasselbe fort und fort bekämpft.“ [1] Wir erhalten somit ebenso viele Weltalter und Unterperioden des entgegenkämpfenden Bösen, als solche nach der Entwickelung des Guten sich abgliedern.

Zur näheren Charakteristik der Art und Weise, wie Görres — verschieden von den Alten — jene Weltalter abgemessen hat, lassen wir ein paar Stellen folgen, die zugleich das Einwirken der Gottheit auf die Geschichte hervorheben. So heißt es in einer seiner Vorlesungen über die vorchristliche Kirchengeschichte: „Die drei Perioden alter Kirchengeschichte, die an uns vorübergegangen, enthalten wiederholte Versuche der schaffenden Gottheit, in dem freien Geisterkreise ein harmonisches Reich unter ihrem Einflusse hervorzurufen. In der ersten Jahreswoche hatte die Gottheit dem geistigen Reiche ein Vorbild in dem Weltall vor Augen gestellt. Dieses hatte ein harmonisches Reich dargestellt; es war kein Mangel in ihm, Jahrtausende hatte es bestanden und wird fortbestehen. Das sollte auch im freien Reiche der Geister durch ihre Zusammenwirkung geschehen. Aber schon in der ersten Jahreswoche zeigt es sich, daß der Versuch mißlungen, indem der Geister- und der Menschenfall eingetreten und einen Theil des Weltalls mit Verwirrung angesteckt. Dann war die zweite Jahreswoche gefolgt. Die Saat des Versuchsbaumes war über die Erde ausgestreut, der Mensch hatte sie aufgenommen, und sie war zu einem Riesengewächse aufgegangen; in einer solchen Zeit, wo selbst die Farrenkräuter Bäume wurden, hatte auch das Böse eine riesenhafte Gestalt angenommen, und die Gottheit mußte das Geschlecht von der Erde vertilgen. Nur eine Familie war rein befunden worden, das einzige Resultat des zweiten Versuches. Sie war über die

[1] Hist.-pol. Bl. XXVIII. 386. — Vgl. auch: Ueber die Grundlage, Gliederung u. s. w. S. 78 ff.

Fluth hinübergerettet und gründete das dritte Geschlecht. Eine neue Folge von Entwickelungen ging über die Erde, aber jener Zwiespalt, der die vorige Zeit verdorben, hatte sich auch auf die dritte Zeit verbreitet. Auch hier war es ein zweigetheiltes Leben; vielfach war das Gute, das sich entwickelte, aber das Böse hatte das Uebergewicht. Das Heidenthum hatte das Indigenat auf der Erde gefunden. Wie im vorigen Alter eine Familie, so war es jetzt ein auserwähltes Volk, das die alte Ueberlieferung bewahrte. Auch dieses war gesunken und mußte in das Exil verschlagen werden, und wieder eingeführt, war es erstarkt. Ein Fortschritt, ein Resultat des Versuches war zu bemerken. Auch das Heidenthum hatte gute Früchte getragen, wozu der Glaube des auserwählten Volkes beigetragen. Die Aufgabe, hier nicht rein gelöst, sollte auf's Neue dem Menschengeschlechte auferlegt werden. Jedoch eine Hülfe ward ihm vorher durch die Incarnation. Der Erlöser kam von der Gottheit hernieder, das Hülflose gesellte sich der Kraft bei, und der Gründer eines neuen Geschlechtes wurde geboren. Um die assimilirende Einheit legte der Stoff sich an, der Keim wuchs, verbreitete sich durch den Orient, durch den Süden nach Afrika; er ging dann nach Westen, wo er zur Entwickelung kommen sollte."

Die Charakteristik der Weltalter der nachchristlichen Geschichte geben wir ganz kurz nach den im zweiten Semester 1839 von Görres gehaltenen Vorlesungen. Nachdem mit Christus das neuere höhere Licht in die Welt hineingeschienen, war das erste Weltalter neuerer Geschichte herangebrochen, während dessen Verlaufe dieses Licht durch die Finsternisse sich durchgearbeitet und über sie theilweise herrschend geworden ist; es war die Zeit des Kampfes des Christenthums mit der Synagoge und dem Heidenthume. Nachdem nun der große Acker der Weltgeschichte von den Dornen gereinigt und wirklich zubereitet war, erschien der zweite

Welttag neuerer Geschichte, wo die leuchtenden Ideen des Christenthums, in die ungepflügte Erde eingesäet, lebenskräftig werden und praktisch gedeihen sollten. Die Realisirung des Reiches Gottes in der Kirche war Aufgabe der ersten Unterperiode, die Realisirung des Reiches Gottes in der politischen Gesellschaft Aufgabe der zweiten; endlich sollte die dritte Unterperiode das Werk vollenden, indem sie ihre Aufgabe bis in die unteren Regionen des Lebens durchgeführt und ausgeführt. So läßt sich der Charakter dieser Zeit ganz kurz als ein architektonischer bezeichnen, sie hat gebildet, gestaltet und gebaut innerhalb der Gesellschaft und der socialen Formen, nach welchen die Gesellschaft als eine große Totalität sich zusammenbauen soll. Als ihr Wesen erscheint uns die „Begeisterung durch die christliche Idee in allen ihren verschiedenen Formen und Gestaltungen". Es war die Zeit „großer, universalhistorischer Menschen, was die gewaltigen Päpste und Kaiser bewiesen haben, die es verstanden, über Welten zu gebieten und ihre Herrscherkraft nicht auf engbegrenzte Räume zu beschränken hatten". Ihr Standpunkt war „auf der Höhe der Gesellschaft, auf dem Gipfel, wo alle Verhältnisse im Großen sich überschauen lassen".

„Fassen wir nun in einem allgemeinen Bilde zusammen, was dieses Weltalter — das Mittelalter — in seinen Verhältnissen gewollt und erstrebt, und was es im Großen und Allgemeinen sich gedacht, so können wir kein treffenderes Bild auffinden, als ein mathematisches, die Ellipse, die Eiform. Diese Form hatte nämlich die Zeit des Mittelalters gleichsam unbewußt ihrem Gestaltungstriebe unterlegt, ebenso wie sie auch in den äußern Welträumen als eine der herrschenden und weitverbreitetsten erscheint. Die Eiform hat zwei Punkte, die man bekanntermaßen als Brennpunkte bezeichnet, und die, zu beiden Seiten des Mittelpunktes liegend, durch eine Linie, welche man Centricität nennt, vereinigt

sind. Das Alterthum dachte sich die gesammte Societät ungefähr in dieser Form geordnet, also, daß die Mitte der Hierarchie in einen Brennpunkt falle, die Mitte des Staates in den andern eintrete, und daß von dem Gesammtcentrum zwischen beiden Brennpunkten der höhere, über alle Geschichte waltende Geist diese Geschichte leite und lenke, seinen Einfluß erst in einen Brennpunkt und durch diesen in den andern ergieße. Die Gesammtheit der Societät dachte sich diese Zeit umschlossen von dieser Eiform und in einer fortdauernden Beziehung zu diesen Punkten versetzt, also daß Alles, was dem einen oder dem andern, jenem im Gebiete der Kirche oder des Staates näher kam, und je näher es an ihn getreten, um so mehr centraler Natur erscheint, um so mehr aus dem großen höhern Quell aller Gewalt sich sättige und aus jenem höhern göttlichen Rechte schöpfe und alsdann wieder ausstrahlend an die äußersten Peripherien sich verbreite. Das war gleichsam das Vorbild jener Ordnung." [1]

Diese Ordnung aber war mit dem Ende des Mittelalters zu Grunde gegangen. Das Böse hatte in dreifacher Versuchung, von denen die beiden ersten zur Zeit der Salier und dann der Hohenstaufen an die Mächtigen herangetreten waren, vielfache Verwirrung schon hineingebracht, bei der letzten aber den Sieg davon getragen. Die Folge davon war der Fluch, und die Folge des Fluchs die Zerrüttung des Mittelalters, worauf die dritte Weltepoche neuerer Geschichte heraufgezogen kam, welche die unheilschwangere Reformation gebar. In dieser Weise fährt er fort, die Grundgliederung der Zeiten bis in die Gegenwart und in die dunkle Zukunft hinein zu entwerfen [2].

---

[1] Hist.-pol. Bl. XXVIII. 699 f.

[2] Vgl. auch den dritten Vortrag in Görres' Schrift: Ueber die Grundlage, Gliederung u. s. w. S. 66 ff.

So hat Görres die Weltgeschichte angeschaut und aufgefaßt. Wie herz- und geistlos muß da nicht jenes knöcherne System uns erscheinen, das mit trockener Aneinanderreihung chronologischer Data sich genügen läßt und von einer höheren Auffassung der Universalität der Geschichte keine Ahnung hat! Wie muß einen da doch jenes System anwidern, welches im Zuge der von der Reformation ererbten Unwahrhaftigkeit aus religiösen Parteiinteressen ganze Epochen mit falschen Farben anmalt und in die klare Fluth der Zeitgeschichte den verunreinigenden Schmutz der Lüge hineinträgt, oder endlich gar nach hegelianischer Manier die Historie durch Wegläugnung des höchsten lebendigen Princips in ihr, der Gottheit, zu einer leblosen Maschine degradiren möchte, die mit Nothwendigkeit diese und jene historischen Ereignisse in die Welt setzt! Unserem Freunde aber erscheint die ganze Weltgeschichte als eine fortgesetzte göttliche Schöpfung, als ein großes Drama, das der „Alte der Tage" componirt, der auch die Völker auf die Bühne ruft und wegzugehen heißt, der jedem Mächtigen seine ihm angemessene Rolle zuertheilt, der die Scenen ordnet, den Knoten schürzt und die Katastrophe herbeiführt, — als ein lebendiger, weltumfassender Organismus, in dem das Größte und das Kleinste durch jenen selben Gott sein Leben lebt, — als ein gewaltiges Reich der Ordnung und Harmonie mit reicher, wundersamer Gliederung, in dem das Kleinste sich dem Großen, das Große sich dem Größten fügsam unterordnet. So nur durchfließt die endlos langen Zeiten der weiten Weltgeschichte ein warmes frisches Leben, so nur begreifen wir das Wesen und den Zweck der historischen Thatsachen, welche die beschauende Nachwelt Gott und die Tugend kennen und lieben lehren sollen.

Einsichtige und edeldenkende Männer haben denn auch nach dieser Seite hin unsern Görres sehr wohl zu würdigen verstanden. Böhmer hat seine Geschichtsauffassung eine

„titanische“ genannt und sich also über ihn geäußert: „In seinen Anschauungen ist eine Großartigkeit und ein Tiefblick, wovor ich erstaune. Wer von den Lebenden könnte sich einer solchen Divinationsgabe rühmen, wie er sie besitzt?“ Ein anderes Mal sagt er: „Es gibt auch in unserer Zeit hochbegnadigte, gleichsam mit einer Prophetengabe ausgerüstete Seelen, wie Görres, in denen die scientia infusa die scientia acquisita nicht bloß durchleuchtet und erwärmt, sondern überstrahlt und durch ihr unverwesliches Feuer noch späte Geschlechter entzündet. — Nachdem ich Jahre lang mich mit der Geschichte Ludwigs des Baiern beschäftigt und alle Quellen für dieselbe wohl genauer durchforscht hatte, wie damals irgend Jemand in Deutschland, fand ich in der Vorrede von Görres zu Diepenbrocks Ausgabe des Heinrich Suso genau dasselbe Urtheil über die Regierung dieses Kaisers ausgesprochen, wie es sich in mir nach so langen Forschungen gebildet hatte. Als ich darüber mit Görres sprach, bekannte er mir, wie wenig Material er für seine Vorrede durchstudirt, wie rasch er sie geschrieben, aber er entwickelte zugleich, mit welcher Nothwendigkeit sich ihm aus dem Verlauf der vorausgegangenen und der der Regierung Ludwigs folgenden Ereignisse auch nur bei allgemeinerer Kenntniß der betreffenden Zeitgeschichte das Urtheil ergeben habe, welches er über den Kaiser geäußert. — Fast so oft ich in München war, sagte mir Görres politische Ereignisse mit einer Bestimmtheit voraus, daß ich ihm einmal scherzend bemerkte: Man möchte meinen, Sie hätten im Geheimrathe Gottes gesessen, worauf ich zur Antwort erhielt: ‚Glauben Sie denn, Gott mache die politischen Ereignisse in Deutschland; ach nein, die Menschen machen sie und Gott läßt sie nur zu, damit sie sich, wenn's immer krauser wird, zu ihm und seiner Kirche bekehren. — Ohne die Kirche kann unser Volksthum nicht gesunden, und ohne das Leben in ihr werden

alle diejenigen stets unbefriedigt bleiben, welche erkennen und fühlen, was fehlt, aber nicht den Muth haben zu ergreifen, was allein ihnen nothwendig ist.'"[1]

Görres war Geschichtsphilosoph, ein gottbegnadeter Seher und Prophet, er war auch ein Dichter, „doch mehr im alten Sinne des Wortes, wo es noch keine erlogene, sondern nur eine wahre und geglaubte Poesie gab", ein Künstler, der seine Conceptionen aus dem Reiche der höchsten Ideale nahm, ein sinniger Ordner, dem die große Harmonie im weiten Reich der Schöpfung ihre Gesetze lieh. Aber er war auch ein Mann der ganzen vollen Wahrheit, selbst wenn sie bitter war; „denn die Wahrheit bemäntelt wissen wollen, das ist jederzeit die allerschlechteste Politik und jetzt am meisten, ja sogar gefährlich wegen ihrer Unlauterkeit, und ganz unhaltbar überdem. Ich stimme überall für die frische grüne Wahrheit ohne alle Furcht."[2]

Darum war er auch ein Mann der Kritik, aber einer kernigen, gesunden und nicht der krankhaften und einseitig ausgebildeten Kritik unserer Tage, die mit überreiztem Kopfe und kaltem, ausgedörrtem Herzen nur nach den Mängeln und Gebrechen eines Dinges verächtlich späht und mit schlechtverhaltener Schadenfreude froh wird wie ein böses Kind, das mit Wohlbehagen die schöne Rose entblättert oder einem Schmetterlinge die bunten Flügel ausreißt. „Die Thatsachen," sagt er in einer seiner Vorlesungen, „müssen zuerst auf die Kapelle der Kritik gebracht werden, nicht was man heut zu Tage darunter versteht, sondern einer angebornen und vernünftigen, eines Ausflusses des allgemeinen Gewissens."

So war Görres in Wahrheit ein Historiker „von Gottes

---

[1] J. Fr. Böhmers Leben. I. 283 f.

[2] Ges. Briefe. I. 314.

Gnaden". Es ist darum sehr zu beklagen, daß uns sein reicher Geist von dieser Seite so wenig zum Erbe hinterlassen hat. Ein größeres, eigentlich historisches Werk besitzen wir nicht von ihm. Rechnen wir die schon besprochene „Mythengeschichte" hieher, so tritt uns darin freilich seine großartige Geschichtsauffassung in ihren Grundzügen schon entgegen, aber der Verfasser zeigt sich noch in manchen Irrthümern befangen, die tieferen Anschauungen sind noch im Keimen und Wachsen, in einem fortwährenden Klärungsprozesse begriffen, der erst später zum Abschluß kommen sollte. Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß die großartig angelegte „Sagengeschichte", worin er mit so viel Liebe und so manches Jahr gearbeitet hatte, nur Project geblieben ist. Sie sollte ja, wie er selber sagt, die Bibel aus den Urkunden und Ueberlieferungen aller Völker gegen die Angriffe der Seichtigkeit vertheidigen und ihr aus den Angriffswaffen selbst eine Trophäe bereiten. Ein paar Proben dieser seiner Studien hat er übrigens in den historischen Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften niedergelegt, zu deren Mitglied er endlich ernannt worden war. In der ersten Arbeit: „Die Japhetiden und ihre gemeinsame Heimath Armenien"[1] sucht er die Angaben der mosaischen Völkertafel mit einem Aufwande von erstaunlicher Gelehrsamkeit gegen die Angriffe einer ungläubigen Kritik zu vertheidigen und zu begründen. Die zweite, unter dem Titel: „Die drei Grundwurzeln des celtischen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung" umfaßt zwei Abtheilungen[2] und entwickelt

---

[1] Festrede für die Feier des 85. Stiftungstages der Akademie am 28. März 1844, auszugsweise gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften zu München von Jos. v. Görres. München, 1844; dieselbe erschien in neuer Ausgabe in Regensburg 1845 unter dem Titel: Die Völkertafel des Pentateuch.

[2] München, 1845 (140 u. 116 S.).

und rechtfertigt die gälische Stammsage mit gleich tiefer Wissenschaftlichkeit.

Ein guter Stern hatte unsern Görres schon früh in das dunkle Gebiet der Uranfänge aller Völkergeschichte geführt. Da fand er eben volle Genüge für den Scharfblick und die reiche Combinationsgabe seines Geistes, wie uns die genannten Schriften zeigen. Aber er glich nicht jenen Historikern, von denen jeder mit selbsteigener Autorität nach seiner Weise die Urgeschichte der Menschheit auferbaut, sondern hier galt ihm die Bibel als die allergewichtigste Autorität, und die Genesis als die allein echte Urkunde der Schöpfung der Menschheit und der Uranfänge der Völkergeschichte. Darum auch vertheidigte er diese, von welcher nach dem Ausspruche Johannes von Müller alle Völkergeschichte ausgehen muß, mit aller Entschiedenheit gegen die wüsten Angriffe der Männer von der „höheren" Kritik, indem er gar wohl einsah, daß mit der Läugnung des von ihr erzählten Sündenfalls, der Sündfluth, des Thurmbaus zu Babel, der Sprachverwirrung und der Verbreitung der Völker über den Erdkreis das Fundament aller Weltgeschichte entfernt werde, und im Grund nur noch die Autochthonie im krassesten Sinne übrig bleibe. Die Bibel galt ihm als „Symbol der ganzen Geschichte", mit deren Inhalte er die alten Sagen und Mythen der Völker in Einklang zu bringen bestrebt war; und auf diese so gewonnene Grundlage gedachte er seine große „Welt- und Menschengeschichte" aufzubauen. Doch auch sie ist leider nur ein frommer Wunsch geblieben, und bloß der erste Theil derselben, die festgeschichtete Grundlage unter dem Titel: „Die Genesis" hat sich nach seinem Tode, aber wiederum kaum zur Hälfte (etwa 10 Bogen) von seiner Feder vollendet, vorgefunden. Uebrigens war er mit allem Eifer bis zu seinen letzten Lebenstagen hin für die Vollendung dieses Werkes thätig. Als ein noch lebender Lieblingsschüler bei einem seiner letzten

Besuche des Meisters diesen fragte, wie die „Genesis“ fortschreite, erwiderte er mit bitterer Anspielung auf die traurigen politischen Ereignisse am Vorabende seines Todes: „Jetzt macht die Lola Genesis.“

Mit Recht auch mag man es beklagen, daß Görres als akademischer Lehrer keine Schüler gezogen und als Historiker keine eigentliche Schule begründet hat. Schon Böhmer hat darauf hingewiesen und findet einen guten Grund dafür eben in seinen seltenen Eigenschaften, der Großartigkeit und dem Tiefblick seiner Anschauungen und der gewaltigen Divinationsgabe seines Geistes. Einer der vornehmsten Schüler Görres', der selber 16 Semester lang zu den Füßen seines Meisters gesessen, hat uns auf einen zweiten Grund aufmerksam gemacht, der in Folgendem liegen mag: Minister Abel hatte eine neue Studienordnung eingeführt, gemäß welcher die Studirenden drei Semester Universalgeschichte hören sollten. Es geschah das im Schuljahr 1838—39, in welchem Görres auch der erste „Ephor“ war. Dieser aber las die Geschichte nicht in so kurzer Spanne. Er begann 1835 im Sommer-Semester die Genesis und war 1838—39 bis zum Ausgange des Mittelalters gelangt. Im Sommer 1839 wollte er nun auf den Wunsch Abels wiederum mit dem Anfang der Geschichte beginnen, um sie in drei Semestern zu vollenden. Da aber wurden seine näheren Schüler, unter diesen unser Gewährsmann, ferner Sepp, Troisfontaines und einige Andere beim Minister Abel vorstellig und baten für ihren Meister um die Vergünstigung, daß er seine Geschichtsvorlesungen dort fortsetzen dürfe, wo er gerade stehen geblieben. Der Minister gab seine Zustimmung, und nun begann Görres vor sehr vielen Zuhörern seine Vorlesungen über Reformationsgeschichte. Er las dann weiter über die neuere Geschichte bis zum Tode Ludwigs XV., um im Sommer-Semester 1840 wieder mit der Urgeschichte zu beginnen. Er hatte zwar anfangs viele

Zuhörer, aber sie verliefen sich bald, weil eben die neue Studienordnung die Studirenden zwang, in drei Semestern das Studium der Geschichte zu absolviren, und überdieß noch die leidigen Semestralprüfungen ihnen alle Zeit benahmen. So war es den Meisten unmöglich gemacht, die über mehr als drei Semester sich erstreckenden geschichtlichen Vorlesungen des geschätzten Lehrers regelmäßig zu besuchen.

Im Uebrigen aber hat Görres durch seinen Umgang, durch historische Vorlesungen und sonstige Schriften seine geschichtsphilosophischen Ideen in die weitesten Kreise hineingetragen, wo sie gewiß auch empfänglichen Boden gefunden und segensreiche Früchte getragen haben.

XXXIII.

Christliche Politik. — Verhältniß zwischen Kirche und Staat.

Wer im lebendigen Glauben an Gott und seine Kirche steht, der wird auch bei nur gewöhnlichem Menschenverstande schon bald eine klare Anschauung der Hauptsätze der wahren Staatswissenschaft und eine praktisch vollständig genügende Einsicht in das Wesen und die Begriffe der wahren Politik erlangen. Wer aber abgetrennt von Gott und seiner Kirche das eigene Ich als höchste Autorität auf den Altar erhebt, der wird mit allem Menschenwitz und aller Menschenweisheit niemals zu einer gesunden, das Menschenwohl in Wahrheit fördernden Staatslehre gelangen können; ihm ist über alle Integral- und Differentialrechnung das Einmaleins abhanden gekommen, und darum kann keine seiner Rechnungen die Probe bestehen.

Unsere Zeit wird über einen solchen Satz stolz die Nase rümpfen, wenn sie besten Falls ihn anzuschauen beliebt; aber Wahrheit bleibt für immer und in alle Ewigkeit Wahr-

heit, und als solche hat die ganze Weltgeschichte von ihrem Urbeginn bis zu uns herab jenen Satz bestätigt, wenngleich die Herrscherkaste des Tages auch für die augenscheinlichsten Lehren der Geschichte nur taube Ohren und blinde Augen hat.

Um der Despotien barbarischer Völker ganz zu geschweigen, culminirte nicht die Staatslehre der alten klassischen Heidenvölker in der Vergötterung des Staates? Der Staat als solcher kannte keinen Gott und hatte auch kein Jenseits. Er selber war für die Staatsbürger das Himmelreich, die Politik die Quelle der Moral, die Vaterlandsliebe die Summe aller Tugenden und das Kriterium eines sittlichen Lebens: der Staat beherrschte und umfaßte uneingeschränkt das ganze Leben. Da erschien mit Christus und dem Evangelium die wahre Religion, die zu Gott zurückführte und ein Jenseits predigte, und in ihr war auch die einzig wahre Staatslehre begriffen, wie sie hernach im christlichen Staat des Mittelalters ihren verkörperten Ausdruck gefunden. Als aber die Bauleute der Reformation die Harmonie der beiden großen Gottesanstalten, der Kirche und des Staates, störten, da ward in der Sprachverwirrung der Zeit „die Religion selber zu einem dienenden Element der Politik“ gemacht, wie F. v. Moy sagt, und aus dem Samen, den Luther und seine Anhänger gelegt, erwuchs in Frankreich der Gallicanismus, jene sophistische Politik, die, das Schisma im Herzen, nach Außen Anhänglichkeit an die Kirche erheuchelte, erstand in Deutschland der Febronianismus und in Oesterreich der Josephinismus, die offenen Aufruhr gegen die Kirche predigten. Inzwischen ward in den protestantischen Ländern die Grundlage einer christlichen Staatsverfassung immer mehr untergraben und zerbröckelt, bis dann jene Zeit die französische Revolution aus sich gebar, „welche Christenthum und Kirche gleichmäßig verwerfend den Staat als eine bloß für dieses Leben und um irdischer Zwecke willen bestehende,

auf der **Menschen Willen** beruhende und durch diesen getragene Anstalt und Ordnung neu constituirte. Das ist der **moderne** Staat, nach dessen Vorbild alle anderen Staaten Europas allmählich sich umgestaltet, dessen Grundsätze und Verfassung sie nach und nach alle sich angeeignet haben. Bei seinem ersten Auftreten nahm dieser moderne Staat einen kräftigen Anlauf, das Christenthum auszurotten, während er zugleich einen schwächlichen Versuch machte, sich selbst eine heidnisch-religiöse Unterlage zu schaffen. Da beides mißlang, so blieb nichts übrig, als das Christenthum zwar bestehen zu lassen, aber lediglich als eine Sache des subjektiven Geschmacks und der individuellen Meinung, als eine an und für sich gleichgiltige **Form** religiöser Lebensanschauung überhaupt, ohne irgend welchen Anspruch auf politischen Einfluß und rechtliche Geltung. Das ist das moderne Princip der **Gewissensfreiheit**, welches dem modernen Staate ebenso nothwendig und wesentlich innewohnt, wie mit der Idee des Endlichen die des Unendlichen nothwendig verbunden ist.“ [1]

So nähern sich denn in unsern Tagen die gottvergessenen Völker wiederum den altheidnischen Staatsideen, um, wie im Leben selbst, so auch in den Principien im Zuge des sie treibenden Verhängnisses allgemach wiederum der Barbarei anheimzufallen. „Nirgend mehr besteht ein katholischer Staat in dem wahren Sinne des Wortes,“ so klagt ein edler Herzensfreund unseres Görres, Professor **Phillips** [2], „und mit Ausschluß derer, die katholisch zwar dem Bekenntniß, aber nicht der That nach sind, sieht die Kirche sich von lauter solchen Staaten umringt, die sie, nicht was

---

[1] E. v. Moy, „Der moderne Staat und die katholische Kirche“, im Archiv für katholisches Kirchenrecht XII. S. 62 ff.

[2] Kirchenrecht („Joseph von Görres gewidmet“). Regensburg, 1848. III. S. 508 f.

deren Verfassungsform als solche, sondern was die principielle Stellung derselben zu ihr betrifft, mißbilligen muß. Aber sie erkennt den positiv gewordenen Rechtszustand als eine göttliche Zulassung an, sie unterläßt nirgend ihre Pflicht, den Unterthanen den Gehorsam gegen ihre Obrigkeit zu predigen, und erwartet es ruhig von Gott, ob er die weltlichen Gewalten noch einmal würdigen werde, sie zur aufrichtigen Versöhnung mit der Kirche hinzuführen."

Nicht minder hat Görres das klägliche Wesen und gottentfremdete Gebahren unserer Staatsweisheit erkannt und tief beklagt, da ihm ja wie kaum einem Anderen in die göttliche Weltordnung mit ihren Gesetzen, an welche auch der Staat gebunden ist, hineinzuschauen verstattet war. Wie jede aus ihrer Beziehung zu Gott gelöste Wissenschaft, so schien ihm noch mehr eine Politik, die kein Verhältniß haben will zu Gott und der Religion, einem aus der Erde losgerissenen Baume gleich zu sein, der unmöglich noch Früchte tragen kann und gar bald verdorren muß. Diese Ueberzeugung aber war die Errungenschaft eines eigennutzlosen, reinen Strebens, deren er sich noch vor seiner völligen Rückkehr zur Kirche zu erfreuen hatte, wie denn, um auf unsern Anfangs ausgesprochenen Satz zurückzukommen, eine genügende Einsicht in die wahre Staatslehre bei gutem Willen und richtiger Verfassung des Geistes gar nicht so schwer zu erlangen ist. Ihm galt der Staat als eine von Gott gesetzte Ordnung, bestimmt, ihm und seinen höchsten Zwecken zu dienen.

In einer der Vorlesungen über „Encyklopädie der Wissenschaften" hat Görres sich des Näheren über die Genesis des Staates ausgesprochen. Ausgehend von den drei Kreisen der Geschichte, dem Göttlichen, Menschlich-Vernünftigen und dem Reich der Natur, gibt er die „drei Formeln für Geschichte" dahin an, daß das Reich Gottes ihr zukomme, das Reich des vernünftigen Willens in ihr zur Herrschaft

gelange, und daß dieses in das Reich der Natur hinüberverbreitet werde und in Harmonie mit der Nothwendigkeit sich versetze. Der Mensch hat es versucht, so fährt er dann fort, diese Ausgleichung mit der Nothwendigkeit auszuführen. In die Mitte der Natur hat er seinen Haushalt aufgebaut, bald mit den feindlichen Kräften in Kampf gesetzt sich gefunden, und weil er ihre Stärke fühlen mußte, hat er sich mit Andern verbunden und den Staat erbaut. Dieser Staat nun, indem er den höheren Zweck, das Reich des vernünftigen Willens auf Erden sich vorgesetzt, hat auch das andere Reich der Nothwendigkeit auszugleichen übernommen. Die Instinkte des Staates, sagt er an einer andern Stelle, sind Kräfte höherer Ordnung, nicht das einfache Krystallisationsgesetz waltet bei ihnen, sondern eine höhere zusammengesetzte Kurve tritt in ihnen hervor; es ist dasselbe, was im Organismus waltet. Was die einzelnen Individualitäten organisch ausgliedert, tritt als bildender Instinkt hier wieder hervor. Was in solcher Form aus Jeglichem ausgequollen, begegnet sich in wechselseitiger Verknüpfung und verbindet sich in einem bestimmten Gesetze zusammen zum ganzen Organismus des Staates. Der Staat ist also keineswegs eine Fiktion, ein Werk der Einbildungskraft, er bedarf keiner überlegten Vorausberathung zum Entstehen, er ist kein Produkt des Zufalls, des Vertrages, er ist ein Werk des Instinkts, ein Werk, das von Oben herab geleitet, bewußtlos aus einer Mitte heraus sich entwickelt. Der Staat charakterisirt sich als organische Bildung, deren Vorbild der Mensch ist. So macht sich auch hier wiederum Görres' Streben geltend, in Allem eine organische Gliederung und ein übergeordnetes höheres Princip aufzuspüren.

Ein solcher Staat, sagt er weiterhin, hat als Zweck sich vorgesetzt, das Beisammensein aller seiner Glieder, die Coexistenz dieser Glieder einerseits zu ordnen und zu schir-

men, anderseits die Succession der also Verbundenen auf unbegrenzte Zeit zu sichern. Alle sehen aber ein, daß Alle übereinkommen müssen auf bestimmte Rechte, daß diese Rechte geschützt und geschirmt werden müssen auf alle Zeiten, und so geht immer klarer und deutlicher in der Gesellschaft die Idee hervor, daß diese ganze Gesellschaft nothwendig ein Organismus der Coexistenz und Succession sein muß, ein Leben des Organismus, der das Beisammensein aller Glieder in ihrer Verbindung immerfort erhält, der aber auch die Dauer aller Verrichtungen des gesammten Lebens durch alle Zeiten hindurch gleicherweise garantirt. Denn in solchen Organismen vergehen wohl die Individuen, der Organismus selber aber muß unsterblich sein, das liegt im Zwecke der Verbindungen. Also ein Organisiren auf feste Gesundheit alles Nebeneinander-Bestehenden und auf ein dauerhaftes Leben eingerichtet, erscheint als der wesentliche Zweck aller Staatsverfassung.

Man sieht, Görres theilt mit Haller den Grundgedanken, daß der Staat nicht künstlich durch menschlichen Willen und Vertrag entstanden sei, sondern auf Naturgesetz beruhe, nämlich auf dem Gesetz des Stärkeren: Uebergewicht auf der einen und Bedürftigkeit auf der andern Seite begründen alle Bande unter den Menschen. Daneben aber hält er im Gegensatz zu dem „Schöpfer der Naturlehre des Staates" die Idee fest, daß der Staat zugleich auch auf sittlichen Gedanken und Motiven beruht.

Im Uebrigen stimmt er aber, wie gesagt, mit Haller überein, daß also der Mensch das Staatsleben nicht erst zu erfinden oder durch einen Socialcontrakt zu constituiren habe, sondern dasselbe vielmehr gleich dem Familienleben, dem Haushalt, in der natürlichen Verschiedenheit der menschlichen Kräfte und Bedürfnisse und der dadurch entstehenden Herrschaft und Abhängigkeit, mithin in der göttlichen Ordnung der Dinge begründet liege; daß der

Staat somit aus Gottes Gnade stamme; dessen Formen freilich der Mensch wohl zu organisiren, nicht aber sein Wesen festzusetzen habe, welches etwas von Gott Gegebenes sei und seinen unabänderlichen Grund in dem gottgegebenen natürlich-geselligen Wesen des Menschen selbst finde.

Als unterste und breiteste Grundlage alles staatlichen Lebens erkennt Görres den Nährstand, wie er sich zunächst zum Unterhalte des Einzelnen wie der Familie gebildet hat. Diesem muß der Wehrstand folgen, der allenfalls auch mit den Waffen die Gesellschaft zu schützen hat. Als dritter hat sich dann bald schon aus Bedürfniß der Lehrstand gebildet, in welchem die höheren Geisteskräfte sich bethätigen, der Sinn des Rechtes geweckt und geläutert wird und die Ordnung des Staates sich fester und fester gründet. Den Lehr-, Wehr- und Nährstand nennt Görres die mystischen Elemente der Volksverfassung. Fehlt das erste, und herrscht das zweite vor, so wird die Verfassung Aristokratie genannt, und Monarchie, wenn das erste Element vorherrscht; fehlt aber das erste und zweite ganz oder theilweise, und herrscht das dritte vor, dann wird die Demokratie entstehen.

Der Lehrstand galt ihm, wie er das in seiner Schrift „Teutschland und die Revolution" des Weiteren durchgeführt, als wesentlicher Bewahrer aller göttlichen und menschlichen Weisheit, von Alter zu Alter durch die Tradition fortgepflanzt; er war der Inhaber des ganzen geistigen Vermögens, das in der Gesellschaft in Umlauf war; er vertrat im Staate selbst den Logos, das ordnende Princip, das von der Höhe herab Ebenmaß geben soll und Ordnung der regellosen Beweglichkeit der Unterwelt. Er hat auch zunächst den Staaten seinen Charakter aufgeprägt. Historisch haben sich nämlich zuerst die alten Priesterstaaten im Vorherrschen des Princips der Religion gebildet, indem das erste Regiment auf Erden als Theokratie sich gestal-

tete[1]. Bald aber hat die Macht ihr Recht behauptet und die Kraft und der Muth, und nun sind die Könige aufgekommen, die an der Spitze ihrer Gefolge vom Aufgang bis zum Niedergang die Völker sich unterworfen und nach und nach jene Weltmonarchien zusammengeballt haben, deren Thaten das Buch der Zeiten aufgeschrieben. Hier hat die Ehre vorgeherrscht und die kriegerische Tugend, und wie dort der Krummstab, so ist das Schwert hier der Scepter, der, gehoben und geneigt, lenkt und führt. Dann aber, als die Gewalt in Despotismus ausgeartet, der als eine unerträgliche Last auf den Völkern gedrückt, haben Alle, in denen noch eine Energie und eine geistige Schnellkraft zurückgeblieben, endlich das Joch von ihrem Nacken abgeworfen, und Demokratien sind entstanden, in denen Winkel und Richtmaß und Pflugschaar zu Ehren gekommen, und bürgerliche Tugenden und republikanischer Sinn sich geltend gemacht haben. Statt der Ehre war hier Ehrlichkeit das vorherrschende Princip.

Das ist der Gang, den die Verfassung durch das ganze Alterthum genommen, absteigend von der Höhe übersinnlicher Motive bis hinab zur sinnlichen, derben Wirklichkeit. Das Christenthum aber, mit dem die neuere Geschichte im Gegensatz zur alten wieder hinaufzusteigen begann, hat inmitten der verderbten Demokratie einen neuen Priesterstaat gegründet, dann in Karl dem Großen eine neue Weltmonarchie heraufgetrieben und über ihr den großen Priesterstaat durch ganz Europa verbreitet. Nach innerer Entzweiung aber ist dieser von der Reformation im Norden gestürzt, im Süden wenigstens in seinen Grundvesten erschüttert worden, und seinem Niedergange ist der Untergang des Kaiserthums gefolgt. So ist denn wiederum die Demokratie eingekehrt: aber nicht die alte, sprossende

[1] Vgl. Heeren, Ideen über die Politik u. s. w. I. S. 430 ff.

Waldkraft, da mit ihr, nachdem die Religion für's Erste aufgehört, ein großes architektonisches Princip zu sein, unaufhörlich jene Willkür streitet und sie meistert, bei der keine Sicherheit nach Außen und kein Friede nach Innen ist, nicht Würde, Hoffnung oder Liebe, welche einen Mechanismus ohne Beseelung schafft und die Autorität mehr und mehr untergräbt [1].

Wir haben im Vorstehenden die leitenden Hauptgedanken einer längeren historisch-politischen Betrachtung in der genannten Schrift zusammengestellt, woraus die Stellung unseres Freundes zu den verschiedenen historisch gewordenen Staatsformen zur Genüge hervorgeht. Von der einen Seite nämlich zeigt uns die geordnete Folge derselben in der auf- und absteigenden Linie der Entwickelung, von der anderen Seite die verschiedene Würde der drei in ihnen vorherrschenden und sie beseelenden Principien: Religion, Ehre, Ehrlichkeit, daß er, wie es auch nicht anders sein kann, der theokratischen Form den Vorzug einräumt [2], und an zweiter Stelle die monarchische, und erst an dritter die demokratische Form bei ihm zu stehen kommt. Da jedoch das Zeitalter der Theokratien längst entschwunden, ein neues aber noch nicht herangebrochen ist, somit die monarchische und die demokratische Form allein um den Rang sich streiten, außerdem aber auch in der Theokratie das monarchische Element wenigstens ideal beschlossen liegt, so hat Görres vom Zeitpunkte seiner politischen Bekehrung angefangen bis zu seinem letzten Lebenstage hin die monarchische Idee zu der seinigen gemacht.

In seiner frühesten Jugend freilich war er, beirrt durch

---

[1] Vgl. Teutschland und die Revolution. Polit. Schriften IV. 207, 225 ff.

[2] Vgl. auch Europa und die Revolution. Polit. Schriften V. 260.

die verächtliche Machiavellistik der Höfe und den Despotismus der Fürsten, ein enthusiastischer Anhänger der Revolution und republikanischer Ideen gewesen, wie sie monarchischer Absolutismus auf dem Boden der entarteten Demokratie jener Tage aus sich geboren hatte. Bald aber brachten trübe Erfahrungen und emsige Studien von seinen Jugendirrthümern ihn zurück zu der richtigen Ansicht von der „ursprünglichen Wichtigkeit der Familie, der Corporation und der Gemeinde für das Gedeihen der Societät, sowie einer ständischen Gliederung nach den wandellosen Interessen derselben". Darum bekannte er sich in einem nachher auch offenkundig gewordenen und bereits erwähnten Briefe an Liesching d. d. 15. September 1822[1] „mit entschiedener Vorneigung zum politischen Idealism", d. h. zum monarchischen Principe, während jener mit seiner Gesinnung auf einen „derben Realism", d. h. auf das untere, mehr materielle und der „sinnlichen Wirklichkeit" angehörende demokratische Element gestellt war. „Ich halte also," fährt er fort, „die demokratische Form keineswegs für die allein vernünftige, vielmehr für ganz unvernünftig, ob ich ihr gleich darum die Verständigkeit nicht abspreche. Ich halte keineswegs dafür, daß dem Volke allein ausschließlich Rechte inhäriren; seine Pflichten, die Niemand abläugnen kann, deuten auf eine andere Rechtsquelle, die außer ihm ist, und deren Fassung ich nun allerdings in die Fürsten lege. Verfassungsverträge, vermittelt zwischen den Organen der höchsten Gewalt und dem Volke, und von der Autorität sodann sanktionirt, halte ich mit nichten für nichtig und unsinnig, sondern für völlig gesetzlich und verbindlich. Ich läugne keineswegs, daß nicht der Fortschritt der Cultur seit einem Jahrhundert und länger gegen die Demokratie hingeführt; ich glaube aber, daß, wie die Magnetnadel, wenn

[1] Ges. Briefe III. 33 f.

sie zur äußersten Abweichung gekommen, wieder rückgängig, so auch in unserer Zeit der Punkt der höchsten Ausweichung entweder schon erreicht, oder wenigstens nahe ist, und daß alsdann eine gewisse Compensation eintreten wird."

So war Görres wie im Kirchlichen ein Ultramontaner, so im Politischen ein Monarchist und Legitimist, zumal ja auch „die Kirche wesentlich monarchisch" ist. Und wie er auf kirchlichem Gebiete seiner Zeit als eifrigsten Verfechter und Vorkämpfer der religiösen Interessen sich erwiesen hat, so würde er sonder Zweifel in gleicher Weise auch auf dem politischen Gebiete das für Deutschland geworden sein, was Burke in England für den Toryismus und der Graf de Maistre für den französischen Legitimismus gewesen sind, wenn eben dort wie hier die Verhältnisse sich gestaltet hätten. Während nämlich in jenen Ländern von der monarchischen, königlichen Partei ein direkter Kampf gegen die Revolution eröffnet ward, fand eine legitimistische Partei in Deutschland damals nicht die geringste Veranlassung, vorherrschend für das royalistische Element einzutreten, da eben die erste französische Revolution die Macht der Fürsten eher erhöht als erschüttert hatte, und der Fürstenabsolutismus seine Blüthenperiode zu feiern begann, ja von jenen selber und ihren liberal-bureaukratischen Regierungen eine Revolutionirung von oben her nach unten betrieben wurde, indem sie nämlich die innere Gliederung des Volkes auflösten und die religiöse Basis des Staates untergruben. Gerade in den gebornen Trägern des Legitimismus also mußte eine wahre monarchische und legitimistische Partei jener Tage die Revolution bekämpfen und jener innern Entgliederung mit Muth entgegentreten [1].

So hat denn auch Görres weniger Gelegenheit gefunden

[1] Vgl. Stahl, Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche. S. 291 f.

und genommen, vorherrschend für den Royalismus einzutreten, wenngleich er entschiedener Anhänger des Königthums war, und das Jahr 1848 ihn sonder Zweifel unter den ersten Vorkämpfern desselben gegen die königsmörderische Barrikadenphilosophie würde gesehen haben; aber er hat den damaligen politischen Verhältnissen und Bedürfnissen, die er wie wohl kein anderer seiner Zeitgenossen mit klarem, ungetrübtem Blicke überschaute, zunächst und vor Allem Rechnung getragen, indem er von der einen Seite zwar dem Ueberwuchern einer entarteten Demokratie entgegentrat, von der andern Seite aber mit ganzer Kraft den Fürstenabsolutismus und den Alles nivellirenden Bureaukratismus bekämpfte.

Es ist ein falscher Vorwurf, den man dem Legitimismus gemacht, daß in seinem Principe nothwendig die unumschränkte Fürstengewalt liege. Das politische Leben unseres Freundes bietet die beste Widerlegung desselben. Obgleich er nämlich ein entschiedener Anhänger des Monarchismus gewesen, so hat er doch nicht minder als einen ebenso entschiedenen Gegner der absoluten Fürstengewalt sich erwiesen. Die Fürsten sind ihm nur die Mandatare der Vorsehung, die bloß das wollen sollen, was die ewige Gerechtigkeit gestattet. „Die Gerechtigkeit aber erkennt kein Recht, das nicht durch eine Pflicht beschränkt sich fände; und hinwiederum gestattet sie nie dem, der die Pflicht in Anspruch nehmen darf, durch unbedingt zwingende Gewalt alle gegenüberstehenden Rechte zu übergehen und aufzuheben. Darum gewährt sie diesen ihren Mandataren keineswegs eine unbedingte absolute Gewalt, die nirgendwo im ganzen Umfang der Schöpfung ist; noch weniger erlaubt sie innerhalb des Staates Gewalt zum einzigen Recht zu machen, weil damit unausbleiblich der Aufstand zum Volksrecht würde.“[1] Absolute Gewalt besitzt ja

[1] Die heilige Allianz u. s. w. Polit. Schriften V. 92.

nur Gott allein, weil bei ihm die Fülle der Macht, zugleich aber auch der Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe ist. Die schwachen, gebrechlichen Menschen aber, nur stark durch die Idee der Gesammtheit, können bei unumschränkter Herrschaft niemals auf die Dauer den Regierten die nöthige Sicherheit gewähren, noch auch selber die daraus resultirende furchtbare Verantwortung tragen. Zwar sendet Gott schwachen und hochmüthigen Völkern zu ihrer Demüthigung wohl schwache Fürsten, die aus Grundsatz Willkür üben, oder er läßt auf einer gewissen Bildungsstufe der Völker das gemilderte väterliche Regiment eines guten Fürsten walten; „aber wo die Söhne im Vaterhause nun wirklich mündig werden, ist es nicht ziemlich, sie ferner als Unmündige zu behandeln; sie gehen vielmehr billig mit Sitz und Stimme ein in den Familienrath, wenn sie gleich vor wie nach das Stammeshaupt mit der vorigen ergebenen Ehrfurcht achten und verehren." Eine Regierung aber, die darüber sich hinwegsetzt und maßlos wird, „setzt sich gegen sich selbst in Aufstand und Widerspruch, und nach kurzem Taumeln spricht sie sich das eigene Urtheil, das entweder äußere Gewalt, oder die Macht der Factionen, die ihre eigene Selbstverneinung hervorgetrieben, nur zu vollziehen haben." Es lehnt sich aber auch die Weltordnung gegen sie auf, „die alle Extreme haßt, weil die Harmonie des Ganzen in ihnen untergeht."

Und während der Absolutismus alle Lebenskraft der natürlichen Gliederungen in sich aufsaugt, die alten freien Vasallen als Höflinge um sich sammelt, im Drange mannigfacher Geschäfte das Ministerwesen und ein allgebietendes Beamtenheer sich schafft, und so ein immer künstlicher ausgeschnitzeltes Werk entsteht, das wie Gott sein soll, „von dem man aussagt, er sei an jedem Punkte seiner Unendlichkeit Mitte und nirgend Umkreis", — regt sich von unten her gegen solches Wesen die entgegengesetzte Triebkraft, und

es entsteht der lange, wilde Kampf der demokratischen mit den oligarchischen Principien, wie das so oft die Geschichte uns gezeigt hat. Es tritt dem Dogma von der absoluten Gewalt des Regenten keck das andere von der absoluten Souverainetät des Volkes entgegen.

Frei also von allen absolutistischen Gelüsten soll der Monarch gleichwohl die Autorität im Staatsverein — die ideale Mitte des Staates — repräsentiren und darum unverantwortlich, unverletzlich, unabhängig und mit aller nöthigen Gewalt, Würde, Achtung und Ehre ausgestattet sein; doch wiederum auch bedenken, daß die Idee der Autorität geknüpft sei „wesentlich an seine Würde und nur zufällig an seine Person, die mit ihren Menschlichkeiten, Gebrechlichkeiten und Leidenschaften, wie sie in der Kirche nichts als ein Glied der Gemeinde ist, so auch im Staate wie der geringste Unterthan dem Gesetze pflichtig sei.“ [1]

Jene Mitte aber für die Autorität befindet sich über den Parteien, außerhalb der gährenden Mischung der streitenden Elemente und nicht an den äußeren scharf aufglühenden Extremen; der Regent ist „nicht Rechte oder Linke, er ist vielmehr das Haupt, das frei und hoch über allen Gegensätzen des untern Lebens steht“. Es ist nicht das Aufgabe der Autorität, „den nothwendig gewordenen Streit des oligarchisch-aristokratischen Princips mit dem demokratischen gewaltsam zu unterdrücken oder aufzuheben, sie regulirt und ordnet ihn nur von ihrem unabhängigen Standpunkt.“ Und solche Stellung, wie sie einzig schicklich, füglich und rathsam für jede Regierung sich erweist, hat das Christenthum geschaffen und gewollt, „indem es die Autorität als eine höhere Delegation anerkannt, und diese an die Königsweihe festgeknüpft.“ [2]

---

[1] Europa und die Revolution. Polit. Schriften IV. 478 f.

[2] Polit. Schriften V. 21, 45 ff., 91.

Als bestes Schutzmittel gegen den persönlichen Absolutismus des Fürsten wie gegen die centralisirende Allgewalt des modernen, bureaukratischen Staates erscheint nun die Monarchie mit ständischer Verfassung. Sie gibt von der andern Seite nicht nur dem Regenten, was ihm gebührt, sondern garantirt auch dem Volke seine heiligen Rechte. Und darum will Görres, „daß die Ueberlieferung im Besitzstand, in Geschichte und der Glaubenslehre einerseits in den großen Eigenthümern, dem Adel und der Priesterschaft, und das freie, lebendige, fortschreitende Princip in jeder Gegenwart andrerseits in den Delegirten der andern Stände des Volkes, der Bauern, Bürger, Gelehrten in zwei Massen zur Repräsentation gelange, die als die zwei Brennpunkte des Staatsvereins an jene ideale Mitte treten, und daß an ihre Einwilligung die Gültigkeit jedes in der Initiative von den Ministern eingebrachten Gesetzes über Leben, Freiheit und Eigenthum gebunden sei.“ [1]

Zwar wollen die Theoretiker der modernen Staatsweisheit nichts von solchem Ständewesen wissen, und haben auch die Praktiker den Prozeß der Gleichmacherei mit Eifer und Erfolg betrieben. Ein solches System aber ist auf ein Ideal gestellt, „das am Ende der Zeiten steht“, und an den Naturgesetzen „einen unbesiegbaren Widerstand“ findet, es ist „der innern Höhe der Würdigung nach gegen das frühere Organische ein relativer Rückschritt“ und wird am Ende entweder „excentrisch in die Demokratie“ oder „concentrisch in die Despotie“ übergehen. Auch dürfen jene Politiker keineswegs auf das Christenthum sich berufen, das freilich die Gleichheit aller Menschen von ihrer idealen Seite vor Gott verkündend zugleich mit dem Sklaventhum auch das Kastenwesen brach, aber „wie es die Rechtlosen alle in's Recht aufgenommen, verwandelte es die Kasten

[1] Europa und die Revolution. Polit. Schriften IV. 479.

zuerst in Stände", die anfangs allerdings noch zu jener Geschlossenheit hinneigten, deren schneidende Unterschiede jedoch mit dem immer weiter sich verbreitenden idealen Geiste des neuen Glaubens und der neuen Sitte bald ausgeglichen, deren Uebergänge gemildert, und deren Angehörige durch ein gemeinsames Band der Liebe eng umschlungen wurden; und so sind es „nicht mehr verschiedene feindliche Seelen, die in einem Leibe wohnen, vielmehr nur verschiedene Fakultäten derselben Seele, die nur in verschiedenen Gliedern in verschiedener Weise sich zu äußern getrieben ist." [1]

Zur Zeit unserer babylonischen Gefangenschaft, als die Empörung aller Glieder gegeneinander ausgebrochen, ist freilich die ständische Verfassung, auf deren Säulen die Väter das Staatsgebäude gegründet hatten, abgebrochen worden; aber nun steht auch der Thron, so klagt Görres bereits im „Rheinischen Merkur", „einsam auf dem Markte in Mitte des Volksgetümmels, und der Fürst sieht nur Diener um sich her und Keinen, der ihm die Wahrheit sage, und die ganze drückende Last der Verantwortlichkeit ist auf sein einzig Haupt gewälzt." Darum soll zum Heil der Fürsten und der Völker die alte Ordnung der Stände wieder hergerichtet werden, die „so alt ist wie die Geschichte und in ihren Uranfängen und in tiefster Wurzel schon also getheilt erscheint" [2], und welche die stärkste Umwälzung, die alles bis zum Grunde zerstört, gleichwohl als „unzerlegbar anerkennen" muß und niemals „auszutilgen" vermag.

Für diese Idee hat Görres zeitlebens gestritten: im „Rheinischen Merkur", als die Verbündeten nach gewonnenen Siegen ihren Völkern eine neue Verfassung zu geben sich anschickten [3], zur Zeit der Reaktion bei Gelegenheit der be-

---

[1] Teutschland und die Revolution. Polit. Schriften IV. 206 f.
[2] Rheinischer Merkur. Polit. Schriften II. 99 f.
[3] Die künftige deutsche Verfassung. Polit. Schriften II. 93 ff.

kannten Adreßgeschichte und in der dadurch veranlaßten Schrift[1], weiterhin dann in den folgenden größeren politischen Schriften, und hier mit dem ganzen Scharfblick des Geistes und aller Wärme seines Herzens.

Freilich will er nicht, daß der ganze vollständige Apparat aus den vergangenen Zuständen in die vielfach anders gearteten Verhältnisse der Gegenwart herübergenommen werde. Er will „keineswegs den Tod zum Herrn des Lebens machen, noch das geschiedene Jahr in dürren Herbarien aufgetrocknet gegen die Verwesung schirmen"; er läßt vielmehr „jeden Frühling sein Laub und seine Blüthen treiben, damit jeder Gegenwart ihr Recht werde und ihr Theil, wie sich gebührt"[2]. Darum sollen die neuen Institutionen friedlich mit den alten zu einer ständischen Gliederung sich vereinen: der neue Verdienstadel, der als Kriegsstand in der Landwehr, als Friedensstand unter den Beamten sitzt, mit dem Geburtsadel der Vergangenheit zum Wehrstande; der nun geschiedene Gelehrtenstand mit dem Clerus als Bewahrer der Glaubenslehre zum Lehrstande; die Inhaber des beweglichen Güterreichthums mit den Grundbesitzern zum alten Nährstande[3].

Zwar soll jede dieser Formen in sich geschlossen, zugleich aber auch die eine der andern geöffnet sein, wie es dem Theil eines in sich einigen Lebens gebührt. „Nicht trennend und scheidend soll die Abtheilung der Stände im Staate wirken; nicht soll jeder ein unabhängiges Leben bloß in sich selber leben: sondern wie die Glieder des Körpers, obgleich jedes für sich scharf bezeichnet, doch alle durch Nerven und

---

[1] Adresse der Stadt Koblenz u. s. w. Polit. Schriften IV. 3 f., 12.

[2] IV. 325.

[3] Vgl. Polit. Schriften II. 100 ff. — IV. 15, 218 ff. — V. 135 f.

Blutadern miteinander in dem ununterbrochensten Wechselverkehre stehen, also soll auch hier Alles vereinigt sein, äußerlich durch Staatseinrichtungen, innerlich durch die Eintracht, die aus einem starken Vaterlandsgefühle hervorgehen muß."

In jener zweigliedrigen Dreiheit und dieser gegenseitigen Durchdringung der Stände werden alsdann die beiden Elemente des Staates: die Autorität als Ausdruck der Majestät und die Freiheit als wesentlicher Ausfluß des Volkes gleichfalls auf's Vollkommenste sich durchdringen. Als sichtbares Zeichen jener Eintracht, als Beförderin und wirksame Vermittlerin zwischen dem Könige und dem Volke wollte Görres die Ständeversammlung, eine einzige aus den drei Ständen erlesene Körperschaft, welche das ganze Volk vertreten, ihrem Begriffe nach bleibend und ständig, in den Personen aber zur Vermeidung jedes Mißbrauches wechselnd sein und darum immerfort durch wiederkehrende Wahl erneuert und ergänzt werden sollte. Was im mechanischen Getriebe das Pendel, das wird im Staate diese Anstalt sein, welche hemmt, wo es das Bedürfniß fordert, und beschleunigt, mäßigt und erhebt und also alle innerlichen Ungleichheiten ausgleicht, die im öffentlichen Leben den Wechselverkehr gegenseitiger Leistungen in Pflichten und in Rechten unterhält, der Mund der ungefälschten öffentlichen Meinung wird und, wie ihre Stelle zwischen dem Volke und dem Throne ist, also nach oben und nach unten gibt und empfängt, und die Bande der Liebe zwischen beiden fester zieht, indem sie dafür sorgt, daß der Eigenwille sein Maß habe und der Gesammtwille das seinige [1].

Bezüglich der näheren Zusammensetzung der Ständeversammlung will Görres aber durchaus nicht jenes Zweikammersystem, wie nach dem Vorgange Englands der

---

[1] Polit. Schriften II. 103 ff.

moderne Constitutionalismus es geschaffen hat, indem man eine Mehrzahl des Adels mit einer Minderzahl von Prälaten und Universitätsabgeordneten in eine Kammer verbindet und die zweite allein aus den Gemeinen zusammensetzt. „Eine solche Ordnung," sagt er in seiner Schrift „Europa und die Revolution"[1], „führt alle Nachtheile eines Gegensatzes herbei, der keine Bindung findet, indem jene durch gänzliche Absorption des geistigen Elements die Dreiheit in eine Zweiheit verwandelt.... Da überdem die streitenden Parteien, durch Wände getrennt, nur in einem todten schriftlichen Verkehre miteinander stehen, so ist auch jene Annäherung, die der lebendige und mündliche Verkehr von Angesicht zu Angesicht herbeigeführt, abgeschnitten, und die feindlichen Brüder sind vollends unversöhnlich jeder in seiner Behausung eingeschlossen. Für die eine Kammer kämpft natürlich die Meinung: die andere also, vom Volke abgeschlossen, muß übelgelaunt im Schmollwinkel ihre Stelle nehmen und sich in der Gnade des Hofes sonnen; der Adel aber, dem jede Gelegenheit zu lebendiger Gymnastik im Ringen mit den Gemeinen abgeschnitten, hat nicht Gelegenheit, sich die geforderten Verdienste zu erwerben, und verkümmert und verrottet in seiner langweiligen Einsamkeit." Daß die politischen Zustände unserer Tage zu diesem Text die trefflichste Illustration liefern, mag wohl auch der blödeste Verstand einsehen.

So hielt Görres, um allseitig frisches Leben in die Ständeversammlung zu bringen, es für das Beste, die drei Stände in eine Kammer zu vereinigen und sie dort in drei Curien zu ordnen. Die erste würde aus den Gemeinen zusammengesetzt und, zuvörderst abgesehen von den alten Innungen, aber entsprechend dem jetzigen Gegensatz von Stadt und Land, in zwei Bänke sich theilen, in eine

[1] Polit. Schriften IV. 221 f.

Städtebank, die allenfalls noch aus zwei andern, der des Geldbesitzes für Kaufleute, Kapitalisten u. s. w. und der für Fabrikanten und Gewerke bestehen könnte, und in eine des platten Landes. Beide hätten am füglichsten gleich viele Vertreter, zusammen aber eine größere Anzahl derselben, als die beiden höheren Stände. Die zweite Curie des Adels würde gleichfalls in zwei Bänke getheilt erscheinen, deren eine perennirend die erblichen Pairs des alten Adels vermöge ihrer Geburt zu besetzen hätten, die andere aber periodisch jene aus dem Verdienstadel, die der Fürst hinberufen aus den Beamten der Demokratie und den Hauptleuten der Landwehr. Die dritte Curie endlich würde in der ersten Bank den Priesterstand der verschiedenen Confessionen befassen, der theils durch Wahl, theils vermöge des Amtes berufen wäre, dann in der Gelehrtenbank aus Deputirten von Directoren der Gymnasien und anderer Schulanstalten, sowie von den Universitäten und Akademien bestehen. Was die Stimmweise angeht, so müßte diese nach dem vorherrschenden Charakter des vorliegenden Gegenstandes auch verschieden sich modificiren, so daß in diesen Punkten nach der Kopfzahl, in andern nach Bänken oder Curien gestimmt würde.

Von einer solchen Kammer, dem einigenden Bande der beiden Hauptelemente aller Verfassung, der Autorität und der Freiheit mit ihren wiederum specifisch verschiedenen Organen, erhoffte Görres die beste und nachhaltigste Beruhigung der entzweiten Gegensätze. Diese Idee aber war nur ein Ausfluß jenes allgemein gültigen Grundgesetzes, daß die streitenden Gegensätze, ohne ihre eigene Natur einzubüßen, in einem höheren Dritten, im Ideal, ihre Vermittelung finden müßten, ein Grundgesetz, das unserem Freunde auf dem ganzen Gange seiner politischen Entwickelung als der mächtige Wegweiser gedient, und das er bereits im Jahre 1810 in dem Aufsatze: „Ueber den Fall Teutschlands und die Be-

dingungen seiner Wiedergeburt" also formulirt hat: „Es gibt kein allgemeineres und mehr evidentes Naturgesetz, als jenes: daß alle Dinge in der Welt wechselseitig auf solche Weise sich ausgeglichen haben, daß die Summe aller Gegensätze überall dieselbe ist, und aufgehoben in demselben Punkte, so daß auch in menschlichen Dingen die Kugelform zuletzt alle Unebenheit abrundet in der Einheit." [1]

Wollen wir die politische Stellung unseres Görres nach der jetzt üblichen Ausdrucksweise bezeichnen, so gehörte er der großen conservativen Partei an; aber weder den Anhängern der absoluten Monarchie, noch auch denen des modernen Constitutionalismus, sondern der mittleren Fraktion, den Anhängern der altständischen Monarchie, wie Stahl sie nennt, oder den „katholischen Conservativen" nach Mallinckrodts Ausdruck ist er beizuzählen. Es ist jene Partei, die im Wesentlichen der Theorie Hallers beistimmt, und deren Principien später von Jarcke und Phillips im Berliner „Politischen Wochenblatt" vertreten wurden. Wie diese, so ist auch Görres entschiedener Gegner der modernen Staatstheorien, daß nämlich, wie Hobbes lehrt, der Wille des Regenten für alle Unterthanen absolut bindende Kraft habe, oder daß nach Rousseau beim Volke und nach der Lehre des vulgären Liberalismus bei der Kammermajorität die Majestät des Gesetzes beruhe [2]. Das eben sind heidnische Ideen, weil sie jeden Gedanken einer höheren Ordnung, welcher der Mensch sich zu unterwerfen hat, hochmüthig ausschließen. Görres jedoch wollte einen von den Principien des Christenthums geleiteten Staat, er wollte

---

[1] Polit. Schriften I. 124. — Vgl. Hist.-pol. Bl. LVII. S. 341 ff.

[2] Ueber die Staatsphilosophie Hegels hat Görres namentlich in seiner Schrift: „Kirche und Staat nach Ablauf der Cölner Irrung" sich ausgelassen. Vgl. daselbst das ergötzliche „Evangelium des Staates" S. 159.

einen Staat, der eine Obrigkeit von Gottes Gnaden hat, der die Heiligkeit des historischen, d. h. durch Gottes Fügung gewordenen Rechtes und eine in Gottes Weltplan gegründete Gliederung der menschlichen Gesellschaft anerkennt, dessen Gesetze nur der Wiederhall der ewigen Gesetzgebung sind. Er wollte einen christlichen Staat, der den Glauben und die Moral des Christenthums in allen seinen Einrichtungen und in seinem ganzen öffentlichen Leben immer reiner und lebendiger in die Erscheinung treten läßt, indem er der christlichen Kirche und ihrem Cultus öffentliches Ansehen und fördernden Schutz verleiht, christliches Familien- und Eherecht, christliche Volkserziehung und Verwaltung der christlichen Schule durch die Kirche gesetzlich macht. Denn „nur so wird der Despotismus wie die Anarchie ferngehalten und die Freiheit mit der Ordnung in Einklang gebracht; nur auf diesem Wege ist es möglich, den großen weltgeschichtlichen Kampf zwischen dem Königthum und dem Volksthum, der in der französischen Revolution entbrannt ist, zu einem heilsamen Ende zu führen, weil einem jeden dieser beiden Elemente sein gebührender Wirkungskreis angewiesen wird.“ [1]

Diese Idee eines christlichen Staates muß eben das Grundgesetz jeder echten, rechten Politik sein, aus welchem alle übrigen sich herleiten und erst ihre Berechtigung und Weihe erhalten. Darum finden wir auch bei den christlichen Politikern aller Zeiten und der verschiedensten Schattirungen im Wesentlichen die gleichen Grundzüge ihres Systems. So ist Görres im Zuge seiner christlichen Weltanschauung durchgängig zu denselben politischen Principien gelangt, wie sie mehr als ein halbes Jahrtausend früher der große Dominikanermönch, der hl. Thomas von Aquin, und nach ihm Bellarmin u. A. auf christlicher Basis mit

[1] P. Reichensperger, die Agrarfrage. S. 622.

eminentem Scharfblick entwickelt haben, wie beispielsweise, daß, absolut genommen, die Monarchie die beste Staatsform sei, welche aber keine unumschränkte, sondern eine gemäßigte sein sollte, gemischt mit den beiden andern Formen, der Aristokratie und Demokratie. Auch der unvergeßliche Hermann von Mallinckrodt, der von so mancher Seite eine überraschende Aehnlichkeit mit unserem Görres zeigt, bekannte sich im Wesentlichen zu denselben politischen Grundsätzen. In einem Briefe an einen süddeutschen Freund vom 21. November 1869, der jüngst vom „Deutschen Volksblatt" in Stuttgart veröffentlicht wurde, äußert sich der unermüdliche Streiter für die Rechte der deutschen Katholiken unter Anderem also: „Fassen wir einen Augenblick alle rein politischen Parteien — conservative, liberale, demokratische, sociale oder wie sie heißen — in's Auge, so wie sie sind, dann verdienen sie alle ein Verdammungsurtheil, denn der sittliche Kern, der Angelpunkt des Rechts und der in der Achtung und Liebe des Nächsten wurzelnde Sinn für echte Freiheit fehlt ihnen allen; der Grund davon ist einfach genug; den Trägern aller dieser Parteien fehlt eben, ihrer großen Mehrzahl nach, der christliche Geist. Deßhalb fehlt es ihnen und ihren Parteien auch an eigentlichen Grundsätzen, sie unterscheiden sich nur durch gewisse Einseitigkeiten, persönliche Interessen und traditionelle Meinungen, die mehr von Vorurtheilen als von Urtheilen an sich haben. In außergewöhnlichen Situationen verlieren sie die Haltung, dann sind die Conservativen genau so revolutionär wie die Liberalen, und die letzteren viel illiberaler wie die ersteren. Genug, innerlich sind diese Parteien viel weniger verschieden, als es äußerlich scheint.... Ich achte die Freiheit und den persönlichen Werth eines jeden Bürgers, eines jeden Standes und einer jeden Klasse; ich halte den einen so ehrenwerth als den andern; sehe aber die bürgerliche Gesellschaft als einen Organismus an, der nur dann in guter Ord-

nung ist, wenn alle Glieder in lebendiger Wechselwirkung und harmonischem Zusammenwirken sich bewegen. Die beste Ordnung ist nach Zeit und Ort relativ; der beste Grundgedanke scheint mir aber der ständische Gedanke zu sein, der im Einzelnen aller Modulationen fähig ist."

Aus dem Vorhingesagten und den früher bereits gemachten Andeutungen mag schon leicht Görres' Ansicht über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche dem Leser im Allgemeinen klar geworden sein; die Rücksicht jedoch auf die hohe Bedeutsamkeit dieser Frage in unserer Zeit, sowie darauf, daß die Art und Weise ihrer Auffassung für die kirchlich-politische Stellung unseres Freundes in den drei letzten Decennien seines Lebens und Wirkens maßgebend gewesen, wird es nicht überflüssig erscheinen lassen, an dieser Stelle Görres' Anschauungen über jenes Verhältniß des Näheren darzulegen.

In seiner ersten Schrift: „Der allgemeine Friede", hatte er freilich den Satz ausgesprochen: „Staat und Kirche, beide im reinen Sinne, haben ... gar keine Verhältnisse zueinander."[1] Aber er anerkannte schon damals das Gebiet der Kirche als „das der Ewigkeit" und ließ beide durch einen „großen Isthmus" verbunden sein. Mit der stetig fortschreitenden religiösen und politischen Durchbildung kam er nun mehr und mehr zu einer klaren Einsicht in die gegenseitigen Beziehungen beider Mächte; und als er dann endlich vollends in das Heiligthum der Kirche eingetreten war, hatte er auch das Verhältniß zwischen Staat und Kirche ganz im Sinne des Christenthums erfaßt und dem entsprechend sein Handeln eingerichtet.

Bei der Bestimmung jenes Verhältnisses geht Görres zunächst auf den Endzweck der beiden Anstalten zurück. In seinen Vorlesungen über „Encyklopädie der Wissenschaften"

[1] Polit. Schriften I. 6.

theilt er bei Besprechung der Aufgaben der Geschichte, wie bereits erwähnt, dem Staate die Bestimmung zu, das Reich des vernünftigen Willens auf Erden zu begründen. Die Hauptaufgabe der Geschichte aber, das Reich Gottes auf Erden herrschend zu machen, kann weder der Staat noch die Familie lösen; denn „der Staat," so fährt er fort, „ist aus Irdischem gebaut, irdisch wirkende Kräfte haben ihn zusammengesetzt, irdische Endursachen versetzen ihn in Strömung, und diese wird durch irdische überleitende Kräfte getrieben. Etwas, was über die Erde hinausragt, kann nicht Sache des Staates sein, weil er ganz auf das Irdische berechnet ist, und als solcher hat er auch keine Zukunft. Es muß also eine neue gesellschaftliche Ordnung auf Erden eintreten, um die Lösung, die der Haushalt und der Staat übernommen, aber nicht vollbringen kann, ihrem Ende entgegen zu führen. Diese neue gesellschaftliche Ordnung ist .... die Kirche, ... die also das Reich von Oben dem Reich von Unten zukommen machen soll." Früher schon hatte er in seiner Schrift über den „Ubligenschwyler Handel" in ähnlicher Weise über den Zweck und zugleich über das Wesen der beiden Anstalten also sich ausgelassen: „Philosophisch ... das Verhältniß von Staat und Kirche angeschaut, ergibt schon die flüchtigste Betrachtung, daß das Wesen des Einen von dem des Andern specifisch verschieden, in seinem Bestande von demselben weder abgeleitet, noch auf die Dauer abhängig gemacht werden kann. Der Staat bildet und erhält sich in durchaus irdischen Instinkten zum Zwecke irdischer Selbsterhaltung und Ausbildung der Individuen.... Die Kirche aber hat in durchaus überirdischen Instinkten und Anmuthungen zum Zwecke überirdischer Behaltung, Erhebung und Beseligung ihrer Genossen sich formirt." Die Kirche verleihe, sagt er an derselben Stelle, die Freiheit der Kinder Gottes, der Staat die Freiheit der Kinder der Menschen; diese sei endlicher Natur, jene aber

unendlich. „Und weil nun das Umfassende," so schließt er weiter, „nicht ausgehen kann von dem Befaßten, und das Höhere ohne Lästerung nicht abgeleitet werden von dem, das niederer ist, denn es selber: so kann auch die kirchliche Freiheit ihren Ursprung nicht in der politischen gefunden haben." [1] Darum ist ihm die Kirche um ihres höheren Zweckes und umfassenderen Wesens willen das Höhere, Uebergeordnete.

Dieses Princip hatte er bereits in seiner Schrift „Teutschland und die Revolution" ausgesprochen und vertheidigt. Gleich dem christlichen Mittelalter erscheint auch ihm in der großen Gemeinschaft der Gläubigen die Kirche als die Repräsentantin der idealen Seite, während der Staat die reale darstelle. Wie aber das Ideale dem Realen als das Erste an Würde vorgehe, so sei auch die Kirche dem Range nach das Erste. Und darum nennt er die Behauptung jener politischen Secte, die Kirche sei im Staate begriffen, und dieser, der neben sich nicht seines Gleichen dulden dürfe, müsse darum nothwendig die Herrschaft über die unterworfene führen, eine demüthigende und empörende Lehre, „die die Nothwendigkeit über die Freiheit setzt; die das Geistige wieder der Dienstbarkeit des Irdischen überliefert, dem es gerade das Christenthum im Streite mit dem alten Heidenthum entrungen; die den Gedanken, der allem Sinnlichen erst Signatur und Namen gibt, in die Fesseln der Materie schlägt." [2] In den „Triariern" nennt er den Satz: Kirche und Staat seien als gleich Berechtigte in der Wirklichkeit anzuerkennen, „ganz und gar irrig und unrichtig", wenn er ein Mehreres als die gleiche Berechtigung zur Wirklichkeit behaupten, und die Gleichheit auf ihre Stellung und ihr wechselseitiges Verhältniß ausdehnen wollte. „Die

---

[1] Polit. Schriften V. 331 ff.

[2] Polit. Schriften IV. 184 ff.

Kirche ist vielmehr," fährt er fort, „die erstgesetzte und die vollberechtigte, wo dann in Fällen des höheren Conflictes das Untere sich nach dem Obern, nicht aber umgekehrt zu richten hat." [1] „Ist aber der Staat über der Kirche," so sagt er anderswo [2], „dann ist auch das Fleisch über den Geist."

Man sieht, Görres faßt Kirche und Staat als zwei specifisch von einander verschiedene Anstalten auf, von denen der ersteren um ihres höheren Zweckes, Wesens und ihres Ursprungs willen der Vorrang gebührt. Er hat sich damit in schroffen Gegensatz zu der einen der beiden antikirchlichen Strömungen unserer Zeit gestellt, welche allen Unterschied zwischen beiden verwischen und sie in Eins zusammenschweißen möchte, doch so, daß der Staat, der ja nach Hegel die Kirche völlig absorbirt, der leibhaftige Gott selber ist. Nicht minder aber hat Görres die andere feindliche Strömung bekämpft, die gerade in unsern Tagen und in unsern Landen alle gesunden Ideen überfluthet. Sie will nicht die Mischung, sondern vielmehr die Sonderung und Scheidung beider Anstalten, doch nur so, daß der Staat der Kirche übergeordnet ist, daß ersterer den männlichen, letztere den weiblichen Part der eingegangenen Ehe bildet [3]. Der christlich-mittelalterlichen Idee gemäß stellt aber die Kirche die männliche, der Staat die weibliche Seite dar. Die Kirche ist die Seele, der Staat der Leib; die geistliche Gewalt gleicht der Sonne, die weltliche aber dem Monde. Diese im Mittelalter und auch schon früher vielfach angewandten Gleichnisse hat auch Görres adoptirt und damit das in ihnen ausgesprochene Princip der Ueberordnung der Kirche über den Staat anerkannt. Das Gegentheil aber

---

[1] Triarier S. 116.

[2] Kirche und Staat u. s. w. S. 63.

[3] Vgl. Hergenröther, Kathol. Kirche und christl. Staat. II. 745.

sieht er als ein arges Mißverhältniß an, und ein Staat, der die Kirche in seine Fesseln schlägt, erscheint ihm, obgleich er die Sittlichkeit repräsentiren soll, als ein unsittlicher Staat, der es zur Zeit nicht weiter gebracht, als daß er von der Stufe des reißenden Thieres zum Hausthiere sich erhoben hat [1].

Jene Ueberordnung aber schädigt oder beseitigt die Staatsgewalt keineswegs. Der Staat ist vielmehr „in seinem irdischen Bestande gänzlich unabhängig von der Kirche, die nur zum Behufe höherer Zwecke, indem sie ihm Sanction, Weihe und Heiligung ertheilt, durch ihr Zwischentreten die geheimsten und innersten Wurzeln seines Lebens mit Gott und der Welt zusammenknüpft." [2] „Wahr ist," sagt er in den „Triariern", „wenn gesagt wird: es komme der Kirche nicht zu, Staat zu sein, vorausgesetzt, daß auch auf der andern Seite der Gegensatz Anerkenntniß findet, es komme dem Staate nicht zu, Kirche zu sein." [3] Und in den „Historisch-politischen Blättern", dem späteren Dolmetsch seiner Ideen und Wünsche, hat er den Satz ausgesprochen: „Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, wie sie der Kirche in ihrem Kreise zukömmt, gebührt aber auch dem Staate in dem seinigen. Beiderseitige Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ist also das Prädikat, das beiden Instituten angehört." [4] Jede der beiden Anstalten hat ihr eigenes Gebiet, eine eigene, „ihr selbst vom Urheber abgegrenzte Sphäre, innerhalb welcher sie auf eigenem Grunde ruhend einen eigenen Bestand in sich hat, den sie nun behaupten muß, ohne den des Anderen zu gefährden." Der Staat sorgt zunächst für das irdische Wohl seiner Angehörigen, führt die Verwaltung,

[1] Kirche und Staat u. s. w. S. 172.
[2] Polit. Schriften V. 331 f.
[3] Triarier S. 117.
[4] Polit. Schriften VI. 219.

erläßt Gesetze, stellt seine Beamten an, erhebt die Steuern, führt Kriege u. s. w. Alles dies macht die eigenthümliche Rechtssphäre des Staates aus, und die Kirche würde „im Unrecht sein", wenn sie, in diese „gewaltsam hinübergreifend, sich ihm (dem Staate) zu substituiren versuchte". Nur da, wo der Staat zu dem übernatürlichen Endzwecke des Menschen in Beziehung tritt, der eben außerhalb und über der Sphäre des Staates liegt, und dem nach dem göttlichen Weltplane Alles, somit auch der Staat dienen und förderlich sein muß, nur da kann von Unterordnung des Staates unter die Kirche die Rede sein; denn dieser, und zwar ihr allein, ist des Menschen Endziel anvertraut, ihr allein hat der göttliche Gründer, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, seine Lehre, sein Gesetz und die Erklärung derselben übergeben. Darum hat die staatliche Gewalt der kirchlichen Autorität in jenen Dingen sich unterzuordnen, welche auf das Seelenheil der Untergebenen sich beziehen, er muß von ihr sich darüber belehren lassen, was dem letzten Zwecke der Menschheit förderlich oder schädlich ist, und in dieser Beziehung die Autorität der Kirche als Norm für sein Handeln betrachten. Das christliche, von der Kirche rein bewahrte und gehegte Sittengesetz soll das Grundgesetz der Nationen sein und in den positiven Staatseinrichtungen seinen Ausdruck finden; wenigstens sollen die Handlungen, Anordnungen und Gesetze des Staates ihm nicht widerstreiten. Das eben ist auch die Forderung, welche Görres in seinen politischen Schriften unablässig an die Fürsten und Völker stellt und jenen den tiefethischen Charakter verleiht. Darin also allein besteht der ganze Einfluß der geistlichen Gewalt auf die weltliche, darauf allein auch beruht und erstreckt sich das Princip der Ueberordnung der Kirche über den Staat, wie es in andern Worten zwar, aber in gleichem Sinne in jüngster Zeit von hoher kirchlicher Seite also ausgesprochen worden ist: „Die Unterordnung der bürgerlichen

Gewalt unter die religiöse besteht in dem Sinn des Vorrangs des Sacerdotiums über das Imperium auf Grund des höheren Zweckes des einen über den Zweck des andern; so hängt die Autorität des Imperiums von der des Sacerdotiums ab, wie die menschlichen Dinge von den göttlichen, die weltlichen von den geistlichen abhängen. Wenn das weltliche Glück, welches das Ziel der bürgerlichen Gewalt ist, der ewigen Seligkeit, welche das geistliche Ziel des Sacerdotiums, untergeordnet ist, folgt daraus dann nicht, daß zum Behufe der Erreichung des Zweckes, wozu Gott sie aufgerichtet hat, eine Gewalt der anderen untergeordnet ist, wie die Zwecke sich untergeordnet sind, welche sie verfolgen?"[1]

Kirche und Staat sind also coordinirt, insofern beide ihre eigene Rechtssphäre haben; dieser ist aber jener subordinirt, sobald das übernatürliche Endziel des Menschen in Frage kommt. Darum also sind die religiösen Verhältnisse „Sache der Kirche, und positives Eingreifen kann weder dem Staate von ihr zugemuthet, noch auch geduldet werden."[2] Die Kirche ist ja „frei aus Gott geboren, und nicht als Freigelassene des Staats zur Selbstständigkeit gelangt", hatte er schon im „Katholik" gesagt; um so weniger also mochte Görres eine staatliche Einmischung oder Uebergriffe in das höhere, geistige Gebiet dulden. Darum fordert er in fast allen seinen Schriften neben der politischen Freiheit mit gleichem Nachdruck auch die kirchliche Freiheit, welche vom protestantischen Staate von Anfang an vernichtet ward, indem dieser in getreuer Consequenz seines falschen Princips die katholische Landeskirche unter seinen Fuß nahm

---

[1] Cardinal Antonelli an Fürst Chigi, Nuntius in Paris, 19. März 1870. Hergenröther, Kath. Kirche und christl. Staat. I. 389.

[2] Ministerium, Staatszeitung, rechte und unrechte Mitte. Polit. Schriften VI. 122.

und alle Verbindung mit der allgemeinen Kirche und ihrem Oberhaupte untersagte. „Ein Glied aber," so klagt unser Freund, „das man also unterbunden, verliert in der Richtung von unten nach oben allmählich alle Empfindung, in der von oben zu unten jegliche freie Bewegung; es stirbt langsam von innen heraus ab und erlahmt. Eine Kirche, also der begeistigenden Lebensströmung entrückt, die stets durch den ganzen kirchlichen Organism fluthet und hindurchpulsirt, abgeschlossen von allen belebenden Einflüssen, die die stete Gemeinschaft mit der Gesammtheit ihren Gliedern gewährt; aus allem Verkehr mit dem gemeinsamen Quellbrunn der Beseelung gesetzt, dazu in allen Aeußerungen des ihr einwohnenden Geistes gehemmt, controlirt und geknechtet, dabei in fortdauernder Berührung mit den erstarrenden, verweltlichenden, amortisirenden Strebungen des ihr feindlichen Princips erhalten: ein solcher Organism muß erst siechen, dann verkümmern, endlich ganz absterben und so langsam unter stets wachsender Tutel der Mediatisirung entgegenreifen." [1]

Die damalige Zeit gab unserem Görres Gelegenheit genug, das Unwürdige und Traurige derartiger Verhältnisse aus nächster Nähe kennen zu lernen. Als daher mit den Kölner Wirren für das katholische Deutschland eine neue bessere Epoche herangebrochen war, forderte er, um die Kirche vor einer solchen Schmach nach Möglichkeit zu bewahren, daß dieselbe gegenüber dem Staate innerhalb des Gebietes der Lehre und der Disciplin durchaus frei sich bewegen und in deren Verwaltung völlig unbehelligt bleiben solle: „Jeden, auch den scheinbar unschädlichsten Einfluß auf sie muß sie mit aller Kraft und Energie von sich weisen; denn jedes Transigiren würde als Verrath an ihr geahndet wer-

---

[1] Kirche und Staat u. s. w. S. 29.

den.“[1] Er läßt dann die langen Jahre ihrer Geschichte an den Lesern vorüberziehen, um nachzuweisen, daß man zu allen Zeiten, namentlich auch in den früheren Jahrhunderten jenen Anspruch der Kirche anerkannt, geachtet und geehrt hat.

Wenn nun auch Görres mit aller Entschiedenheit dafür eintritt, daß beide Anstalten auf ihrem eigenen Gebiete frei und unabhängig sein sollen, so will er damit aber keineswegs der gänzlichen Trennung von Staat und Kirche das Wort reden, einer Lehre, wie sie zuerst von den Baptisten in Amerika aufgestellt wurde, bei denen es Glaubensartikel ist, daß keine religiöse Gemeinschaft vom Staate unterstützt werden dürfe, und dann in der Schweiz durch Vinet ihre weitere, auch praktische Ausbildung fand. Ein solcher zum politischen wie kirchlichen Princip erhobener Satz erscheint unserem Freunde als durch und durch nichtig, abgeschmackt, widersinnig und ganz und gar verwerflich; verwerflich in der Praxis, weil er, von politischen und kirchlichen Revolutionären ersonnen, zum gleichen Verderben von Staat und Kirche führe; verwerflich in der Theorie, weil er aus leeren und nichtigen Abstractionen hervorgegangen sei. „Die Scheidung ist nichtig in der Lehre,“ so sagt er im „Athanasius“, „denn im ganzen Umkreise des Daseins, im Himmel wie auf Erden, stehen nirgendwo nackte, schroffe, ganz und gar von einander gelöste und unvermittelte Gegensätze einander sich entgegen; weil eine solche Lösung, wenn sie je möglich wäre, sie ganz und gar aufheben und vernichten würde.... Die ganze christliche Ordnung ist von Anfang an auf das gänzliche Durchdringen und Durchwachsen der beiden Societäten gebaut gewesen, in Folge dessen die Eine der Andern so viel pflichtet, als diese ihr hinwiederum schuldet; und sohin, obgleich beide in ganz verschiedenen Gebieten fußen, und ohne sich zu vermischen, auch

[1] Athanasius S. 29.

in ihrer Sonderung sich bewahren, in ihrem Zusammentreffen kein Conflikt vorkommen kann, den nicht der wohlverständigte gute Wille friedlich zu lösen vermöchte.“ [1]

Zudem ist ja auch, vom Standpunkte des Glaubens betrachtet, die zum Grundsatz erhobene Trennung von Kirche und Staat die völlige Negirung des Verhältnisses zwischen Gott und der Welt, ein Losreißen des Geschöpfes vom Schöpfer, eine unnatürliche Zertheilung des einen Menschen in einen Staats- und einen Kirchenmenschen, überdieß im Lichte der concreten Thatsachen betrachtet eine ungeheuer schwierige Aufgabe, weil Zeitliches und Geistliches gar nicht so leicht zu trennen ist, und zwischen dem religiösen und staatlichen Gebiete zahllose Zusammenhangsfäden und Berührungspunkte bestehen [2]. Wenn gleichwohl verständige und treukatholische Männer in unserer Zeit die Trennung von Staat und Kirche befürworten, so ist wohl zu beachten, daß dieselben nicht etwa aus reiner Theorie und principiell, sondern nur mit Rücksicht auf thatsächlich bestehende mißliche Verhältnisse und als Mittel zum Zwecke die völlige Emancipation der Kirche vom Staate anstreben, insofern nämlich die Kirche bei fortdauernder Verbindung mit dem modernen, religionslosen Staate statt heilsamen Schutzes und Förderung ihres großen Zweckes vielmehr fortgesetzte Streitigkeiten und stete Einschränkungen und Behinderungen aller Art zu gewärtigen hat, wohingegen sie vermöge ihres festen hierarchischen Organismus, ihrer inneren von Oben her stets genährten Lebenskraft auch ohne jede Beihülfe des Staates wohlauf bestehen und blühen kann, wie das die Erfahrung zeigt. Immerhin aber betrachtet die Kirche eine derartige von aller Beziehung zum Staate losgelöste Stellung nicht als eine an und für sich gute und erstrebenswerthe, sondern

---

[1] Athanasius S. 22 f.

[2] Vgl. Hergenröther, Kath. Kirche und christl. Staat. I. 392.

als etwas Abnormes und durch die Ungunst der Verhältnisse ihr Aufgezwungenes. Die Verbindung zwischen Kirche und Staat ist eben eine gottgewollte; beide, das Reich der Gnade und das Reich der Natur, machen das eigentliche Reich Gottes aus, beide sollen im Christenthum, obgleich bezüglich ihrer Gebiete getrennt, doch wieder in Einheit und Harmonie, in gegenseitiger Durchdringung und Durchwachsung sich verbunden finden, wie das Görres in den „Triariern" des Weiteren nachgewiesen hat, und auch das ganze Mittelalter hindurch gelehrt worden ist, daß nämlich Kirche und Staat gleichsam unter einem Dache wohnten und beide die große christiana respublica ausmachten. „Die christliche Societät," heißt es im „Athanasius", „wie sie das Alterthum verstanden, sollte auch sein: wahre göttliche und wahre menschliche Ordnung, Kirche und Staat, eine und dieselbe Christenheit, Herrin und Eingeborne in zwei Naturen, ohne Vermischung, ohne Verwandlung, ohne Theilung und ohne Sonderung. Kirche und Staat waren daher in ihr in einer wahrhaft hypostatischen Einigung zu einem Subject verbunden, nicht bloß etwa äußerlich im Nebeneinander, oder Miteinander und Nacheinander verknüpft. Denn was ist die neuere Geschichte in ihrem wahrhaft historischen Grunde anders, als die fortgesetzte historisch fließend gewordene Incarnation!"

„In diesem Verhältnisse," sagt dann Görres an einer andern Stelle, „ist der Staat der Schirmherr der Kirche, er übt das sogenannte Majestätsrecht des Schutzes über die Kirche, indem er alle Angriffe gegen die Würde und Heiligkeit der Religion ahndet, durch seine Gesetze bekräftigt, was die Kirche im Gebiete der Lehre und der Zucht festgestellt, für die würdige Ausstattung des Gottesdienstes und den Unterhalt der Diener des Altars Sorge trägt und überall beide in ihrem Ansehen und ihrer Würde handhabt. Dieses sogenannte Majestätsrecht ist aber in Wahrheit eine Maje-

stätspflicht, an das Wesen der höchsten Staatsgewalt geknüpft, und was die Regierung, sie ausübend, der Kirche leistet, ist keine Wohlthat, die sie ihr erweist; denn sie hat nicht als Bettlerin vor ihrer Thüre angesprochen, um ein Almosen sie ersuchend; sie fordert nur das Ihre innerlich, was ihr von Gott und Rechtswegen zukommt, äußerlich aber in Gold und Geld nur den kleinsten Theil dessen, was man ihr genommen und was man ihr wiederzugeben schon durch die Gesetze gemeiner Rechtlichkeit und der Ehre verbunden, überdem noch durch feierliches Versprechen ihr angelobt." Anderseits aber ist die Kirche „nicht undankbar für das, was sie erhält; sie tauscht den Schutz, den sie also findet, durch Schutz, den sie gewährt; denn ihrer Sorge und Obhut sind die Fundamente des Staates anvertraut, die, wenn sie zusammenbrechen, — mögen eben die Heere und die Polizeien noch so zahlreich und so sorgsam wachen, nothwendig seinen Sturz nach sich ziehen." [1]

Leider hat die Reformation und eine falsche Philosophie die Grundlage jenes gottgewollten innigen Verhältnisses mit frecher Hand zerstört, und eine nichtswürdige, gottentfremdete Politik, jene alte, schuldbedeckte Sünderin, „die seit so viel Jahrhunderten in Europa Recht und Wahrheit und Sittlichkeit unter die Füße getreten" [2], hat nun gar den letzten Stein von jener Brücke wegzubrechen versucht, über welcher beide Mächte einander versöhnt die Hände reichen konnten. Aber die harte Nemesis wird dem Frevel, wenn auch langsam, nachgeschritten kommen. Nicht doch der Kirche, sondern sich selber und ihren eigenen Schöpfungen graben unsere Staatsmänner das sichere Grab, und jeder Schlag, den sie jener versetzen, ist ein Hammerschlag an ihrem eigenen Sarge [3]. Sie

---

[1] Athanasius S. 51—53.

[2] „Europa und die Revolution". Polit. Schriften IV. 458.

[3] Psalm 7, V. 16—17.

wissen eben nicht, daß auf diesem Christenthume, auf dieser Kirche, auf welche jene so verächtlich niederblicken, die ganze Ordnung der Welt beruht. „Alle Stühle der Mächtigen," ruft Görres ihnen zu, „sind auf ihrem Grunde aufgestellt, sie stehen mit ihr und fallen mit ihr, keinen unter allen ausgenommen. Denn das ist eine gewisse Wahrheit, wenn es eine auf Erden gibt: wäre es möglich, daß diese Veste wankend oder umgeworfen würde, mit den Grundgewölben aller socialen Ordnung bräche auch, um in der Sprache der Edda zu reden, die Himmelsbrücke ein, und mit dem Losreißen aller wild zerstörenden Gewalten wäre auch die Götterdämmerung aufgegangen, die der irdischen Götter nämlich."[1] Jene Veste freilich wird nimmer umgeworfen werden, wohl aber möchte gar leicht jene „Götterdämmerung" erscheinen, wenn nicht bald der grause Unfriede, der das Mark der Völker aufsaugt und die Länder verwüstet, von der Erde hinweggenommen wird. Der Friede der Welt aber, sagt Görres, ist geknüpft „an die Anerkenntniß des scharfen Gegensatzes zwischen Staat und Kirche und an die Versöhnung derselben in einer höheren Ordnung der Dinge zu gemeinsamem Gedeihen."[2]

XXXIV.

Christliche Kunst. — Görres' Schriften.

Wie Görres im Zuge seiner lebensvollen christlichen Ueberzeugung die Wissenschaft vom Joche der Sünde und der Welt zu befreien bestrebt war, so wollte er auch die edelgeborne, aber von einer verkommenen Zeit ganz in das Irdische hinabgesenkte Kunst wiederum in reinere Höhen hinauf und ihrer ursprünglichen Bestimmung zuführen, ge-

[1] Athanasius S. 135.
[2] Polit. Schriften VI. 227.

mäß welcher sie als eins der vorzüglichsten Mittel zur Hebung der Verehrung Gottes und der Erbauung der Menschen zu betrachten ist.

Es ist bereits gesagt, mit welch' reichem Kunstgefühl unser Freund beanlagt war, wie er schon früh edlen Kunstbestrebungen sich zuwandte, mit den hervorragendsten Kunstkennern in regem Verkehre stand, jungen vielversprechenden Talenten auf diesem Gebiete seine volle Theilnahme und kräftige Unterstützung widmete und selber weder Zeit, noch Geld, noch Mühe scheute, um durch Erwerb von altdeutschen Gemälden die ehrwürdigen Ueberbleibsel einer kunstreichen Vergangenheit vor völligem Untergang zu schützen[1]. Er war es auch, der von Allen zuerst mit mächtiger Stimme das deutsche Volk zur Wiedererbauung und Vollendung des Kölner Domes aufrief und später in den „Heidelberger Jahrbüchern" [2] das eben erschienene große Domwerk von S. Boisserée mit freudigem Zuruf begrüßte. Bis dahin mochte seinen Kunstbestrebungen an erster Stelle noch der patriotische Endzweck zu Grunde liegen, sein und des deutschen Volkes Bewußtsein an der Kraft und Herrlichkeit einer wundervollen Vergangenheit, die solche Denkmale sich aufgerichtet, neu zu beleben und zu kräftigen.

Aber seit dem Beginn seiner katholischen Periode faßte er an erster Stelle den religiösen Zweck aller Kunst in's Auge: Gott und der Religion zu dienen. Das Kunstwerk war ihm nicht um seiner selbst willen da, sondern er betrachtete es als ein wenn auch schwaches Abbild der unendlichen Schönheit Gottes, das im tiefsten Herzen des bewundernden Beschauers den religiösen Grundaccord anschlagen und jenen zu seinem Urquell hinaufgeleiten soll. Darum auch war ihm jene Kunst die liebste, welche diesen Zweck

---

[1] Manche dieser Gemälde werden noch im alten Görreshause in München aufbewahrt.

[2] Jahrgang 1824, Nro. 60.

als Typus an der Stirne trägt: die christliche Kunst, deren Schönheit eben, wie A. Reichensperger sagt[1], nicht in bestimmten Formen besteht, die allgemeinen Begriffen entsprechen, sondern in der Mannigfaltigkeit der Individualitäten, welche ihren Mittelpunkt in einem Ideale, in Christus, hat. Und wenn ihm auf diesem Gebiete Kunstwerke von besonderer Schönheit und Erhabenheit erschienen, dann pflegte er gern bei deren Ausführung einen direkten göttlichen Einfluß anzunehmen. So sagt er in seiner „Mystik“: „Schon das Alterthum knüpfte in solchen Fällen, wo Ungemeines und darum Unerklärbares in diesen Gebieten aufgetaucht, die Begeisterung an einen Gott; das Christenthum, indem es sie dem göttlichen Geist, dem Geber jeder guten Gabe, zuschreibt und solche Werke als theilnehmend an seinem Ausfluß preist, ohne darum die menschliche Zuthat zu verkennen, thut ihnen darin ohne Ueberschätzung und Unterschätzung ihr gebührend Recht, daß es in ihnen Erzeugnisse einer heiligen Kunst im Gegensatze einer bloß profanen ehrt und in den Ausübern derselben im Feuerwein von Oben Begeisterte anerkennt.“ Ebendaselbst erzählt er von dem kunstreichen Dominikanermönche Giovanni da Fiesole, wie derselbe kein Crucifixbild anders malte, als unter Vergießung vieler Thränen, und die Bilder der hl. Jungfrau immer nur knieend ausführte. Was derselbe in Tugenden und Beispielen vorgestellt, habe er auch in seiner Seele nachzubilden sich bemüht, so daß die Vorstellung wieder Abbild dessen hätte sein müssen, was er in sich vorgeschaut. Kein Wunder, daß, als er die Verkündigung Marias mit großer Kunst, Zierde und sonderbarer Gnade gemalt, Michel Angelo von dem Bilde geurtheilt habe, es sei menschlicher Weise unmöglich, ein so holdseliges Bild der Jungfrau zu gestalten, der Maler habe denn selbst das Ur-

---

[1] Vermischte Schriften über christl. Kunst. S. 520.

bild gesehen. In der Anmuth und zarten Lieblichkeit, die alle seine Schöpfungen eigenthümlich auszeichnet, meint Görres darum auch den Wiederschein einer höheren Schöne zu erkennen; und von so vielen andern Malern älterer Schule, deutscher wie welscher Zunge, die es ihm darin gleich gethan, glaubt er behaupten zu dürfen, daß sie in dieser Schöne so viele ihrer Werke, die den Charakter von Visionen deutlich an sich tragen, ausgestaltet hätten. Einen ähnlichen Ursprung meint er auch vielen der älteren Kirchenlieder zuschreiben zu dürfen, die in erschütternder Gewalt, Würde und reizender Anmuth so viele Jahrhunderte durchtönten und in ewiger Jugend immer dieselben an Wirkung und Gewalt geblieben. Selbst Palästrina habe ja von einer seiner besten Compositionen ausgesagt, wie er sie vorsingenden Engeln nachgeschrieben habe.

Von den verschiedenen Kunstarten gilt ihm die Baukunst als die gewaltigste und erhabenste. In seiner „Encyklopädie der Wissenschaften" läßt er dieselbe der Musik sich anschließen und nennt als Gegenstand, den sie nachahmt, die große, durchgreifende Harmonie, die in allen Produkten der Natur erscheint: alle Produkte sind gleichsam nach dem Generalbasse geordnet und abgemessen; ein jeglicher Theil steht in einem natürlichen Verhältnisse zum andern. Dieses Verhältniß aufzufassen, sagt er, ist Zweck der Baukunst. Unter den verschiedenen Baustylen war ihm vor allen andern die Gothik als der katholische und vaterländische Baustyl lieb und werth, in welcher ja die herrliche, glaubensstarke Väterzeit gebaut, und welche nach A. Reichenspergers Worten gleichsam nur ein Reflex der Kirche ist mit ihrer strengen aus unwandelbaren Dogmen hervorwachsenden Einheit und ihrer unerschöpften, lebensvollen Mannigfaltigkeit in den Formen ihrer äußeren Erscheinung, ein Abbild zugleich der christlichen Welt und der göttlichen Ordnung im All. Eben in dem „Canon aller gothischen Baukunst",

dem Kölner Dom, fand Görres inmitten all' der gewaltigen und mannigfaltigen Verhältnisse jene von ihm stets so sehr betonte organische Einheit wieder, „eine Melodie und Harmonie des Ganzen, die dem Auge, das sie gleich beim Eintreten in großen Massen überschaut, jene tiefe wundersame Rührung geben, wie sie nicht leicht ein anderes Menschenwerk erweckt.“ Darum verleiht er auch in den „Heidelberger Jahrbüchern“ seiner Freude über das Erscheinen von S. Boisserées Domwerk vollen Ausdruck, welches, wenn es zwanzig Jahre früher einem hochmüthigen antiken Dilettantismus nur schüchtern sich nahen und höchstens auf höhnisch herablassende Duldung hätte rechnen können, nun einem ganz anderen Interesse begegnet wäre, in dem die wiedererblühte Ehre des vaterländischen Alterthumes mit dem wiedererweckten religiösen Sinne in einem stets mehr erstarkenden Triebe sich verbinde und der willkommenen Erscheinung den Weg bereite.

Als dann im Anfang der vierziger Jahre die Restauration des grandiosesten Denkmals gothischer Kunst an den Ufern des Rheins wieder ernstlich in Angriff genommen wurde, glaubte auch Görres zu dem edlen Zwecke sein Scherflein beitragen zu müssen. Er schrieb die kleine Schrift: „Der Dom von Köln und das Münster von Strasburg“ [1], eine „Doppelgabe für die Bauhütte“, indem er die Resultate seines Nachdenkens über die Kunst in ihr zusammenfaßte und den Ertrag derselben den Zwecken des Domvereins bestimmte.

Er legt darin zuerst die beiden Weisen auseinander, in denen ein großer Kirchenbau sich entwerfen und vollführen läßt, in deren erster nämlich der eine Geist des Urhebers die Jahrhunderte hindurch über viele Generationen gebietet, die der Ausführung seiner Idee sich willig hingegeben; in

---

[1] Regensburg, G. J. Manz. 1842.

deren zweiter aber eine ganze Folge und Dynastie von Geistern sich in die Erfindung theilt, indem jeder nur seine eigene Generation beherrscht, sonst aber den Geistern der vorangegangenen in der Harmonie einer inneren Wahlverwandtschaft verbunden ist, wie es bei Ausführung des Straßburger Münsters der Fall gewesen. Nachdem er sodann dem oberrheinischen Gotteshause, dem mächtigen Kunstdenkmal jener Stadt, „die damals in der Zeit meines Exils in ihren Mauern mich freundlich aufgenommen und die hinwiederum mir werth geworden", durch alle die Jahrhunderte seiner Lebensalter gefolgt ist, über die Entstehung, den Fortgang und die Geschichte des Baues, über sein charakteristisches Wesen und seine Art und über das Verhältniß, in das es zum Kölner Dom tritt, sich ausgelassen hat, entwirft er eine längere historische Parallele beider Gotteshäuser. Er findet, daß das Straßburger Münster „die ganze und volle Geschichte Teutschlands ist, wie sie in allen ihren Momenten wirklich sich begeben"; der Kölner Dom aber „die episch-symbolische Vorbildung dessen, was es im Geist und in der Intention der alten politischen Meister werden sollte, wäre nicht der böse Feind in die Bauherren hineingefahren und hätte Zwietracht unter sie gesäet". Er geht nun zur Besprechung des Kölner Domes über, jenes Werkes der *ersten* Bauweise, das „die Theokratie Gott zu Ehren und sich zum unzerstörbaren Denkmal" im heiligen Köln an den Ufern des Niederrheines aufgebaut hat, und das als „der Canon der ganzen deutschen Baukunst" anzusehen ist. Einer längeren Erörterung über die welthistorische Bedeutung und das Wesen dieser Baukunst folgt alsdann die Entwickelung der Genesis des Kölner Dombaues sowie die Betrachtung des organischen und lebendig plastischen Moments desselben.

Wie in den ersten Schöpfungstagen zuerst das *Feste* von dem Erdgewässer geschieden ward, und dann den trocken gelegten Höhen das Paradies der *Pflanzenwelt* ent-

sproßte, so ist des Künstlers Wort auch zuerst in den großen architektonischen Formen dieses Baues Stein geworden, und nun, nachdem dieser Unterbau vollendet ist, steigen die braungrauen, riesigen Säulen gleich gewaltigen Waldesstämmen empor in die Höhe, um hier einander durchschneidend und sich verbindend die Aeste eines kühnen Laubgewölbes zu bilden. Und hier im Innern, wie auch besonders am äußeren Bau läßt die Kunst, obgleich frei schaltend mit den reichen Schätzen der Pflanzenwelt, dennoch im Zuge einer bestimmten Idee das reichste pflanzliche Ornament hervorsprossen [1]. Wie dann zur Zeit der großen Schöpfung nach Entstehung der Pflanzenwelt das Leben in zahlreichen Thiergeschlechtern sich regte, so schließen sich nun auch in unserem Bauwerke vornehmlich an der äußeren, der Naturseite des Gebäudes zahlreiche Thiergestalten an. Phantastisch erfunden und zusammengesetzt, oder aus der Wirklichkeit entnommen, sollen sie die wilden, rohen Naturkräfte bezeichnen, die, aus dem Reiche des Heiligen gewiesen, doch in seinem Dienste als die Heloten des Hauses zu den gröbsten Verrichtungen, dem Abführen der Wasser vom Dache sich bequemen, oder sonst in den Winkeln hockend zur bedeutsamen Belebung und Verzierung des Ganzen dienen. In der Schöpfung erschien zuletzt im Menschen die Krone, das Verständniß und die Deutung des ganzen Werkes, und so folgt denn auch im Kölner Gotteshause den Gestalten aus den niederen Reichen das Höhere: menschliche Gestalten, die theils in Stein gehauen an den Pfeilern oder in der Farbengluth der Fenster ausgewirkt als die Heiligen des Glaubens ihre Aufstellung gefunden haben; doch nicht in buntem Durcheinander, sondern nach denselben organischen Gesetzen, nach denen das Ganze sich gestaltet hat, sind jene aufgestellt. Wie nämlich die Glieder der Reihen, in denen die Wurzelzahlen des

[1] Vgl. Kreuser, der christliche Kirchenbau. I. 564.

Kunstbaues sich verflechten, in dem Verhältnisse in ihrer Geltung gesteigert werden, wie sie ihrem Endgliede im Allerheiligsten nahekommen, so steigen auch diese ihre geistigen Exponenten in ihrem idealen Werthe im Gebiete der Heiligkeit, und durch ihr Beitreten hat zugleich die todte Masse erst die rechte Beseelung erlangt, und die bloße Tonfolge den Text, der sie deutet und erklärt. Als das Bedingende jener Steigerung wird mit Recht der Fortschritt der Offenbarung in der Geschichte wahrgenommen, so daß zuerst ein Zug ehrwürdiger Gestalten aus dem alten Bunde in die innern Räume wanderte, dem dann der neue Bund mit seinen Heiligen sich anschließt, die immer weiter zum Chor hinaufrückend hier den Altar umgeben, wo Gott selber im Verborgenen thront.

„So ist es um den Kölner Dom beschaffen," heißt es dann, „das bewunderswürdige Erzeugniß eines der größten Geister, die je über die Erde wandelnd die leuchtende Spur ihres Daseins auf ihr zurückgelassen. Wie man zu den Höhen des Baues in einem mit Ehrfurcht gemischten Erstaunen blickt, so erweckt der Blick in die Tiefen dieses Genius ganz die gleichen Gefühle in der Seele. In dem Urheber eines solchen Werkes haben die seltensten Gaben in einem Maße, wie sie nur dem ausgezeichnetsten Sterblichen zu Theil werden, in voller Harmonie und einem Gleichgewichte sich vereinigen müssen, wie sie gleichfalls in dem vielfältig zerrissenen und verschrobenen Leben nur in den sparsamsten Ausnahmen sich zu behaupten vermögen. Eine schaffende Einbildungskraft, fruchtbar wie die Natur, da wo sie im fröhlichsten Spiele an der Hervorbringung der mannigfaltigsten Formen sich ergötzt; ein geistiges Vermögen, das bis zum innersten Grund der Dinge dringt und von dort aus in der Idee das weiteste Gedankenreich ohne sichtbare Anstrengung zu beherrschen die Kraft besitzt; eine Anschauung, die wie der Blitz das Verschlossenste durchdringt und mit

ihrem Licht das Dunkelste zur Durchsichtigkeit erhellt; ein Verstand, der alle Verhältnisse mit klarem, lichtem Auge überschaut und das Verworrenste sogleich in großen Massen zu fassen und das Vielfältigste in der Macht des einfachsten Gesetzes zusammenzuhalten versteht, ein Sinn endlich, der auf's Reinste gestimmt, die zartesten Beziehungen zu empfinden und wiederzugeben weiß: das Alles hat in einem schönen Ebenmaße sich in ihm verbinden müssen, damit er den Gedanken eines solchen Werkes nur zu fassen vermochte." [1]

In dem, was Görres hier vom Baumeister des Doms zu Köln geschrieben, hat er unbewußt sein eigenes Bild entworfen, und das Lob, das er dem unvergänglichen Werke und dessen Meister so reichlich ausgespendet, mag auch auf ihn und seine Schriften seine volle Anwendung finden, wie denn überhaupt in seinem Wesen und Schaffen eine überraschende Aehnlichkeit mit jenen alten Baumeistern uns entgegentritt. Sehr schön sagt Wolfgang Menzel von ihm also: „Ich kann den Ausdruck dieses Geistes nur mit dem eines Straßburger Münsters oder Kölner Domes vergleichen. Wie man sagt, daß Winkelmann ein innerlicher Bildhauer und Tieck ein inwendiger Schauspieler sei, so könnte man auch von Görres sagen, er sei ein inwendiger Baumeister. Wenigstens mahnen uns alle seine Schriften in ihrem logischen Aufriß und in ihrem reichen phantastischen Schmuck beständig an die Kunst Erwins. In allen seinen naturphilosophischen, mythologischen, politischen und historischen Werken zeigt sich der Tiefsinn des gothischen Maurers. Alle diese Werke sind ästhetisch nicht anders zu betrachten, denn als Kirchen, wundersam durchdachte, vom tiefsten Grunde bis zur pyramidalischen Spitze planvoll durchgeführte, unerschöpflich reiche Kunstwerke, die sich aber von anderen Gebäuden

---

[1] Der Dom von Köln und das Münster von Strasburg. S. 123 ff., 127 f.

des menschlichen Geistes durch den Ausdruck des Christlichen, Heiligen, Kirchlichen sehr scharf unterscheiden.“ [1]

Denn eben auch darin gleicht Görres jenen echtdeutschen, kunsterfahrenen und dennoch demüthig frommen Baumeistern der alten Zeit, daß sein ganzes Streben und Wirken nur unter dem Einfluß jener leuchtenden Sterne: Vaterland, Wissenschaft und Kirche, gestanden, und darum auch alle seine Schriften gleich den unsterblichen Werken seiner geistigen Vorahnen nur im mächtigen Zauberbanne dieses Dreigestirns an's Tageslicht getreten sind, niemals aber schnöde Eigensucht, Ruhm oder Geldbegier oder eine andere Leidenschaft des Herzens bei irgend einem seiner Werke Vater- oder auch nur Gevatterschaft beansprucht hat. Reinster Edelmuth, kernfeste Gesinnung, das Feuer der Begeisterung und seltenste Ueberzeugungskraft treten, wie in seinem ganzen Leben, so auch in jeder geschriebenen Zeile uns entgegen.

Wie die alten Dome die gewaltigen Ideen ihrer Meister in wundervoller Form verkörpert haben und gleichsam deren individuelles Leben wiederathmen, so sind auch Görres' Schriften durchaus subjektiv; er hat sein ganzes Ich, wie es leibt und lebt, seine ganze schwerwiegende Individualität in sie hineingelegt, er hat geschrieben, wie der Dichter singt, und wie der Redner spricht: daher auch jene Pracht der Bilder, jene Gluth der Begeisterung und die ganze wundersame Weise seiner Sprache. Sie darf darum nicht mit dem Richtscheit landläufiger Kritik zurechtgesetzt, nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden. Das wäre mehr als Unverstand; denn so wie er hat noch kein Publicist und Politiker geschrieben, kein Gelehrter seine Werke verfaßt, kein Theologe sein System hingestellt — individuell wie graduell ein wahrer „Säcularmensch“. Jene doppelte Universalität seines Geistes, die Herrschaft über die

---

[1] Deutsche Dichtung I. 157.

Gebiete der Einzelwissenschaften, sowie der scharfe, sichere Blick, der in und über Allem das Princip der höheren Einheit und des Organismus erfaßte, zeigt sich auch in seinen Schriften; eben deßwegen kann sie ganz und voll nur der verstehen und würdigen, der gleich ihm auf dem menschlichen Wissensgebiete ein „Herkules" ist, gleich ihm mit scharfem Auge aus jener Höhe auf die Niederungen hinabschaut.

Wir wollen nicht läugnen, daß manchmal die Häufung grandioser Bilder, der schnelle Flug des nimmer matten Geistes von einem Gebiete des Wissens in das andere, die namentlich in den Schriften seiner ersten Lebensperiode häufig vorkommenden Vergleichsbilder aus den Religionen und Sagen der alten Völker — „mythologisches Ungeziefer" nannte sie Clemens Brentano — dem Leser zumal im Anfange die Lectüre etwas erschweren, und daß auch der strenge Denkprozeß des Verfassers ein angestrengtes Nachdenken erheischt. Aber ihm Unklarheit und Verworrenheit der Gedanken oder gar eine unter Phrasen versteckte Seichtigkeit vorzuwerfen, dazu kann nur seichter Unverstand mit wüthigem Parteihaß sich erschwingen; es ist, als wenn ein Schüler unserer modernen Kunstakademien des großen Erwins reiche Kunst darum verächtlich anschaut, weil er sie seiner Schablone nicht anzupassen vermag.

Schon zu seinen Lebzeiten wurden übrigens derlei auf Unklarheit lautende Klagen gegen Görres erhoben, die auch ihm selbst zu Ohren kamen. „Es gibt eine doppelte Klarheit — war dann seine Erwiederung — eine scheinbare nämlich, die in der That nichts ist, als Seichtigkeit und Oberflächlichkeit: man sieht auf den Grund, weil der Grund eben unmittelbar unter der Oberfläche ist; und im Gegensatz zu dieser eine wahre Klarheit, die dem Unweisen, welchem es an Einsicht und Kenntnissen fehlt, sehr unklar und dunkel scheinen kann, aber in der That nicht einfacher und klarer sein könnte. So haben wir z. B. hundert mathe-

matische Formeln, die man auf keine Weise einfacher, kürzer und deutlicher aussprechen könnte, und die einem Uneingeweihten, der die nothwendigen Vorstudien nicht gemacht, dennoch nicht nur dunkel und unverständlich, sondern wie vollkommener Unsinn klingen."

Eben jene wahre, tiefgründende Klarheit finden wir durchweg in Görres' Schriften. Und hat erst der lernbegierige Leser durch die anfänglichen scheinbaren Unebenheiten und durch die „philosophische Dornhecke", wie sie um manche seiner Schriften gezogen ist, sich hindurchgewunden, dann muß er weiter und länger, wieder und wieder lesen, muß staunen über den Reichthum von Ideen, die hier in wunderbaren Worten sich verkörpert haben und wie Perlen aus tiefem Meeresgrunde hinauf gespült, in hellem Glanz und großer Zahl dem emsigen Sammler sich darbieten.

Und doch sind Görres' Schriften durchweg so wenig bekannt. Unsere Journalisten und Publicisten in ihrer größeren Mehrzahl müssen vielleicht gestehen, nicht einmal die publicistischen Hauptwerke jenes Mannes gelesen zu haben, der unbestritten als der eigentliche Begründer, und dessen Schriften als vornehmste Musterbilder der höheren Publicistik gelten müssen. Und unsere Theologen sollten es wahrlich nicht verschmähen, auch einmal bei einem Laien in die Schule zu gehen, der so tief in die christliche Mystik sich versenkt, so scharf das kirchliche Dogma zu begründen gestrebt und in so wundervoller Weise die Symbolik der Kirche dargelegt hat. Wenn ein geistvoller Kritiker Görres' politische Schriften wegen ihrer tiefen Blicke in das Treiben der Menschen und wegen ihres ethischen Charakters eine wahre Fundgrube für den Priester und besonders für den Kanzelredner nennt, so gilt das doppelt und dreifach von seinen religiös-kirchlichen Schriften.

Im Uebrigen dürfen wir die frohe Hoffnung hegen, daß im katholischen Deutschland wenigstens mit der Zeit den

Schriften unsers Freundes die wohlverdiente Aufmerksamkeit zu Theil wird. Denn wie die hohen und ewigen Ideen der Religion nun von Neuem in den Herzen wohlauf gedeihen und frische Blüthen treiben, so wird auch die Zeit allmählich von der flachen, hohlen Wissenschaft und Kunst der Gegenwart hinweg und wiederum zu jenen Meistern der Vergangenheit sich wenden, in deren unsterblichen Werken Religion und Kunst so wundersamer Weise sich vereinigt haben. Und da wird man auch des alten Meisters Görres sich erinnern und in dessen Werken dieselbe grandiose Architektur bewundern und von dem belebenden Hauche jenes Geistes sich erfrischen lassen, der feierlich-ernst die gewaltigen Hallen durchzieht.

XXXV.

Die Kölner Wirren. — Der „Athanasius".

Es ist etwas Eigenthümliches um unseres Freundes Leben, daß es bis zu seinem Ausgang nicht nur die helle Frische der Jugend und die Kraft des Mannesalters sich bewahrte, sondern auch mit den steigenden Jahren nach jeder Seite hin an innerer Kraft und Fülle zunahm, während ja das Leben gewöhnlicher Menschenkinder, sobald es nur über die Mittagshöhe hinausgekommen, in stetem Niedergang begriffen ist. Unser Görres war wohl ein Greis an Jahren, nimmer aber ein Greis mit gebeugtem Haupte und gesenkten Augen, mit mattem Geiste und verwelktem Herzen. Selbst die körperliche Kraft hat er so ziemlich bis zu seinem Tode sich bewahrt; und wie wenig sein Geist erlahmte oder gar wieder zur Kindheit lenkte, sondern vielmehr mit stets wachsender Thatkraft in die tiefen Gründe des Wissens sich versenkte, das haben wir an seinen in den vorangehenden Kapiteln besprochenen geistigen Bestrebungen zur Genüge ersehen. Weit erstaunlicher aber erscheint uns jene wundersame, in stets frischer Kraft erglühende Begeisterung seiner Seele,

wie sie in dem letzten Decennium seines Lebens nach Außen überfluthete. Aber es war auch eine heilige, am höheren Feuer der Religion entfachte Begeisterung, die vom Gnadenthau begossen so starke Sprossen und wunderbare Blüthen trieb, die im Herzen eines Mannes wohnte, der nach gefundener Wahrheit ganz und gar derselben dienen wollte und mit den Jahren auch in der Liebe und Treue zu ihr wuchs, dem Adler gleich, der, nahe am Ziele seines Fluges, nun mit Doppelkraft die mächtigen Flügel schwingt. Sein „Athanasius", und was an ihn sich angeschlossen, sind jene herrlichen Blüthen und Sprossen einer tiefreligiösen Begeisterung, ist jener Adlerflug in die höchsten Regionen, das letzte weihevolle Loblied einer gottbegeisterten Seele. Aber es war auch die schönste That seines Lebens, womit er diesem die unvergängliche Krone aufgesetzt. Und darum will es uns ziemlich und angemessen bedünken, daß auch wir mit der Schilderung dieser schönsten und edelsten That seines langen wirkungsreichen Lebens die Darstellung des Ganzen beschließen.

Wir haben bereits Gelegenheit genommen, auf die drückende religiöse Lage hinzuweisen, in welcher die katholischen Rheinlande mit der Einverleibung in Preußen gerathen waren. Dieselbe hatte mit der Zeit immer schlimmer und trostloser sich gestaltet, und die mannigfachen Eingriffe der protestantischen Regierung in die innern Angelegenheiten der katholischen Kirche, der von Berlin ausgeübte ungebührliche Einfluß bei Besetzung geistlicher Aemter, das Verbot einer freien Correspondenz der Bischöfe mit dem heiligen Stuhle, die schreienden Verletzungen der Parität zum Nachtheile der Katholiken bei Besetzung der Civil- und Militärstellen, in der Verwaltung des Unterrichts- und Schulwesens, bei Handhabung der Censur und vornehmlich in der Kirchen- und Gottesdienstordnung für das Militär hatten hier und in dem nahen Westfalen eine tiefe Abnei-

gung gegen das neue Gouvernement und laute, bittere Klagen hervorgerufen [1].

Dazu kam ein langer, hartnäckiger Zwist im eigenen Hause. Georg Hermes, Professor an der Bonner Hochschule, hatte im Laufe seiner theologischen Vorlesungen eine Reihe von Irrthümern vorgebracht, welche nach einer sorgfältigen Untersuchung 1835 durch ein Breve von Rom aus verworfen wurden. Die zahlreichen Anhänger und Schüler des inzwischen verstorbenen Mannes in Rheinland und Westfalen fuhren jedoch fort, im Sinne ihres Meisters zu lehren, indem sie nach dem Vorgange der Jansenisten behaupteten, daß die im Breve genannten irrigen Lehren in Hermes' Schriften nicht enthalten seien. Die preußische Regierung ignorirte ihrerseits das päpstliche Breve und ließ die Hermesianer frei schalten und walten.

Die meiste Veranlassung zur Verwirrung der religiösen Verhältnisse gab jedoch die unglückliche Frage der gemischten Ehen. Als nämlich solche nach Besitzergreifung der westlichen Provinzen durch die Einwanderung protestantischer Beamten hier häufiger zu werden begannen, erließen die Generalvikariate von Aachen, Münster, Trier und Deutz ein Rundschreiben, worin den untergebenen Geistlichen im Einklang mit den kanonischen Bestimmungen von Neuem die Pflicht an's Herz gelegt wurde, bei Abschließung gemischter Ehen jede Assistenz zu verweigern, wenn nicht die Contrahenten oder deren Eltern das Versprechen der katholischen Erziehung der Kinder ablegten. Dem entgegen verordnete eine Kabinetsordre Friedrich Wilhelms III. vom 17. August 1825, daß fortan auch in den westlichen Provinzen das bisher in den östlichen Theilen des Staates zur Bestimmung gekommene Gesetz gelten sollte, „daß eheliche Kinder ohne Unterschied des Ge-

---

[1] S. Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts. Augsburg, 1835. — Vgl. Hist.-pol. Bl. I. S. 264, „das rothe Buch".

schlechts in dem Glaubensbekenntniß des Vaters erzogen werden."[1] Die hiervon betroffenen Bischöfe wandten sich nach Rom und baten um die der Dringlichkeit des Falles angemessenen Instructionen und um Hülfe. So erschien das Breve Pius' VIII. vom 25. März 1830, welches zur Vermeidung größerer Uebel den katholischen Pfarrern eine bloß passive Assistenz gestattete, obgleich es die gemischten Ehen an und für sich mißbilligte und den Geistlichen die Pflicht einschärfte, auf's Eindringlichste den betreffenden Personen die katholische Erziehung an's Herz zu legen. Wegen dieser und anderer mißliebiger Stellen aber ließ die preußische Regierung das Breve nicht publiciren, schloß aber mit dem schwachen Erzbischof von Köln, dem Grafen Spiegel zum Desenberg, eine geheime Convention ab, worin, entgegen dem klaren Wortlaut des päpstlichen Breve's, ausgesprochen wurde, „daß die Allerhöchste Kabinetsordre von 1825 über diesen Gegenstand befolgt werden kann."[2] Bald waren auch die Suffraganbischöfe von Paderborn, Münster und Trier durch Täuschung und Ueberredung für die Convention gewonnen worden, und eine von den betreffenden Generalvikariaten im Sinne derselben erlassene Instruktion schrieb den unterständigen Pfarrern ihr ferneres Verhalten in Sachen der gemischten Ehen vor.

So stand es um die kirchlichen Angelegenheiten in den westlichen Provinzen Preußens, als der Erzbischof Graf Spiegel starb, und durch die wunderbare Fügung des Himmels Clemens August, Freiherr Droste von Vi-

[1] Urkundliche Darstellung der Thatsachen, welche der gewaltsamen Wegführung des Hochwürdigsten Freiherrn von Droste, Erzbischofs von Köln, vorausgegangen und gefolgt sind. Nach dem in der Druckerei des Staats-Secretariats zu Rom am 4. März 1838 erschienenen Originale wörtlich übersetzt. Regensburg, 1838. Beilage 2, S. 37.

[2] Vgl. daselbst Beilage 8, S. 127 und Beilage 17, S. 195.

schering, auf den Kölner Metropolitansitz erhoben wurde. Ein Sproß der alten westfälischen Familie der Droste, die in allen Stürmen der Jahrhunderte den alten Eichen ihrer Heimath gleich fest und unerschüttert dagestanden in angestammter Liebe und Treue zum katholischen Glauben, hatte auch Clemens August dieses schönste Erbstück seiner Ahnen wohl bewahrt und treu gepflegt und schon als Weihbischof von Münster die glänzendsten Proben echt kirchlicher Gesinnung an den Tag gelegt. Durch seine Wirksamkeit als Erzbischof von Köln jedoch ist er jener große kirchliche Bekenner des neunzehnten Jahrhunderts geworden, mit dem für Deutschlands Kirchengeschichte eine neue Periode herangebrochen ist, und dessen Name bis auf die spätesten Zeiten bei den Katholiken in dankbarer Erinnerung leben wird. Der neue Erzbischof ging im Mai 1836 mit Muth und Gottvertrauen in sein neues dornenvolles Amt. Sein erstes Augenmerk war auf die Weckung und Hebung des religiösen Geistes seiner Diöcesanen gerichtet. Das führte ihn, den Streiter für Reinerhaltung des Glaubens, naturgemäß auch zu energischen Maßregeln gegen die Hermesianer, deren es unter den theologischen Professoren der Bonner Hochschule und dem jüngeren Clerus nicht wenige gab. Er verbot das Lesen hermesianischer Schriften, untersagte seinen Theologen den Besuch theologischer Vorlesungen bei Hermesianern, verweigerte wegen fortgesetzter Renitenz die nachgesuchte Approbation jener Vorlesungen und forderte von seinen Ordinanden vor deren Weihe die Unterschrift zu 18 Thesen, welche ebenso vielen Irrthümern des Systems von Hermes entgegengestellt waren. Schon dadurch kam der neue Oberhirt in eine schiefe Lage zur Regierung, welche insgeheim wenigstens die Hermesianer begünstigte; bei weitem am meisten aber durch sein Verhalten in Betreff der gemischten Ehen. Freilich hatte er vor seiner Wahl auf eine diesbezügliche vertrauliche Anfrage seitens der Regierung die arglose Antwort

gegeben, er werde sich wohl hüten, jene gemäß dem Breve geschlossene Uebereinkunft zu verletzen, da er eben von jener geheimen dem päpstlichen Breve mannigfach widersprechenden Convention auch nicht die geringste Kenntniß hatte. Als er aber bald nach Antritt seines Amtes unter den Akten auch eine Abschrift der berüchtigten Convention zu Gesichte bekam, brach er schmerzvoll in die Worte aus: „Ich glaubte in Frieden mein Amt führen zu können; aber ich sehe, Gott hat mich zum Kampfe bestimmt." Der Kampf hat auch nicht lange auf sich warten lassen. Da fortan nur das Breve für den Erzbischof maßgebend war, so kam er bald mit der preußischen Regierung in Conflict, deren anfängliche Ueberredungen und Versprechungen und schließliche Drohungen an dem festen Charakter und der treukirchlichen Gesinnung des apostolischen Mannes durchaus vergeblich sich erwiesen. Nun wurde zur offenen Gewalt geschritten. Es war am Abend des 20. November 1837, — ein Tag, der Deutschlands Katholiken niemals aus der Erinnerung schwinden darf — als eine ansehnliche Militärmacht mit scharf geladener Waffe den erzbischöflichen Palast und die anliegenden Straßen Kölns besetzte, der Oberpräsident der Rheinprovinz, Herr von Bodelschwingh, unangemeldet in das Zimmer des Prälaten trat, ihn verhaftete und gefänglich zur Festung Minden abführen ließ. Des andern Morgens verkündeten allerorts angeheftete Publicanda die vielfachen Vergehen und Verbrechen, deretwegen die Verhaftung und gefängliche Abführung des Erzbischofs erfolgt sei. Das Volk war wie vom Donnerschlag gerührt, und wie mit Blitzesschnelle zog es durch die Lande und zuckte es in den Herzen wieder: Der Kölner Erzbischof gefangen! Das Oberhaupt der Christenheit aber hielt bereits am 10. December die so berühmt gewordene Allocution an seine Cardinäle und an die ganze katholische Welt, worin er mit apostolischem Freimuth gegen die Verletzung der kirchlichen

Freiheit und den am Erzbischof geübten Gewaltakt sich erhebt, diesem „in jederlei Tugend ausgezeichneten Manne" aber das höchstverdiente Lob dafür ertheilt, „daß er die Sache der Religion mit so großer eigener Gefahr unüberwindlich verfochten hat." [1] So hatte denn der ehrwürdige Priesterkönig, wie Görres sagt, sich erhoben, nicht um, wie sie erwarteten, in Worte unnützer Klage und des Jammers über die Unbill der Zeit sich zu ergießen, und dann die Hand von Neuem transigirend hinzubieten, sondern im ganzen Gefühle seiner Würde ist er aufgestanden, und erfüllt von dem Geiste, der bei der Kirche ist für und für, hat er Worte geredet, Worte der Anklage, ernster Betonung und schweren, tiefen Inhalts voll; Worte des Gerichts, die ein Höherer, denn er, ihm in den Mund gelegt; Worte darum desselben Klanges, wie sie an gleicher Stätte in besseren Zeiten geredet worden, deswegen aber auch der gleichen Wirkung wie zuvor; denn sie haben, von Mund zu Mund verbreitet, in den Herzen aller katholischen Völker Wiederhall gefunden und wunderbare Wirkungen erzielt.

Dem alten Görres drang des Papstes Wort tief in die Seele, und eine innere Stimme drängte ihn, als Künder dieses Wortes, als des Papstes gottberufener Legat vor Deutschland hinzutreten. „Das Gebot," schrieb er an Giovanelli, „lautete peremtorisch: nimm die Feder zur Hand und schreibe, was dir gesagt werden wird! Und so habe ich denn kein weiteres Federlesen gemacht und habe geschrieben und geschrieben vier Wochen lang." [2] So kam jene merkwürdige, mit der Geschichte dieser Zeit eng verbundene Schrift zu Tage, welcher der Verfasser dem Kölner Erzbischof zu Ehren den Namen „Athanasius" gab, weil derselbe wie jener große Athanasius so muthvoll die

---

[1] Urkundliche Darstellung u. s. w. Beilage 16, S. 193.

[2] Ges. Briefe III. 485.

Rechte der Kirche vertheidigt. Und wie ein gewaltig Donnerwort erscholl aus klarer, wolkenloser Höhe Görres' Ruf in Deutschlands Niederungen hinab, das Freund und Feind gar mächtig aufregte, jene stärkend, ermuthigend und auf's Neue um ihr Banner schaarend, für diese ein Wort des Schreckens und verwirrender Entmuthigung. Dem Kölner Oberhirten aber ward die Schrift die beste und beredteste Vertheidigung und ein bleibend Ehrendenkmal für die Nachwelt.

Ihr erster Theil ist speciell der vollen Rechtfertigung des hohen Prälaten gewidmet. Görres untersucht zunächst die mannigfachen und groben Anschuldigungen, welche die Regierung gegen den Erzbischof erhoben, und findet, daß dieselben auf drei Hauptanklagen hinauslaufen. Die erste geht auf strafbare Verbindung mit zwei revolutionären Parteien, auf Verrath und Aufwiegelung des Volkes, gleich jener, die auch gegen seinen Meister vorgebracht worden: er rege das Volk auf, von Galiläa angefangen, bis hieher. Abgesehen davon, daß jene Anschuldigung große Unbegreiflichkeiten zeigte und noch größere Bedenklichkeiten weckte, da sie gegen einen „religiösen, gewissenhaften, unbescholtenen, ruhigen, schon bejahrten Mann“ gerichtet war, „auf dessen Leben kein Vorwurf, keine Makel und kein Verdacht der Art ein halbes Jahrhundert hindurch gehaftet“, hatte auch die Regierung nicht im mindesten jene Anschuldigung zu begründen gesucht, weshalb Görres auch keine eigentliche Widerlegung entgegenstellen konnte. Aber ein volles Ehrengericht fordert er bezüglich dieses Punktes für den schwer Beschuldigten, bestehend aus einem Ernannten des Papstes und einem Bevollmächtigten der Regierung, die beide auf einen dritten Unbescholtenen sich in Wahl zu vereinigen hätten. Ein solches Gericht aber müßte nach Anhörung beider Theile und nach reiflicher Untersuchung das Urtheil fällen, und fiele dasselbe zum Nachtheile des Angeklagten

aus, dann würde die höchste kirchliche Behörde keinen Anstand nehmen, ihn dem weltlichen Arme zur Bestrafung hinzugeben. Würde aber die Sentenz für ihn entschieden, dann könnte ihm eine eclatante und glänzende Genugthuung nicht verweigert werden.

Die zweite Anklage lautete auf einseitiges und ungerechtes Vorgehen gegen die Hermesianer und planmäßige Untergrabung der deutschen Universitätsbildung. Um dieselbe zurückzuweisen, entwickelt Görres das Verhältniß zwischen Kirche und Staat und zeigt, daß erstere in der ihr eigenen Sphäre, im Gebiete der Lehre und Disciplin, durchaus frei sei und von jenem nicht behelligt werden dürfe. In seinem Verfahren nun gegen die Hermesianer habe der Erzbischof durchaus innerhalb dieser Sphäre sich gehalten, auch keine Ungerechtigkeit sich zu Schulden kommen lassen, wie das die Betrachtung des ganzen Verlaufs der Sache bestätige. So zeige sich denn diese ganze Anklage als ungegründet, der Erzbischof aber habe nichts als Pflicht und Schuldigkeit gethan, weshalb er vielmehr alles Lob verdiene.

Am meisten aber hatte Clemens August durch sein Verfahren in Sachen der gemischten Ehen die Regierung gegen sich aufgebracht, worauf die dritte Hauptanklage sich bezog, die also lautete, daß er gegen Wort und Pflicht durch jenes Verfahren den bestehenden Gesetzen entgegengehandelt und selbige zu untergraben und umzustürzen versucht habe. Zur Abweisung dieser Anklage zeigt Görres das Unmoralische in dem Zustandekommen der Convention, die in Form wie Inhalt vor Gott und allen Rechtsordnungen null und nichtig sei, und darum niemals für des Angeklagten Handlungsweise verpflichtend und maßgebend hätte sein dürfen. Zudem hätte letzterer vor seiner Wahl und bei der an ihn gestellten vertraulichen Anfrage nicht die geringste Kenntniß von ihr gehabt, so daß von Wortbrüchigkeit nicht im entferntesten Rede sein könnte. Im Gegentheil, der so schmählich ver-

unglimpfte Oberhirt habe hier wie überall durchaus rein und untadelhaft gehandelt und darum auch gar wohl das Lob verdient, welches vom Vater der Christenheit vor aller Welt und in so reichem Maße dem muthigen Kirchenfürsten gespendet worden.

Aber wie ist es denn zu begreifen und zu verstehen, so fragt nun Görres, daß eine Regierung, die man uns unablässig als eine so einsichtige, milde und gerechte rühmt, und die in manchen Dingen, wie man nicht vergessen darf, auch wirklich zu rühmen ist, sich so arg hat vergreifen und an ein so unnütz, verderblich und zerstörend Thun so viele verlorene Kraft hat setzen und vergeuden können!

In den folgenden Blättern seiner Schrift gibt er darauf die Antwort, indem er in einer längeren tiefgehenden Betrachtung die dermalige Zeitrichtung auseinanderlegt und die sie treibenden Ideen in die Vergangenheit hinauf bis zu ihrem Ursprung verfolgt und klarstellt und damit dem Leser einen Maßstab zur Beurtheilung der nun so überraschenden Ereignisse an die Hand gibt, wie sie eben doch die Zeit mit Nothwendigkeit aus sich erzeugen mußte.

Als noch die große katholisch-christliche Weltanschauung bei den Völkern herrschend war, und der Mensch mit seinen beiden Grundrichtungen, der freithätig geistigen und der mehr leidend gemüthlichen, in der Liebe zu Gott und der Religion die höhere Einheit fand, da herrschte auch im kirchlichen Gebiete wie in den socialen Verhältnissen zum Wohl der Menschheit eine sinnige Ordnung und friedliche Harmonie, die ordnende Idee des Reiches Gottes. Als nun aber, von Wahn und Stolz geblendet, die Geister gegen die sie haltende Einheit sich auflehnten und den Kampf gegen die Kirche unternahmen, entwickelte sich auf allen Gebieten ein gewaltiger Zersetzungsproceß, der fortdauernd durch die Jahrhunderte der neueren Zeit bis auf unsere Tage hinab sich fortgesetzt hat. Zunächst ist so auf kirchlichem Gebiete

in der Reformation der Protestantismus entstanden, der, entsprechend den beiden nun der Kirche abtrünnig gewordenen Grundrichtungen im Menschen, in den Rationalismus und Pietismus sich gespalten hat; und was die Reformation im kirchlichen Gebiete erwirkt, das hat die Revolution in's Politische des Staates hinübergetragen, und auch hier ist eine gleiche Scheidung die Folge des Zersetzungsprocesses gewesen: das politische Dogma von der Souveränität des Volkes ist dem andern von der absoluten Gewalt des Fürsten entgegengetreten. Mit der Auflehnung gegen das einheitliche Princip der Kirche hat eben die Vielheit der Principien oder vielmehr die Principienlosigkeit und eine greuliche Ideenverwirrung sich angehoben. Das Verhältniß zwischen Staat und Kirche ward verschoben oder ganz verneint, die Revolution von den Fürsten selber großgezogen und gestreichelt, und ruhig läßt man sie gewähren, „wenn sie Tropfen vor Tropfen das Blut in den Adern des Volkes vergiftet; wenn sie nur die voreiligen, auffallenden, verdrießlichen Explosionen und die dummen Emeuten vermeidet, die nur den weiter schauenden Geistern ihren Plan verderben, und ihre klüglich angelegten Entwürfe stören.“ [1] Gegen die alte Kirche aber that sich aller Haß zusammen und wuchs in demselben Maße, je weiter man sich von ihr entfernte. Was immer der gefallene Geist in seinem Trotze und seinem erbitterten Hochmuthe ersinnen, was ruchloser Frevel gegen das Heilige irgend erdenken kann, das hat im feindseligen Kampfe gegen die Kirche Gottes seine Organe gefunden. „Die Wissenschaften werden darauf zugerichtet; Volksbücher werden ebenso damit angefüllt, wie bändereiche Encyclopädien; Zeitungen und Journale in hundert verschiedenen Formen sind die Rüstzeuge, deren man sich für den kleinen Krieg gebraucht, während sophistische

[1] Athanasius S. 106 f.

Dialektik in breiteren Deductionen einer scheinbar unbefangenen wissenschaftlichen Untersuchung unverwandt dasselbe Ziel im Auge hält. Auch die Kunst, nachdem sie in den Heerlagern dieser streitbaren Landsknechte durch Mißbrauch zu einer feilen Dirne herabgewürdigt worden, muß mitmarketendern in diesem Bauernkriege; und Dramen, Romane, lyrische und andere Dichtungen, alle behandeln das gleiche Thema, und alle mit der gleichen frechen, rohen, empörenden, übermüthigen Gehässigkeit. Wie aus tausend und tausend Warzen wird dieser Krötenschleim herausgespritzt; auf allen Sümpfen und Pfuhlen dieser Art Literatur schwimmt der ekle Laich; und wir scheinen verurtheilt, ruhig zuwarten zu müssen, bis nach dem Gesetze periodischen Kommens und Gehens in der Natur die Zeit auch dieses Landschadens abgelaufen, und Gezücht und Geziefer mit einander sich verlieren."[1] Zu alledem ist die Lüge zu jener wahrhaft grauenhaften Macht erwachsen, wie sie dergleichen in solchem Umfange in keiner Periode der Geschichte je besessen hat. „So ist es denn geschehen, daß wir in den wichtigsten Dingen in einer fictiven Welt umhergehen, in einem künstlichen Fabelreiche, das wir uns nach unseren bornirten Ansichten, unseren vorgefaßten Meinungen, unseren flachen Gedanken und armseligen Leidenschaften selbst zusammenphantasirt haben; von der Wirklichkeit der Dinge so weit entfernt, daß diese in der schlechten Nachsudelei sich gar nicht wiedererkennen." In solchem Dunst und Nebel nun, im Zuge der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit, in Mitte der allgemeinen Gedankenverwirrung und des Nebelns und Schwebens aller Begriffe hatte denn auch die preußische Regierung an dem Kölner Erzbischof sich vergriffen und die Freiheit der Kirche mit Füßen getreten, von deren eigentlichem Wesen, Ansprüchen und Stellung, wie sie im

---

[1] Athanasius S. 111 f.

Staatsverbande von Rechtswegen ihr gebührt, jene nicht die geringste Kenntniß hatte.

Um es nochmals zu sagen, die entsetzliche Verwirrung der Ideen, der Rechtsbegriffe und des ganzen Lebens in dieser Zeit, jene grassirende Verstandestyrannei, die alles Höhere im Menschen mit Formeln aus Ziffern und Buchstaben binden und fesseln zu können wähnt, jene durch und durch materialistische Weltanschauung also, die sich der Geister in dieser Zeit, als hätten sie das Medusenhaupt geschaut, bemeistert — diese drei Genien des Jahrhunderts, meint Görres, haben den ganzen Scandal herbeigeführt. Und „nur durch aufrichtige und gründliche Rückkehr zu den Gesetzen ewiger unverjährbarer Ordnung" wird die Beruhigung der Welt zu gewinnen sein. Daß es aber so gekommen, ist eine weise Fügung des Himmels gewesen: „der Herr hatte zugelassen, daß die wilden Sturmwinde ihrer Fesseln entbunden würden, damit sie seine Tenne fegten und die Spreu in alle Welt hinausverwehten." Inzwischen aber sollen die Katholiken fest und treu zur Kirche halten und selber miteinander eng verbunden sein, „denn sie haben alle ein und dasselbe Ziel, und dieß Ziel ist: Die ganze und volle Realisirung der feierlich gewährten Religionsfreiheit und der zugesagten politischen und bürgerlichen Gleichheit der Confession in ihrem ganzen Umfang ohne Gefährde und Hinterhalt."[1]

So hat Görres im „Athanasius" gesprochen. Wie ehedem, als das Vaterland zum Kampfe für seine Freiheit aufgestanden, so war auch wiederum jetzt, als die Kirche mit der Allgewalt überirdischer Stärke gegen ihre Bedränger sich erhob, der unerschrockene Kämpe gerade beim Eintritt des welthistorischen Moments wohlbewehrt und wohlgerüstet zur Wahlstatt hingeeilt, um mit den alten unbesiegten

[1] Athanasius S. 121, 153, 163.

Waffen, dem scharfen Auge seines Geistes, dem für wahre Freiheit in Begeisterung schlagenden Herzen, dem edlen Freimuth und dem unanfechtbaren Recht auf seiner Seite mit den Feinden zu streiten. Und das Wort, das unser Freund wie ehedem in jugendlichem Feuerdrang im „Rheinischen Merkur" nun als Greis mit noch höherer und edlerer Begeisterung im „Athanasius" gesprochen, ist zur That geworden, zur schönsten wohl und glänzendsten seines ganzen Lebens, und das Brüllen des alten Löwen, wie Montalembert es genannt, hat vollen Wiederhall gefunden.

Es ist eben wahr, was der brave Tiroler Giovanelli an Görres geschrieben: „Sie haben für das, was schon seit zwei Menschenaltern jede katholische Brust bewegt, was bei tausend Veranlassungen in Seufzern und Klagen, in Bitten und Vorstellungen, in hadernden und zürnenden Worten sich kund gegeben, den rechten und zeitgemäßen Ausdruck gefunden." [1] Und wie der „Athanasius" nun all' den Schmerz, die Wünsche und Hoffnungen, die bis dahin mehr unklar und unbewußt den Katholiken in der Seele schlummerten, mit wundersamer Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen, so hat er wiederum auch zu ihrer Seele gesprochen und seine Worte tief in deren Herzen eingesenkt, so daß diese getröstet und ermuthigt, mitten in der Trübsal aufgejubelt und mit verdoppelter Treue und Liebe der bedrängten Kirche sich angeschlossen haben. Selbst auf das gewöhnliche Volk hat dermalen der „Athanasius" eingewirkt. Derselbe wurde, so berichtet uns Guido Görres, da und dort in Westfalen in den Wirthshäusern von den Schullehrern und den Bauern gelesen, und kam dann eine Stelle, wo die ungewohnten, fremdklingenden Worte dem Vorleser im Halse stecken blieben, und der Schwung der Gedanken ihnen das Folgen erschwerte, da hielten sie inne,

---

[1] Ges. Briefe III. 487.

sprechend: Jetzt geht er wieder einmal hoch! Nun, er soll leben! und damit tranken sie eines auf seine Gesundheit. Ueberall, wo es Katholiken gab, wurde der „Athanasius“ gelesen, und sein Verfasser neben Clemens August als erster Vorkämpfer der Kirche in Deutschland hoch gefeiert. „Seit dem Erscheinen des Athanasius,“ schrieb Giovanelli von Tirol aus, „steht Ihr Name bei uns in der Reihe der Kirchenväter.“ So darf es uns nicht wundern, daß die Schrift schon bald nach ihrem Erscheinen in vier starken Auflagen und viel tausend Exemplaren unter dem Volk verbreitet war und schnell auch in's Französische übersetzt wurde.

Doch nicht bloß für jene Zeit hat der „Athanasius“ seine Bedeutung gehabt, um dann den alten Dokumenten zugesellt, für immer in Vergessenheit zu fallen; nein, er ist für alle Zeit geschrieben, und mehr als andere ein lebendiges Buch, das gerade für die Gegenwart das höchste Interesse und die schönsten Lehren bietet. Die Gegner freilich werden es nimmer lesen, aber die Katholiken sollten einen so kostbaren Schatz sich nicht entgehen lassen. Da eben finden sie, was vor Allem in der Gegenwart ihnen noththut: klar bestimmte und ewig wahre Principien inmitten der Sprachverwirrung unserer Zeit, Grundsätze, die im Gewirr des Kampfes zum sicheren Führer dienen, in deren Lichte das wunderbare Walten des Himmels und daneben der Weltkinder armseliges Beginnen so ganz vor die Augen tritt; da lernt man scharf zu sehen, wahr und warm zu fühlen, klug zu handeln und praktisch Maß zu halten; da sind Quellen des Trostes, der Stärkung und Ermuthigung; da auch kann das Herz vom Flügelschlage höherer, freudiger Hoffnung sich anwehen lassen, um gottvertrauend und muthvoll auszuharren, bis es der Barmherzigkeit des Herrn gefallen möge, seiner heiligen Kirche und der Welt den Frieden wieder zu geben.

Darum also nochmals: Leset doch den „Athanasius“!

XXXVI.

Die „Triarier“. — Görres' Name hochgefeiert. — Herrliche Früchte.

Der „Athanasius“ hatte gar viele Freunde, aber auch eben so viele Feinde sich erworben, da er nach seines Verfassers Worten gar tief in's Fleisch einschnitt. Er hatte es selber auch nicht anders erwartet. „Eine Jagd wird's geben freilich,“ schrieb er bei Uebersendung des Buches an Giovanelli. „Die hiesige preußische Gesandtschaft hat nämlich schon vor drei Wochen (noch während des Druckes) auf Beschlagnahme bei der hiesigen Regierung angetragen, ist aber gehörig abgewiesen worden. Der König hält sich fest und schützt die freie Discussion, und so wird der Krieg denn tapfer von hier aus gegen Gog und Magog geführt, und wie Sie sehen, mit gutem Erfolg.“ [1] Die böse Miene und der schiefe Blick, die dann nach Erscheinen des Buches diesem in Preußen und anfangs auch in Oesterreich von Amtswegen zugeworfen wurden, ja selbst ein direktes Verbot wollte eben so wenig fruchten, und darum bot man einen ganzen Heerbann gegen dasselbe auf: das ganze protestantische und heidnische Deutschland mitsammt dem hegelianischen Gelehrtenvolk ward gegen den überkühnen „Päpstler“ aufgerufen, und eine Sturmfluth von Pamphleten, Broschüren und größeren Gegenschriften war das Resultat des Aufgebots [2]. „Die werthgeschätzten Brüder und Freunde im Heimathlande,“ schrieb sein guter Humor an Giovanelli, „gehen übrigens wenig glimpflich mit dem Buche um. Es ist eine wahre Katerjagd, die sie um dasselbe her

---

[1] Ges. Briefe III. 486.

[2] Die ausführliche Aufzählung der durch Görres' Athanasius hervorgerufenen Streitschriften siehe in Rheinwalds Repertorium. — Vgl. auch: Thes. libr. rei cath. S. 313.

abhalten, und die schönen Töne, die im März vor den Fenstern zu erschallen pflegen, lassen sich auch jetzt gar lieblich vernehmen. Der ganze Landsturm ist, wie es scheint, aufgeboten, und zieht auf allen Pfaden und Stegen heran. Ich lasse mich's nicht sonderlich anfechten, und theile nur in den Vorreden der neuen Auflage sparsame Schläge aus."[1]

So heißt es denn in der Vorrede zur dritten Ausgabe[2] des „Athanasius": „Es ist derselbe Jagdspieß, den schon der alte J. H. Voß mit so großer Dexterität geführt, dasselbe Bartbecken, das der Wohlselige als Pickelhaube sich über das Haupt gestürzt; es ist dieselbe Rosinante, die unsterbliche, die er geritten, und die ganz verdrießlich ausschaut in die junge Welt, daß sie auch nimmer der Geplackten Ruhe vergönnen will. Auf dem Schilde steht wieder die gleiche Devise: Hierarchie, Mittelalter, Jesuitism, Propaganda, Congregation, und wie die Armaturen, so sind auch die Redensarten, die Argumente und die Streitmittel ganz und gar dieselben."

Doch außer diesen Ephemeren „haben auch unter denen, die auf irrer Straße ziehen, nicht zu verachtende Talente sich herausgethan". Aus diesen hat er dann drei der stattlichsten Kämpfer, die „Triarier" des feindlichen Heeres, sich ausgewählt und denselben „in der allerleutseligsten Stimmung" heimgeleuchtet in der neuen Schrift: „Die Triarier H. Leo, Dr. P. Marheinecke, Dr. K. Bruno."[3]

Der erste, als sonst ehrenwerther protestantischer Historiker wohlbekannt, hatte in seinem Sendschreiben an Görres diesem neben andern Artigkeiten auch angebornen Preußenhaß, Verschmitztheit, Verrath am Staate und Verrath an der Bildung der Nation vorgeworfen und ihm den alten

---

[1] Ges. Briefe III. 494.

[2] p. XV.

[3] Regensburg 1838.

Parteinamen „Welf“ angehängt. Nachdem der so hart Angegriffene in überaus schonender, ja scherzender Weise, aber gründlich hiergegen sich vertheidigt hat, nimmt er Gelegenheit, auf den eigentlichen Streitpunkt, das Kölner Ereigniß selber, einzugehen und das Verhältniß zwischen Staat und Kirche dem protestantischen Historiker mit trefflichen Worten auseinanderzusetzen. Den im Sendschreiben nun folgenden Angriffen auf die ganze Ordnung, Disciplin und die Sacramente der Kirche setzt Görres eben so viele gründlich abweisende Erörterungen über den katholischen Gottesdienst, die kirchliche Tradition, die Allgemeinheit der Kirche und die katholische Lehre von den Sacramenten entgegen. Außerordentlich schön sind die Worte über die Erhabenheit des katholischen Cultus[1], während die tief dogmatische Abhandlung über die heilige Eucharistie seine große Pietät gegen das Heiligste bekundet. Für diejenigen, welche Görres unbegreiflicher Weise für sich und ihre antikirchlichen Bestrebungen in Anspruch nehmen möchten, sei noch bemerkt, daß der große Mann am Ende seiner Erwiderung gegen Leo der päpstlichen Unfehlbarkeit unumwunden das Wort redet.

Gerade über diesen Punkt und die bevorzugte Stellung des römischen Stuhles verbreitet er sich in seiner Erwiderung auf die Schrift des zweiten „Triariers“, welcher den Primat angegriffen und die Selbstständigkeit der Kirche geläugnet hatte. Zum Beweise des göttlichen Ursprungs der Hierarchie in der katholischen Kirche beantwortet er mit bewunderungswürdigem theologischen Scharfsinn und einer überaus wohlthuenden Pietät gegen die Kirche die beiden Fragen: Wie stand der Herr zu seinen Aposteln, als er noch auf der Erde gewandelt und in den ersten Zeiten der Keim der ganzen Kirche sich in ihnen um ihn her zu-

[1] Triarier S. 65—68.

sammenschloß? und: In welcher Form ist die Uebertragung von ihm an die Apostel und ihre Nachfolger geschehen? Das Weitere der zweiten Entgegnung ist wiederum einer tiefgehenden Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat gewidmet.

Man muß die Schrift selber lesen, um die geistige Ueberlegenheit unseres Görres und das volle Gewicht seiner Gegengründe unmittelbar auf sich einwirken zu lassen und zu fühlen. Er selber ist sich auch seines Rechtes vollauf bewußt, doch nicht sich, sondern Gott dem Herrn schreibt er die Gewinnung der Siegespalme zu: „Darum mögen sich die beiden Gegner trösten, daß es auch ihnen nicht besser ergangen; sie haben es keineswegs mit dem Verfasser des Athanasius zu thun, der ein schwacher, gebrechlicher Mensch ist, gleich ihnen, und dem sie ohne Zweifel in Vielem gewachsen sind und in gar Manchem ihn übertreffen. Sie haben es mit der Kirche, oder vielmehr, da auch diese es nicht von selber hat, sondern von einer höhern Macht, die sie über allem Zwieträchtigen immer schwebend erhält, mit dieser höhern Macht aufgenommen; und so war es leicht, den Angriff durch die katholische Wahrheit, die er ihr zugetheilt, abzuweisen.“ [1]

Während Leo und Marheinecke vornehmlich vom kirchlichen und ernstwissenschaftlichen Standpunkte gegen Görres polemisirten, hatte Dr. Bruno, seines Zeichens „Jurist und Geschäftsmann“, in seiner Schrift: „Kern und Schale“ mehr auf den Grund bloßer Politik sich gestellt und mit übermüthigem Scherz und Witz sich an den „Athanasius“ gemacht. Dem wird nun von Görres in gleicher Münze, aber reich und überreich heimgezahlt. Man lese beispielsweise die Schilderung der „großen polemischen Heerde jener Mondkälber“, die Besprechung der in der Gegenwart zur

---

[1] Triarier S. 126.

Anwendung gebrachten römischen Emancipationsformel, die Auseinandersetzung über des Juristen Frage: „Wie konnte die Kölnische Frage es wagen, in allen katholischen und stark gemischten Ländern Deutschlands neben Runkelrübe und Eisenbahn als drittes Tagesinteresse in Concurrenz zu treten?“ Ferner die drastische Schilderung der heutigen Lesesucht, die köstliche Zusammenstellung der Einzelsätze der gegnerischen Schrift, die bald Gefahr, bald keine, dann wiederum viel Gefahr aus dem bösen Handel erwarten, die grausige Episode, so zwischen dem höllischen Pyrrhus und Altvater Priamus sich abgespielt u. s. w.[1] Da ist eine so kernige Satire, so köstlicher Humor, wie er in gleicher Fülle und Feinheit kaum anderswo in unserer Literatur sich finden dürfte. Da auch könnten unsere Tagespublicisten lernen, wie sie mit echtem, rechtem Witz und packendem Humor des Feindes Angriff siegreich abschlagen, oder auf eine lange gegnerische Verleumdung, der oft ja nur mit der scharfschneidigen Waffe der Satire beizukommen ist, kurz aber trefflichst repliciren könnten.

Die „Triarier“ fanden denn auch eine überaus günstige Aufnahme.

„Dünkte uns schon der Athanasius unübertrefflich schön,“ sagte Phillips in einer längeren Anzeige des Buches[2], „so möchten wir dieses Büchlein noch über denselben setzen. Dort sprach Görres in ergreifender Rede über die Sache, hier tritt er außerdem auch als Person den Personen gegenüber auf. Aber indem er diesen antwortet, liefert er wiederum eine Fülle von Belehrung über den Gegenstand des Streites selbst, geht ein in die Tiefen der Dogmatik, und erbaut auf dem unerschütterlichen Fundamente der Worte Christi das hehre Gebäude der Kirche.“ Fürst E. M. Lich-

---

[1] Triarier S. 133, 136, 139, 148, 150.
[2] Hist.-pol. Blätter II. 96.

nowsky schrieb in gleicher Sache also an unsern Freund: „Ich kann nicht von hier und von Bayern scheiden, ohne Ihnen aus dem Grunde meiner Seele für die Triarier zu danken; nicht in meinem Namen, sondern gewiß in dem Vieler, Vieler, die in dieser herrlichen Schrift Worte für ihre Gefühle und Ahnungen finden und die wie ich von der Wahrheit und Schönheit dieses kleinen Buchs entzückt sind. Ich hätte nie geglaubt, daß etwas nach dem Athanasius in gleichem Maße mich ergreifen würde."

Der alte Giovanelli schrieb, er habe die Triarier verschlungen, und es sei ihm klar, daß jene Polemiker einsehen müßten, daß sie das Terrain, auf dem der Kampf begonnen, verloren hätten. „Die Akten in der Kölner Sache sind geschlossen; es läßt sich zum Behufe der preußischen Beamten-Hierarchie auch nicht mehr ein Wort sagen."

Auch in den weitesten Kreisen wurde Görres als der muthigste Vertheidiger der Kirche, als der „katholische Luther" (!) gefeiert. Und es war gewiß der rechte Ausdruck der katholischen Gemüther, als Professor Staudenmaier also an ihn schrieb: „Bei dieser Gelegenheit sage ich Ihnen schriftlich den Dank, den ich bisher im Stillen gegen denjenigen in mir immer so heiß gefühlt habe, der sich in unserer großen und heiligen Sache an die Spitze gestellt, mit all' dem Muthe und all' der begeisternden Kraft, die nur eine solch' große und heilige Sache einzuflößen vermag und zu verleihen. Möge Ihr Geist unsere schlechten Katholiken ergreifen und aufschrecken aus ihrem verderblichen Schlummer; dieß gebe der, der unsere Herzen lenkt!"

Görres stand auf dem Höhepunkte seines wohlverdienten Ruhmes. Die an Geburt und Geist hervorragendsten Männer jener Zeit schätzten sich glücklich, ihn besuchen oder in irgendwelche Verbindung mit ihm eintreten zu können: so Graf Chambord, Prinz von Montmorency, Erzherzog Max von Oesterreich, Fürst Metternich, die Grafen

Stolberg, Reßeguier, Bielinski u. s. w. Der Rottenburger Bischof von Keller schickte seine beiden Neffen in das Haus, wo er „vor drei Jahren das Glück hatte, den zu schauen und zu sprechen, dessen Namen — Görres, hochgefeiert, seit einer Reihe von Jahren nicht aufhört, Großes zum Segen der Völker und zur Verherrlichung der Kirche zu wirken. Sie sollen ihn schauen den Mann, der für die Wahrheit nur lebt, und an seinem Bilde hinaufschauend ihr zartes junges Gemüth mit diesem großen Bilde füllen, stärken und zu großen Entschlüssen entflammen.“ [1]

Namentlich in der Erzdiöcese war der Name Görres populär und hochgefeiert. Der bekannte Dr. Binterim, Pfarrer in Bilk (Düsseldorf), übersandte ihm im Namen mehrerer Pfarrer und hochangesehener Familien der Rheinprovinz als Zeichen ihrer dankbaren Verehrung eine kostbare aus Mahagoni- oder Rosenholz gefertigte, dunkelbraun gewölkte Dose[2]. Selbst über den Ocean hin war des Gefeierten Name gedrungen, und von glaubhafter Seite wird versichert, daß Briefe aus Amerika mit der einfachen Aufschrift: „An Herrn Professor Görres in Europa“, richtig ihren Weg bis zum bekannten Hause der Schönfeldstraße in München gefunden hätten.

---

[1] Ges. Briefe III. 500, 506, 524, 612.

[2] Auf dem Deckel befindet sich das Wappen des Kölner Erzbischofs mit Bischofsstab und Doppelkreuz, darunter das Chronogramm:

CLeMens aVgVstVs Droste
saeCVLI nostrI noVVs
athanasIVs

auf der Rückseite ein Halbkranz, darunter:

eXIMIo Görres senIorI post
VICtos trIarIos borVssICos
DVsseLa gratVLans

zu unterst ein Herz mit Kreuz und Anker, wie das Ganze mit Silber -elegt.

Auch König Ludwig wollte den treuen Diener ehren, der so viel zum Ruhme Baierns beigetragen hatte, das damals, als Oesterreich in seinem Josephinismus ohnmächtig dastand, als katholische Großmacht galt, und verlieh demselben zu Neujahr 1839 den baierischen Civilverdienstorden, mit welchem der persönliche Adel verbunden ist. Görres' Schüler waren ob der ihrem geliebten Meister widerfahrenen Auszeichnung hocherfreut, und einer von ihnen, der jetzige Münchener Domkapitular Ostermaier, brachte in der nächsten Vorlesung im Namen der Zuhörer ein Hoch auf König Ludwig aus, als auf den, „der den treuen Diener ehrt". Zum nahen Geburtstage überraschten dann die Schüler den gefeierten Lehrer mit einem glänzenden Fackelzug und überreichten ihm ein auf Atlas gedrucktes Festgedicht von Sepp. Außer der Elite der Münchener Professoren und vielen Freunden unsers Görres hatte auch der alte Dietz aus Koblenz sich eingefunden.

Auch in Rom war der Name des großen Vorkämpfers der Kirche wohlbekannt und hochgeachtet. Als sein Sohn Guido im Spätsommer 1841 auf einer längeren Reise dorthin kam, wurden diesem bei Gregor XVI. zwei Privat-Audienzen verstattet und der Papst legte dabei unverkennbare Zeichen seiner bewundernden Anerkennung und seines ganzen Wohlwollens für unsern Görres an den Tag. Ueber die erste erzählt Guido in einem Briefe an die Seinigen unter Anderm also: „Die letzte Zeit habe ich immer auf die Stunde der päpstlichen Audienz gewartet, die gestern statt hatte. Der Papst war dabei sehr freundlich, er empfing mich mit den Worten: ‚Lei è il figlio d'un grande padre, il suo padre ha scritto il Athanasio.' Dann machte er nach seiner Weise einen Scherz, indem er sagte: ‚Aber nicht wahr, die Protestanten haben ihn dafür recht ausgezeichnet?' Ich erwiderte, die größte Auszeichnung habe darin bestanden, daß er sie in gehörige Furcht

gesetzt .... Darauf hieß er mich einen Augenblick warten, ging in ein Nebenzimmer, öffnete einige Schubladen und brachte ein schwarzes Crucifix und einen kleinen Rosenkranz und gab mir dieselben, indem er sie segnete und sprach: ‚In articulo mortis,‘ sodann kehrte er sich noch einmal zu mir und sagte: ‚Ma ancora una per il padre‘ und brachte ganz ein gleiches Kreuz, worauf er mir den Segen gab und mich entließ.“ Ueber die zweite Privataudienz heißt es in den Berichten Guido's: „Als ich hereintrat, rief mir der heilige Vater fast wie das erstemal entgegen: ‚Lei è il figlio di San Athanasio,‘ ich überreichte ihm Dein Buch (Kirche und Staat u. s. w.), allein da er kein Deutsch versteht, so ließ er sich den Titel übersetzen und wollte auch mit der Einleitung anfangen, doch sprang er davon ab .... Die ganze Audienz dauerte eine gute halbe Stunde. Der Papst war, wie gewöhnlich, äußerst freundlich und ertheilte mir dann, sowie unserer ganzen Familie, wie er eigens hinzusetzte, ‚di cuore‘, seinen Segen.“ [1]

Wenn gleich alle diese Beweise des Dankes und ehrender Anerkennung für unsern Freund überaus rührend und erfreulich waren, so fand er doch den besten Lohn für seine Bemühungen in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, vor Allem aber in der Wahrnehmung der herrlichen Früchte, welche der Kampf nach so kurzer Zeit schon für die Kirche gezeitigt hatte. Beim Eintritt der Katastrophe, sagt er im „Athanasius“, habe die gepreßte Brust freudig mit dem Erzbischof ausgerufen: „Gelobt sei Jesus Christus, jetzt geschieht Gewalt!“ Damit eben habe die Mitternachtstunde ausgeschlagen, ein anderer Tag sei angebrochen, und mit dem 20. November 1837 werde in der Kirchengeschichte eine neue Epoche beginnen; denn „die Kirche hat im Glauben der Völker neuerdings sich emancipirt und wird

---

[1] Ges. Briefe I. 453 f., 466 ff.

sich ferner emancipiren; und keine Gewalt auf Erden wird im Stande sein, sie länger in den unwürdigen Fesseln zurückzuhalten, die man ihr angelegt. Der Zauber ist gebrochen, der Bann ist gelöst."[1]

Ja wohl, der Zauber war gebrochen und der Bann gelöst, und mit dem Kölner Ereigniß und dem „Athanasius", der eben dessen Samen tief in die Herzen senkte, ist eine neue Epoche warmen katholischen Lebens und Strebens hereingebrochen. Da hat die Kirche in unserm Vaterlande so viel an innerer Kraft gewonnen, daß sie den nun bald sich erhebenden Rongeanismus sammt Zubehör fast spielend überwand, daß sie unversehrt, ja glorreich aus dem wilden Revolutionsjahr wieder hervorgegangen und selbst in protestantischen Ländern als selbständige Macht sich geltend machen konnte. Noch mehr! Die tiefe Glaubensinnigkeit, der felsenstarke Muth, das freudige Gottvertrauen, das im heißen Kampfe der Gegenwart die katholischen Herzen durchzieht, die unzerstörbare Siegeszuversicht, wie sie in den Reihen unserer Kämpfer lebt — es sind die herrlichen Früchte jenes hochgebenedeiten Kampfes, den unsere Väter damals mit so viel Heldenmuth gestritten haben. Und da will es sich gar wohl geziemen, wenn wir, die treuen Söhne, den beiden größten Helden jenes Befreiungskampfes: dem felsenfesten Clemens August und dem großen Görres, unsere dankbare Erinnerung weihen.

Einer Frucht jener vergangenen Tage haben wir noch namentlich zu gedenken. Das katholische Leben und Streben gewann nämlich vor der Oeffentlichkeit in einer neu erstehenden Presse einen beredten Vertreter und Vorkämpfer, und da sind an erster Stelle die mit unseres Freundes Namen unzertrennlich verknüpften „Historisch-politischen Blät-

---

[1] Athanasius S. 148.

ter" zu nennen, welche nach Montalemberts Worten[1] im katholischen Europa unstreitig den ersten Rang sich erwarben. Hauptsächlich unter Görres' Einfluß waren sie in's Leben getreten, und ihren beiden ersten Redacteuren, seinem Sohne Guido Görres und dem Professor Phillips, hatte er damals (1838) die Zusicherung gegeben: „Ich werde Euch nicht verlassen, auf mich könnt ihr zählen." Er hat redlich Wort gehalten, und in ihnen zahlreiche Proben seiner großartigen schriftstellerischen Thätigkeit niedergelegt, die eben mit dem „Athanasius" in eine neue Periode eingetreten war. Mit einem längeren Aufsatze, „Weltlage" überschrieben, hat er den Blättern auf ihrem ersten Wege in die Welt das Geleit gegeben und gleich beim Anheben des Werkes das Ganze in und auf Gott gegründet, indem er es für geziemend gehalten, „daß auch wir ... mit dem Aufblick zu dem beginnen, von dem alles Gedeihen kömmt. Denn es ist ein altes Wort, wenn Er nicht das Haus baut, dann steht's auf schwachem Grunde ungesichert; wenn Er nicht das Grubenlicht gegen die stockenden Wetter leuchtend erhält, dann verlieren sich die Pfade der Suchenden in der Dunkelheit; wenn Er seine Sterne verhüllt, dann muß die Fahrt in die Irre gehen. Darum sei auch von uns Glück auf mit Gott! das Werk angehoben."[2] Sein letzter Aufsatz: „Die Aspekten an der Zeitenwende", steht in demselben Hefte, das in dem Monate seines Todes zur Ausgabe gelangte; und sein letztes Wort, mit dem er seine Schriftsteller-Laufbahn vollendet, drückt dieser den unverwelklichen Kranz seiner Lebensüberzeugung auf: „Das Recht aber bleibt ungekränkt, gestern wie heute, immer dasselbe und unwandelbar."[3] — „Allein nicht bloß

[1] Die katholischen Interessen im 19. Jahrhundert S. 17.

[2] Hist.-pol. Bl. I. 1 f.

[3] Hist.-pol. Bl. XXI. 34.

durch Aufsätze," so heißt es im Nachruf der Redaction auf den Verewigten, „hat er das Unternehmen gefördert, sondern sein hochgefeierter Name schon war es, der demselben gleich bei seinem ersten Beginne das allgemeine Zutrauen des katholischen Deutschlands erwarb. Seine wohlwollende Freundlichkeit hat uns überall mit dem besten Rathe unterstützt, seine reiche Erfahrung vor manchem Mißgriffe bewahrt, sein unermüdlicher Fleiß und seine Liebe uns niemals verlassen. Auf sie konnten wir stets zählen; war irgend eine schwierige Materie zu behandeln, so wurde ihm der Plan vorgelegt, die angefertigte Arbeit ihm vorgelesen, oder er ersucht, sie selbst zu übernehmen, und niemals haben wir eine Fehlbitte gethan. Ja selbst dann, wenn er wahrnahm, daß einer von uns durch andere Geschäfte in Anspruch genommen war, so war es Görres, der aus seiner eigenen Beschäftigung sich herausriß, für ihn sich niedersetzte und diese oder jene wichtige Zeitfrage behandelte." [1]

An dem verdienstvollen Werke aber, zu dem der alte Görres den festen Grund gelegt, ist auf diesem und in seinem Sinne rüstig weiter gebaut worden, und darum hat es auch die wilden Stürme der Zeit glücklich überdauert, indem der Segen Gottes augenscheinlich auf ihm geruht, ohne den, wie Phillips bei Einführung Dr. Jörgs in die Redaction (1852) sich äußerte, nach menschlichem Dafürhalten das Werk längst hätte zu Grunde gehen müssen. Auch weiterhin ist des alten Görres Geist belebend und kräftigend in demselben umgegangen, es hat noch schlimmere Zeiten als damals überdauert und auch da auf dem anfangs grundgelegten sicheren Fundamente, in treuer Anhänglichkeit zur Kirche sich gehalten, als manche früheren Freunde dieser schmachvoll den Rücken wandten. So hat denn das Unternehmen bis auf unsere Tage hin als echtes,

---

[1] Hist.-pol. Bl. XXI. S. 813.

rechtes Erbstück des alten Görres, als mächtige Wehr des Katholicismus sich erwiesen, aber darum auch den Dank und die thatkräftige Unterstützung der deutschen Katholiken vollauf verdient.

XXXVII.

Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Wirren. — Die Wallfahrt nach Trier.

Mit vollem Recht hat Görres den „Triariern" zum Schlusse zugerufen, der „Athanasius" habe seine Schuldigkeit gethan, sichtbarer Segen habe auf ihm geruht, und durch ihn sei er kein Buch geblieben, sondern eine That geworden. Eine That auch insofern, als durch ihn nun überall „die Maske des Schafspelzes" abgezogen wurde, und die Feinde in der „eigenen liebenswürdigen Gestalt" erschienen; und das war „ein großer Gewinn". Was sie immerhin auch thun mochten, in den Augen aller Gutgesinnten waren sie gerichtet, und weder List noch offene Gewalt, noch auch das ganze Heer freiwilliger und gedungener Schreiberseelen, die bald durch gemeine Verleumdung gegen Rom und den gefangenen Erzbischof die eigene Gewaltthat rechtfertigen, bald auch nur vertuschen und beschönigen mochten, konnte die Sache wiederum in das rechte, ruhige Geleise bringen. Nun endlich fingen sie „zu wittern an, was sie gethan," schreibt Görres an Giovanelli, „und sind nun sehr griesgrämig und aufgebracht, natürlich nicht über sich, sondern über die Katholischen, die es ihnen angethan. Jetzt verlegen sie sich auf ein dummes Zuwarten und Schweigen, als wenn sie die Welt auf etwas Großes vorbereiten wollten; es wird aber gar nichts kommen, als etwa vielleicht der Tod des Königs, der der Sache auf eine kleine Zeit ein Ende macht. Das Schweigen, das sie zugleich offiziell sich aufgelegt, wird ihnen indessen von unserer Seite nicht

wenig sauer gemacht. Sie sitzen da, wie Einer, der bis über die Ohren eingeseift mit einem stumpfen Tischmesser bearbeitet wird und nun alle Art Gesichter schneidet, aber um die eingegangene Wette nicht zu verlieren, den Mund nicht öffnet." [1]

Ein Jahr war verlaufen, und der Erzbischof noch immer gefangen; aber der Himmel hatte die Klage der Bedrängten vernommen, und die Einsichtigeren gewahrten, wenn auch in weiter Ferne, die Vorboten einer bessern Zukunft. Um aber auch dem Volke jenes folgenschwere Ereigniß, welches das „große Jubeljahr der Befreiung" eröffnet hatte, in lebendiger Erinnerung zu halten, redete Görres „Zum Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers 1837" [2] ein paar kräftige Worte zu denselben, „damit das Woher und Wohinaus in dieser Sache neuerdings klar und deutlich vor Augen trete, und Allen, die es angeht, die Ueberzeugung komme, daß der alte Spruch O. A. M. D. G. auch hier, wenn auch wider Willen aller derer, die es anders meinen, glorreich sich bewähren werde." Mit unverhaltener Freude schildert er die herrlichen Erfolge des damals ausgesprochenen Wortes der Gewalt, das wie eine Bannformel aus dem Geisterzwange wirkte und in den Schlaf der Gebundenen hineingeredet schien, daß sie wach geworden sich erhoben und die Voraussetzungen der Feinde von der Gleichgültigkeit des katholischen Volkes und der Servilität der Priesterschaft sofort schmählich zu Schanden machten. So sei es denn, meint Görres, mit dem alten Wahn nun zu Ende gekommen, und mehr und mehr habe die Ueberzeugung Raum gewonnen: auf dem bisherigen Wege könne nimmer weiter vorangeschritten werden, und es müsse, um bleibenden Frieden zu erlangen, der durch Gott

---

[1] Ges. Briefe III. 498. 538.

[2] Hist.-pol. Blätter II. 410. — Mit Zusätzen vermehrt auch separat erschienen. Regensburg 1838.

und alle guten Geister in aller Geschichte gewährte Satz Anerkenntniß finden: „Die Kirche sei die gottgesetzte These, die Reformation aber die gottzugelassene Antithese; damals eingetreten, als der innerlich lebendige Gegensatz nach der Schwäche menschlicher Natur zu einem krankhaften umgeschlagen, und nun äußerlich verfestet wurde, damit sie so lange fortbestehe, als Gott sie zuzulassen gut befinde" — ein Satz, der auf demselben Grunde ruhe, der auch im politischen Gebiete den andern tragen müsse: „Die Obrigkeit in allen ihren Formen ist die naturgesetzte, gottbestätigte These; das democratische Element in seiner äußerlich gewordenen Opposition in den Institutionen neuerer Zeit aber die Antithese; und der mechanische Gegensatz, der nun zwischen Beiden eingetreten, sei nichts als der lebendige, der früher bestanden, nun aber herausgeworfen und in der Aeußerlichkeit festgehalten als Parteikampf sich kundgegeben."[1] Das katholische Volk aber soll festen Muth bewahren und nimmer zagen; denn ihm steht sein Helfer fort und fort zur Seite und wird sein Vertrauen nicht zu Schanden machen. Im geistigen Kampfe gelten ohnehin Kanonen, Bajonnette, gezogene Säbel, Fäuste nichts, nur nach Köpfen und Herzen wird gezählt; ist es um diese wohlbestellt, dann wird alle Gewalt zu Schanden. Aehnliche Betrachtungen machte Görres zu Nutz und Frommen der deutschen Katholiken zum „Zweiten Jahresgedächtniß des 20. Novembers 1837."[2] Er hatte eben erkannt, daß eine gottgesandte, kostbare Zeit über die Erde gekommen sei, und der nun ausgestreute gute Same doppelte Früchte bringen werde. So wollte er denn nach Kräften mit ausstreuen helfen, da die heilige Sache der Kirche seine ganze Seele füllte. Darum auch stand er mit

[1] Zum Jahresgedächtniß u. s. w. S. 25 f.
[2] Regensburg 1840.

allen im Kampfe hervorragenden Männern in Verbindung, so mit Clemens August und dem Jesuiten-General (!) P. Roothan, wie aus den „Gesammelten Briefen“ sich ergibt, und von Rom aus mußte sein Sohn Guido, dem um des großen Vaters willen der Eintritt in die höchsten maßgebenden Kreise vergönnt war, ihm fortdauernd über den Stand der Dinge genauen Bericht erstatten.

Zwar war im Frühjahre 1839 dem alten Erzbischofe mit Rücksicht auf seinen bedenklichen Gesundheitszustand gestattet worden, auf das Familienschloß Darfeld im Münsterlande sich zurückzuziehen; auch starben im Lauf der Jahre mehrere Hauptgegner Roms und des Erzbischofs. Aber noch immer dauerte das unheilvolle Zerwürfniß zwischen der Kirche und dem Staate fort. Da griff die göttliche Vorsehung mit ordnender Hand in das Wirrniß ein, und es ereignete sich das, woran ja Görres ein Besserwerden der Zustände angeknüpft: Friedrich Wilhelm III. wurde am 7. Juni 1840 vom irdischen Schauplatz weg in die Ewigkeit abberufen, und es folgte ihm auf Preußens Thron Friedrich Wilhelm IV., zu dem nun Millionen Augen mit froher Hoffnung hinaufschauten. Freilich war es keine leichte Aufgabe, die seiner wartete; denn „was sie mit plumpen Korporalsfäusten ineinander gewirkt“ hatten, sollte er „wieder auseinanderlösen und fein ordentlich zu Rechte legen“. Aber da er den bösen verderblichen Geist, der wieder einmal über Preußen gekommen, bannte, und nicht dem Willen der früheren Räthe, sondern dem besseren Zuge seiner eigenen Seele folgte, so ward der religiöse Friede in Deutschland schneller und leichter wiederhergestellt, als man es jemals erwartet hatte. Die vordem plötzlich abgebrochenen Verhandlungen mit Rom wurden von der preußischen Regierung wieder aufgenommen, als deren schließliches Resultat die Erfüllung der berechtigten Wünsche und Forderungen der Katholiken sich ergab: völlige Unabhängigkeit in Glau-

benssachen, Entfernung der Hermesianer aus den kirchlichen Stellen, Vernichtung der geheimen Convention in Sachen der gemischten Ehen, unbeschränkte Leitung der Studien seitens der Kirche, freie Communication der Bischöfe mit Rom, Freiheit der Bischofswahlen. Noch mehr! Der edle König ließ durch ein eigenhändiges Schreiben vom 15. November 1841 dem Kölner Oberhirten eine Ehrenerklärung zu Theil werden, worin er den schwer Verleumdeten von allem Verdachte der Theilnahme an politisch-revolutionären Umtrieben freispricht. Auch bezüglich des ferneren Verhältnisses des Erzbischofs zu seiner Diöcese wurde unter Mitwirkung des Königs von Baiern, der vom Anbeginn des Streites an als katholischen Fürsten sich erwiesen und sofort dem Vorgehen Preußens bezüglich der Freigebung der Correspondenz der Bischöfe mit dem Papste gefolgt war, sowie des Kaisers von Oesterreich auf diplomatischem Wege eine Einigung erzielt. Clemens August leistete freiwilligen Verzicht auf die fernere persönliche Verwaltung der Erzdiöcese und führte den zu seinem Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge ernannten Bischof von Speyer, Johannes von Geissel, durch einen warmen, Frieden athmenden Hirtenbrief in seinen neuen Wirkungskreis. Der alte Erzbischof aber, der in demüthiger Entsagung selbst die von Rom aus ihm angebotene Cardinalswürde ausschlug, lebte fortan in stiller Zurückgezogenheit in Münster, bis er am 19. October 1845 zu einem besseren Leben einging, nachdem er schon hier auf Erden, wie es in der bei Kunde seines Todes vom Papste gehaltenen Allocution heißt, „durch den Glanz seiner Tugend der Welt, den Engeln und den Menschen zum Schauspiel geworden“.

Einen andern großartigen Triumph hatte die Kirche im fernen Osten errungen. Der Erzbischof von Posen-Gnesen, Martin v. Dunin, welcher kurz nach dem Kölner Ereigniß wegen strenger Einhaltung der kirchlichen Bestimmungen betreffs der gemischten Ehen gefangen zur Festung Kolberg

geführt worden, hatte gleichfalls seine Freilassung erhalten und war unter dem Jubel des Volkes auf seinen erzbischöflichen Sitz zurückgekehrt.

So war zum Heile Deutschlands der so lang und heiß ersehnte Friede zwischen Kirche und Staat wieder hergestellt, und damit waren die Deutschen, wie Görres sagte, offenbar bei einem Stufenalter ihres nationalen Daseins angelangt; bei solchen Uebergängen aber pflegt der Mensch sich ein glückselig Neujahr anzuwünschen; das hatte auch Görres bei seiner nun erscheinenden Schrift: „Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung"[1] sich vorgesetzt, die zugleich einen Rückblick auf den Gang des nun historisch gewordenen Streites und einen Vorblick in die Zukunft werfen wollte. Sein Verfasser wendet sich zunächst an die, welche an dem Werk des Friedens mitgearbeitet hatten, und sagt vor Allen in seinem und der Katholiken Namen Gott dem Herrn Preis und Ehre, der die Umstände so gefügt, daß eine Sühne möglich geworden. Der zweite Dank gebührt dem gottberufenen Statthalter der Christenheit, der fest und unerschrocken, wie aus dem Metall gegossen, die Sache zum glücklichen Ziele geführt. Weiterhin sagt er seinen vollen Dank dem Könige von Preußen, der in der Wahl zwischen Trug und Gerechtigkeit für letztere sich entschieden hat; dann auch dem Könige von Baiern und dem Hause Oesterreich; doch auch den Erzbischof will er nicht vergessen, der, wie er den Streit mit Unerschrockenheit begonnen, mit mild besonnener Klugheit geführt, so auch mit Selbstverläugnung ihn beschlossen hat; ihn wird für Alles, was er im Verlauf des Streites erduldet, die bleibende Anhänglichkeit des Volkes überreich entschädigen. Zum Ende dankt er auch der Geistlichkeit, welche in ihrer größeren Mehrzahl treu zur Kirche sich ge-

[1] Weißenburg a. S. 1842.

halten und in den stürmischen Tagen die Saat des Wortes Gottes reichlich auszusäen verstand, dem rheinischen und westphälischen Adel katholischer Junge, der gleichfalls an den Platz des Gewissens und der Ehre hingetreten ist und die Ungnade nicht scheuend vor dem Throne und überall der Wahrheit das Wort geredet hat; dann noch dem braven katholischen Volke, das im Anfang, im Verlaufe und bis zum Ende sich preiswürdig und gut gehalten hat. Diese Alle hatten ja mitgewirkt, daß die Gleichheit der Rechte der Confessionen hergestellt und es dem Gewissen und dem religiösen Sinne anheimgegeben ward, die Lebensbedingungen zu ordnen, ohne daß der Staat sich einen Zwang gestatten darf. Preußen, sagt er, ist darin mit gutem Beispiel vorangegangen, die Andern, wie sie immer sich sträuben mögen, werden folgen müssen. Denn dazu drängt und treibt ja etwas, was die fadeste, einfältigste und abgeschmackteste Kammerdiscussion nicht entwaffnet, und was Alles bricht, was sich nicht biegen will. „Es ist nämlich die Noth, die als unsere Bundesgenossin steht; wir müssen nämlich mit einander leben und uns vertragen, weil es sich um unser Dasein handelt." Seit wir nämlich seit drei Jahrhunderten, so fährt er fort, fortwährend vergebliche Discussionen geführt, zwischendurch lange Schläfe geschnarcht, und soporöse Zustände mit Delirien uns häufig überfallen haben, „hat die Weltgeschichte ein gefährliches, höchst widerwärtiges Ansehen uns gegenüber angenommen." Er zeigt sodann im Einzelnen die drohenden Gefahren, denen das überall offene, dazu noch in religiösem Zerwürfniß gehaltene Deutschland nach Außen hin ausgesetzt sei, und wendet wie mit Seherblick sein Auge hin auf jenen Coloß, der im Osten von Erde und Eis sich aufgebaut, auf Rußland: „Die Zeit hat den Weigernden mit Gewalt auf die Bühne hinausgezogen; er hat sich dort fühlen gelernt und glaubt das Jahrhundert nahe,

wo die Herrschaft der Welt ihm angehöre. Eurer zugewandten Gränzmarken hat er sich längst bemächtigt; Ihr seid selbst die Veranlassung gewesen, daß er Polens sich bemeistert; und nun er Herr am mittleren Laufe der Weichsel ist, verlangt ihn nach dem Naturtriebe, auch Herr ihrer Mündungen zu werden. In der Pentarchie hat er den Handschuh Euch hingeworfen, es für unnöthig haltend, den Umfang seiner Absichten in die Zukunft hinaus Euch zu bemänteln und zu verhüllen. Im Frieden seid Ihr überflügelt, seine Bollwerke weit auf spitzer Landzunge vorgetrieben; wer wird ihn hindern in Besitz zu nehmen, was ihm offen steht, und was er in den ruhigen Zeiten Euch umbollwerkt, wenn Ihr im bisherigen Verhältnisse zum nächsten Stammesverwandten steht, und jeden Augenblick solche Fehden wiederkehren mögen, wie wir sie vier Jahre hindurch erlebt? Den Winter hat er zum Bundesgenossen und zum Wehrmann seiner unwirthbaren Gegenden gemacht, wie Napoleon es erfahren; wer aber wird Euer Bundesgenosse sein, könnt Ihr nicht einmal mit dem Bruder Euch vertragen? Zu Euch kann er hinein, bis in den Kern des Landes, überall nur die Spuren der Tritte der Väter findend; geht aber Ihr hinein nach der Beresina und weiter, die Gebeine der großen Armee werden Eure Meilenzeiger sein." [1]

Wie viel anders, ruft Görres nun klagend aus, war die Stellung der Deutschen, als sie vorzugsweise das universalhistorische Volk gewesen! Und wie ist doch das Reich in eine solche Lage hineingekommen, wie hat es doch ein so reichliches Kapital, in die Sparkasse der Zeiten hinterlegt, vergeuden können, so daß es zuletzt gar bankbrüchig geworden? Zur Beantwortung dessen entwirft nun Görres einen meisterhaften Ueberblick der ganzen Vergangenheit unseres Volkes, in deren Falten die veranlassenden Ursachen

---

[1] Kirche und Staat u. s. w. S. 72 ff.

des Unglücks als Keime beschlossen liegen; er führt aus der Geschichte der Bewegungen, die das imperium und das mit ihm verkettete sacerdotium im Laufe von dreißig Menschenaltern durchschritten, die höchst instructive Diagnose des tödtlichen Uebels an uns herauf. Mit besonders tiefem Einblick und überzeugender Klarheit ist die Genesis und das Wesen des Protestantismus geschildert, der eben, Gott sei's geklagt, die volle Schale des Unglücks über das arme Deutschland ausgegossen hat. Alles ist zertrümmert und zerstört, und der helle Glanz jener Krone, die der Kaiser Karl getragen, ist nach und nach erblichen, und die Krone selber endlich mit dem Kaiserthron vergraben worden; aber jene andere dreifache Krone, auf die das alte Heidenthum mit Feuersgewalt und des Nordens Völker mit Schwertesschärfe herangestürmt sind, an welcher Byzanz genagt, welcher die Sarazenen nachgestellt, und nach der ihre Schirmvögte oft mit starker Faust gegriffen haben — sie ist immer in ihrem Wesen unantastbar aus allen sie bedrohenden Fährlichkeiten hervorgegangen und wird auch bis in die fernste Zukunft forterglänzen, mag auch das wunderliche Johannesevangelium der neuen Kirche ohne Gott nnd des modernen Staates von allen Dächern uns entgegen tönen und die wilde Sturmesjagd auf die alte Kirche scheinbar Alles mit sich fortreißen. Denn das möge man wohl beachten, daß alle neue Geschichte nur das ausgezogene Abbild der Geschichte ihres Gründers und so die des größeren Theils der abgelaufenen Jahrhunderte nur die große Passionswoche[1] der Kirche gewesen ist. Aus dieser aber ruft eine höhere Stimme wieder und wieder laut warnend der Gegenwart zu: „Wollt ihr, was ihr sollt, alle Mächte des Himmels und der Erde werden euch hilfreich sein; geht

[1] Vergl. die betreffenden herrlichen Schilderungen S. 157 ff., '0 ff., 224 ff.

ihr aber die üble Straße, die Abwege, auf denen ihr hinwandelt, werden auch wider euern Willen euch unter euern Füßen zum rechten Ziele eingebeugt, und ihr werdet doch hingeführt, wo ihr nicht hingewollt."[1]

So sprach das schöne Büchlein ermuthigend und warnend zu Freund und Feind, und überall, wohin es kam, las man es mit ganzem Interesse. Und wer es jetzt noch liest, der wird gewiß dem Urtheil Giovanelli's beistimmen: „Das ist eine wahre Ilias in nuce, und das Büchelchen gilt für eine Bibliothek."[2] Was die Schrift noch besonders frisch und lebendig macht, das ist der ihr untergelegte Grund der frohen Siegeszuversicht, deren goldener Wiederschein aus jeder Zeile uns entgegenleuchtet. Die aber gründete sich wiederum auf die überall wahrgenommene Hebung des Kirchlichen. „Das ganze stille Werk der Wiedergeburt ist fortdauernd bei uns im Zunehmen," ruft er jubelnd aus, und mit hellen Farben malt er die Wirkungen des besseren Geistes, der nun der Völker sich bemächtigt hatte. Dieselben zeigten sich schon so bald und mit solcher Evidenz, daß selbst Friedrich Wilhelm III. von Preußen bereits ein Jahr nach dem Kölner Ereigniß dem Fürsten Metternich gegenüber zu dem schweren Geständniß sich genöthigt sah, „er sei zu falschen Schritten hingerissen worden, er habe in seiner Eigenschaft als Protestant einen großen Fehler begangen, denn nie habe der Katholicismus in seinen Staaten solche Fortschritte gemacht, wie seit der unglücklichen Kölner Geschichte."[3]

Damit mochten zunächst freilich jene vor die Oeffentlichkeit getretenen katholischen Lebensäußerungen gemeint sein; doch auch nach Innen hatte das katholische Bewußtsein

---

[1] Kirche und Staat u. s. w. S. 229 f.

[2] Ges. Briefe III. 589.

[3] Ges. Briefe III. 505 f.

sich vertieft, und der heilige Glaube trieb von Neuem in den aufgeweckten Herzen mächtige Sprossen. „Alles wendet sich der Kirche zu," hatte Görres bereits 1838 freudig an seinen lieben Tiroler Freund berichtet; „die seit 40 Jahren keine besucht, lassen sich in ihr finden, und die böse Krätze, die sich seit so vielen Jahren angesetzt, schuppt ab, und das gesunde Fleisch dringt wieder durch."[1] Das hat ganz unwiderlegbar und großartig in der Wallfahrt nach Trier zum heiligen Rocke sich erwiesen, „ein großes, vor dem Angesichte aller Völker von mehr als einer Million freier Menschen abgelegtes Zeugniß für ihren lebendigen Glauben an Christus, den Sohn Gottes." Unser Görres, der eben dieses Wort gesprochen, nahm von ihr Veranlassung zur Abfassung seiner letzten größeren Schrift gleichen Namens[2]. Schon im Anfange richtete er auf jenes erhabene Schauspiel seine Augen hin, und bereits im September 1844, nachdem am 18. August die Ausstellungsfeierlichkeiten begonnen hatten, berichtete Görres mit einiger Genugthuung an Giovanelli über die große Noth, in welche Berlin mit dem heiligen Rocke in Trier gekommen sei, „der gerade, als man ein wenig verschnaufen wollte, um in neuen rosenfarbenen Hoffnungen sich zu bähen, aus seinem dunklen Verschlusse an's Tageslicht muß, um das Volk zu Hunderttausenden anzuziehen, und überdem noch ohne Polizeiconcession sich herausnimmt, Wunder zu thun." In einem andern Briefe vom 16. November desselben Jahres heißt es: „Weit das Allerwichtigste von einem nicht zu berechnenden Einfluß ist die Wallfahrt nach Trier gewesen, die zuerst der katholischen Sache auch eine handgreifliche Unterlage gegeben. Die Consternation auf der einen Seite und die taumelige Dummheit, die ihrer sich bemeistert hat, und die feste und sichere Hal-

---

[1] Ges. Briefe III. S. 486.

[2] Die Wallfahrt nach Trier. Regensburg 1845.

tung auf der andern verräth schon allein die übergroße Wichtigkeit der Sache, in der anderthalb Millionen Menschen wie Ein Mann zusammengestanden. Im Gefühle dieser Wichtigkeit habe ich denn auch zugegriffen, um ihnen, was sich begeben, in seiner ganzen Bedeutung auszulegen." [1] Was er dann vorhinab in den „Historisch-politischen Blättern" [2] drucken ließ, hat dem erbitterten Gegner „schon den Kamm hochroth gefärbt"; noch mehr hat das die ganze Schrift gethan, die zu Anfang des Jahres 1845 erschien. Ihr Verfasser spricht zunächst von dem Zweck, von der Berechtigung und der Bedeutsamkeit der Trierer Wallfahrt, welche „ein großer, denkwürdiger Akt in der Geschichte der Kirche war, eine große Demonstration im Angesichte aller Völker vorgenommen". Aber die Welt, so fährt er fort, hielt das für einen Skandal des Jahrhunderts, und aus allen Höhlen des Abgrundes, wo die Lügenschmiede sitzen, und die Bosheit und Frivolität Sünden und Schande brüten, hat ein Geheul sich erhoben, und eine Eruption des Schlammvulkans ist der grimmigen Convulsion gefolgt. Da aber „der deutsche Polterer, wenn er rabiat wird, immer in's Hochkomische fällt" [3], so hat Görres den lächerlichen Ausfällen seines Grimmes in der Presse zumeist auch in der alten ergötzlichen Weise Gegenrede geleistet. Nur war es wunderbar, daß zu Anfang die Jesuiten allein noch unbehelligt blieben; „denn allen Haß und Grimm, den man gegen die Kirche nicht zu bändigen weiß, hat man jeher gegen diese abgeladen; und allein, was man nicht direct gegen die Kirche und die Ihrigen auszulassen wagt, das befördert man unter Adresse der Jesuiten an die, welche es angehen mag. So sind die Ordensleute

[1] Ges. Briefe III. 618, 623.
[2] XIV. S. 561 ff. und 623 ff.
[3] Ges. Briefe III. 625.

wie der, von dem sie den Namen angenommen, mit den Sünden und Schandthaten der ganzen Welt beladen; jeder Tropf, dem ein Topf zerbricht, trägt die Scherben hin zum Berge, der auf ihnen liegt; wer vorübergeht, speit seinen Zorn aus vor ihnen: sie haben Alles gethan, Alles verschuldet, aller Bosheit Abgrund hat ihnen sich aufgethan, und angstvoll steht die Welt am Rande, die Hände ringend." Aber auch nur in der ersten Bestürzung hatte man nicht an sie gedacht; als man aber wieder ein wenig verschnauft, tauchten sie plötzlich auf und zwei Tage nach Schluß der Wallfahrt (6. October) rief eine fistulirende Stentorstimme aus dem Odenwald: „Harroh den Jesuiten!" und prophezeite einen zweiten dreißigjährigen Bruderkrieg, der freilich bis zur Stunde noch auf sich warten läßt. So waren denn „Lügen in allen Formen der Conjugation, im Perfectum, Plusquamperfectum, Präsens und Futurum ausgegangen", und da Alles nichts geholfen, hat man endlich zur Kritik seine Zuflucht genommen und sie gegen den Gegenstand der Verehrung, den heiligen Rock, in's Feld geführt. Görres stellt dem gegenüber die bis zum zwölften Jahrhundert aufwärts reichenden urkundlichen Zeugnisse für die Echtheit des heiligen Gewandes auf und sucht dann das wahre Wesen und den symbolischen Gehalt der beiden zu ihm in Verbindung stehenden Sagen von König Orendel und dem heiligen Gral zu erschließen, während die flache Leerheit dieser Zeit in jenen Gedichten nichts als ein Gewebe abgeschmackter und verrückter Abenteuer erkennen will. Görres nimmt hiervon Gelegenheit, in einer längeren, tiefgehenden Betrachtung herrliche Worte über das Wesen und die Bedeutsamkeit der kirchlichen Symbolik zu sagen.

Der letzte Theil der Schrift bietet eine überaus treffliche Beleuchtung zu der tragikomischen Posse, welche die Apostaten Ronge und Czerski dem erhabenen Trierischen Schau-

spiele anzuhängen gedachten. Ersterer, ein verunglückter Theologe, hatte Alles in eine stroherne Epistel zusammengebunden, was seichtes Wissen, Aufgeblasenheit und tiefer Haß gegen die Kirche aus sich gebären kann, und selbige durch die sächsischen Vaterlandsblätter an Bischof Arnoldi von Trier gesandt. Darob erscholl im Lager der Philister ein gewaltiges Jubelgeschrei, und „von den Zeitungsschreibern banden die Einen sich Trommeln an, die Andern stellten die blasenden Postillone mit hohlen Händen vor und trommelten und bliesen ihr Ecce homo! und der Charivari verkündete, der Marschall Vorwärts sei gefunden. Die Dickteufel und die Dünnteufel verführten großen Lärm und verkündeten: Alle, die seines Zeichens seien, sollten zur Fahnenweihe auf den roncalischen Feldern sich versammeln. Die Deputationen fanden sich von allen Seiten ein, sie umgaben den neuen Feldherrn im Kreise; er, von kleiner Statur, ragte noch immer um eines Kopfes Länge über alle Umstehenden hinaus. Sie kreuzten vor ihm die Hände auf der Brust, ihr Salem Aleikum mit Discretion leise aussprechend; sie neigten sich vor ihm und machten ihre Kniebeugungen ohne alle Gewissensbisse und nannten ihn immerfort mit ungeheucheltem Respecte Euer Hochwürden! und edler katholischer Priester! würdiger Gottesmann! Die Sache war sehr rührend." [1] In solch' ergötzlicher und treffend satirischer Weise wird dann der ganze „deutsch-katholische" Handel abgethan. Nur möchte man es fast bedauern, daß ein Görres an einer so kläglichen, possenhaften Geschichte sein Talent verschwendete, wäre es nicht zu einer Zeit geschehen, wo Ronge mehr als Luther galt, und seine Epistel „ein Aufsehen in Deutschland machte, wie keines unserer literarischen Meisterstücke es je hervorgebracht." [2] Zu-

---

[1] Die Wallfahrt nach Trier S. 17, 28, 30, 163.

[2] Fr. von Florencourt, Fliegende Blätter über die Fragen der Gegenwart Nr. 2, S. 17.

dem hat Görres auch, was eben für die Gegenwart dem Buche ein besonderes Interesse verleiht, das Ganze wie mit Seherblick für die Sectirer unserer Tage eigens zugeschnitten; sie mögen doch einmal hineinschauen in den Spiegel, den der alte Görres ihnen hingestellt, und auf kläglichem Zukunftshintergrunde wird ihnen ihr leibhaftig Conterfei in seiner ganzen Häßlichkeit entgegenblicken.

XXXVIII.

Christliches Leben und christlicher Tod.

In einer seiner frühesten Schriften hat Görres den Ausspruch gethan: „In vier große Klassen zerfällt die ganze Masse der Menschen nach ihren charakteristischen Differenzen geordnet. Menschen ohne Geist und ohne Charakter, Menschen von Charakter ohne Geist, Menschen von Geist ohne Charakter, endlich seltene Wesen von hohem Geist und großem Charakter.“[1] Wer möchte es bestreiten, daß eben unser Freund diesen seltenen Wesen beizuzählen sei? Sein hoher Geist hat ja wie kaum ein anderer mit mächtiger Hand in die Geschicke der Zeiten eingegriffen, so viel nur immer dem Menschengeiste dies verstattet werden mag. Und daß er auch ein großer Charakter gewesen, das hat mit lauten unwiderlegbaren Worten das Leben eines Mannes uns kund gethan, der im Jugend- wie im Mannesalter gleich heldenhaft für die von ihm erkannte Wahrheit kämpfte und für den Sieg der Freiheit und des Rechtes Alles, Heimath, Gut und Ehre, hinzuopfern sich nicht scheute. Aber er war ein Charakter, nicht bloß wie ihn die Welt versteht und will, sondern aufgegangen und großgezogen im Garten der Religion, wohlauf gediehen und herangereift unter den belebenden, kräftigenden

---

[1] Resultate meiner Sendung nach Paris. Pol. Schriften I. 79.

Strahlen der höheren Wahrheiten, gefestigt und gestählt durch Kampf und Sieg des höheren Geistes über die armselige, schwache Menschennatur. Kurz, Görres war ein wahrhaft christlicher Charakter, ein Christ auch in der That: fromm vor Gott, voll Liebe zu den Nächsten, versöhnlich vor der Welt und im Innern demüthig und selbstverläugnend. Den unendlichen Werth der hohen Gnadengaben, wie sie durch die heilige Kirche der Menschheit zuströmen, wohl ermessend, hörte er täglich die heilige Messe, ging häufig zu den heiligen Sacramenten, übte eifrig das Gebet und scheute sich nicht, auch öffentlich und dem spöttischen Hohnlachen der Welt zum Trotz in schlimmer Zeit seine Glaubensbrüder zu eifrigem Gebete mit den wärmsten Worten aufzufordern [1]. Seine Pädagogik war keine sophistisch und künstlerisch zurechtgelegte, sondern kurz und klar, auf den Grundsätzen des Christenthums beruhend. Darum auch hatte Görres so wohlerzogene brave und so dankbare Kinder. Noch wenige Stunden vor seinem Tode hatte Guido, wie Professor Streber uns erzählt, mit großem Nachdruck und sichtbarer Rührung hervorgehoben, wie viel er seinem Vater zu verdanken habe, indem dieser ihm als Knabe und als Jüngling wiederholt die Lehre an das Herz gelegt: „Hüte dich vor bösen Buben, gebe die Ehre Gott in der Höhe und halte Friede mit den Menschen!"

Görres war voll Liebe zu den Nächsten. Schon der Grundzug seiner Seele war sanfte Güte und stilles Mitleid für das Schwache und Hülfsbedürftige, für Noth und Armuth. Das mag bei einem so furchtlosen, wetterfesten Streiter, der so manchen harten Strauß und so viele bittere Fehden durchgefochten, etwas unglaublich erscheinen, aber dennoch ist es wahr. Alle, die ihm irgend nahe gestanden,

---

[1] Vgl. den Aufsatz: „Ueber eine zeitgemäße Ausbreitung des kirchlichen Gebetskreises" in den histor.-pol. Blättern Bd. XIV.

müssen das bezeugen. Einst war eine vertraute wackere Jugendfreundin seiner Kinder — sie hat es uns selbst erzählt — bei ihrer Rückkehr aus dem Görreshause, da es eben regnerisches und schmutziges Wetter gewesen, auf der Straße ausgeglitten und hatte sich über und über mit Schmutz bedeckt. Verwirrt und beschämt eilt sie in's Görreshaus zurück, begegnet aber im Garten dem alten Görres, der nun mit herzlichen, freundlichen Worten sie bedauert, sie zur nahen Fontaine führt und mit eigener Hand wie ein besorgter Vater ihr Gesicht und Kleider reinigt. Ein anderes Beispiel: Der Gang von seiner Wohnung zu den Kunstsammlungen der Hauptstadt führte ihn an einem Platze vorbei, den die Wärterinnen mit ihren Kleinen zum Sammlungsort sich ausgewählt hatten. Sah er dann ein Kind auf den kalten Steinen sitzen oder fern von seiner Pflegerin der Gefahr ausgesetzt, von den vorüberrasselnden Wagen überfahren zu werden, so hob er es ganz sorgsam auf seine Arme, um es der Wärterin zu übergeben, indem er dieser ihre Pflicht bezüglich des Kleinen in seiner Weise scharf an's Herz legte.

Wir haben schon erwähnt, wie Görres gern und oft nachsinnend und die Hände auf den Rücken gelehnt in dem Garten vor seinem Hause auf und ab zu wandeln pflegte. Das hatten die Armen der Stadt schnell ausgewittert, wie auch, daß es ein guter alter Herr sei, der oft und viel zu geben liebe; und jeden Morgen stellten sie sich zur bestimmten Stunde vor dem Garten auf, um den vorbeiwandelnden „guten alten Herrn" um ein Almosen anzusprechen. Der nun, da er niemals Geld bei sich trug, ging eilenden Schrittes zum Hause, forderte von der Köchin sechs oder mehr Kreuzer und brachte sie den Armen. Wenn dann an einzelnen Morgen zu häufig der Ruf: „Köchin, sechs Kreuzer, zwölf Kreuzer!" in's Haus hinein erschallte, so meinte wohl die eine oder andere der mehr haushälterischen Damen des

Hauses, das sei für den Einzelnen doch zu viel. „Aber die Armen müssen doch auch leben," war dann seine Erwiderung.

Görres war nicht verschwenderisch, aber für die Armen und die Bedürfnisse der Wissenschaft scheute er keine Ausgaben. Noch im Alter schaffte er sich Gehlers physikalisches Wörterbuch an, und da er auch nothwendig einen physikalischen Apparat gebrauchen mußte, so nahm er einst zu dessen Ankauf ohne Jemandes Vorwissen eine Summe von 60 bis 80 Gulden aus der Hauskasse. Bald aber merkte die Verwalterin derselben, Frau Görres, das Deficit; man erging sich in allerlei Vermuthungen, wo in aller Welt doch das Geld geblieben sei, und erst als der Verdacht auf Entwendung eine bestimmte Person traf, gestand Vater Görres zur allgemeinen Erheiterung: „Käthe, ich habe einen Electrisirapparat dafür gekauft." Ueberhaupt herrschte im Görreshause ein Ton gesunder Herzlichkeit und Fröhlichkeit, da jedes Familienglied gern des andern Schwächen nachsah, und alle in den Bahnen eines christlichen Familiengesetzes sich bewegten. Einst hatte Freund Giovanelli eine Sendung herrlicher Tiroler Trauben gemacht. Nachdem alle nach Herzenslust davon genossen hatten, hing man die übrig gebliebenen Exemplare an einer Schnur hoch oben auf dem Boden auf. Des andern Tages kommt Guido wie von ungefähr dorthin, sein Blick fällt auf die Trauben, und da ihn diese gar so lüstern und verführerisch anschauen, befördert er mit Hülfe einer langen hölzernen Stange einige nach unten. Da eben nach vollbrachter That hört er dumpfe Tritte auf der Bodentreppe und schnell verschwindet er hinter einen Wandvorsprung. Es ist Vater Görres, der ganz sachte herangeschlichen kommt, gleich seine Augen auf die schönen Trauben richtet und, da diese doch für ihn zu hoch dahängen, dasteht wie der Fuchs in der Fabel. Nun fällt sein Blick auf die Stange, er nimmt sie, und gerade mitten

in der Execution, die nicht so schnell von statten gehen wollte als die des flinken und gewandten Sohnes, wird der Dieb zum allgemeinen Gaudium von der Familie attrapirt, die inzwischen der muntere Guido schnell heraufgerufen hatte. Die lustige Geschichte setzte in der Folge noch manchen Scherz und für den Ertappten häufige Neckereien ab.

Dem guten Guido war übrigens die Freude über den gelungenen Streich wohl zu gönnen, hatte ihm doch der Vater, freilich ohne zu wollen, bisweilen einen viel übleren Schabernack gespielt. So waren Vater und Sohn einst beim Minister eingeladen, und da der feinere Herr Sohn etwas zu lange Toilette machte, so war der alte Görres, der gerade in diesem Punkte ein unendlich weites Gewissen hatte, inzwischen langsam vorausgegangen. Endlich kommt auch Guido, aber in größter Aufregung nach unten. Er sucht und sucht und kann es nirgends finden: den neuen Frack und Hut, den er eben von Paris sich mitgebracht. Wohl oder übel muß er mit seinen alten Sachen vorlieb nehmen und so sich dem Minister präsentiren. Da aber findet er zu seinem größten Staunen und Ergötzen die lang gesuchten Kleidungsstücke, mit denen nämlich der alte Herr, da sie ihm gerade zur Hand lagen, ohne es zu merken, sich ausstaffirt hatte, der nun in diesen neuesten Modeartikeln höchst possirlich sich ausnahm. Ueberhaupt war Görres in seinem Aeußern und in seiner Kleidung bescheiden und anspruchslos bis zur äußersten Grenze. Jahre lang konnte er denselben alten abgeschabten Rock gebrauchen und sein etwas widerspenstiges Haar mochte er auch nicht mit einem Instrument in eine andere Ordnung bringen, als Gott es ihm wachsen ließ. Wenn er so gesenkten Hauptes und bedächtigen Schrittes daherwandelte, mochte der ihm zuschauende Fremde ihn anfangs für einen behäbigen und gemüthlichen, freilich etwas sonderlichen Philister halten, bis dann die plötzlich aufschauenden, hellblitzenden Augen ihm den Irrthum benahmen. Die

äußere Persönlichkeit unseres Freundes möge dem Leser das Titelbild veranschaulichen, das eine getreue Nachbildung des 1838 von Jos. Settegast gemalten trefflichen Porträts von Görres ist.

Görres war ein christlicher Charakter ohne Haß und Leidenschaft. Trotz der zahllosen Angriffe, welche abzuwehren vielfach Ehre und Pflicht ihm geboten, hat er doch niemals gegen Jemanden in persönlichen Invectiven sich ergangen. Ihm galt bei jedem Streite nur die Sache, nicht aber die Person, und wenn hin und wieder auch diese nicht zu umgehen war, so hob er deren gute Eigenschaften so hell hervor, daß alles Böse, was er nöthigenfalls vorbringen mußte, ganz in den Hintergrund trat. In einem Briefe äußerte er sich einst folgendermaßen: „Ich möchte gerne, die für das Gute streiten, darüber verständigen, daß man in allem Streite immer das Gute zum Voraus absondere und in Sicherheit auf Seite bringen soll, um es hernach mit dem Bösen allein zu thun zu haben, dessen sich anzunehmen jeder ehrliche Mensch sich schämen muß.“ Selbst an seinem Todfeind Voß hat unser Görres edel und christlich gehandelt. Eben hatte er für das Märzheft vom Jahrgang 1826 des „Katholik“ eine scharfe Replik auf Vossens letzte Angriffe gegen das Pfaffenthum und den „Päpstler“ bestimmt, als ihm die Kunde kam, der Patriarch der Aufklärer sei vom Herrn in die Ewigkeit abberufen worden. Sofort nahm er den Aufsatz zurück nach dem Grundsatze: „Die Todten soll man ruhen lassen.“ Erst als der Heidelberger Paulus der verstummten Trompete ein neues Mundstück aufsetzte, und ein gar wildes Lied von Pfaffenthum und allerlei „hierarchischen und aristokratischen Umtrieben“ mit weiland Vossenscher Melodie in die Welt hinausgeblasen wurde, schrieb Görres seine Schrift wider Voß, in welcher er aber allen möglichen guten Eigenschaften des Alten so sehr gerecht wird, daß Freund und Feind sich nicht genugsam darüber

wundern konnten. Rührend sind die Worte, welche unser Görres beim Hinscheiden Friedrich Wilhelms III. von Preußen, dessen Regierung ihm so viel Bitterkeiten bereitet hatte, an Giovanelli schrieb: „Unterdessen ist der letzte Thron der heiligen Allianz erledigt worden, und diese findet jetzt jenseits sich beisammen; möge Gott an ihnen Barmherzigkeit geübt haben! Kein Sterbebett ist ohne Rührung, weil die eigenthümliche menschliche Natur, wenn auch ein ganzes Leben hindurch im Sterbenden und in seiner Umgebung zurückgedrängt, doch jetzt durchbricht; darum hat es auch hier nicht daran gefehlt ... Der Kronprinz hat sich in der Sache gut gehalten. Das Andenken des Vaters ist ihm werth gewesen, und er hat dessen kein Hehl gehabt." [1] Selbst einer der „Triarier", Professor Leo, anerkannte später öffentlich die Milde und Liebe, womit Görres die in des ersteren Sendschreiben verwachsenen „Ranken von Schlingelei" freilich abgewiesen, sich ihm persönlich aber fortwährend freundlich und zugethan erwiesen habe [2]. Wo er nicht absolut gezwungen war, dem Angreifer bösen Willen zu imputiren, suchte er auch die härtesten Angriffe zum wenigsten auf arges Mißverständniß zurückzuführen. „Viel Streit und Zank würde vermieden werden," schrieb er an Friedrich von Dalberg, „wollten die Leute sich mehr mittheilen und mit einander verständigen. So aber steht jeder auf seiner Klippe, und am öftesten baut der Teufel die Brücke von einem zum andern." [3] Wenn Görres jemals Parteimann gewesen, so war er es unbeschadet seines weitgehenden echten Liberalismus, der ihn auch den entgegengesetzten und irrigsten Ansichten mit größter Duldsamkeit entgegentreten ließ.

---

[1] Ges. Briefe III. 545 f.

[2] Halle'sches „Volksblatt für Stadt und Land", Jahrg. 1852, Nr. 95.

[3] Ges. Briefe II. 289.

Wer nur irgend eine Schrift von ihm gelesen hat, muß das bestätigen, und darum ist auch keiner der vielen Vorwürfe, die man unserm Freunde gemacht, grundloser und böswilliger als der auf Unduldsamkeit lautende. „In ihre Seele hinein traue ich Ihnen die reinste Parteilosigkeit zu," schrieb einst Jakob Grimm, „ja Duldsamkeit für ganz entgegengesetzte Ansichten." [1] Clemens Brentano nannte ihn darum auch „Du liebes Christenherz"; er verglich den gewaltigen Freund in seiner Weise mit einem zottigen alten Pudel; „die Kinder zausen und zupfen ihn an den Haaren; er läßt sich das Alles gefallen, höchstens knurrt er ein klein wenig." [2] Den Vorwurf der Unduldsamkeit gegen Görres konnte er daher auch um so weniger vertragen. Im Jahre 1839 besuchte ein gewichtiger Herr Professor aus Berlin auf der Durchreise durch München seinen früheren Bekannten Brentano, den er in Gesellschaft des Herrn Professor Steinle traf. Die Unterhaltung fiel auf Görres und seinen „Athanasius". Der Fremde hub nun an, mit aller Kraft gegen denselben loszuwettern, da er in seiner Polemik alle Grenzen der Mäßigung überschritten habe. Das aber brachte den Clemens gewaltig in Harnisch; er sprang auf und hielt dem angegriffenen Freunde eine mehr als einstündige warme Vertheidigungsrede, pries in hellen Farben seine Mäßigung, seine Geduld und seine christliche Liebe und zeigte, daß diese für Gegner solchen Schlages in Wahrheit noch viel zu weitgehend seien. Der gelehrte Professor aber fand es für gerathen, sich eiligst aus dem Staube zu machen.

Bezüglich seiner Polemik im „Athanasius" hat übrigens Görres in einer Vorrede zu demselben sich selber also charakterisirt: „Der Schreiber des Gegenwärtigen ist, wie man schon weiß, nicht furchtsamen Muthes; er ist auch we-

---

[1] Ges. Briefe III. 70.

[2] Stimmen aus Maria-Laach, Jahrg. 1876, S. 262.

der engen Geistes noch mürrischen Gemüthes; er gönnt den Geistern gern jede kühne Freiheit, dem Scherze sein Recht und jeder Eigenthümlichkeit ihre Weise; er achtet jede Kraft, wenn sie auch gegen ihn gerichtet ist; aber er verlangt im Kerne Gesinnung, Ernst und Wahrhaftigkeit; und nur, wo er die nicht findet, wendet er sich mit Abscheu weg, weil hier im Elemente der Ruchlosigkeit Satans Reich beginnt." Da also erst, wo „Satans Reich beginnt", fand die Milde ihre Schranken, und nur, wo „Arg und Falsch" und offenbare Böswilligkeit zu Grunde lag, bediente Görres sich der schärfsten Kampfeswaffen, welche edle Entrüstung und das volle Recht auf seiner Seite ihm darboten. Dergleichen böswillige uud verläumderische Angriffe galten ihm als die Thaten der Nachkommenschaft des Vaters der Lüge. Aber wo nicht die Pflicht deren Abweisung gebieterisch forderte, da ließ er die „fauchenden Furien" ruhig gegen sich losfahren, die „Schakale" um sich heulen und „Fuchs und Marder, Iltis und Stinkthier Gift und Galle speien." In der Vorrede zu seiner Schrift: „Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte" nennt er solche Gegner in aller Ruhe „Kinder des Tages, ein schnell vorübergehendes Geschlecht; ich habe ihre Ahnen, zwölf Glieder nach aufwärts hin, schon gar wohl gekannt und mich mit ihnen eben so schlecht, wie mit den Urenkeln vertragen; es wird daher auch fortan jeder am besten seine gewöhnlichen Wege gehen." Ihre Angriffe und Anschläge übrigens fürchtete er keineswegs, da er das lebendige Bewußtsein des höheren Schutzes in sich trug. Auf einige perfide Verläumdungen der „Strauchritter in den Blättern für literarische Unterhaltung" erwiderte er unter Anderm also: „Ich bin in Bayern und werde dort bleiben, was ich bin, so lange meine Bestimmung mich hier festhält, und ihnen, wer und wie viele sie auch sein mögen, ist es nicht gegeben, mir auch nur ein Haar auf meinem Haupte zu krümmen,

denn ich habe mich hier wie überall nicht auf eigenen Hochmuth und der Menge wandelbare Gunst, sondern auf Ordnung, Recht und Gerechtigkeit, Sitte und Religion gestellt, und so stehe ich unter höherem Schutze sicher." Die gewöhnlichen Verunglimpfungen in Winkel- und Witzblättern machten ihm übrigens gar wenig Sorgen und Kummer. So nahm er einst bei stark besuchter Abendgesellschaft ein solches Blatt und las mit lauter Stimme ein langes Pasquill auf seine Person vor, deren kräftig gewürzte Ausdrücke ihm selber den größten Spaß bereiteten.

Ein solches Verhalten solchen Gegnern gegenüber war aber durchaus nicht auf ein hochmüthiges Ignoriren gestellt. Bei Görres gesellte sich vielmehr zur christlichen Milde eine echt christliche Demuth. Das Anspruchlose seines Aeußeren und seines Umganges, das Verhältniß zu seinen Freunden, das ruhige und bescheidene Hinnehmen des höchsten Lobes wie des schärfsten Tadels deuten bei unserm Freunde auf das Vorhandensein jener Tugend hin, welche bei Geistern solcher Art gerade die schönste, aber auch die seltenste ist. In allen seinen Schriften wird auch der eifrigste Sucher kein Wort stolzer Selbstüberhebung finden, wohl aber manche Worte christlicher Verdemüthigung, gesprochen „im Gefühle meiner eigenen Beschränktheit" und „menschlichen Schwachheit". Bezüglich seiner Schriften, auf welche er, im Sinne der Welt gesprochen, mehr als ein Anderer Grund hatte stolz zu sein, hat er in Freundeskreisen mehrfach die Aeußerung gethan, daß er später keine derselben mehr gelesen habe, überhaupt für sie ein wahrer Rabenvater gewesen sei. Was immer er Gutes oder Besseres als Andere an sich haben mochte, das schrieb er nicht sich selber zu, sondern sah Alles in demüthiger Dankbarkeit als Gabe des Himmels an. Er hat auch seine Talente fürwahr nicht in die Erde vergraben, sondern sie wohl angewendet und mit ihnen gewuchert, so daß auch er vor seinen Richter hin-

tretend mit dem treuen Knechte im Evangelium sagen konnte: „Herr, fünf Talente hast du mir gegeben, siehe ich habe fünf andere hinzugewonnen.“

Dem christlichen Leben folgte ein christlicher Tod. Ihn hatte Görres nimmer zu fürchten, und nach frommer Christenweise beschäftigte ihn in einsamen Stunden gern der Gedanke an denselben. Aus den Briefen der letzten Lebensjahre unsers Freundes klingt darum auch hin und wieder schon ein leises Todesahnen uns entgegen. Doch wie seine Wiege die Stürme der Zeit umbrausten und den Mann gewaltsam seiner Heimath und der Familie entrissen, so sollte er auch noch erst den Ausbruch neuer Stürme schauen, ehe er sein Haupt für immer in Ruhe niederlegen konnte. Es war jenes drohende Ungewitter, das er selber mahnend und warnend mit Prophetenstimme der Welt vorher verkündet hatte. Er sah mit tiefem Herzensweh die Unterdrückung der katholischen Sonderbundskantone in der Schweiz, den Sieg des bösen Princips in der Geschichte über das gute. Weit mehr noch griffen die schlimmen Ereignisse in dem zweiten Heimathlande, in Baiern, seine Seele an. Dorthin hatten bereits die heranrückenden Stürme des Jahres 1848 ihre dunklen Schatten geworfen. Im Jahre 1847 brach in München der berüchtigte Lola-Skandal aus. Die spanische Tänzerin hatte wie mit dämonischer Zaubergewalt des Königs sich bemächtigt, mit allen schlechten Elementen gegen die Guten sich verbündet, das den Katholiken freundlich gesinnte Ministerium Abel gestürzt, und an dessen Stelle ein anderes von gerade entgegengesetzter Richtung an die Spitze der Regierung gestellt. Blühende Institute und segensreiche Schöpfungen, an deren Gründung oder Erweiterung unser Freund selber emsig mitgewirkt, fielen dem herrschenden Radicalismus zum Opfer. Der Universität, der bedeutendsten Hochschule Deutschlands, wurden die tiefsten Wunden geschlagen, und ihre besten Kräfte geraubt. Gerade unseres

Görres' liebste Freunde und Schüler traf das Urtheil der Entsetzung oder Verbannung: einen Phillips, Lasaulx, Döllinger, Moy, einen Höfler, Sepp, Merz und Deutinger [1]. Nur der alte Görres selbst blieb verschont. An ihn, den gefürchteten Kämpen, mochte man sich nicht heranwagen, zumal er nach wie vor in der Gunst des Königs festbegründet stand, dem eben um diese Zeit der alte „Rheinische Merkur" die tägliche Lectüre war. Aber die Schonung der eigenen Person vermochten nicht den Schmerz zu lindern, den der Umsturz aller staatlichen Ordnung und das trübe Zukunftsbild der Kirche seines zweiten Vaterlandes, die eben erst so herrliche Blüthen getrieben, ihm bereiten mußten. Sie haben unserm Freund das Herz gebrochen.

Nachdem er schon einige Zeit mit der alten Willenskraft gegen ein heftiges Unwohlsein gerungen, mußte er endlich auf den Zuspruch seines Arztes, des Geheimraths Dr. v. Ringseis, am 18. Januar 1848, acht Tage vor seinem 72. Geburtstage, sich auf das Krankenlager legen, das auch sein Sterbelager werden sollte. Sein Tod glich dem Sterben eines Heiligen, es war der ergreifende Schlußaccord eines an wundersamen wildbewegten und sinnig-sanften Tönen reichen Lebens. Und was Sebastian Brunner unter dem frischen Eindruck der Trauerbotschaft über den Tod des großen Meisters niedergeschrieben, ist volle und ganze Wahrheit: „Wie es ihm Ernst war, für die Wahrheit zu streiten, wie die innigste Ueberzeugung es war, die er im Verlaufe seines bewegten kampfreichen Lebens ausgesprochen, das bezeugten seine letzten Stunden, die jedenfalls ebenso überzeugend sind, als das, was er gesprochen und geschrieben; ja sie drücken seinem Leben ein scharf und klar geschnittenes Siegel auf, zum ewigen Beweis und Andenken, daß die Urkunde seiner Lebensgeschichte für ein

[1] Vgl. Kirche und Staat in Bayern.

durchaus echtes Aktenstück zu halten sei.“ In der nachstehenden Schilderung der letzten Stunden unseres Freundes folgen wir zumeist wörtlich dem ausführlichen Berichte, den gleich nach seinem Tode ein Augenzeuge und Freund in der Augsburger Postzeitung veröffentlicht hat.

Görres, so heißt es in demselben, war sich seines Zustandes vollkommen bewußt, klar stand es ihm vor Augen, daß diese Krankheit, seit lange die erste, für ihn die letzte sei. Sein Charakter blieb sich auch hier vollkommen gleich; er gedachte zuerst dessen, was nothwendig war, und empfing bereits acht Tage vor seinem Tode mit einer wahrhaft rührenden Andacht die heiligen Sterbsacramente. Während seines Krankenlagers hat Niemand von ihm eine Klage über einen Schmerz vernommen, er hieß Jedermann, der seinem Bette nahte, willkommen und reichte ihm in seiner biedern Weise die Hand; ja, bis zum letzten Tage konnte man von ihm nicht nur Worte des Trostes, sondern auch der unbefangensten Heiterkeit vernehmen. Den Vorschriften der ihn pflegenden Aerzte unterwarf er sich mit größter Pünktlichkeit, obschon er die Erfolglosigkeit menschlicher Hilfe deutlich erkannte. „Die Fakultät will auch ihre Rechte,“ „sie möchte mich wohl unserm Herrgott abtrotzen,“ „sie spannen viele Rosse vor, um den Himmel zu erstürmen.“ „Nun, haben die Aerzte ihren letzten Wurf gethan?“ „Die Aerzte haben vollkommen Recht gethan, sie halten sich an die Natur, aber zur Heilung gehört, daß in jener auch noch ein Lebensprincip sei,“ — waren die Aeußerungen, die er über diesen Punkt in seiner gewohnten Freundlichkeit that. Unterdessen nahmen die Gefahr drohenden Symptome, besonders die Brustbeklemmungen seit Dienstag früh (25.) immer mehr zu. Es war sein Geburtstag; am 25. Januar 1776 hatte er um zwölf Uhr Mittags unter dem Läuten des Angelus Domini das Licht der Welt erblickt. Es war ein feierlicher Augenblick, als er jetzt im Jahre 1848

unter dem Läuten der Glocken sein 72. Lebensjahr vollendete. Seine Familie und seine Freunde traten zu Görres hinzu und brachten schmerzlich bewegt ihm ihre Wünsche dar; er aber dankte heiter und sprach mit Bezug auf das Geläute: „Nun, sie haben meinen Geburtstag doch schön gefeiert.“ Seine Reden ließen den Gang seiner Gedanken genau verfolgen. Es war zuerst sein eigenes Leben, welches ihm in seiner ganzen Aufeinanderfolge vor der Seele stand; er lobte in Allem die weisen Fügungen Gottes; er sprach viel von der Bedeutung seiner Krankheit für ihn, so wie der Krankheiten überhaupt, wie deutlich er ihre Stellung in der göttlichen Weltordnung erkenne. Dem großen christlichen Mystiker schien ein neues Licht über die Mystik der Krankheiten aufgegangen zu sein, es diente ihm zur größeren Verklärung seines Geistes. Mit dem Anbruche des folgenden Tages rollte sich vor ihm noch einmal das große Bild der Weltgeschichte auf. Ein Volk nach dem andern, heißt es in einem andern authentischen Berichte, ging an seinem Blicke vorüber. Mit einmal rief er aus: „Die Piasten sollen leben! gebt mir ein polnisches Gewehr! einen polnischen Säbel will ich.“ „Wo sollen wir es hernehmen?“ war die Frage der Seinen. Da seufzte er: „Ach, um die Menschheit, die nicht einmal ein polnisches Gewehr hat! Aber ach!“ wiederholte er nach einer Pause, „auch sie sind faul!“ — Die Piasten meinte er. Er kam auf die Ungarn und rief aus: „Ich sehe ein großes Leichenfeld.“ Da richtete sein Sohn die Frage an ihn: „Vater, sollen wir beten?“ „Ja,“ sprach er, „betet für die Völker, die nichts mehr sind.“ Er redete auch noch von der unheilvollen spanischen Dramaturgie, deren Fäden bis in die kleinsten Verhältnisse durchgriffen, und von der neuen Pompadour, und bedauerte aufrichtig den Untergang der Monarchien. Er selbst sah bei der Restauration unserer Staaten ohne Gott und Kirche mit solcher Bestimmtheit einen neuen revolutio-

nären Umschwung voraus, daß er seinen Freunden ernstlich und wiederholt erklärt hatte, sie und er würden es wohl noch erleben — und wirklich brach schon drei Wochen nach seinem Tode die dritte französische Revolution aus, die auch für Deutschland von großen Folgen war. Endlich sprach er die Gegenwart charakterisirend: „Es ist zum Abschluß gekommen; der Staat regiert, die Kirche protestirt."

Am Donnerstag, so fährt unser erster Bericht fort, hatte er mit der ganzen Welt abgeschlossen, und nur darauf war den Menschen gegenüber sein Bemühen gerichtet, den Seinigen für ihre liebevolle Pflege zu danken und ihren Kummer zu mildern. In der Nacht zuvor war seine älteste Tochter auf die Nachricht, daß das theure Leben in Gefahr schwebe, von Frankfurt angelangt. Er empfing sie mit seiner väterlichen Liebe, aber zugleich mit der unerschütterlichen Ruhe eines zu Gott getrost heimkehrenden Christen: „Du bist gerade zu rechter Zeit, nicht zu früh, nicht zu spät gekommen! So ist es recht." Am Morgen dieses Tages (27.) schien seine Auflösung nahe bevorzustehen. Er begehrte noch einmal die heilige Communion zu empfangen. Ein dritter Augenzeuge berichtet also über den außerordentlich rührenden, feierlichen Augenblick: Als der Herr des Himmels und der Erde in der unscheinbaren Brodsgestalt in das einfache Sterbezimmer seines treuen, demüthigen Dieners trat, da war der alte Görres noch einmal ganz der Alte; ich werde es nie vergessen, als er sich mit den großen Gedanken auf der mächtigen Stirne, mit dem Herrscherblick des Geistes, der das Elend seiner Glieder überwand, aufrichtete, ja aufrichten wollte, um knieend den Heiland zu empfangen, wie er über sich selbst wieder zusammenbrach und dann gleichsam im Schwanken die heilige Hostie auffing [1]. Nach Empfang der heiligen Communion segnete er seine Kinder

---

[1] J. B. Heinrich, J. v. Görres S. 31.

und nahm zärtlich von seiner Gattin Abschied. Er reichte allen Umstehenden die Hand und bat sie, auch die entfernten Freunde zu grüßen. Dieselbe Nacht über war er durch eine Vision gestärkt worden, die zu Füßen seines Bettes stand. Seine Tochter Marie, welche unverdrossen Tag und Nacht bei ihrem Vater ausgehalten, und welche dieser auch am liebsten um sich hatte, war eben, so erzählte uns eine intime Freundin der Görresfamilie, aus dem Zimmer gegangen, um für kurze Zeit der Ruhe zu pflegen. Aber schon bald fragte der Kranke die währenddeß aufwartende Frau Phillips mehrere Male nach Marie. Als sie dann bald wieder erschien, sagte er zu ihr: „Schade, Marie, daß du nicht hier warst, du hättest viel sehen können, du mußt aber jetzt nicht mehr fortgehen." Auf ihr wiederholtes Fragen, was denn vor sich gegangen sei, erwiderte er anfangs nichts. Später äußerte er: „Gott ist mir erschienen und hat mir offenbart, ich müsse noch drei Tage leben, um alle Schuld abzutragen." „Laßt mir," fuhr er fort, „auch den kleinen Mann noch einmal kommen, der heute Nacht bei mir war." „Wir kennen ihn nicht," sagten die Seinen, „wen meinst du denn?" „Es war ein schlichter unscheinbarer Mann mit einem Mantel angethan," versetzte er mit leuchtenden Zügen, „aber er hat große Worte mit mir geredet." Mehr brachte man nicht aus ihm heraus. Den folgenden Tag aber erklärte er seiner mit der erneuten Frage in ihn dringenden Tochter: „Paulus ist es gewesen." Er begehrte, daß man ihm aus Paulus Briefen vorlese. Man las die Stelle I. Kor. 15, 42—58. Görres schien große, innere Labung aus den Worten des Weltapostels zu schöpfen, die namentlich im letzten Theile wie für ihn gemacht erschienen: „Gott aber sei gedankt, welcher uns gegeben hat den Sieg durch unsern Herrn Jesus Christus! Somit, meine geliebten Brüder, seid fest und unerschütterlich, überschwenglich in dem Werke des Herrn immerdar, da ihr wisset, daß euer Mühen

nicht eitel ist im Herrn.“ Stumm lag er da, das Sterbekreuz in der Hand, das einst Gregor XVI. dem „großen Manne“, dem „Athanasius“ geschenkt. Bei der Stelle aber: „Es wird ein verweslicher Leib gesäet, aber ein unverweslicher kommt zur Auferstehung“ — ging mit einmal eine große Veränderung mit ihm vor. Sein Auge strahlte voll Klarheit, seine Züge belebten sich in außerordentlicher Milde, und mit unnachahmlicher Stimme sprach er: „Jetzt ist es genug, jetzt wird Alles seinen geordneten Gang gehen.“

In diesem Sinne weiter sprechend, sagt unser erster Bericht, konnte er zu der Meinung Veranlassung geben, er spreche von seiner physischen Heilung. Er hatte aber, wie seine obigen und viele andere Aeußerungen zeigen, nur sein ewiges Heil vor Augen; allein seine Worte hatten stets auf alle die Seinigen einen wahrhaft schmerzstillenden Einfluß, und war man sich auch des Ausganges vollkommen bewußt, so lag in dem Kranken selbst ein so großer Trost, daß man wie von höherer Hand an sein Krankenbett gewiesen wurde, um hier den Trost zu suchen. Und so ist denn Alles seinen geordneten Gang gegangen. Görres selbst blieb sich jeden Augenblick gleich und konnte selbst unter den zunehmenden Schmerzen mit Heiterkeit über seinen Ausgang sprechen. Als ein naher Verwandter ihm ein Käppchen aufsetzte, um sein Haupt, das eines Theiles seiner Haare hatte entblößt werden müssen, zu decken, sagte er: „Willst du mir deine Ulysseskappe aufsetzen? soll ich noch einmal das Steuerruder auf die Schulter nehmen, um die Weltfahrt anzutreten? das war eine stürmische Fahrt! Nein, dazu ist es zu spät!“ Mit wenigen Unterbrechungen bewahrte Görres bis zum letzten Augenblicke die volle Herrschaft über seine Sinne, in der Nacht vor seinem Tode versagte ihm bisweilen die Stimme ihren Dienst. Auch während des leichten Anfluges von Delirien war er sogleich auf jede Frage mit seinem Geiste gegenwärtig und gab die vollständigste

und zusammenhängendste Auskunft. Er erkannte es deutlich, daß die Auflösung ganz nahe sei, und sagte zu seiner jüngsten Tochter: „In dieser Nacht wird ein furchtbarer Kampf auf Leben und Tod kommen! Hast du auch Leute bestellt, die sich darauf verstehen?" Als darauf die Freunde sich ihm naheten, welche diese Nacht an seinem Bette wachten, drückte er ihnen herzlich die Hand. Von den Seinigen geschah noch Alles, was zu seiner Erleichterung geschehen konnte. Er begehrte Wasser, man reichte ihm Zuckerwasser. „Nicht solches; Wasser von der Quelle will ich, Seyfrieds-Wasser!" (So bezeichnete er den Brunnen im Kriegs-Ministerium nach seinem von ihm getrennten Freunde, der dort sonst sein Bureau hatte.) Da kaltes Wasser nicht geeignet schien, so zögerte man, ihm solches zu geben. Er erwiderte ruhig: „Seid unbesorgt, mir schadet Nichts mehr; bald werdet ihr euch überzeugen, daß es mir nicht schadet." Eben so bestimmt erklärte er, daß es nun auch nicht mehr nöthig sei, ihm Medicin zu geben. Seit 4 Uhr in der Frühe (29.) erreichten die Beklemmungen den höchsten Grad, und war das Röcheln des Kranken, der in einem nach rückwärts liegenden Zimmer des obern Stockwerkes sich befand, nach der uns gewordenen Mittheilung eines Anverwandten so stark, daß es in den Gemächern des untern Hauses deutlich vernommen wurde. An dem baldigen Eintritt des Todes konnte nun nicht mehr gezweifelt werden. Sein treuer und dankbarer Schüler Professor Haneberg sprach ihm noch herzliche Worte des Trostes zu. Als dieser dann in der Kirche die heilige Messe für ihn aufopferte, und die Seinigen, um ihn knieend, die Sterbegebete beteten, da schied beim Ruf der Litanei: „Heilige Maria Magdalena, bitte für ihn!" die starke Seele aus dem siechen Körper zur ewigen Heimath.

Schluß.

Vater Görres todt! Welch' ein Verlust und welch' ein Schmerz für die Angehörigen und nahen Freunde! Aber es war, als wandele noch der Geist des großen Todten schmerzstillend und troſtspendend unter ihnen. Und die Leiche, welche jene als Verwaiste nun umstanden, ward immer schöner. „Es wurde eine Gypsmaske genommen," erzählt derselbe, der uns auch den Moment der letzten Wegzehrung beschrieben; „ich habe mit L. den Kopf, der hell wie ein Bild der Auferstehung aus dem Thone wieder hervorbrach, gereinigt. Da kamen sie Alle und freuten sich an dem schönen Anblick; denn die großen breiten Formen waren nun so ruhig und heiter, so mild, befreit vom Drucke dieses Lebens." Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Trauerkunde durch die Hauptstadt, und der Tod des größten ihrer Bewohner hob wie mit wunderbarer Macht den Streit der hadernden Parteien und bahnte eine bessere Wendung der Dinge an. Auch weiter noch erwies die Kunde von dem Hingang unseres Freundes ihre versöhnende Kraft. Die Allg. Zeitung vom 29. Januar 1848 schloß eine längere Polemik also: „Doch wollen wir dieses Thema nicht weiter ausspinnen an dem Tage, da einer der geistvollsten und ehrenwerthesten Sprecher aus diesen Reihen, Görres der Vater, vom Tode abgerufen worden. Vor seinem Grabe verschwindet jede Spaltung, und ganz Deutschland legt dem Manne, der bis zum letzten Athemzuge, mochte ihm das Glück lächeln oder den Rücken kehren, sich die selbstständigste Gesinnung gewahrt, auf den Sarg den wohlverdienten Ehrenkranz, der nur den Tapfersten der Tapfern zu Theil wird."

Am Nachmittag des 29. Januar trugen seine begeisterten Schüler auf ihren Schultern ihn zu Grabe. Ueber das mit großer Feierlichkeit und außerordentlicher Theilnahme ·gangene Leichenbegängniß berichtet dasselbe Blatt in der

Nummer vom 31. Januar des Näheren also: „Den Zug, der sich vom Hause des Verstorbenen in der Schönfeldstraße durch die Mitte der Stadt bewegte, eröffneten die Alumnen des Clericalseminars, ihnen folgten die Chorsänger und die Geistlichkeit der Ludwigspfarrei (welcher der Verstorbene angehörte), darauf die Bahre und nach den Trägern eine große Anzahl Studirender. Der Rector und die Professoren der Universität, die dem Zuge zu Wagen gefolgt waren, erwarteten den Sarg am Eingange des Gottesackers und begleiteten ihn zur letzten Ruhestätte. Im Trauergefolge bemerkte man mehrere Personen hohen Ranges, den Herrn Erzbischof Grafen von Reisach, die Grafen von Seinsheim, von Arco-Valley u. s. w." Der auf einige Tage später von den Studirenden beabsichtigte Fackelzug zum Grabe Görres' erhielt nicht die polizeiliche Erlaubniß, weil bisher Fackelzüge auf Friedhöfen nicht Gebrauch gewesen seien, und dadurch der Gräberschmuck beschädigt werden könnte. Am 3. Februar fand in München ein feierlicher Trauergottesdienst statt, bei welchem Professor Haneberg die übliche Rede hielt. Zu Eingang derselben heißt es: „Wir halten hier in zahlreicher Versammlung die Todesfeier vom hohen, edlen, theuren Vater Görres, aber wir halten sie nicht allein; Tausende halten sie im Geiste jetzt schon mit uns; Tausende und aber Tausende werden sie halten, sobald die schwere Todesbotschaft zu ihnen kommt. Ich irre nicht, es gibt keinen Gau im weiten deutschen Vaterlande, wo die Kunde: „Görres ist gestorben!" nicht wichtig schiene. Wohl ist Deutschland leider wie in zwei von Grund aus abweichende Zungen getheilt, und schwer verstehen sich die Völker beider Zungen, selbst in den einfachsten Sachen, aber wenn es heißt: „Jetzt ist Görres todt!' da ward und wird es allenthalben wohl verstanden, daß ein denkwürdiger, ungewöhnlicher Geist von der Erde weggenommen sei. Auch weit hinaus über Deutschlands Grenzen werden einflußreiche

Männer diese Kunde mit hohem Ernst empfangen. Und die in Palästen wohnen, brauchen, wenn ihnen gesagt wird: ‚Görres ist gestorben,‘ nicht erst zu fragen: ‚Wer war dieser Görres?‘ Unser Monarch weiß es und hat's einst, für Deutschlands Ehre eifernd, glänzend gezeigt, daß er's wisse; man weiß es in der Kaiserburg zu Wien, man weiß es in der nordischen deutschen Königsstadt gar wohl, und auch an der Tiber bei St. Peters Dome ist's nicht unbekannt."

Der Redner hat sich nicht geirrt. Nicht nur im deutschen Vaterlande und den angrenzenden Ländern, nein, auch jenseits des Oceans haben Tausende den Verlust betrauert, den Kirche und Staat gleich sehr zu beklagen hatten. In Cincinnati wurde, so berichtet der dort erscheinende Wahrheitsfreund, am 20. März in der Dreifaltigkeitskirche ein solenner Trauergottesdienst für die Seele des in Gott ruhenden Joseph von Görres gehalten. Vor dem Hochaltar war die schwarz überdeckte Tumba aufgestellt, um welche sechs Lichter brannten. Am obern Ende derselben stand das Kreuz mit dem Bildnisse dessen, an den der große Verstorbene während der irdischen Pilgerschaft so innig glaubte, für den er so muthig Zeugniß ablegte und den er nun, wie wir hoffen, in den Wohnungen des ewigen Friedens von Angesicht zu Angesicht schauen wird.

Die hohe Liebe und Achtung der heimathlichen Freunde und Verehrer hat dann dem großen Manne an jenem Orte, wo so gern und oft sein hoher Geist geweilt, ein würdiges Denkmal gestiftet: ein prächtiges Glasfenster an der Westseite des südlichen Querschiffes des Kölner Domes, das die Inschrift trägt: „Catholicae veritatis in Germania defensori glorioso, nato Confluent. 1776, denato Monachi 1848 (dem ruhmreichen Vertheidiger der katholischen Sache in Deutschland, geb. zu Koblenz 1776, gestorben zu München 1848)". Nach Entwürfen von Heß u. A. ge-

malt stellt es unsern Freund im blauen Mantel der philosophischen Fakultät dar, wie er demüthigst zu den Füßen der heiligen Jungfrau mit dem Christkindlein niederkniet. Neben ihm steht sein Namenspatron, der hl. Joseph, unten der hl. Bonifacius und Karl der Große zur Versinnbildung seiner Idee von Kirche und Staat.

Ein anderes Denkmal hat der katholische Leseverein seiner Geburtsstadt Koblenz deren größtem Sohne (1866) errichtet. Es ist der stattliche „Görresbau", in dessen Fronte ein alter Meister die Worte eingemeißelt hat:

„Dies Haus das steht in Gottes Hand,
Zum Joseph Görres ist's benannt."

Die eigenen Kinder gedachten dann dem Andenken des großen Vaters durch die Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften und Briefe gerecht zu werden, denen eine ausführliche Biographie als Einleitung vorangehen sollte. Aber Guido, „dieser Gute und Liebreiche, dieser Begabte und Tüchtige", wie Böhmer ihn genannt, dem zunächst jene Aufgabe oblag, starb schon nach eben begonnener Arbeit im Jahre 1852; damit war jene Herausgabe der jüngsten Tochter Marie überkommen. Zum größeren Theile wenigstens hat sie diese ihre Aufgabe und zwar mit vollster Pietät gelöst, bis auch sie ein rascher Tod von dieser Erde hinweggenommen. Es schien, als ob der verklärte Vater die lieben Seinen zu ewiger Vereinigung hinaufgerufen hätte. Ihrem Bruder Guido folgte schon im Jahre 1854 die älteste Schwester, Frau Sophie Steingaß, deren Gatte, Professor Steingaß, ihr einige Monate zuvor vorangegangen war. Den Kindern folgte dann im nächsten Jahre (1855) die Mutter, und fortan lebten Marie Görres und Guido's Wittwe, Maria geb. Vespermann, mit ihren Kindern still und zurückgezogen in dem sonst so belebten und besuchten Gartenhause auf der Schönfeldstraße. „Marie Görres

so heißt es in der „Erinnerung" an dieselbe, „war nun die Trägerin der Familientraditionen geworden, das vermittelnde und belebende Bindeglied zwischen der großen Vergangenheit des Görreshauses und der Zukunft der in gleicher Gesinnung heranwachsenden Kinder und Enkel ihrer beiden Geschwister. Der Gedanke dieser Aufgabe erfüllte sie und bestimmte regelnd ihre fernere Lebensordnung. „Für das Andenken ihres Vaters fortzuwirken, und auf die Enkel, in dem Maße als sie dafür empfänglich, die Art der Eltern und Großeltern zu übertragen" (Worte Böhmers): das erkannte sie als ihren Beruf. Und der ganze Rest ihres Lebens war der pietätsvollen Erfüllung dieses Berufes vorzugsweise gewidmet." [1]

Da starb plötzlich am 26. Januar 1871 ihre geliebte Nichte, Frau Dr. Jochner, geb. Maria Steingaß, die als kleine „Maus" im Görreshause und Liebling der ganzen Familie den größten Theil der Jugendzeit bei den besorgten Großeltern verlebt hatte. Der Verlust der theuren Nichte, an welcher Marie Görres mit unbegrenzter Liebe gehangen hatte, traf sie mit unheilbarem Schlage; sie starb kaum vier Monate darauf am 20. Mai 1871, und mit ihr sank die letzte derjenigen in's Grab, die mit dem großen Manne die Tage der Freude wie des Unglücks, der größten Ehre wie der erlittenen Schmach mit liebender Entsagung muthvoll getheilt hatten [2].

---

[1] Franz Binder, Erinnerung an Marie Görres. S. 21.

[2] Den Freunden unseres Görres widmen wir nachstehende Notizen über dessen Familie:

Aus der Ehe der ältesten Tochter Sophie Görres mit Prof. J. B. Steingaß in Frankfurt gingen nachfolgende Kinder hervor:

Franz Steingaß, Dr. phil., lebt als Schriftsteller.

Joseph Steingaß, starb als Architekt in Wien.

Marie Steingaß, starb als Frau Dr. Jochner in München.

Guido Steingaß, gegenwärtig Rittmeister in der österreichischen Armee.

Aber auch schon im Grabe sind Eltern, Kinder und Enkel wiederum vereinigt worden; sie alle ruhen an der Seite dessen, der den Namen Görres für ewige Zeiten in der Geschichte groß und ehrwürdig gemacht, in der Familiengrabstätte an der südlichen Mauer des alten Münchener Friedhofes. Inmitten stolzer Denkmäler erhebt sich hier der bescheidene gothische Grabstein unseres Freundes. Er trägt die Namen der dort Ruhenden, zuoberst Görres' Namen, darüber ein Bild auf Goldgrund, welches ihn im blauen Universitätsmantel darstellt, wie er zu den Füßen der heiligen Jungfrau mit dem Jesukinde vom hl. Paulus das zweischneidige Schwert entgegennimmt.

Mit einem solchen hat ja Görres ein Menschenalter hindurch zum Heil der Kirche und des Vaterlandes mit wuchtiger Kraft und wunderbarem Muth gekämpft. Aber nur zu schnell hat man vergessen, was man ihm verdankt. Als eben erst das Grab sich über ihn geschlossen, und die Trauerwoche vorüber war, da ist vor der nüchternen, flachen Zeit das Bild des großen Görres aus der Erinnerung des Volkes gewichen, und nur im Herzen der Besseren der Nation lebte noch sein Name im alten Glanze fort. Mehr als ein Vierteljahrhundert war so dahingegangen, als neue Stürme über die Kirche unseres Vaterlandes sich entluden, und mit ihnen auch der Name des großen Vertheidigers der Kirche wieder aus der Vergessenheit emportauchte. Die Feier seines hundertjährigen Geburtstages aber hat über

---

Ein vierter Sohn, Clemens, starb schon in früher Kindheit.

Guido Görres hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Vespermann (jetzt Frau von Arndts) drei Töchter:

Katharina, jetzt Frau Dr. Jochner.

Sophie Görres, noch unvermählt.

Marie, in erster Ehe mit dem Dichter H. Schaufert, gegenwärtig mit Advokat Dr. Victor Fuchs in Wien vermählt.

Görres' jüngste Tochter Marie starb unverehelicht.

alles Hoffen den schuldigen Tribut dankbarlicher Erinnerung ihm zurückerstattet, den schnöde Undankbarkeit und Gleichgültigkeit ihm so lange vorenthalten hatten. Für die Katholiken deutscher Zunge war das Fest ein wahrer Jubeltag, man hat in Wort und Schrift sein Lob gesungen, und zahllose Orte auch weit über die Grenzen der Heimath hinaus haben sein Gedächtniß feierlich begangen. Auch ein Denkmal hat das katholische Deutschland seinem großen Sohne hingestellt, größer noch und würdiger, als die damals ihm errichteten. Es ist die „Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland“. Gleich dem großen Meister, dessen Name sie schmückt, will auch sie die Wissenschaft nach allen Seiten hin, nach Ausdehnung und Tiefe emsig fördern und pflegen, aber nur die wahre, echte Wissenschaft, die Gott und der Kirche dient, die auf ihren Bahnen die kirchliche Autorität zu ihrem Leitstern hat.

Diese Feier des Centenariums unsers Görres, als des Mannes, in dessen Person Alles sich vereinigt fand, was in der traurigen Gegenwart uns noththut: Glaube, Hoffnung, Liebe — sie ist so auch zu einem neuen tröstlichen Anzeichen eines baldigen Sieges für uns geworden. Mögen Deutschlands Katholiken zu ihrem Trost und zur Ermuthigung auch fernerhin auf den hinschauen, der im Leben wie noch im Tode als immer wacher Thürmer auf Deutschlands Warte, als getreuer, warnender Eckart seinen Glaubensbrüdern sich erwiesen hat!

Anhang.

A. Schriften von Görres.

Die mit * versehenen Schriften oder Aufsätze sind ganz oder auszüglich in die Ges. Polit. Schriften aufgenommen worden.

I. Selbständige Schriften.

1. *Der allgemeine Friede, ein Ideal. Koblenz im VI. Jahre der fränk. Republik (1798).

2. *Das rothe Blatt, eine Dekadenschrift. Koblenz, J. VI. Als dessen Fortsetzung erschien:

3. *Der Rübezahl (im blauen Gewande), eine Monatsschrift, vom Vendemiaire bis Thermidor des VII. Jahres (Sept. 1798 bis Juli 1799).

4. *Resultate meiner Sendung nach Paris im Brumaire des VIII. Jahres. Koblenz im Floreal des J. VIII (1800).

5. Fourcroy, Synoptische Tabellen der Chemie, übersetzt. Koblenz 1801.

6. Aphorismen über Kunst. Koblenz 1802.

7. Aphorismen über Organonomie. Koblenz 1803.

8. Exposition der Physiologie. Koblenz 1805.

9. Glauben und Wissen. München 1805.

10. Ankündigung philosophischer und physiologischer Vorlesungen im Wintersemester 1806—1807. Heidelberg 1806. Abgedruckt in Reinbecks Beschreibung von Heidelberg.

11. Wunderbare Geschichte von Bogs dem Uhrmacher u. s. w., gemeinschaftlich mit Cl. Brentano verfaßt. Heidelberg 1807. Abgedruckt in Brentanos ges. Schriften, Bd. 5, 327—369.

12. Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Heidelberg 1807.

13. Schriftproben von Peter Hammer. 1808. (Ohne Angabe des Druckortes.)

14. Mythengeschichte der asiatischen Welt. 2 Bände. Heidelberg 1810.

15. Lohengrin, ein altteutsches Gedicht, nach der Abschrift des Vatikanischen Manuskriptes von Ferd. Glöckle. Herausgegeben von J. Görres. Heidelberg 1813.

16. *Rheinischer Merkur. Koblenz vom 23. Januar 1814 bis zum 10. Januar 1816. — Daraus separat gedruckt: Napoleons Proklamation an die Völker Europa's vor seinem Abzuge auf die Insel Elba.

17. Teutschlands künftige Verfassung. Frankfurt 1816.

18. Altteutsche Volks- und Meisterlieder. Aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt 1817.

19. *Aufforderungen, Rechnungsablagen u. s. w. in Sachen des Koblenzer Hülfsvereins 1817 und 1818.

20. *Adresse der Stadt Koblenz vom 18. Oktober 1817 und die Uebergabe der Adresse u. s. w. Koblenz 1818.

21. *Teutschland und die Revolution. 1. und 2. Auflage (Koblenz 1819). Als Druckort ist „Teutschland 1819" angegeben.

22. Das Heldenbuch von Iran aus dem Schah-Nameh des Firdusi. 2 Bände. Mit zwei Kupfern und einer Karte. Berlin 1820.

23. *Europa und die Revolution. Stuttgart 1821.

24. *In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit. Stuttgart 1822.

25. *Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse von Verona. Stuttgart 1822.

26. Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte. Drei Vorträge, gehalten an der L.-M.-Universität in München von J. Görres. Breslau 1830.

27. *Vier Sendschreiben an Herrn Culmann, Sekretär der Ständeversammlung. München 1831.

I. Ueber die Congregation in Bayern.

II. Ueber den Fortgang der gegen die Congregation eingeleiteten Untersuchung.

III. Ueber die endliche Entdeckung der Camarilla und der Congregation und ihre schließliche Inhaftirung.

IV. Wie der Abgeordnete Culmann auf das vierte Sendschreiben endlich zur Antwort sich entschlossen und den verkappten Verfasser desselben abgefertigt.

28. *Erster Sendbrief an den Abgeordneten Frhrn. von Rottenhan über den Geist und Inhalt der baierischen Verfassung. München 1831.

29. *Ministerium, Staatszeitung, rechte und unrechte Mitte. München 1832.

30. Christliche Mystik. Regensburg und Landshut. I. Bd. 1836. II. Bd. 1837. III. Bd. 1840. IV. Bd. in zwei Abtheilungen 1842.

31. Athanasius. 1. bis 4. Auflage. Regensburg 1837—1838.

32. Zum Jahresgedächtniß des 20. Novembers 1837. Regensburg 1838.

33. Zum zweiten Jahresgedächtniß des 20. Novembers 1837. Regensburg 1840.

34. Die Triarier H. Leo, Dr. P. Marheinecke, Dr. K. Bruno. Regensburg 1838.

35. Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung. Weißenburg a. S. 1842.

36. Der Kölner Dom und das Münster von Strasburg. Regensburg 1842.

37. Die Wallfahrt nach Trier. Regensburg 1845.

38. Die Japhetiden und ihre gemeinsame Heimath Armenien. (Akademische Festrede.) München 1844. Neue Ausgabe: Die Völkertafel des Pentateuch. Regensburg 1845.

39. Die drei Grundwurzeln des celtischen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung. Zwei Abtheilungen. München 1845. Aus den historischen Abhandlungen der k. b. Akademie der Wissenschaften.

II. Vorreden und Einleitungen zu folgenden fremden Schriften.

1. Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Regensburg 1829.

2. „Staat, Kirche und Cholera“ zur Anzeige des Buches von Cl. Brentano: Die barmherzigen Schwestern u. s. w. Koblenz 1831. Zuerst veröffentlicht im Jahrgang 1831 des „Katholik“ und der „Eos“, separat gedruckt Speyer 1831.

3. Gott in der Geschichte. Eine Reihe von Bildern aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung. I. Heft: Nikolaus von der Flüe. Von G. Görres. München 1831.

4. Die Jungfrau von Orleans, nach den Prozeßakten und Chroniken. Von Guido Görres. Regensburg 1834.

5. Die Legende von der gnadenreichen Lebensführung und dem glorreichen Martertode der hl. Jungfrau und Martyrin Katharina. Von Luise von Bornstedt. Münster 1838.

6. Von dem letzten Urgrunde und letzten Zwecke aller Dinge. V. G. J. Lechleitner. Aus dem Lateinischen übersetzt von P. Caspar Sonnerer. Regensburg 1839.

7. Das Leben Christi. Von Dr. Joh. Nep. Sepp. 7 Bände. Regensburg 1843—47. Der später erschienenen Volksausgabe fehlt Görres' Vorwort.

8. Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter. Von Ludwig Clarus (W. Volk). Mainz 1846.

III. Beiträge in nachfolgenden Zeitschriften.

1. In der von Freiherrn Christoph von Aretin herausgegebenen Aurora, eine Zeitschrift aus dem südlichen Deutschland: Coruscationen, Jahrgang 1804 S. 281, 286, 289, 294, 375, 382, 465, 481, 500, 515, 582, 603 ff. — Ueber Hölderlins Hyperion S. 509 ff. — Ueber die dramatischen Phantasien von Sophie Bernhardi, geb. Tieck S. 597.

2. Im Frankfurter Taschenbuch von 1806: Das Christkindchen, eine Erzählung, geschrieben 1802. (Wiederabgedruckt im „Deutschen Hausbuch“ von Guido Görres. München 1848. II. Bd. S. 165 ff.)

3. In der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung: Jahrg. 1804: Oeffentliche Rüge. — Jahrg. 1805: Galls Schädellehre. — Recension der Schrift: Uebersicht des Grundrisses des Systemes der Naturphilosophie und der damit ent-

stehenden Theorie der Sinne von Oken. — Berichtigung. — Jahrg. 1807: Ueber die Hallische Literaturzeitung.

4. In Daubs und Creuzers Studien: Religion in der Geschichte. 1807. S. 313 ff.

5. In Achim von Arnims Zeitung für Einsiedler resp. Trosteinsamkeit: Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen. Jahrg. 1808. Nr. 5, 8, 12, 21. — Die Sonettenschlacht bei Eichstädt. Nr. 26. — Des Dichters Krönung. Eine dramatische Idylle. Beilage S. 53 u. A.

6. In den Heidelberger Jahrbüchern: Die Zeiten. 4 Blätter nach Ph. O. Runge. Jahrg. 1808, S. 261 ff. — Selbstanzeige und Ergänzungen zu seiner Schrift: Die teutschen Volksbücher. 1808, S. 409 ff. — Recension der Schrift Villers: Coup-d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante, en particulier du royaume de Westphalie. Goettingue 1808. Jahrg. 1808, S. 439 ff. — Anzeige und Besprechung des von Anquetil Duperron interlinearisch in's Lateinische übersetzten indischen Buches Oupnek-hat. Jahrg. 1809, S. 193 ff. Daran schließt sich die Recension einer deutschen Uebersetzung der genannten Schrift, welche unter dem Titel erschien: Versuch einer neuen Darstellung der uralten indischen All-Eins-Lehre u. s. w. Erstes Stück. Von Th. A. Rixner. Nürnberg 1808. — Recension der von Arnim und Brentano herausgegebenen Sammlung altdeutscher Lieder: Des Knaben Wunderhorn. Jahrg. 1809, S. 22. 1810, S. 30. — Recension der Schrift: Das Licht vom Orient, dargestellt durch Othmar Frank. Nürnberg und Leipzig 1808. Jahrg. 1809, S. 269. — Anzeige und Besprechung der Schrift: Judith, Schauspiel von Heinrich von Itzenloe, Hofpoet bei Kaiser Rudolph II., aus einer alten Handschrift. Zürich 1809. Jahrg. 1810. — Erklärung d. d. Koblenz im März 1811, betreffend die Mythengeschichte. — Ueber Jean Paul Friedrich Richters sämmtliche Werke. 1811, S. 1200. — Ueber den Meteorkultus der Alten, vorzüglich in Bezug auf Steine, die vom Himmel gefallen. Von Fr. v. Dalberg. Heidelberg 1811. Jahrg. 1811, S. 1239. — Subscriptions-Anzeige (d. d. Koblenz im Juni 1812) auf die in Gemeinschaft mit seinem Lands-

mann Glöckle beabsichtigte Herausgabe einer „Bibliotheca Vaticana Altteutscher Dichtungen", die leider nicht zu Stande gekommen. Jahrg. 1812, S. 119. — Anzeige und Besprechung der Schrift: Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem VIII. Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weissenbrunner Gebet, zum ersten Mal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel 1812. Jahrg. 1813, S. 337. — Anzeige und Recension der Schrift: Frauendienst, oder: Geschichte der Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein, von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von L. Tieck. Stuttgart und Tübingen 1812. Jahrg. 1813, S. 582. — Recension der Schrift: Ueber den altdeutschen Meistergesang von Jakob Grimm. Göttingen 1811. Jahrg. 1813, S. 753. — Ueber das Kölner Domwerk von S. Boisserée. Jahrg. 1824, Nr. 60.

7. In F. Perthes' Vaterländischem Museum: *Ueber den Fall Teutschlands und die Bedingungen seiner Wiedergeburt. 1810, S. 154 ff. — Für dasselbe war auch der zuerst in den Polit. Schriften I, 133 ff. veröffentlichte Aufsatz: *„Fall der Religion und ihre Wiedergeburt" geschrieben.

8. In Friedrich von Schlegels Deutschem Museum: Hunibalds Chronik, ein merkwürdiges Denkmal altteutscher Sagengeschichte. 1813. Bd. III. 319—45, 503—16. IV. 321—49, 358—75. — Ueber das altteutsche Gedicht Reinold von Montalban. IV. 278.

9. In dem von Groote, Carové u. A. herausgegebenen Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst (Köln 1816) veröffentlichte Görres sechs alte Minnelieder, die er in Nr. 354 und 355 des „Rh. Merk." selbst anzeigte und besprach.

10. In Grimms Altdeutschen Wäldern (Frankfurt 1817): Bruchstücke aus zwei verlorenen Handschriften der Nibelungen.

11. In Ludwig Börne's Wage (Frankfurt 1819. VI. Heft): *Kotzebue und was ihn gemordet.

12. Im Katholik von Räß und Weiß, Jahrg. 1824, Bd. XIV u. ff.:

Glossen zum laufenden Jahrgang des Katholik: Ueber gemischte Ehen. — Geigers ges. Schriften. — Ueber die kritische Beleuchtung des Henhöfer'schen Glaubensbekenntnisses. — Briefwechsel zwischen L. Wolf und Brendel. — *Unglauben und Aberglauben unserer Zeit. — Miscellen. — Recension der Schrift: Was der Heilkunde noththut, von K. J. H. Windischmann. — *Ueber die Gefangennehmung der Jesuiten in Macao im Jahre 1792. — *Ueber die päpstliche Circumscriptionsbulle der rheinischen Diöcesen: „De salute animarum". — *Ueber Beamtenhierarchie. — *Ueber eine Recension von Alois Müllers kirchenrechtlichen Erörterungen. — *Ueber die „Statuta almae Dioecesis Transilvanicae". — *Zur Geschichte der teutsch-katholischen Kirchenverfassung. — *Ueber Lehrfreiheit und Lehrzwang. — *„De haeresi abjuranda quid statuat Ecclesia catholica." — *Ueber die Worte des hl. Augustin: „Evangelio non crederem etc." — *Die Bischofswahl im Großherzogthum Baden. — *Ueber die Lang'sche Behauptung einer gesetzlichen Sündenanbefehlung unter den Jesuiten. — *Von geheimen Gesellschaften. — Ehrenpforte des Katholiken. — Der Geist Samuels des Propheten. — Ueber eine allgemein herrschende Ansicht der Geschichte (auch im Staatsmann von Pfeilschifter, Jahrg. 1825, S. 431). — Stromata: *Fragment eines authentischen Manuscripts von einem ehemaligen Pater Venerabilis der Loge zu Bruchsal. — *Der Sieg des Kreuzes. — *Der Kurfürst Maximilian I. an den König Ludwig von Bayern bei seiner Thronbesteigung (separat erschienen unter dem Titel: „Geisterstimme des Kurfürsten Maximilian I. von Bayern heraufbeschworen", Frankfurt 1825, als Entgegnung der Maßmann'schen Mahnstimme des Kurfürsten Maximilian an König Ludwig I.).

Jahrg. 1826, Bd. XIX u. ff.:

Die Mission in Straßburg. — Stromata: *Die Metamorphosen des Teufels. — *Die Kirchenverfolgung in Holland. — Ueber die Tradition im alten Bunde und ihre Beziehung zur Kirche des neuen Bundes mit vorzüglicher Rücksicht auf die

Kabbala. — *Ueber den Udligenschwyler Handel im Kanton Luzern (separat erschienen als: „Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt in der katholischen Schweiz". Straßburg 1826). — Der hl. Franziskus von Assisi ein Troubadour (separat erschienen Straßburg 1826). — Nachwort zu Chr. Brentano's Aufsatze: „Rom, wie es in Wahrheit ist", von S. 93—115 des Bds. XX (separat erschienen Mainz 1826). — J. H. Voß und seine Todesfeier in Heidelberg (separat erschienen Straßburg 1826). — Der Straßburger Katholik an den Lobredner des Pfarrers Müller u. s. w. — Ueber Baron von Ecksteins Zeitschrift Le Catholique. — Em. Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche (separat erschienen Straßburg 1827).

Jahrg. 1827, Bd. XXIII ff.:

Schluß des Aufsatzes über Em. Swedenborg. — *Quodlibeta. — Luthers Werk und Werke (??). — Außerdem enthalten die Beilagen viele kleine durch ihren Styl leicht erkennbare Notizen, Kritiken u. s. w.

13. In Fr. Herbsts Eos: Jahrg. 1828: Ankündigung über die Fortsetzung der Zeitschrift Eos. — Aus der Redaction zur Erwiederung auf das jüngst an sie gerichtete Sendschreiben. — *Signalement eines Jetzigen nebst einigen Lebensumständen von ihm und seinem besten Freunde (für Statistiker und Biographen). — *Der Spiegel der Zeit (separat erschienen unter dem Titel: Gesichte des Sehers von Joseph v. Görres. Leipzig 1857). — *Aus Vetter Michels Leben (Wahrheit und Dichtung).

Jahrg. 1829: Das deutsche Bedlam. — Ueber das Recht der Todten. — Frechheit und kein Ende. — Gedichte des Königs Ludwig.

Jahrg. 1831: Görres' Brief an Liesching d. d. 15. Sept. 1822. — Jahrg. 1832: Die neue kgl. bayerische Staatszeitung. — Die neue bayerische Staatszeitung, ihr Apologet und ihre Ankündigung. — Staat, Kirche und Cholera u. A.

14. In der Zeitschrift Inland, Jahrg. 1830, Nr. 338 f.: Wider die Strauchritter in den Blättern für liter. Unterhaltung.

15. In Kerz' Katholischer Literaturzeitung, Jahrg.

1830: Recension über Sailers „Erinnerungen an und für Geistesverwandte".

16. In W. Menzels Literaturblatt, Jahrg. 1831, Nr. 27: Achim von Arnim.

17. Im Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Leser, Jahrg. 1835, Nr. 78 ff.: Anzeige und Besprechung des Buches der Bettina von Arnim: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Berlin 1835, 3 Bde. — Vgl. auch Menzels Literaturblatt, 1835, Nr. 108.

18. In den Historisch-politischen Blättern gemäß einer redactionellen Mittheilung in denselben Bd. XXI. S. 311:

Bd. I. Weltlage: I. Umschau in der Gegenwart. — Erinnerung an Möhler. — *Kurze Weltchronik. — Weltlage: I. Das germanische Element. II. Die politische Begründung der früheren Ordnung.

Bd. II. Correspondenz. — Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers (erweitert auch separat erschienen Regensburg 1838).

Bd. III. *Neujahrspredigt des verneinenden Geistes bei der 5599sten Jubelfeier des Sündenfalls.

Bd. IV. Zweites Jahresgedächtniß des zwanzigsten Novembers (separat erschienen Regensburg 1840).

Bd. V. *Malbergische Glossen zum Weltlauf. — Glosse zu den malbergischen Glossen.

Bd. VI. *Friedrich Wilhelm III. und sein Nachfolger.

Bd. VIII. Ueber das medizinische System von Ringseis (separat erschienen Regensburg 1841).

Bd. IX. Ein Theil des Artikels: Die Berufung deutscher Gelehrten nach Berlin, von Seite 48—57.

Bd. X. Lord Shrewsbury an die Puseyten.

Bd. XI. Menzels Literaturblatt über den Kölner Dom. — Die Verlogenheit in Exeter-Hall und die Phantasmagorien in dem Raumer'schen historischen Taschenbuche. — *Kirche und Staat, nach der neuesten Schrift des Erzbischofs von Köln, Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering.

Bd. XII. Kurze Antwort auf eine weitläufige Frage, oder: „Was wollen eigentlich die Münchener Historisch-politischen

Blätter für das katholische Deutschland?" Leipzig, Verlag von Fort, 1843. — Die protestantische Polemik, oder: „Die evangelisch-lutherische Kirche in Bayern und die Insinuation des Herrn Prof. Döllinger. Von Dr. H. G. Harleß." Erlangen, Verlag von Th. Bläsing, 1843.

Bd. XIII. *Der Gustav Adolphs-Verein und die irische Sache.

Bd. XIV. Ueber eine zeitgemäße Ausbreitung des kirchlichen Gebetskreises. — Die Wallfahrt nach Trier (Bruchstücke aus der Schrift gleichen Namens).

Bd. XV. Der Hirtenbrief des Bischofs von Trier. — Glosse. — *Die Moral aus den Vorgängen in der Schweiz.

Bd. XVI. Die Heilwirkungen bei der Ausstellung in Trier. — Die Jesuitenfragen: I. Der hl. Ignatius von Loyola und sein Orden. II. Das erste Noviziat des Ordens in der Geschichte. (Der Aufsatz: *„Der Leipzieger Handel" [Bd. XVI. S. 420 ff.] ist in der Aufzählung übergangen.)

Bd. XVII. *Mane, Thecel, Phares. — *Ministerium, Reichsrath, rechte und unrechte Mitte. — Tod des Papstes Gregor XVI.

Bd. XVIII. Der Brief des Grafen Montalembert an die Redaction.

Bd. XIX. Erklärung. — Die zweite Rede des Grafen Montalembert. — *Zeitgeschichtliche Glossen. — Der Anfang des Artikels: „Die Allgemeine Zeitung und die Historisch-politischen Blätter" von S. 767—779.

Bd. XX. Joseph Freiherr von Giovanelli: Bruchstücke zur Geschichte und Charakteristik Tirols. Drittes Fragment.

Bd. XXI. *Die Aspecten an der Zeitenwende. Zum neuen Jahre 1848.

19. In der Neuen Sion 1845, I. Jahrg., Nr. 3: Schreiben an den hochw. Bischof von Trient über Maria von Mörl, d. d. Botzen, den 19. Oktober 1835.

Anmerkung: Die genannten Aufsätze sind theils mit, theils ohne Namen, einzelne auch unter dem Pseudonym: Orion, andere unter dem Zeichen: J. G. oder g—s u. s. w. veröffentlicht. Die anonym erschienenen ließen sich durch Styl, Chiffre, durch Andeu-

tungen von Görres selbst und gelegentliche Notizen in den Briefsammlungen, durch gütige Mittheilungen von früheren Freunden und Schülern des Mannes u. s. w. mit Sicherheit als von Görres herrührend ermitteln.

IV. Joseph von Görres' Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Marie Görres. Erste Abtheilung. Politische Schriften. 6 Bde. München 1854—1860. Sie enthalten neben dem schon Bezeichneten nachfolgende bisher ungedruckte Pièçen: Fall der Religion und ihre Wiedergeburt (I. S. 133—188). — Briefe (bezüglich des Koblenzer Hülfsvereins) (III. S. 438—444). — Ueber das Verhältniß der Rheinlande zu Preußen (III. S. 447—472). (Wahrscheinlich die Grundlage des 1818 von Görres an den Staatskanzler von Hardenberg überreichten Memorandums.) — Ungedruckter Nachtrag (Correspondenz bezüglich der Berufung nach Bayern, IV. S. 667—692). — Aphorismen. 1822—1823 (V. S. 127—174). — Krieg oder Frieden? An die Kriegspartei in Frankreich. 1831 (V. 410—472).

V. Joseph von Görres' gesammelte Schriften. Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Marie Görres. Erster Band. Familienbriefe. München 1858. — Zweiter und dritter Band. Freundesbriefe. Herausgegeben von Franz Binder. München 1874. Dieselben bergen eine Fülle biographischen Materials.

VI. Dem Verfasser haben außerdem einige bisher ungedruckte Vorlesungen, Recensionen und fragmentarische Aufsätze von Görres zur Benutzung vorgelegen.

Anmerkung. Die namentlich von gegnerischer Seite unserm Görres zugetheilte Schrift: „Der politische Thierkreis" ist nicht von ihm geschrieben worden gemäß seiner eigenen Erklärung in der Münchener politischen Zeitung vom 3. Februar 1830 und im Inland vom 12. und 13. December 1830. — Ob er auch an Murhards politischen Annalen (Bd. V. u. VI.), am Rheinisch-westfälischen Anzeiger und an Wachlers theologischen Nachrichten (1816) sich betheiligt habe, konnten wir nicht mit Sicherheit ermitteln.

B. Schriften über Görres.

I. Selbstständige Schriften:

1. Joseph von Görres. Eine Skizze seines Lebens. 1. und 2. Aufl. Regensburg 1848. 39 Seiten.

2. Erinnerung an J. v. Görres. Eine Rede, gehalten bei dem feierlichen Gottesdienste für den Verewigten den 3. Februar 1848 von Prof. Dan. Haneberg. München 1848 (Separat-Abdruck aus den Hist.-pol. Bl. Bd. XXI.).

3. Einige Stunden bei Görres. Von S. Brunner. 1. und 2. Aufl. Regensburg 1848.

4. Johann Joseph v. Görres. Ein Denkmal aus seinen Schriften auferbaut. Aachen 1854. (Von Dr. J. A. M. Brühl. Voran geht ein aus den Schilderungen Guido Görres', Hanebergs und Sepps zusammengestelltes Lebensbild p. I—LXXI.)

5. Leben und Wirken des Joseph von Görres. Im fünfzehnten Bändchen der von Albert Werfer herausgegebenen Sammlung „Leben ausgezeichneter Katholiken der drei letzten Jahrhunderte". Schaffhausen 1859. 114 Seiten.

6. Denkschrift in der Prozeßsache der Erben des am 29. Januar 1848 in München verlebten Professors Jos. v. Görres, Kläger, gegen den Königl. Preußischen Fiscus u. s. w. von Adams I. Augsburg 1863.

7. Joseph von Görres. Ein Lebensbild von Dr. J. B. Heinrich. Frankfurt 1867 (Broschüren-Verein). 32 Seiten.

8. Stimmen aus dem Rheinlande vor dessen Vereinigung mit Preußen. Von Arnold Schäfer. Rede, gehalten am 3. August 1875 in der Aula der Fr.-W.-Universität. Bonn 1875. 26 Seiten (Ueber Görres zur Zeit der französischen Revolution).

II. Längere oder kürzere Biographien in Einzelschriften, Sammelwerken und Zeitschriften.

1. Lampadius, Görres als Verfasser des rothen Blattes und des Rübezahl. Im Almanach der Universität Heidelberg. Germanien 1815.

2. Zeitgenossen, Biographien und Charakteristiken. Leipzig 1820. Bd. IV. S. 171.

3. Joh. G. Meusel, Das gelehrte Teutschland, oder Lexicon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller. Bd. XIII. 481. XVII. 141. XX. 397. Voll von Fehlern.

4. v. Schaden, Das gelehrte München, 1834, S. 38.

5. Chr. v. Stramberg, Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius, welcher die nützlichsten und angenehmsten geographischen, historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms darstellt. II. Abth. Bd. II. Koblenz 1845; enthält auch Auszüge aus Görres' ersten Schriften.

6. Theodor Mundt, Freihafen. Altona 1838 ff.

7. Realencyclopädie für das katholische Deutschland. Regensburg 1847, S. 879 ff. (Von Dr. Sepp.)

8. Schwenk, Literärische Charakteristiken. Frankfurt 1847.

9. Augsburger Allgemeine Zeitung 1848. Nr. 27, 30, 32, 37, 38, 90.

10. Augsburger Postzeitung 1848.

11. Historisch-politische Blätter:

Bd. XXI. Erinnerung an Jos. v. Görres. Eine Rede, gehalten u. s. w. von Prof. Dan. Haneberg.

Bd. XXVII. Joseph von Görres. (Seine Jugendzeit, Fragment einer beabsichtigten ausführlichen Biographie von Guido Görres.)

Bd. XXXII. Joseph von Görres aus seinen Schriften. Zwei Monate nach seinem Tode (von E. v. Lasaulx).

Bd. XLV. Der alte Görres als Kämpe für Deutschlands Ehre und Recht (von Balduin Frank).

12. Kirchenlexikon. Herausgegeben von Wetzer und Welte. Freiburg 1850. Bd. IV. 575. (Von Dr. Sepp.)

13. Leipziger Illustrirte Zeitung 1848, Nr. 242.

14. Gegenwart, Leipzig 1849. Bd. II. Heft 20.

15. Neuer Nekrolog der Deutschen. 26. Jahrg. 1848. I. Theil, S. 131 ff. Weimar 1850. (Eine Zusammenstellung aus der Sepp'schen Broschüre, der Illustrirten und der Allgemeinen Zeitung mit tendenziösen Zuthaten.)

16. Thesaurus librorum rei cath. 2 Bde. S. 312. Würzburg 1850. (Zusammengetragen aus fremden, einander widersprechenden Urtheilen.

17. M. Brühl, Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. II. Ausgabe 1861, S. 753.

18. Döring in der Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber. Erste Section, 72. Theil. Leipzig 1861, S. 125. (Ziemlich objectiv gehalten, aber starke Benutzung der Hist.-pol. Bl.)

19. K. Gödecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Aufl. Dresden 1862—63. Bd. III. 87.

20. Jos. Kehrein, Biographisch-literarisches Lexicon der kath. deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrhundert. Zürich, Stuttgart und Würzburg 1868. Bd. I. 118.

21. Aus den gelegentlich des Centenariums über Görres erschienenen Aufsätzen sind hervorzuheben die von Dr. M. Strodl in den Hist.-pol. Bl. veröffentlichten Artikel über „J. J. Görres' politischen und wissenschaftlichen Entwickelungsgang", die von P. J. B. Diel verfaßten Görres-Artikel der „Stimmen aus Maria-Laach", sowie die gedruckten Reden von Dr. Heinrich und Dr. J. Bach.

III. Gelegentliche Notizen, freundliche und feindliche Urtheile über Görres und seine Schriften.

1. Aurora, Jahrg. 1804. Anzeige seiner Uebersetzung von Fourcroy's chem. Tabellen — seiner Aphorismen über Kunst — seiner Aphorismen über Organonomie.

2. Morgenblatt, Jahrg. 1808, enthält nicht weniger als 14 Schmähartikel über Görres, Arnim und Brentano.

3. Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, Jahrg. 1809. v. Hagens Angriffe auf Görres, zurückgewiesen von J. Grimm in den Heidelberger Jahrbüchern von 1811.

4. Heidelberger Jahrbücher, Jahrg. 1810, S. 113. Recension der Mythengeschichte durch W(indischmann) u. A.

5. Fr. Bouterweck, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Göttingen 1819. Bd. XI. 331.

6. J. H. Voß, Antisymbolik. 2. Th. S. 252.

7. H. G. E. Paulus im Sophronizon, Jahrg. 1827, S. 115 ff.: „Warum eifert J. Görres gegen Voß?"

8. Blätter für literarische Unterhaltung 1835.

9. Laube, Geschichte der deutschen Dichtung. Stuttgart 1839 ff. Bd. III. 150.

10. Die Zeitschrift „Biene", Jahrg. 1843.

11. G. Gervinus, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Leipzig 1844. Bd. II. 327.

12. J. B. Salfinger, Rundschau in kirchlichen Lebensgebieten Deutschlands u. s. w. Regensburg 1846. S. 24.

13. Jos. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts. Hamburg und Gotha 1845 ff. Bd. III. 354.

14. Kirche und Staat in Bayern unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern. Eine kirchlich-politische Denkschrift. (Von Dr. M. Strodl.) Schaffhausen 1849.

15. Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein. Berlin 1849—51. 6 Bde.

16. Cl. Brentano's Ges. Schriften, herausgegeben von Christian Brentano. VIII. (I.) und IX. (II.) Band: Ges. Briefe. Frankfurt 1851—55.

17. Cl. Th. Perthes, Fr. Perthes' Leben. Hamburg und Gotha 1851. 3 Bde.

18. Hallesches „Volksblatt für Stadt und Land", Jahrg. 1852, Nr. 95.

19. W. Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Stuttgart 1853. Bd. I. S. 157.

20. Julian Schmidt, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod. Leipzig 1858. Bd. II. 233, 377.

21. Heinr. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur u. s. w. Leipzig 1870. Bd. III. 2, 11a, 12a, 635b, 637b, 709a, 641a, 725b, 788b.

22. Sulpiz Boisserée. Stuttgart 1862. 2 Bde.

23. Ludwig Clarus, Simeon. Wanderungen und Heimkehr eines christlichen Forschers. Schaffhausen 1862. 3 Bde.

24. Ferd. Walter, Aus meinem Leben. Bonn 1865.

25. Aug. Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Leipzig 1866. 3 Bde. S. 3253.

26. Frhr. Jos. v. Eichendorff, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Paderborn 1866. II. Theil, S. 50 ff.

27. Jos. v. Eichendorff, Vermischte Schriften. Paderborn 1866. S. 305.

28. K. Werner, Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der christlichen Theologie. Schaffhausen 1867. Bd. V. S. 255, 438, 487, 517.

29. G. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte. Leipzig 1868. Bd. II. 59.

30. Al. Dominicus, Koblenz unter dem letzten Kurfürsten von Trier, Clemens Wenceslaus, 1768—1794. Koblenz 1869.

31. Joh. Janssen, Joh. Fr. Böhmers Leben. Freiburg 1868. 3 Bde.

32. Aus Schellings Leben in Briefen. Leipzig 1870. 3 Bde.

33. Stimmen aus Maria-Laach. Freiburg 1872. Bd. III. und Jahrg. 1876.

34. W. Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur. Freiburg 1873. S. 628.

35. Franz Binder, Erinnerung an Marie Görres. München 1872. (Separat-Abdruck aus den Hist.-pol. Bl.)

36. Erlebnisse des Bernhard Ritter von Meyer. Herausgegeben von dessen Sohne B. Ritter von Meyer. Wien und Pest 1875. 2 Bde.

37. Erinnerungen von Dr. von Ringseis. Hist.-pol. Blätter LXXVI. Neue Folge LXXVII.

38. Blätter für literarische Unterhaltung. Jahrg. 1875, Nr. 21. (Von Moritz Carriere.)

39. Allgemeine Zeitung, Jahrg. 1875, Nr. 51. (Von Julian Schmidt.)

Vgl. außerdem die Literaturgeschichten von Gottschall (I. 439), [illegible]e (216), Barthel (39), die katholischen Literaturgeschich-

ten von Gredy (14, 115), Hüppe (255, 268), Reuter (113), Brugier (404) und andere literarische und geschichtliche Werke. Weitere Hülfsquellen sind in der Schrift selbst genannt. Vom Verfasser sind außerdem vielfache mündliche und schriftliche Mittheilungen von Verwandten, früheren Freunden und Schülern Görres' benutzt worden.

Inhalt.

und die Revolution“ die kirchliche Bedeutung aller Geschichte nachweist 315—320. Görres bekämpft den flachen Rationalismus eines Nicolai und Voß — der niedersächsische Bauer wittert überall die Spitze des römischen Dolches — Görres ein „Päpstler“ — nachträgliche Antwort — beißende Ironie auf den altheidnischen Classicismus — seine damalige Stellung Rom und der Kirche gegenüber 321—326. Das Vorwort zu der Schrift: „Die heilige Allianz u. s. w.“ — der Brief an Liesching sein religiös-politisches Glaubensbekenntniß 327—328. Wie er nur der Wahrheit dienen gemocht — Abschluß der religiösen Entwicklung von ihrer theoretischen Seite 329—330.

XXIV. Görres als Vorkämpfer des Glaubens und der Rechte der Kirche im Katholik 331—365.

Traurige Lage der katholischen Kirche in Deutschland 331—332. Gründung des „Katholik“ — muß vor der Censur nach Straßburg flüchten — Görres' Verbindung mit Räß, Weiß und Liebermann — ist wieder herzlich bei seiner Kirche — hervorragender Mitarbeiter des Blattes — ist 3 Jahre (1824—26) ununterbrochen als solcher thätig 333—335. Besorgt zeitweilig alle Redactionsgeschäfte — ist thätig für Vervollkommnung und Verbreitung — Vorschläge in Honorar- und Verlagsangelegenheiten 335—337. Plan einer Druckerei — Brentano bei und über Görres — dessen Freude, daß Gott ihn von Babel nach Jerusalem geführt — was ihm Görres' ganzes Gesetz und seine Propheten groß und klein seien 338—340. Aufsätze in durchaus katholischem Geiste — aus tiefster Seele — mit seinem Herzblut geschrieben — Görres' Uneigennützigkeit — Wahrheitsliebe — Ansehen des Katholiken — ist in Preußen mißliebig geworden — angesehene Stimmen über denselben: v. Gerlach — J. H. Windischmann — Böhmer — de Maistre — Brentano 340—342. Die Kirchenverfolgung in Holland ein fulminanter Aufsatz — Görres beklagt sich, daß ihn Brentano zum Doctor der Theologie creirt und als Inauguraldissertation nichts Geringeres, als so die Theologie im Ganzen aufgegeben — Brentano freut sich über Görres, wie eine fromme Mutter über ihr Kind, das von verkehrten Wegen zurückgekehrt 343—347. J. H. „Voß und seine Todesfeier in Heidelberg“ — ein wahrhaftes Porträt Vossens und damit des vulgären Rationalismus — Voß ganz der sassische Bauer — wie derselbe die Grenzen seines Besitzes mit der Dornhecke der Polemik eingefriedigt — dessen launenhafte Empfindlichkeit — über seine Dogmatik 347—351. Wie der Aufsatz viele böse Gesichter gemacht 351—352. „Der Ubligenschwyler Handel“ — Grenzscheide zwischen Staat und Kirche — falsche Geschichtsschreibung — die Immunität der Geistlichen und die Freiheit der Kirche von theologischem Standpunkte aus nachgewiesen — welche Grundsätze den Staat in eine Räuber- und Diebeshöhle umschaffen 352—359. „Der hl. Franziskus von Assisi, ein Troubadour“ — grundlegend für das Studium der Mystik — ein poesieduftendes Büchlein — daß Franz nicht blos ein großer Heiliger, sondern auch ein wahrhafter Troubadour gewesen — wundervolle Accorde 359—362. „Emanuel Swedenborg“ — eine intri-

XXXIII. Christliche Politik. — Verhältniß zwischen Kirche und Staat.

Daß nur im Anschluß an die Kirche eine genügende Einsicht in das Wesen der wahren Politik zu erlangen ist — die Staatslehre des Heidenthums — der moderne Staat — Görres' Stellung zu demselben — 550—553. Seine politischen Grundanschauungen: Genesis des Staates — dessen Organismus und Zweck — stammt aus Gottes Gnade 553—556. Die unterste und breiteste Grundlage des staatlichen Lebens — Theokratie — Monarchie — Demokratie — auf- und absteigender Gang der Verfassung in der alten und neueren Geschichte 556—558. Görres' Stellung gegenüber den verschiedenen historisch gewordenen Staatsformen — der Brief an Liesching — ist Monarchist und Legitimist — warum er seiner Zeit weniger für das royalistische Element eingetreten 558—561. Er bekämpft den Fürstenabsolutismus — als bestes Schutzmittel wider diesen und die absolute Souveränität des Volkes erscheint ihm die Monarchie mit ständischer Verfassung — entgegen der modernen Staatsweisheit — wie er für diese Idee zeitlebens gekämpft — die neuen Institutionen sollen friedlich mit den alten zu einer ständischen Gliederung sich vereinen — Ständeversammlung — Gegner des Zweikammersystems — die Stände sollen in drei Curien geordnet eine Kammer bilden 561—570. Görres und die modernen Politiker — er will im Gegensatz zu ihnen einen christlichen Staat — Görres und die großen Theologen und Politiker des Mittelalters — Görres und Mallinckrodt 570—573. Verhältniß zwischen Kirche und Staat — Görres' Anschauungen darüber in seiner Jugendzeit — in seinem Mannesalter — Endzweck der beiden Anstalten — die Kirche ist das Höhere, Uebergeordnete — welches Princip er in verschiedenen Schriften vertheidigt 573—576. Tritt dadurch in Gegensatz zu zwei antikirchlichen Strömungen unserer Zeit, steht aber in Einklang mit der christlich-mittelalterlichen Idee — wie jene Ueberordnung keineswegs die Staatsgewalt beseitigt oder in ihren Rechten schmälert — der Staat ist in seinem irdischen Bestande gänzlich unabhängig von der Kirche — beide sind coordinirt, insofern sie ihre eigene Rechtssphäre haben — der Staat der Kirche subordinirt, sobald das übernatürliche Endziel des Menschen in Frage kommt — Görres fordert die volle und ganze kirchliche Freiheit 576—581. Will nicht die gänzliche Trennung von Staat und Kirche — Verkehrtheit dieses Princips — die Stellung zu demselben in unsern Tagen — das gottgewollte Verhältniß zwischen beiden Anstalten — durch die Reformation und eine gottentfremdete Politik von Grund aus zerstört — wie nur durch Wiederherstellung jenes Verhältnisses der Welt der Friede zurückgegeben werden kann 581—585.

XXXIV. Christliche Kunst. — Görres' Schriften 585—597.

Frühzeitige Kunstbestrebungen — wie Görres später an erster Stelle den religiösen Zweck aller Kunst in's Auge faßt 586. Die christliche Kunst — Einfluß des Christenthums und des gött-

Personenregister.

A.

B.

C.

